Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

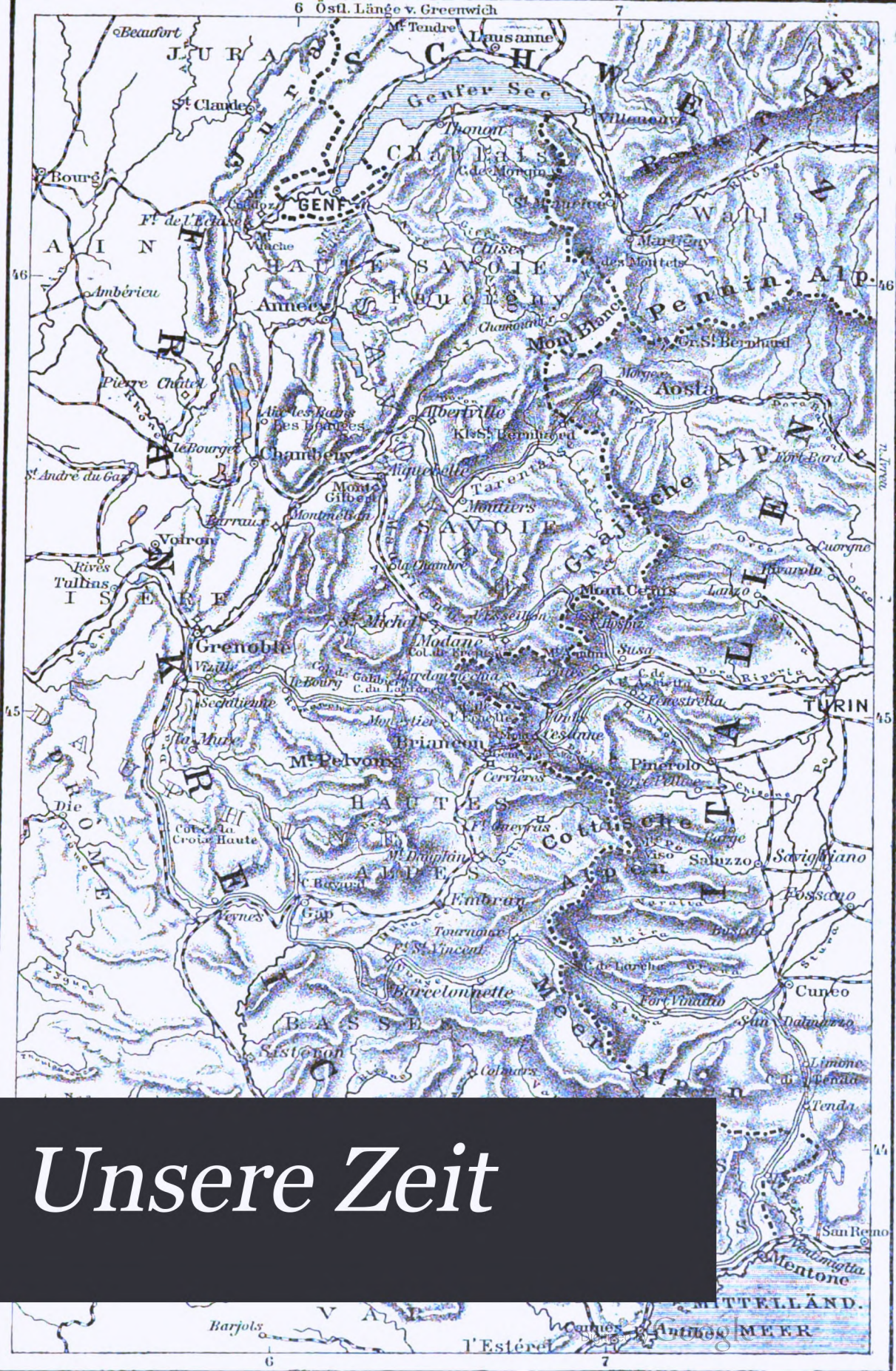
+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

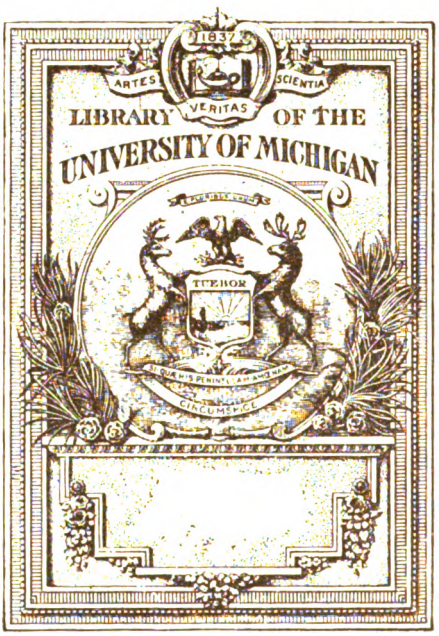
Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.



Unsere Zeit

Digitized by Google



Digitized by Google

830.6
U6

Digitized by Google

Digitized by Google

Unsere Zeit.

Deutsche Revue der Gegenwart.

Digitized by Google

Digitized by Google

Unsere Zeit.

Deutsche Revue der Gegenwart.

Herausgegeben

von

Friedrich Bienemann.

Jahrgang 1890.

Zweiter Band.

Mit 1 Karte und 3 Abbildungen.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.

1890.

Digitized by Google

Digitized by Google

Ein Ausflug nach dem Montserrat.

Von Professor **Dr. Gustav Hirschfeld** in Königsberg.

Auch in den Entschlüssen und Handlungen, bei welchen wir ganz frei zu sein glauben, sind wir unterthan unserer Zeit. Dieser Beginn klingt für mein Thema etwas seltsam und er bedarf daher einer Erläuterung. Als ich während des Sommers 1889 den Plan faßte, in einem der Herbstmonate Spanien zu besuchen, glaubte ich eine völlig selbständige Handlung zu begehen, und dies um so mehr, als ich ein ganz anders geartetes Vorhaben durch eigene Initiative erst allmählich in diese Form gebracht hatte. Aber — ich darf es nicht leugnen, ich habe mich einer Täuschung hingegeben; denn siehe da, ich bin nur einem Zuge dieser Zeit gefolgt, nach welchem die Pilgerscharen, die alljährlich aus dem nördlichen Europa nach dem Süden ziehen, ganz leise anfangen sich zu theilen, nicht mehr in einem Strome hineinfließen nach Italien, sondern langsam beginnen abzubiegen, die einen nach Südost, nach Griechenland und dem Orient, die andern nach Südwest, nach der Halbinsel der Pyrenäen. Freilich ist dieser dritte Arm noch bei weitem der schwächste. Aber jetzt nach meiner Rückkehr, da ich achtsamer geworden bin auf die Symptome, soweit sie in Tagesblättern und Zeitschriften ans Licht treten, ist es mir unzweifelhaft geworden, daß jener Seitenarm wirklich nicht mehr blos bei Engländern und Franzosen, sondern auch bei uns vorhanden ist. An Stärke wird er weder den orientalischen, noch vollends den italischen voraussichtlich je erreichen: wem Gott einmal die Gunst erweist, daß er ihn in die weite Welt schickt, der pilgere getrost auch ferner zuerst nach Italien, das an Reichthum und Mannichfaltigkeit seiner natürlichen und künstlerischen Reize für die Menschen unserer Bildung immer obenanstehen wird. Wem dann mehr vergönnt ist, der wende sich doch zunächst nach Südosten, zu den Ländern, die nicht blos deshalb von so tiefer Wirkung sind, weil sie die goldene Jugend unserer Cultur haben zeitigen dürfen, sondern vorzüglich, weil ihre wunderbare natürliche Gestaltung uns das Reifen so herrlicher Früchte erst recht verstehen lehrt.

Also Italien und der griechische Orient mögen denn die ersten Ziele aller derer bleiben, denen ein gütiges Schicksal vergönnt, ihre Bildung auf dem leichtesten Wege aus einer mehr erlernten in eine mehr erlebte umzuwandeln.

Mit ganz andern Zügen blickt uns das von uns abgewendete Antlitz der Iberischen Halbinsel an, wenn wir uns einmal die Mühe nehmen, ihm gegenüberzutreten. Noch heute nach so vielen

410519

Digitized by Google

Jahrhunderten will es uns bedünken, als sei das Land nicht hinausgekommen über den Charakter eines colonisirten, das einst höher Gesittete an einzelnen passenden Stellen besiedelten. Dünn gesäet erscheinen die sogenannten Sehenswürdigkeiten, und auf verhältnißmäßig wenige Punkte das beschränkt, was als Natur- oder Menschenwerk tiefgehende Eindrücke hervorbringt. An Italien darf man dies Land nicht messen; doch soll ohne weiteres zugestanden werden, daß selbst das, was es besitzt an Reizen und Schätzen, großentheils noch höchst unvollkommen bekannt ist: da liegen lohnende Aufgaben für viele Köpfe und Hände; um nur dies eine zu nennen, was mir besonders nahe liegt: von den Resten des classischen Alterthums in Spanien, ihrer Anzahl und Bedeutung, hat das übrige Europa nicht eine entfernte Vorstellung.

Gerade diese geringe Bekanntheit des Landes gibt mir den Muth, hier eine Episode aus einer ganz flüchtigen Reise vorzulegen, einen Muth, der, wie ich nur ruhig gestehen will, gewachsen ist, seit ich nach meiner Rückkehr wahrgenommen habe, daß ein volles Bild irgendeiner Einzelheit in Spanien noch aus keiner der Reisebeschreibungen zu gewinnen ist. Und doch gibt es auch auf diesem Gebiete keinen Weg, der so sicher zur Einsicht ins Allgemeine, zur Erkenntniß von Menschen und Dingen führte, wie die sorgsame und allseitige Betrachtung einer Einzelheit. Und darum will ich mich hier an einen Gegenstand halten, der sich mir wie von selber dadurch aufdrängte, daß er mit ganz ungewöhnlicher Stärke mich ergriff und fesselte.

Im Anfang des September reiste ich mit einem Freunde durch den gesegneten Süden Frankreichs, am Fuße der Pyrenäen entlang nach Biarritz, in der Ecke des Biscayischen Meerbusens; hier schlüpften wir durch den engen Durchlaß, den eine gütige Natur verstattet, nach Spanien hinein und in einem Zuge bis Madrid, sahen den Escorial und das hochgethürmte Toledo, eilten nach Süden, nach Cordova, Sevilla, Granada, kurz machten die sogenannte große Tour, wie die Sehenswürdigkeiten und die Eisenbahnlinien sie mit sich bringen. Unaufhörlich wurden wir in angenehmster Weise daran erinnert, daß wir uns nicht in einem abgenutzten Touristenlande befanden: denn noch ziehen sich die gebildeten Bewohner nicht scheu zurück vor der Berührung mit dem Fremden, noch bietet er ihnen eine willkommene Abwechselung, und sie vergelten ihm das durch eine unvergleichliche Liebenswürdigkeit der äußern Formen, auf die ja doch der Fremde auch nur einzig und allein Anspruch hat, und die man bei uns zu Lande, meiner Ueberzeugung nach, etwas zu gering anschlägt. Es ist wirklich etwas recht Hübsches, in einem Lande zu reisen, wo es für selbstverständlich gilt, daß ein Mensch verbindlich sei gegen den andern, auch wenn er ihm noch nicht vorgestellt ist. Man täusche sich nicht, auch das bedeutet alte Cultur!

In den letzten Tagen des vergangenen September reisten wir auf dem langen Umwege, wie ihn die spanische Bahn dort leider noch vorschreibt, aus dem Süden des Landes, aus Andalusien, zur Mitte der Ostküste hinauf, nach Valencia. Hatten wir nach schier unerträglicher Hitze in Sevilla uns schon an der Kühle Granadas erfrischen können, so umfing uns bei dem Eintritt in den grünen Küstenausschnitt, welchen sie den Garten von Valencia nennen, wieder eine feuchte und starke Wärme. Zwischen den weitgedehnten Feldern von Getreide, Reis und Wein und kurzge-

Digitized by Google

haltenen, fast strauchartigen Orangenbäumen erhoben sich Zuckerrohrpflanzungen, und ungezählte Gruppen hochragender Palmen, überraschend und morgenländisch anzuschauen, tauchten neben den hellen Landhäusern empor. Von Valencia an erschien das Mittelländische Meer und seine bewegte, mit altersgrauen Thürmen besetzte Küste oftmals zu unserer Rechten, bisweilen drang die dunkle blaue Flut hart bis an unsern Weg; links verschieben sich bergige Ketten bunt und mannichfaltig ineinander, an ihrem Fuße grüne Pflanzungen, die fast bis zum Rande des Wassers hinabziehen; diesem Culturbilde fehlt natürlich eine reiche Besiedelung nicht. So kamen wir, durch immer neue Eindrücke angeregt, nach etwa 36 Stunden noch ziemlich frisch in Tarragona an, das will sagen, wir fuhren aus dem frühern Königreich Valencia nach Catalonien hinein, dem nordöstlichen Theile Spaniens, der noch diesseit des Ebro beginnt, dessen flutenreiches Bett wir bei Tortosa überschritten. Am nächsten Morgen betrachteten wir jene großartigen und zahlreichen Reste, welche die antike Bedeutung der Stadt Tarraco bezeugen, und machten uns nachmittags auf den Weg nach dem Norden, nach der letzten großen Stadt dieser Küste, nach Barcelona, das in moderner Zeit in Wichtigkeit und Bedeutung die antike Rolle Tarragonas übernommen hat. Barcelona sollte zugleich unser letztes Ziel in Spanien sein, durch den östlichen Durchlaß zwischen Pyrenäen und Meer wollten wir in den nächsten Tagen wieder nach Norden eilen.

Nun hat auch eine wohl ausgenützte Vergnügungstour immer den Charakter einer Arbeit, gegen deren Ende wir uns eines gewissen Behagens nicht erwehren können. Das Eisenbahncoupé war weit über spanische Verhältnisse anständig, eine Art von Salon, in dem wir nach Gefallen herumgehen und, da wir die einzigen Passagiere waren, bald rechts auf das Meer, bald links auf die Landschaft blicken konnten; und es verlohnte sich schon der Mühe, denn ein anmuthigeres Bild als diese leichtbewegten, weinbestandenen Gelände ließ sich nicht denken, wo auf höhern Kuppen friedliche Ortschaften thronten mit hohen Kirchthürmen, durch die abendliche Beleuchtung zu wundervoller Schärfe und, wenn ich einmal so sagen darf, zu einer durchschimmernden Körperlichkeit erhoben. Hier ist das Land noch jetzt voll von Denkmälern antiker Größe: imposante Grabmonumente, ein Triumphbogen, römische Straßenreste. Augenblick und Stimmung waren so recht dazu angethan, die Phantasie eingehen zu lassen in ferne Zeiten. Hier war Hannibal entlang gezogen, Gothen und Mauren; aber vor allem dachten wir des Kaisers Augustus, der vor 1900 Jahren in Tarraco einen ganzen Herbst, 27 n. Chr., verlebte, und wenn Neid so weit zurückreichen kann, beneideten wir ihn gründlich. Da, im letzten Abendschimmer wendeten sich meine Augen noch einmal links hinaus, und mit einem Ausrufe des Erstaunens, ja ich darf fast sagen des Entsetzens, fuhr ich zurück: wie emporgezaubert aus dem Boden, einer Erscheinung gleich, stand da im Grunde riesengroß eine Bergeswand, die mit unzähligen Spitzen, Zähnen, Zinken und Zacken gen Himmel ragt; dabei gab der Abendduft dem Gebilde etwas Unkörperliches, gleichsam Durchsichtiges, ganz so wie man an schönen Sommerabenden den Sant'-Angelo sieht, der sich am Golf von Neapel über Sorrent erhebt. Und auch hier war das Gebilde wirklich und nichts anderes als der heilige Berg Cataloniens, der Montserrat, der zer-

Digitized by Google

sägte Berg, der selbsterwählte Sitz der heiligen Jungfrau. Immer wilder, drohender, gespensterhafter bei schnell zunehmender Dämmerung begleitete uns die Erscheinung. Als wir bei hereingebrochener Nacht einfuhren in Barcelona, stand uns dies als Vorsatz fest: eine Pilgerfahrt auf den Montserrat. Und anderthalb Tage später ließen wir das heitere, bewegte, lebensfrohe Barcelona hinter uns und fuhren aufs neue ins Land hinein nach Westen auf der Linie nach Saragossa: denn also lagert sich der Montserrat, daß die Linie von Tarragona südlich, die nach Saragossa nördlich an ihm vorüberführt; zwischen ein paar Bergflüsse, den längern von Norden kommenden Llobregat und Cardoner und die ostwärts gewendete Naya, die sich im rechten Winkel bei Martorell, 24—25 Kilometer vom Meere, begegnen, ist er hineingeschoben wie eine gewaltige Landzunge, die von WNW. nach OSO. gerichtet ist, 22 Kilometer im Umfange hat und an keiner Seite mit andern Erhebungen in einem ersichtlichen Zusammenhange steht.

Für solche Ausflüge ist in Spanien alles aufs schönste geordnet; jede Bahnverwaltung hat ein Bureau in der Stadt an irgendeiner bequem gelegenen Stelle: hier kann man sein Billet lösen, Gepäck aufgeben, einen gemeinsamen Omnibus benutzen, der um ganz geringen Entgelt zur Station bringt, oft eine Stunde vor der Abfahrt. Für den Montserrat gab es Rückfahrtkarten, die für Eisenbahn und Wagenverbindung galten. Allerlei nützliche Büchlein wurden im Burean verkauft, auch ein Wegweiser: „Drei Tage auf dem Montserrat", der mir ein guter Führer gewesen ist, und dem auch ich einen großen Theil der Aufschlüsse verdanke, die ich hier geben kann. Es gibt kaum einen sehenswerthen Punkt, wo nicht um ein Geringes ein kurzer Führer zu erwerben wäre: ich habe solche im Escorial bemerkt, in der Kirche San-Fernando zu Madrid, im Alcazar zu Sevilla. Sie sind spanisch geschrieben und ihrer ganzen Art nach auf Spanier berechnet; und es ist richtig, diese reisen wirklich in ihrem Lande, und in zahlreichen Händen habe ich jene Büchlein gesehen, wie sie mit einem gewissen Stolze und zugleich einem rührenden Eifer benutzt wurden.

Die Bahnlinie nähert sich allmählich dem Llobregat, und dabei kommen linker Hand Ost- und Nordseite des Montserrat zum Vorscheine und in immer größere Nähe. Auch hier erscheint der Berg als ein langgestreckter Wall und zeigt im ganzen die gleichen Umrisse wie von der andern Seite, nur in entgegengesetzter Richtung, an der Ostseite anscheinend langsamer aufsteigend als an der Westseite, wo er fast steil zu Thale fällt. Nach kaum zwei Stunden hält der Zug, etwa der Mitte des Berges gegenüber, an der Station von Monistrol, welche hier den Ausgangspunkt für die Bergbesteigung bietet, wie drüben im Süden Martorell. Während aber dort die letzten zwei Stunden nur zu Pferde gemacht werden können, hat im Norden die Eisenbahnverwaltung im Jahre 1859 eine gute fahrbare Straße angelegt, die bis zum Kloster hinaufsteigt. Am kleinen Bahnhofe von Monistrol herrscht wieder die beste Ordnung: ein freundlicher Mann nimmt uns in Empfang und führt uns zu den großen Gehäusen, in welchen wir auf den Berg gefahren werden sollen, Omnibusse, welche ein völlig vorsündflutliches Gepräge tragen; sie haben noch ein zweites hohes, oberes Stockwerk, schwarz überspannt, zum Hineinschieben von Gepäckstücken und Packeten; müssen sie doch zugleich für einen Theil der Bedürfnisse sorgen, die, wie wir

Digitized by Google

sehen werden, oben nicht gering sind. Wir hatten Coupéplätze genommen, die in einer Halbchaise hinter dem Kutschersitze lagen; neben uns setzte sich ein bescheidener Knabe zurecht; innen saßen etwa zehn Personen, Männer, Frauen, Kinder, auch ganz kleine, die in Spanien bei allen möglichen und unmöglichen Gelegenheiten auftauchen: abends in Bierhallen, in Cafés, in späten Theatervorstellungen, da die Mütter sie nirgends für sicherer zu halten scheinen, als wenn sie sie auf den Armen halten. Es vergingen nicht fünf Minuten, so waren die fünf Maulthiere eingespannt, zu zwei und drei, der Kutscher in blauer Bluse saß vor uns auf dem Bocke, sein Gehülfe, der Pferdeknecht, neben ihm, und fort ging es unter hellem Schellengeläute erst auf Monistrol zu, das unmittelbar am Bergfuße jenseit des Llobregat sich hinzieht. Eben rückten wir uns zurecht, um uns in den Aufbau des Berges zu versenken; unsere Mitpilger im Wagen, bäuerischen oder kleinbürgerlichen Standes, begannen ihre Eßkober auszupacken, ohne den ein verständiger Spanier nicht reist; wir hatten nichts, und doch lagen noch drei Stunden bis zum Kloster vor uns. Ich hoffe, ich habe mich nicht einmal unversehens begehrlich umgeblickt; aber jedenfalls fühlte ich mich plötzlich aus dem Wagen heraus kräftig beim Arme ergriffen und hatte, als ich mich umwendete, den freundlichen Anblick eines guten alten Frauengesichts und den beinahe noch freundlichern von zwei sehr kräftigen Brot- und Wurstschnitten, die sie uns zureichte. Denn hier wird fast mehr noch als bei Türken und Griechen für unanständig geachtet, selber zu essen, ohne die anwesenden Mitmenschen einzuladen. Solche Sitte läßt auch die beinahe feindselige Stimmung nicht aufkommen, in welche sich der Mensch bei uns in Deutschland gegen seine Mitreisenden hineinschweigt und die in ihrer unbegründeten und unwahren Gespreiztheit oft etwas unsagbar Lächerliches hat. Und wie belehrend kann die Beziehung werden, die oft durch ein Geringfügiges, das Anerbieten einer Cigarrette, angeknüpft wird. Hiermit haben denn auch wir eifrig gewirkt, auch auf unserer Pilgerfahrt zum Montserrat; und wo wäre auch Eintracht und Freundlichkeit gemeinsam Reisender mehr am Platze als auf so frommen Pfaden?

Auf alter Brücke überschritten wir den Llobregat, dann ein ganz kurzer Halt in Monistrol, und die Bergfahrt begann. Uns war eigen zu Muthe; was durften wir nicht erwarten, wenn wir nur das Postament betrachteten, das die heilige Jungfrau sich erwählt hatte! Jetzt, da wir ihm so nahe waren, lag der ungeheuere Aufbau zum ersten mal klar vor uns. Der Eindruck des Unnahbaren ist hier auf dieser Nordseite der erste und stärkste; dazu kommt, daß das Auge von hier aus keine Spur menschlicher Besiedelung wahrnehmen kann; wie ein verzaubertes Geheimniß liegt es vor uns. Die Geologen sagen uns, daß der Berg auf einer Sandsteinunterlage von 400 Meter aus einem Kalkconglomerat sich aufbaut, das der schweizerischen Nagelflue gleicht. Das Auge sieht dieses: durch den Unterbau ziehen sich fast der ganzen Länge nach mehrere grauschimmernde Schichten hin, wie Stufen, welche an ihrer Vorderseite steil und mit rundlichem Durchschnitte abfallen, nach oben zu hintereinander zurücktreten und in ihren Zwischenräumen mit dunkelm Grün bestanden sind, als wenn zwei farbige Streifen drei-, auch viermal wechselten. Und gerade diese Stufen sind es, welche eine in weiten Schleifen und Windungen geführte Fahrstraße verstatten. Von Monistrol

Digitized by Google

aus bis zum Kloster hat sie auf 11 Kilometer etwa 500 Meter Steigung zu überwinden und erlaubt daher kaum irgendwo etwas anderes als ein langsames Schrittfahren. Um so genauer kann man die Landschaft betrachten; die gelbdunkeln Bodenwellen unten werden immer wirkungsloser, die Schroffen oben zu unserer Seite immer gewaltiger. Wie in wirrer Flucht die Wellen eines sturmbewegten Meeres, so jagen oben in phantastischem Gewoge die Zacken, Spitzen, Nadeln hintereinander her, bis sie im Westen, im San-Jeronimo mit 1230 Meter ihre höchste Aufragung erreichen, aber damit auch um etwa 1000 Meter über das untere Wellenland sich erheben; nun ward es uns klar, weshalb der Berg von weitem erschien wie ein Gebilde, das plötzlich und unvermittelt aus dem Boden wächst. Die grünen Streifen, von denen ich sprach, entpuppen sich in den untern Regionen als Wein- und Olivenpflanzungen, in den höhern als immergrünes Buschwerk, hie und da ein Fichtenwäldchen eingestreut. Der eigentliche Kamm, der bald wie der emporgesträubte Rücken eines ungeheuern Drachens aussieht, ist kahl, seine Farbe grau, seine „Zersägung" eine Folge vom Auswaschen loserer Bestandtheile; bastionartig ist der unmittelbare Unterbau des Kammes. Diese Bastionen bestehen aus wulstförmig rundlichen, ungeheuern Bündeln, gleichsam aus Viertelsäulen; wo ihre Ränder aneinanderstoßen, hat spärliches Erdreich seinen Halt gefunden, hinreichend, um grünendes Buschwerk in langen, dünnen Strichen daran zu säumen, belebend und mildernd. Die Felsenspitzen (peñascos) starren bis zu 100 Meter empor; unerschöpflich wie ihre Verschiedenheit sind die Benennungen, welche die Umwohner den einzelnen oder kleinern Gruppen gegeben haben, und die zum Theil wenigstens von gewissen äußern Aehnlichkeiten (Finger, Flöten, Mönchsprocessionen u. s. f.), theils auch von den Heiligen der Eremitagen hergenommen sind; eine Spitze heißt der Elfuhrfelsen, weil er den Leuten von Monistrol eine Art Sonnenuhr ersetzt.

Tief unter uns und doch scheinbar ganz nahe lag Monistrol mit seinen mild gefärbten Häusern, deren Rückseiten uns in jedem Stockwerke große, offene, halbrunde Loggien zukehrten; jetzt sahen wir an den Windungen des Llobregat, mit welcher Mühe er sich, wenngleich durch den Cardoner verstärkt, seinen Weg um den Ostfuß des Montserrat herum bahnen muß. Im Norden verhüllten Wolken bald die Pyrenäen, dunkle Nebel hingen sich wenig verheißend an die Felsenspitzen des Berges, übermächtig von Wirkung. Nur wenige Häuser liegen an der Straße und unterbrechen die Oede; es war kalt und vollkommen dunkel, als wir gegen 7 Uhr abends durch ein Thor fuhren, dann noch ein kleines Stück aufwärts, eine kurze Wendung und wir halten im Hofe des Klosters von Montserrat. In allen übrigen Gegenden Südeuropas, die ich kenne, ist eine solche Ankunft wie die Abfahrt ohne einen erheblichen Aufwand von Lärm und Geschrei nicht zu denken. Hier stieg ein jeder in größter Ruhe aus, der Kutscher meldete einem heraustretenden Manne kurz, daß wir am nächsten Nachmittag wiederum im sogenannten Coupé zurückfahren würden, und über einige Wagendeichseln stolperte ich zu einer Thür, wo, wie man mir sagte, den Fremdlingen Quartiere angewiesen würden, und wo ich schon mit einem jüngern Manne zusammentraf, dem eine Laterne vorangetragen ward und der eben die Thür aufschloß, unmittelbar da er das Kommen des Wagens gehört hatte. Wir blieben in einem kleinen

Digitized by Google

Vorraume, der sanfte junge Mann öffnete ein Schiebfenster, ließ uns unsere Namen in ein Buch schreiben und entschuldigte sich, daß er uns beiden nur ein Zimmer und zwar ein sehr einfaches, anweisen könne. Wir erwiderten etwa, es sei gerade das, was wir wünschten; ein starker Bursche in einer rothverbrämten Jacke, einer Art von Uniform für die Mozos, die Hausdiener des Klosters, nahm einen gewaltigen Schlüssel in Empfang und führte uns hinaus, zunächst in einen kleinen Kramladen, wo man uns mit Freundlichkeit um 1½ Groschen ein schönes Licht verkaufte. So ausgerüstet betraten wir ein Haus und erreichten über eine Treppe einen langen Gang, wo die Thür Nr. 5 sich vor uns aufthat. Wir legten schnell unsere Sachen ab und baten den Mozo, wenn er alles zurechtgemacht, uns den Schlüssel hinüberzubringen zum Speisehause, das fast an unser Haus anstieß und durch die drei niedrigen Stockwerke hell und einladend erleuchtet war.

Drei Tage lang darf jedermann die Gastfreiheit des Klosters in Anspruch nehmen; für längeres Verweilen bedarf es einer besondern Erlaubniß, was nur dem Wechsel der Besucher zugute kommt. Während jener Zeit aber ist der Bewohner vollkommen Herr des Zimmers. Beim Quartiergeber sind ein paar Verhaltungsmaßregeln ausgehängt: die Hausdiener sollen nur zweimal am Tage beansprucht werden, alle musikalischen Geräusche werden untersagt, ebenso das Beschreiben der Wände; statt einer Strafandrohung wird dabei einfach und hübsch in Erinnerung gebracht, daß ja die Stätte ganz und gar dem Cult des Heiligsten geweiht sei. Arme Pilger werden umsonst beköstigt, andere verschaffen sich das rohe Material und bereiten sich's selber in eigens dazu bestimmten großen Küchen. Die meisten benutzen aber jetzt wol jenes Gasthaus, die Fonda, in welches wir unmittelbar nach der Besitznahme unsers Zimmers eilten. Erst am nächsten Tage merkten wir, daß die drei Stockwerke ebenso viele gesellschaftliche oder wenn man will Geldbeutelunterschiede darstellten. Unten im Erdgeschosse verkehrt das Volk, im ersten Stocke der Mittelstand, oben die Begüterten oder die Schlemmer und die Fremden. Wie überall in Spanien hat jede Mahlzeit ihren festen Preis; im mittlern Stocke kostet ein Gabelfrühstück oder ein Mittagessen aus fünf Gängen mit reichlichem Nachtische 3 Frs., ein Abendessen aus vier Gängen 2½, Wein einbegriffen. Im obern Stockwerke, wohin man uns als Fremde am ersten Abend hinaufnöthigte, kostet jede Mahlzeit 1 Fr. mehr, dafür gibt es auch einen Gang mehr und der ganze Zuschnitt ist etwas feiner; auch hier, wie kaum je in Spanien, kein Versuch, die Gäste zu rupfen. Und von den spanischen Kellnern kann ich gar nicht reden, ohne warm zu werden: das sind ausgezeichnete Burschen, freundlich, anspruchslos und wie besorgt! Ich glaube, wenn ich jemals zu viel aß, that ich es nur, um den aufmunternden Kellner nicht zu kränken; denn es ist überall Sitte, daß sie vorlegen, und sie meinen's gut, ich kann nur sagen, besser mit dem Gaste als mit dem Wirthe. Unser erster derartiger Freund in der Fonda zu Montserrat war ein vielgereister Mann, hin und her war er gefahren zwischen seinem Vaterlande und beiden Amerikas, und er wußte gut von seinen Erlebnissen zu erzählen. Zwischendurch freute er sich an jedem guten Gerichte, das er uns vorsetzen durfte; auf ihn allein waren wir auch zunächst angewiesen; leider wußten wir nicht, daß gerade um jene Zeit noch ein Gottesdienst in der Kirche stattfand, und so sind wir um den abend-

Digitized by Google

lichen Eindruck gekommen. Allmählich stiegen andere Gäste zu uns herauf, lauter Spanier, Männer und Frauen, junge und alte; jeder behandelte den andern zuvorkommend, ja herzlich, als wenn sie alte gute Bekannte wären, die sie doch nicht waren. Ich kann es nur in der Ordnung finden, wenn auf solcher Pilgerfahrt, die doch eine gewisse gleiche Grundstimmung bei allen voraussetzen läßt, die Menschen gleich mit einer gewissen Wärme untereinander verkehren. Wir nahmen besonders ein paar ältliche Herren aufs Korn, anscheinend Brüder und alte Junggesellen von ganz besonders correcter Haltung, verschoben aber die Anknüpfung bis zum nächsten Tage; mit dem Wunsche: „aproveche", erhoben wir uns und trollten hinüber in unsere Behausung. Trotz unserer Ermüdung nahmen wir sie nun erst genau in Augenschein; elegant war sie allerdings nicht, aber wir wünschten sie uns auch mönchisch. Der Fußboden war mit Ziegeln belegt; der größere Theil des Zimmers war durch einen Vorhang abgetrennt, sodaß nur ein Gang von der Thür bis zum Fenster frei blieb. Hier stand ein kleiner Tisch und drei einfache Binsenstühle, und an der Wand hing ein Spiegelchen, das etwa 1 1/2 Hände breit war. Hinter dem Vorhange standen zwei sauber überzogene Betten; zwischen ihnen blieb ein Gang von 6 Schritt Länge und 2—3 Schritt Breite, mit einer Strohmatte belegt. Beunruhigend war nur die Waschvorrichtung, einer jener wohlbekannten einfachen eisernen Ständer mit einer ziemlich kleinen Schüssel und einem dickbauchigen Kruge; erst bei ganz eingehender Untersuchung bemerkte ich, daß der Krug zwei Mündungen hatte, eine zum Gießen, die andere zum Trinken, und so ersparte er auf einen Schlag Glas und Caraffe. Den schönsten Vorzug der Wohnung sollten wir erst am Morgen bemerken; inzwischen legten wir uns auf unsere etwas harten, aber guten Lagerstätten und verfielen bei der Stille, die so wohlthätig von Barcelona abstach, wo die Nachtwächter zur allgemeinen Störung der Ruhe angestellt zu sein scheinen, bald in tiefen Schlaf.

Ich benutze diese Pause, um einen kurzen Ueberblick über die Geschichte des Montserrat zu geben. Erst dann werden wir die Wanderung des nächsten Morgens in der rechten Stimmung antreten können.

Sagenhaft ist die älteste Geschichte des Berges: es erscheint wie ein später, im Mittelalter mit Absicht erfundener Gegensatz, daß die heidnische Göttin der Liebe, die den damaligen Christen so besonders verhaßte Venus, hier einen Tempel gehabt haben sollte. Geschichtlich knüpft sich die Heiligung des Berges, wie so vieles Folgenreiche und Gute, an den Benedictinerorden, ja angeblich an St.-Benedictus selber, der seinen Freund Quirinus hinübersandte aus Italien. Dieser wandelte um die Mitte des 6. Jahrhunderts unserer Zeitrechnung, wie es heißt, den Tempel, welcher der Mutter des heidnischen Amor gehört habe, um in ein Haus für die Mutter der keuschen und himmlischen Liebe. Diese Kirche sei von Benedictinermönchen versehen worden, als deren Sitz das Oertchen Monistrol angesehen wird, dessen Name aus Monasteriolum, Klösterchen, entstanden sei, und von wo ein steiler Fußweg in knappen zwei Stunden zum heutigen Kloster emporführt. Die Ueberflutung Spaniens durch die Mauren im Anfange des 8. Jahrhunderts drang auch bis hier oben, in die nordöstliche Ecke des Landes; auch den gewaltigen Berg ergriffen die Ungläubigen, setzten in ansehnlicher Höhe um ihn herum fünf Castelle, deren Spuren zum Theil noch jetzt gezeigt werden, und verloren

Digitized by Google

erst im Jahre 801 durch Ludwig den Frommen Barcelona; dann durch Wifredo, den Grafen der inzwischen selbständig gewordenen Grafschaft Barcelona, die Ost- und Nordseite des Montserrat, der nun eine Zeit lang die Grenzwand gebildet haben soll zwischen Christen und Mauren. Schon in einer Schenkungsurkunde desselben Wifredo vom Jahre 888 werden Kapellen auf dem Gipfel des Berges und an seinem (nördlichen) Fuße genannt. Und gerade um dieselbige Zeit ereignete sich, wie die fromme Sage geht, jenes Wunder, unter dessen Zeichen der Montserrat nunmehr ein volles Jahrtausend geblieben ist.

Es lief das Jahr 888 n. Chr., da bemerkten Hirtenknaben aus Monistrol, die ihre Heerden unter der Ostseite des Berges weideten, an einem Sabbatabend nach dem Ave-Maria, wie eine Stelle hoch am Berge flimmerte und leuchtete von tausend und abertausend Lichtern, die vom Firmament herabzuschweben schienen. Und wieder erneute sich die Erscheinung in den Abendstunden der folgenden Sabbattage. Die Kunde verbreitet sich, ungläubig strömen die Umwohner herbei, den Pfarrer von Monistrol an ihrer Spitze; und siehe da, kaum ist das Ave-Maria verklungen, da entzünden sich nicht blos die ungezählten Lichter, auch eine Höhle wird da oben sichtbar, von der eine himmlische Melodie ausgeht und ein wunderbar süßer Duft. Jetzt eilt der Geistliche zu seinem Oberhaupte, dem frommen Bischof Gundemar von Manresa und Vich, die beide nördlich vom Montserrat liegen. Dieser macht sich auf den Weg mit einem vornehmen Gefolge aus geistlichem und ritterlichem Stande, und da es dunkelt, fällt es vom Himmel wie ein Regen von goldenen Sternen, die sich zu einem Kranze ordnen um die Höhle, aus der die gleichen engelhaften Melodien ertönen. Diese also gesteigerte Erscheinung währt bis zur mitternächtlichen Stunde; den übrigen Theil der Nacht verbringt der Bischof in inbrünstigem Gebete. Am frühen Morgen hat er sich durchgerungen zur Klarheit. „Zieht aus", ruft er der Menge zu, „jene umleuchtete Stelle gilt es zu finden!" Nun geht es mit brausendem Eifer am Berge empor, niemand achtet der weglosen Felsen und der steilen Abgründe, wie Ziegen klettern sie über den klippigen Grund, und endlich wird sie erreicht an steiler Felswand, die ersehnte Höhle, die glücklichen Finder dringen hinein, und siehe, in einer Höhlung des Gesteins sitzt ein uraltes, geschwärztes Holzbild der Jungfrau Maria mit dem Knaben auf dem Schoße. Spätere meinten, es sei dasselbe Bild, welches der heilige Lukas gearbeitet und St.-Peter nach Spanien gebracht habe*, wo es lange in Barcelona verehrt und dann beim Nahen der Mauren im Jahre 718 in diese entlegene Höhle von frommen Händen geborgen ward.

Bischof Gundemar aber umfing das Bild mit seinen Armen und küßte es; dann ordnete er an, daß es hinabgetragen werde in die Kathedrale von Manresa. Der Zug beginnt, durch tausend Schwierigkeiten des Bodens gehemmt; so gelangt er bis dahin, wo unter gewaltigen Steilfelsen die Natur in einer schmalen Terrasse gleichsam von ihrem übermächtigen Schaffen sich kurze Rast zu gönnen scheint. Weiter streben die Träger, umsonst, wie eingewurzelt haften sie am

* Unter gleichen Wunderzeichen ward in Spanien auch der Leichnam des heiligen Jakob beim berühmten Wallfahrtsorte Compostella im selben Jahrhundert, 835, gefunden. Das Marienbild von Loreto, ebenfalls geschwärzt und aus Cedernholz, gilt auch für ein Werk des heiligen Lukas.

Digitized by Google

Boden. Nur wenige Augenblicke stutzt der Bischof, dann erkennt er den Willen der heiligen Jungfrau, hier wolle sie bleiben und wohnen, und bald umschließt eine einfache kleine Kapelle das wunderbare Bildniß.

Und wie kam, so fragen wir die fromme Legende weiter, wie kam da noch oben das Kloster hinzu? jedes Kind in Catalonien weiß das zu erzählen. Um dieselbe Zeit war es, da hauste auf dem Montserrat ein frommer Eremit, der hieß Juan Garin. Unter den Höhlungen, wie die Natur des Gesteins sie mit sich bringt, hatte er sich eine erwählt, die mehr einem Adlerneste als einer Wohnstatt glich — wir werden sie noch besuchen —, um völlig weltabgeschieden nur seinem Gotte zu dienen. Wo er vorüberging, da läuteten die Glocken der Kapellen von selber um seiner Frömmigkeit willen; ja sogar die Glocken der heiligen Roma begrüßten ihn so, wenn er auf jährlicher Bußfahrt einzog in ihre Mauern. Doch auch hier erfüllt sich die trübe Sage, daß nichts so sehr den bösen Feind herausfordert, wie das Streben nach reinster Tugend. In Gestalt eines frommen Klausners siedelte der Böse sich an auf dem Montserrat; allmählich gewann er ganz das Vertrauen Juan Garin's, aber zugleich gab er mit wahrhaft teuflischer List dem Grafen von Barcelona, dem schon genannten Wifredo, den seltsamen Gedanken ein, seine Tochter Riquilda auf den wilden Montserrat zu bringen, auf daß Juan Garin ihr den Weg zum ewigen Heile weise. Riquilda aber war jung und schön. Lange widerstand der arme Eremit dem Begehren seines Herzens, aber zuletzt stürzte doch, wie die Legende kummervoll sich ausdrückt, diese Ceder des Libanon. Jetzt vollendet der Böse sein Werk: das größte Unheil, so sagt auch der große Weltverderber dem verzweifelnden Garin, ist der Skandal! „Nimm hier dies Messer, tödte das Mädchen und begrabe es.“ Und so geschah's. Der finstere Anschlag des Bösen ist geglückt, dieser verschwindet, und in seiner ganzen Ungeheuerlichkeit steht nunmehr das Verbrechen plötzlich vor dem Thäter. Er eilt nach Rom, zu den Füßen des Papstes ringend beichtet er alles. Dieser aber hält ihn nicht mehr für werth, daß er aufblicke zum Himmel. Auf allen Vieren wie ein Thier, so lautet sein Spruch, soll er zurückkriechen bis nach Spanien zu seiner Höhle, ewig schweigen, nur von Kräutern sich nähren, bis daß ein Kind von wenigen Monaten ihm Gottes Verzeihung verkünden würde. Es ist wie bei Tanhäuser, nur durch ein Wunder kann solcher Missethat Vergebung bezeugt werden.

Und so lebt Juan Garin jahrelang gleich einem Thiere. Wie ein Ungeheuer erscheint er streifenden Jägersleuten des Grafen Wifredo, sodaß sie ihn einfangen und als seltenes Stück ausstellen vor dem Palaste zu Barcelona in einem Käfig. Da geschah es, daß dem Grafen Wifredo ein Sohn geboren ward und er ein Fest gab für seine Getreuen. Dieser einer bittet beim fröhlichen Mahle, daß doch einmal jenes seltsame Unthier vom Montserrat hereingebracht werde in den Saal. Aber kaum ist es erschienen, da erhebt plötzlich zu maßlosem Staunen aller Beisitzenden ein Kind von fünf Monaten seine Stimme* und spricht diese Worte: „Erhebe dich, Juan Garin, denn Gott hat dir verziehen.“ Und der Unglückliche erhob sich wieder zum Menschen, fällt dem Grafen zu Füßen und gesteht ihm seine Unthat. Wo Gott verziehen, durfte ein Mensch nicht ferner

* Seine Anwesenheit ist echt spanisch, s. oben S. 5.

Digitized by Google

grollen; nur um Eins bittet Wifredo, daß ihm die Grabstätte seiner Tochter kund werde. Hier nun ereignet sich das letzte Wunder: denn aus der geöffneten Erde entsteigt Riquilda lebendig und gesund, nur mit einem Male am Halse da, wo sie das Messer getroffen hatte. Auf solche Weise ein Geschenk des Himmels geworden, gelobt sie sich wiederum der heiligen Jungfrau zu ewigem Dienste. Wifredo baut ein Kloster auf dem Montserrat bei der kleinen Kapelle des Holzbildes, und Riquilda wird die erste Aebtissin der Nonnen, welche das Kloster bewohnen. Solches geschah, wie die Sage meldet, im Jahre des Heils 898.

Etwa 80 Jahre später erschienen Ort und Weltlage zu gefahrvoll für Frauen; seit jener Zeit sind an ihre Stelle Mönche getreten, Benedictiner, zunächst 12 unter einem Prior, die aus dem nördlich gelegenen Kloster von Ripoll stammten, zu welchem dann ein Abhängigkeitsverhältniß über vier Jahrhunderte (bis 1410) gewährt hat.

In diesem Zeitraume wuchs Besitz und Ansehen des Klosters, und damit auch Umfang und Ausstattung; auch die Vereinigung Cataloniens mit Aragon im 12. Jahrhunderte gereichte ihm nicht zum Schaden. Im 13. Jahrhunderte gewährt Don Jaime der Eroberer, König von Aragon, derselbe, der die Mauren ganz von hier vertrieb, dem Kloster Freiheit von Abgaben, und ordnet zugleich an, daß die Pilger eigene Nahrungsmittel mit sich bringen sollen, weil die Mönche, gastfrei wie sie sind, doch die wachsende Zahl nicht satt machen können. Am Beginne desselben Jahrhunderts ist Leonore, die Gattin Pedro's des Katholischen, die erste Königin, am Ausgange Don Pedro der Große der erste König von Aragon, der persönlich zur heiligen Jungfrau auf den Montserrat gepilgert kam. Ihre Nachfolger thaten es ihnen nach, keiner demüthiger als gegen Ende des 14. Jahrhunderts die Königin Violante, die um der Jungfrau willen mit nackten Füßen die schwierigen Felspfade emporklomm. Schenkungen und Privilegien pflegten solche Pilgerfahrten zu bezeichnen.

Inzwischen war an die Stelle jener einfachen, ursprünglichen Kapelle eine stattliche Kirche getreten; ein Eingang romanischen Stils steht noch aufrecht. Geweiht ward sie erst im October des Jahres 1341. Höher hinauf bis zur höchsten Spitze klebten Einsiedler ihre bescheidenen Klausen an die Felsen, die Nachbarschaft eines so geweihten Ortes mit weltabgeschiedenem Leben zu vereinigen. So ward der ganze Montserrat eine heilige Stätte. Ich habe mehrfach die Ansicht gefunden, als ob dieser Berg die Gralsburg sei, von welcher die Lieder und Sagen melden; und wunderschön würde er dazu passen nach Gestalt und Stimmung; aber ich fürchte, das ist ein Irrthum, und den heiligen Gral finden wir so wenig wie alle die, welche mit der Absicht auszogen, ihn zu suchen.

Die eigentliche Blüte des Klosters begann aber doch erst, als im Jahre 1410 der Gegenpapst Benedict XIII., ein Spanier, der selber ein Jahr auf Montserrat verbracht hatte, das Kloster endgültig von Ripoll lostrennte, seinem Prior Würde und Abzeichen eines Abtes verlieh und es unmittelbar dem Heiligen Stuhle unterstellte, ein Verhältniß, das unsers Wissens bis in die allerjüngste Zeit, bis zum Jahre 1874, bestanden hat.

Nun erhob sich ein geräumiges Kloster in gothischem Stile, das mit der Kirche einen weiten, viereckigen Hof bildete, welchen gesäulte Kreuzgänge in zwei Stockwerken umzogen; Logirhäuser und Vorrathsgebäude, ein Krankenhaus, Ställe

Digitized by Google

und was sonst zu einem reichen, viel beanspruchten Heiligthume gehört, baute sich auf der schmalen Terrasse auf, deren äußern Rand eine bezinnte und gethürmte Mauer umzog, ein höchst malerisches Bild, das dem Zuwandernden in solcher Höhe und unter den wilden Steilfelsen schon selber wie ein halbes Wunder erschienen sein muß. Und die erlauchtesten Fürsten sah es unter den Pilgern: Ferdinand und Isabella, die noch heute bei den Spaniern mit dem kurzen, einfachen und großartigen Namen „die Könige" bezeichnet werden, ihren Enkel Karl V., der hier oben als neunzehnjähriger Jüngling die Gesandtschaft empfing, die ihm die Wahl zum Deutschen Kaiser verkündete; neunmal soll er auf Montserrat verweilt haben, zumal an festlichen Tagen, denen seine Anwesenheit einen außerordentlichen Glanz verlieh. Sein Sohn Philipp II., dessen seltsame Größe erst dem Besucher Spaniens aufgeht und ihn wunderbar bewegt, hat dann den letzten bedeutsamen Zug dem Bilde der Klosterstadt hinzugefügt. Zu klein waren die Verhältnisse geworden für die Zahl der Besucher und der Mönche, deren im Jahre 1510 einmal 140 gezählt werden. Ein neuer, gewaltiger Klosterbau, dessen vierte Hofseite wiederum eine Kirche abschloß — wie auch im Escorial — ward errichtet am östlichen, noch freien Ende der Terrasse, die durch den Bau selber verbreitert ward, welcher an ihrem abschüssigen Südrande außen bis zu acht Stockwerken emporsteigt. Aber erst vor den Augen seines Nachfolgers, Philipp's III., im Juli 1599 ist unter glänzenden Feierlichkeiten und nach besonderer päpstlicher Erlaubniß das alte Gnadenbild in den neuen Raum überführt worden, nachdem es seine alte Stelle länger als sieben Jahrhunderte innegehabt haben soll. Ich kann und will hier den weitern Schicksalen oder Erlebnissen des Klosters nicht im einzelnen nachgehen, nur noch ein paar Daten herausgreifen, die mir für das Bild oder den Charakter wesentlich erscheinen. Im Jahre 1634 werden einmal an einem Festtage 9715 Besucher genannt, und ihnen allen, heißt es weiter, gab man zu essen, Brot, Wein und mehr noch, je nach dem Ansehen der Person, und solches zwei, auch drei Tage lang. Am Ende des 17. Jahrhunderts erbaute eine fromme Dame aus Barcelona mit großem Aufwande eine stattliche Kapelle an und über der Höhle, in der das Gnadenbild gefunden war, und dotirte sie reichlich. Dies leitet über zum Besitze des Klosters; leider habe ich über seine Einkünfte und liegenden Gründe keine genauen Angaben gefunden, um so mehr über die Weihegaben, die zum Theil ans Märchenhafte grenzen. Sie dienten der Mehrzahl nach dem Cultus oder der Ausschmückung des Bildes; unter 30 silbernen Kelchen ward einer auf 5000 Dukaten geschätzt; das Christuskind besaß drei Kronen, darunter zwei goldene mit Perlen und Edelsteinen; die heilige Jungfrau deren vier, von welchen die eine 2500 Smaragde enthielt und auf 50000 Dukaten bewerthet wurde; dann ein ungeheuerer Schatz von Gewändern, Schmucksachen und Edelsteinen, zusammengeschenkt von Kirchenfürstern, Kaisern und Königen und vielen Großen und Reichen; ihre bloße Aufzählung nimmt bei meinem Gewährsmanne viele Seiten ein. Aber nicht blos materieller Natur waren die hier zusammengetragenen Schätze; eine ausgezeichnete Bibliothek wird genannt, vorzüglich reich an musikalischen Werken: denn früh, sicher schon um die Mitte des 15. Jahrhunderts, war im Kloster Montserrat eine Musikschule, die bis heute besteht und

Digitized by Google

die so hübsch organisirt ist und so sorgfältig auf die körperliche und geistige Ausbildung ihrer Zöglinge Rücksicht nimmt, daß ich wirklich bedauere, hier nicht länger dabei verweilen zu können. Die zahlreichen hervorragenden Schüler von Montserrat gehören ebenso zu seinen Ruhmestiteln, wie außer andern Kirchenlichtern die mehr als 100 Mönche, welche von hier aus als Aebte an andere spanische Benedictinerklöster berufen wurden.

Alle Herrlichkeit, an der Jahrhunderte geschaffen, zerstörten wenige Tage in den Jahren 1811 und 1812. Beim Kampfe gegen die einfallenden Franzosen ward auch das Kloster Montserrat ein Stützpunkt jener vorbildlichen Vertheidigung, welche ein unvergänglicher Ruhm der Spanier bleiben wird. Von französischer Seite finde ich einen Vorwurf ausgesprochen, daß die Spanier überhaupt jene Stelle mit ihren Waffen besetzt hielten; ich muß das mindestens als naiv bezeichnen, wenn es sich, wie damals, um die höchsten Güter einer Nation handelt. Und war es den siegreichen, übermächtigen Feinden darum gestattet, alles zu rauben oder zu vernichten, was da oben an materiellem und geistigem Gute aufgespeichert lag? Die französische Kriegführung jener Epoche, die wie eine wilde Anomalie in dieses Jahrhundert hineinragt, ist freilich auch sonst in Spanien auf Schritt und Tritt noch erkennbar. Auf Montserrat stehen als monumentale Zeugen die Trümmer des alten Klostercomplexes, den die Franzosen bei ihrem Abgange mit Pulver in die Luft sprengten. Auch das neue Kloster litt stark durch den Brand. Nur das Gnadenbild ward hoch oben verborgen und gerettet, während die Soldateska auch seinen Ersatz unten in der Kirche nicht verschont haben soll.

Nach dem Kriege kam das unglückliche Land durch eigene Schuld nicht zur Ruhe; 1835 wurden die Klöster ganz aufgehoben; damals flüchtete das Bild bis nach Barcelona, und erst seit 1844 prangt es wieder an seiner alten Stelle.

In neuester Zeit ist manches für Montserrat geschehen. Die Königin Isabella II. besuchte mit ihrem Gatten das Kloster im September 1860, nachdem sie schon 1857 der heiligen Jungfrau einen kostbaren Anzug gestiftet hatte, über den eine pomphafte Urkunde aufbewahrt wird. Von dieser Feierlichkeit wird die wundergleiche Rettung von zwei begleitenden Soldaten berichtet. Der Gedanke einer Restaurirung datirt aber vorzüglich von einem Besuche der Herzogin von Montpensier (October 1857), und die Gaben müssen nicht karg geflossen sein, denn neue Logirhäuser haben sich erhoben, die Kirche hat einen prachtvollen Abschluß in einer Apsis erhalten, ein Stück des alten Klosters wird als Absteigequartier für vornehme Besucher ausgebaut. Etwa 20 Geistliche versehen den Dienst. Der Besuch des Berges nimmt zu: in den sechziger Jahren finde ich 20—30000 Personen genannt, die meisten vom August und September, der Haupttag ist der 8. Sept., Mariä Geburt; seitdem ist der Verkehr auch in Spanien leichter geworden: jetzt werden 60000 Pilger angegeben. Das bleibt freilich noch immer weit unter Verehrungsstätten wie Einsiedeln, Mariazell und Loreto, die jährlich von 150000, 200000, ja Loreto von mehr als einer halben Million Menschen besucht werden. Und auch gegen San-Jago de Compostella im nordwestlichen Spanien, in der Provinz Galicien, mag Montserrat zurückbleiben, aber vielleicht hat es gerade als Pilgerort zweiten Ranges einen Charakter

Digitized by Google

bewahrt, der solche Stätten von ihrer besten Seite zeigt, harmlos und bewegend zu gleicher Zeit.

Und nun bitte ich den Leser, mir auf dem Morgengange zu folgen, der ihm nach diesem historischen und vergangenen Bilde die heutigen Hauptzüge als erlebte und dadurch hoffentlich auch als lebendige schildern soll.

In der Frühe weckten uns laute Stimmen unten im Hofe; ans balkonartige Fenster getreten, sah ich noch gerade, wie da auf freiem Platze unter Bäumen Männer und Frauen auf Maulthiere stiegen, Eßkörbe aufgeladen wurden, und wie alsbald die ganze Cavalcade mit einigen Knechten drüben jenseit einer Schlucht fröhlich herumtrabte auf dem Reitwege, der nach der höchsten Spitze, nach San-Jeronimo führt. Im Nebenzimmer sang eine Frau und ein Mann mit wohlklingender Stimme halblaut ein geistliches Lied. Die ersten Strahlen der Sonne fielen lang hinein in jene Schlucht, ein schöner Tag kündigte sich an, frisch und klar lagen drüben die ansteigenden wulstigen, grauen Felsen mit ihrem spärlichen Grün vor uns; links schien der Blick mit dem jähen Abfalle des Berges ins Grenzenlose zu tauchen. Dieser Ausblick war allerdings der schönste Theil unserer Zelle. Als ich unten aus der Thür trat, sah ich denn auch, daß unser Logirhaus in der langen Flucht drei- und vierstöckiger Bauten, die da unter den Felsen lagen, eins der stattlichsten war. Der freundliche Quartiergeber hatte eine Entschuldigung nicht nöthig gehabt.

Meine ersten Schritte gingen nach Osten etwas abwärts zum Kloster; vor diesem, auf freiem Platze, hielten in der Frühe einige Frauen Gemüse und Brot feil für die Pilger, die hier selber Küche führen wollen. Rasch eilte ich durch den stillen Klosterhof, den schwere Kreuzgänge umschließen, zur Kirche. Eine sanfte und artig abgefaßte Mahnung vorn an der Thür bat um geziemende Ruhe im Gotteshause; als ich eintrat, blieb ich betroffen stehen; noch war die Sonne tief am Horizonte; ihre Strahlen fielen in die Rückfenster der Kirche und trafen so erst, einzig und allein das wunderthätige Bild, das hoch oben über dem Altare, frei von allen Seiten, thronte. So erschien es mir in seinem weißen, reichgestickten Gewande wie in einer Glorie, während der Rest der Kirche fast noch in Dämmer gehüllt war. Einzelne Betende saßen schon vor dem hohen Gitter, das den Hochaltar vom Schiffe der Kirche trennt. Nach diesem ersten starken und höchst feierlichen Eindrucke wanderte ich langsamer durch den Haupteingang des Klosters zurück. Hier fielen meine Augen auf ein paar gothische Sarkophage aus dem 14. Jahrhunderte und einige alte Grabschriften, die sorgsam in die Wand eingelassen waren und ohne Zweifel aus der alten zerstörten Kirche stammten. Das war auch offenbar bei zwei marmornen Inschriftsteinen in dem Thorgange selber, die ich in lieber alter Gewohnheit mir entzifferte. Wie paßten sie aber zu dem großen Eindrucke, den ich eben empfangen! Der eine verewigt, daß im Anfange des 13. Jahrhunderts Petrus Nolascus vor der heiligen Jungfrau von Montserrat zuerst den Gedanken gefaßt, den Orden der Mercedarier, einen der entsagendsten, die es je gegeben, zu gründen, bestimmt, christliche Sklaven loszukaufen, ja an ihrer Statt selber in die Gefangenschaft zu gehen. Die andere aber lautet so: „Der heilige Ignatius von Loyola hat hier unter viel Gebet und Buße sich Gott und der Jungfrau gelobt, hat den Bettelsack ergriffen als die wahre geistige Waffe, hat hier genächtigt, und ist dann aus-

Digitized by Google

gegangen, zu gründen die Gesellschaft Jesu im Jahre 1522." Und es ist wahr, Ignatius Loyola, kaum hergestellt von den Wunden, die er bei der tapfern Vertheidigung von Pamplona erhalten, ist hinaufgezogen nach Montserrat, hat hier seine Generalbeichte abgelegt, seine Kriegskleider an einen Pfeiler der Kirche gehängt und, mit dem Bettlergewande angethan, am 24. März des Jahres 1522 vor seiner neuen Herrin nach alter Rittersitte die Waffenwacht gehalten. Gewiß gab und gibt es Millionen, welche in diesem Ereignisse eine der größten Wunderthaten der heiligen Jungfrau von Montserrat verehren, und einer folgenschwerern kann vielleicht kein Gnadenbild sich rühmen!

Beim Morgenimbisse in der Fonda fanden wir die zwei correcten ältern Herren, die uns auf Befragen nicht blos gründlich belehrten, sondern wie selbstverständlich unsere Angelegenheiten in die Hand nahmen: wir sollten erst einen Spaziergang den Berg aufwärts zu einigen Eremitagen machen, aber um 10 Uhr ja wieder zurück sein, um, wie es heißt, der heiligen Jungfrau unsern Besuch zu machen. Sie wiesen eine wunderlich verwachsene uralte Frau zurück, die durchaus nach der Ehre geizte, uns zu führen, und nahmen einen treuherzigen ältern Mann für uns an. Mit diesem zogen wir zum Thore hinaus, an der Westseite der Klosterstadt, wo draußen aus mehrfachen Röhren köstliches Wasser rieselt, auch ein Geschenk des Himmels, plötzlich einmal gegeben, wie es heißt, und daher benannt die Quelle des Wunders. In einer Bretterbude werden zierliche Metallkannen mit dem vielbegehrten Wasser zum Kauf geboten. Seitwärts stiegen wir nun viele Felsstufen empor; hier zeigte sich, wie der Berg oben von San-Jeronimo an durch eine immer tiefere und wildere, ganz schmale Spalte von Westen nach Osten auseinandergerissen ist, die Schlucht der heiligen Maria, welche etwa 2000 Fuß unter uns mit dem Bette des Llobregat sich vereinigt. Eine fromme Sage läßt den gewaltsamen und grausigen Riß in dem Augenblicke entstehen, als Christus ans Kreuz geheftet wurde. So ist man bemüht, von vornherein dem Berge eine Bestimmung aufs Heilige und aufs Christliche zu geben. Wie aus der Vogelschau blickten wir alsbald hinab auf das Kloster, wie schmal sich hinstreckend an die Quartierhäuser die Reste des alten zerstörten Baues sich schließen, hinter denen das neuere Kloster gewaltig sich aufthürmt. Daran vorüber geht der Blick aufs Thal des Llobregat, das weite Land unten scheint nur leicht gewellt in wüstenartig wirkender, bräunlichrother Färbung, nur hie und da heben grüne Fleckchen und helle Ansiedelungen sich ab. Links, fern, hoch darüber, steigen die Pyrenäen empor; rechts, im Südwesten und Südosten lag das Meer in stillem, silbernem Glanze. Um uns grünen Myrten, Kirschlorber, Eichengestrüpp. In den Frühlingsmonaten entwickelt sich eine Flora von unvergleichlichem Reichthume. Hinter uns sehen wir aufwärts zu Gruppen von Felsnadeln und zur höchsten Spitze San-Jeronimo, unterhalb deren an der in Stand gehaltenen Eremitage wir in der klaren Luft Pilger von ihren Thieren steigen und rasten sehen. Von dort soll das nordöstliche Spanien in ungeheuerer Ausdehnung vor Augen liegen, ja im Mittelländischen Meere sollen die Balearen Mallorca und Minorca sichtbar sein, welche doch 250 Kilometer entfernt liegen. Steht man an einem so schönen Tage auf dem Berge, so denkt man wol, welches vergnügliche Leben müssen doch die Klausner geführt haben, von deren einfachen Behausungen

Digitized by Google

Mauerreste rechts und links an den Felsen kleben. Aber furchtbar werden Gewalt und Getöse der winterlichen Winde und Stürme geschildert; grauenhafte Nachtgespenster scheinen dann um den Berg zu jagen, zu toben und zu heulen; dann wird die Einsamkeit zum Schrecken und darf wol den alten Klausnern auch als eine ihrer Bußthaten angerechnet werden. Nur an 18 Tagen des Jahres pilgerten sie hinab zum Kloster, dann kam der entlegenste, der von San-Jeronimo oben zuerst, und die andern schlossen sich, je nach ihrer Lage, den Hinunterwandernden an. Daß der Verkehr mit der Außenwelt nicht leicht war, das erfuhren wir selber, als unser Führer, etwas irregegangen, uns über geneigte eisglatte Steinflächen hinab und auf die andere Seite der Schlucht leitete. Von hier stiegen wir rasch abwärts; andere Spaziergänger kamen uns entgegen, keiner versäumte zu grüßen. Auf einem Vorsprunge diesseit der Schlucht, dem Kloster etwa gegenüber, steht die neu aufgebaute Kapelle des heiligen Miguel; von hier geht der Blick scheinbar senkrecht hinunter ins Flußthal. Im Klosterhofe nahm unser Führer einen wahrhaft herzlichen Abschied; er sei sehr mit uns zufrieden, äußerte er unter Händedruck, und hatte doch für zwei bis drei Stunden nur etwa 2 Mark erhalten. Als gleichberechtigt verlangt diese Art von Menschen in Spanien behandelt zu werden, benimmt sich aber dann auch vollkommen dem entsprechend.

Pünktlich um 10 Uhr saßen wir in der Kirche neben unsern Freunden, es wurde noch eine Messe celebrirt; die Schüler musicirten merkwürdig verstimmt für eine Musikschule, aber auch der einzige Miston, den ich während der ganzen Pilgerfahrt auf dem Montserrat empfunden habe. Erst jetzt fand ich Zeit, mir die Kirche genauer anzusehen: ein breites, bedeutendes Mittelschiff, mit sechs Kapellen an jeder Seite, deren Decken blau bemalt sind mit goldenen Sternen; auch sonst ist an Bemalung bei diesen farbenfreudigen Menschen kein Mangel. Ueber den zwei vordern Kapellen ziehen sich wie im Escorial Emporen hin, die vier übrigen sind zweistöckig; die letzten sind mit dem Chor durch ein hohes Gitter vom vordern Kirchenraume getrennt. Aber am stärksten zog es meine Blicke aufwärts zum Gnadenbilde, das hoch oben über dem Altar aus prachtvollem Marmorportale heraustritt, vor und neben ihm Kerzen, die nie verlöschen. Freundlich ernst ist der Ausdruck des Antlitzes, das leicht nach links gewendet ist; eine reiche Krone trägt sie auf dem Haupte. Das lange Gewand aus weißem Sammt verbreitert sich nach unten; unter dieser Hülle ist nicht zu erkennen, daß die Jungfrau sitzend das Kind vor sich auf dem Schoße hält. Auch dies, nicht unschönen Gesichts, ist gekrönt und reich bekleidet; die Rechte hat es segnend erhoben, vom Arme hängt lang ein Rosenkranz herab; in der Linken scheint ein Pinienapfel zu ruhen. Die Mutter legt die linke Hand an des Kindes Schulter und hält darin zugleich ein glänzendes königliches Scepter, während auf der vorgestreckten rechten etwas ruht, was wie ein großer Apfel aussieht. Etwa um $^1/_4$11 erhob sich alles, geräuschlos fast, schritt durchs aufgethane Gitter, rechts neben der letzten Kapelle vorüber und betrat hier eine stattliche Treppe, die in das obere Stockwerk der neuerbauten Apsis emporleitet. Das ist ein prachtvoller Marmorraum, getragen von breiten Pfeilern, die auf starkem, schwarzem Marmorsockel aufsitzen und durch Rundbogen verbunden sind, die auf zierlichen, vorgesetzten Säulen ruhen; hoch über ihnen schließt

Digitized by Google

sich ein Spitzbogen zusammen, der Raum zwischen beiden Bögen wird durch eine wunderschöne Rosette durchbrochen, während die Spitzbogen auf schlanken schwarzen Säulen ruhen, die die Pfeilerwand verblenden und durch weiße Querstreifen belebt sind. Dem Mittelfenster der Wand gegenüber, also gerade in die Kirche hinein öffnet sich ein hoher maurischer Bogen, an seinem Ansatze zu je zwei die vier Wesen, welche zu den Beigaben der Evangelisten gehören. Und im Grunde dieses prachtvollen Rahmens steigt die Estrade auf mit dem Bilde der Jungfrau; zwei kurze Treppen leiten zu ihr empor, die linker Hand steigen die Gläubigen hinauf, die andere hinab. Jedes Gespräch verstummte, nur die leisen Tritte der Schreitenden waren hörbar und das Rauschen der Kleider, wenn die Frauen im Vorraume betend auf ihre Knie sanken. Je zwei und zwei gingen die Stiege hinauf. Oben ist nur ein enger Raum; links etwas abseits stand da ein würdiger älterer Priester, mehr wie eine Ehrenwache, als um der Ordnung willen, und nun ging ein jeder einzeln vorn am Bilde vorüber, zu der Rechten angekommen, machte er einen Augenblick halt, berührte mit seinen Lippen die Hand der Jungfrau und stieg still die andere Treppe hernieder. Hier steht ein Chorknabe mit einem metallenen Teller, fromme Liebesgaben zu empfangen. Dieser ist eine neue Ueberraschung, ein neuer Beweis für Gefühl des Schicklichen. Ein lebendiger Knabe könnte je nach seiner Art störend eingreifen in die fromme Stimmung des Ortes und der Menschen; darum ersetzt ihn an dieser Stelle ein Schnitzbild aus Holz. Herabgestiegen, betreten die meisten noch einmal den vordern Raum; es ist, als könnten sie sich nicht trennen vom Anblicke des geliebten Bildes, mit doppelter Inbrunst und Bewegung sinken sie noch einmal auf die Knie; und was für erschütternde Bilder bieten sich dar in diesem engen Rahmen! Denn dem Zuge des Lebens fehlt nicht der Zug des Todes: Mütter mit bleichen Kindern ziehen vorüber, fassen mit der ergreifenden Bittgeberde Verzweifelnder an die hölzerne Hand und legen dann die eigene geweihte ihrem Kinde auf die Stirn. Nie wird aus meiner Erinnerung die abgezehrte Gestalt eines jüngern Mannes schwinden, in der Tracht eines Feldarbeiters, der den Tod im Antlitz, unheimliche Glut in den Augen, an starkem Stabe herabgewankt kam von der heiligsten Stätte, und dann schluchzend am Boden rang. Ich will es nur gestehen, in diesem Augenblicke verstand ich ganz einen Spanier, von dem mein Pilgerbüchlein diesen Ausspruch meldet: „Nur sehr selten hat die Verehrung eines Bildes meine Seele bewegt; gerade die Art seines Cultus kann Gleichgültigkeit, sogar Widerspruch hervorrufen. Aber wenn es auch Menschen gibt, die ohne die geringste Bewegung Unsere liebe Frau von Pilar, die heilige Jungfrau der Desemparados, Unsere Herrin de los Reyes gesehen haben, der verehrten Jungfrau von Montserrat hat sich noch keiner genaht, ohne daß seine Seele tief wie von etwas Göttlichem ergriffen worden wäre!“ Ich habe irgendwo das schöne Wort gefunden, die Verehrung vor Bildern sei der Katechismus der Einfältigen, und ich meinerseits denke, alles, was Jahrhunderte beglückt, unzähliger Menschen Herzen erhoben und beseligt und so mit reinern Gefühlen erfüllt hat, hat schon dadurch einen Anspruch auf unser Nachdenken nicht blos, sondern auch auf eine gewisse ehrfürchtige Betrachtung.

Soll aber der Fromme nicht dem Gnadenbilde vertrauen, hier, wo so viele

Digitized by Google

sichtbare Beweise es bezeugen? Vollgestopft wie ein Waarenlager sind zwei untere Räume desselben Baues — Kämmerlein der Jungfrau heißt man sie —: Krücken, welche die Genesenen von sich geworfen, menschliche Gliedmaßen aus Wachs zur Stellvertretung der lebendigen, die geheilt wurden, hängen dichtgedrängt von Decken und Wänden. Dazwischen sind in bunter Ordnung Pilgeranzüge und -Hüte zu sehen, Waffenstücke, die schönsten Haupthaare; ein paar wundervolle Flechten in Glas und Rahmen mit der einfachen namenlosen Unterschrift: „Ich weihe sie dir, Maria!" Dabei läßt sich viel denken. Zahlreiche Bildchen hängen herum, kunstlos gemalt: einer ist überfahren, ein anderer stürzt aus dem Eisenbahnzuge, ein dritter aus hohem Fenster, viele empfangen gerade die Letzte Oelung: da, in der höchsten Noth flehen sie zur Jungfrau von Montserrat, leibhaftig erscheint sie in einer Glorie und rettet die Bedrohten. Manchen genügen jetzt diese kunstlosen Schildereien nicht mehr, sie haben sich oder den Eisenbahnunfall, der ihnen zustieß, einfach photographiren lassen. Und das sieht denn in der That noch viel authentischer aus.

In einem anstoßenden Gemache stand in einer Nische ein marmornes Wasserbecken, vorn mit einem Relief, wo zwei Englein mit einer Säge den Berg zurichten, den „Montserrat", und Bergkappen mit oben eingehauener Säge sind das Wappen des Klosters. Weiter hinaus steht ein Glasschrank mit den kostbaren Weihegaben, die sich in den letzten Jahrzehnten wieder gesammelt, vorzüglich Kelche und Leuchter. Gesondert werden die kleinern Kleinodien aufbewahrt; darunter ist ein Veilchen in Gold; mit dem hat es aber diese Bewandtniß: Als im Jahre 1859 zu Barcelona aufs neue die alte Sitte der poetischen, sogenannten Blumenwettkämpfe eröffnet ward, da wurde ein Gedicht gekrönt, welches hieß: „Das Gelöbniß des Troubadours." Dies Gelöbniß aber war kein anderes gewesen, als der Jungfrau von Montserrat den Preis zu weihen, der dem Dichter zufiele. Das hat ganz einen antiken Charakter, die wichtigen eigenen Lebensbegegnisse an das Göttliche zu heften.

Als wir endlich die Kirche verließen, war sie leer; vor dem heiligen Bilde stand ein rothes Gestell, das es vollkommen dem Anblicke entzog. Der ganze Raum schien entnüchtert, wenn ich so sagen darf entfestlicht. Die Sonne stand hoch am Himmel; die Pilger hatten sich zerstreut, wir gingen um die Kirche herum in den sogenannten Garten der Mönche, der die Terrasse im Osten abschließt; ein kurzer Gang unter Cypressen geht an einer kleinen Kapelle vorüber, Frauen saßen da und ruhten von der Gartenarbeit; es ist mir überall in Spanien, hier aber ganz besonders aufgefallen, wie auch über ernste Gesichter ein heller Schimmer geht, wenn man sie anspricht. Vom letzten Vorsprunge hat man vielleicht den schönsten Blick in das untere Land, ähnlich wie ich ihn schon früher geschildert habe; hellgrün schlängelt sich der Llobregat bis hinaus zur Küste. Von hier aus soll man am besten jene wunderbaren Nebelerscheinungen wahrnehmen, bei welchen das Meer bis zum Berge selber heranzufluten scheint, und deren Beschreibung in merkwürdiger Weise an das erste und älteste Benedictinerkloster Monte-Casino gemahnt, von wo St. Benedictus den Quirinus nach Montserrat entsandte, und deren ungeheuerliches Wogen und Wallen keiner vergessen wird, der es einmal bei frühem Morgengrauen unten im Thale gesehen. Von hier machten wir noch einen Spaziergang zu einer Quellgrotte, den

Digitized by Google

Degotalls, der auf wohlgehaltenem Fußwege ein Stück um die hohen Felsenwulste herum und unter diesen hinführt; hier ist die Größe und Art der Formation am schönsten zu beobachten. Rechts, unmittelbar zu unsern Füßen, liegt Monistrol; weiter hinaus, in gleicher Höhe mit uns, die Klosterfiliale Sta.-Cecilia, die ihren sehr einfachen romanischen Stil bewahrt hat. Auf dem Rückwege zum Gasthause traten wir noch einen Augenblick unter ein erhaltenes Stück vom Kreuzgange des ältern Klosters, das die Franzosen gesprengt. Aus ein paar Fenstern, die durch die dicke Rückwand gebrochen sind, werden Photographien, Bücher und bunte Bilder, dann Rosenkränze, Kreuze, Medaillen, Ringe verkauft, die gesegnet sind und dem Käufer oder dem Beschenkten vielerlei Ablaß gewähren. Auch hier ging es sehr wohlanständig her, die Preise waren fest und mäßig. Kein Markten und Feilschen, nichts störte den Ton der rechtschaffenen Frömmigkeit, auf welchen hier wirklich einmal auch das gesammte tägliche Leben gestimmt schien.

Unsere Mahlzeit nahmen wir unten im ersten Stocke ein, wo es volksmäßiger herging, die Kellner eine Schattirung vertraulicher waren. Aber welchen Anstand, welche gegenseitige Rücksicht auch hier! Ich saß an einem Ende des langen Tisches, wo nur ein enger Durchgang blieb. Niemand wollte den Fremden behelligen; stand ich von selber auf, um Platz zu machen, so war kein Ende des Dankens und der guten Worte. Freimüthig, aber nicht zudringlich, fragten uns die Nächstsitzenden nach unserer Heimat; „Deutschland", „Preußen" machte sie etwas stutzig; mein Ohr fing auf, wie eine überaus gutmüthige wohlbeleibte Dame ihren Mann halblaut fragte, ob denn dort auch Cristianos (Katholiken) wohnten. Mit gutem Grunde konnte er antworten, ja, sie verehrten dasselbe. Es interessirt vielleicht zu hören, daß diese kleinen Leute für ihr Mahl 3 Frs. anlegten und folgende Gänge mit gutem Appetit aßen: Risotto, Pasteten, Rindfleisch, Fisch oder Hummer, gebratene Hühner mit Salat, süße Speise, Käse und verschiedene Früchte. Man spricht immer von mäßigen Südländern, die Spanier lassen sich aber, soweit ich und nicht blos hier beobachten konnte, im Essen nichts abgehen.

Nach Tische blieb uns nicht mehr viel Zeit; wir benutzten sie, um jenseit der Schlucht, dem Kloster gegenüber, noch bis zur Höhle hinaufzuklimmen, die nach Juan Garin benannt ist. Die niedrige Oeffnung ist vergittert; hineinblickend erschrak ich fast, denn mit Geröll bedeckt lag da die Gestalt eines Greises im Büßergewande, mit langem weißen Barte und kummervollen Augen, die er auf ein rohes Holzkreuz heftete in seiner Hand. Zu seinen Häupten eine einfache Statuette der Jungfrau mit dem Kinde. Es war ein Bildwerk, naturwahr bemalt, worin die Spanier Meister sind; es ist, als ob sie als die Einzigen aus dem Alterthum diese Polychromie der Statuen hinübergerettet hätten. So ruht hier nun auf immer Juan Garin, dessen Missethat so groß, aber auch so folgenreich geworden ist; fast zu seinen Füßen liegt das Kloster aufgebaut, die Anordnung ist von hier aus besonders klar, wie ein Grundriß; über ihm, höher als wir, dem Augenschein nach ganz unzugänglich auf hohem Felsen stehen Mauerreste, welche man als die Klause des Bösen bezeichnet. Bei der Rückkehr sahen wir eine Familie unter Bäumen ihre Mahlzeit kochen. Ein paar der gewaltigen Omnibusse kamen auf der Landstraße herangefahren, sie brachten neue Gäste und spannten sogleich um zur Rückfahrt. Ich

Digitized by Google

ging zum Quartiergeber, unsern Zimmerschlüssel abzuliefern. Er that ganz betreten, daß wir schon fort wollten, und das Scherflein, das ich zu gleicher Zeit brachte, sei ja gar nicht nöthig. Als er es angenommen, trug er es sofort ordnungsmäßig in ein Buch ein.

Mehrere Bauern bespannten ihre einfachen zweiräderigen Tartanen — kurze, federlose Planwagen, mit Längssitzen —, um zusammen mit uns abzufahren. Wir kletterten wieder hinauf ins Coupé, wo diesmal ein artiger Herr sich zu uns gesellte. Als wir abwärts fuhren, sahen wir alle Pfade des Berges belebt; hinter uns klomm es empor zu den Eremitagen, seitwärts rechts hinab zur Höhle der Jungfrau, deren Kapelle an die Steilwand geklebt schien. Wir haben diese so wenig gesehen, wie die tief eindringenden Grotten mit Stalaktiten, die man von Südosten von Collbato aus betritt, und für welche unser „Wegweiser" den ganzen dritten Tag bestimmt, während er den zweiten ganz den Eremitagen widmet. Schon während der Mahlzeit hatten wir unsere Tischgenossen verschiedene Ausflüge planen hören. Ich glaube, es gibt nicht leicht eine Stätte, wo religiöse Andacht und Vergnügen so harmlos nebeneinander liegen wie hier, wo jeder Spaziergang zu einer geweihten Stätte, wo jede geweihte Stätte zu dem schönsten Spaziergange führt. Auf der Rückfahrt fielen uns die mannichfachen Steinanhäufungen in die Augen, Terrassirungen, welche der spärlichen Erde einen Halt gewähren sollen, Zeugen jenes unermüdlichen Fleißes, der hier in Catalonien zum Theil ganz unbegabte Landstriche ergiebig zu machen weiß. Auch der Uebergang des Kalkconglomerats in den darunter gelagerten Sandstein drängte sich durch Farbe und Formen der Wahrnehmung sehr bestimmt auf.

Bei einbrechender Dunkelheit langten wir wieder an auf der Station von Monistrol. Allmählich füllte sich die Halle mit Pilgern; viele halten's für verdienstlicher, zu Fuße hinauf- und hinabzusteigen, und mein Pilgerbüchlein bezeichnet einen mühseligen Pfad als ganz besonders geeignet für Wallfahrer. Viele hatten sich von oben Zweige in großen Büscheln mitgebracht, auch vom Wasser der Wunderquelle in den zierlichen Zinnkannen. Es war eine bunte Gesellschaft, jedes Alter, jedes Geschlecht vertreten. Die kleinen Kinder schliefen, die größern spielten, die meisten saßen im matt erleuchteten Raume ruhig an den Wänden umher.

Wir traten häufig durch die rückwärtige Thür ins Freie: die Sterne kamen zum Vorscheine und die schmale Sichel des Mondes, nur die äußern Umrisse des Berges blieben lange sichtbar; jetzt konnten sie wirklich einer Märchenburg gleichen, deren Mauern und Zinnen riesengroß auf- und niederstiegen. Schweigend lag die gewaltige Erscheinung vor uns, aber nicht mehr als ein Unheimliches, sondern als ein Vertrautes, das auch uns sein schönes Geheimniß aufgethan hatte. Wir durften ihm dafür danken. Die Jugend wird leicht und oft tief ergriffen, das gehört auch so zu den Schätzen, die ihr gehören, ohne daß sie sie erworben. Später ersehnt man sich Eindrücke, die zugleich stark und rein sind: denn die starken allein bleiben unverlierbar, die reinen aber werden zu einem innerlichen Gute, das unberechenbar fort und immer fort wirkt, ein Gewinn für das Leben.

Das war für mich meine Fahrt auf den Montserrat. Möchten auch meine Leser davon noch einen Eindruck erhalten haben!

Digitized by Google

Der Entwurf eines bürgerlichen Gesetzbuchs und die socialpolitischen Bestrebungen der Gegenwart.*

Von **Dr. E. Ehrlich** in Wien.

Alle im 19. Jahrhunderte zu Stande gekommenen deutschen Entwürfe bürgerlicher Gesetzbücher, sowie das sächsische Gesetzbuch stehen in demselben Verhältnisse zu den legislatorischen Ideen der Historischen Schule wie die Codificationen des 18. Jahrhunderts zu den Bestrebungen des Naturrechts; namentlich gilt dies vom Entwurfe eines bürgerlichen Gesetzbuches für das Deutsche Reich, welcher mit unverwandter Folgerichtigkeit an dem Programm Savigny's und seiner Jünger festhält. Es liegt daher in der Natur der Sache, daß eine Charakteristik und Kritik des Entwurfes, wenn sie irgendwie tiefer ansetzt, auch in eine Charakteristik und Kritik dieser gesetzgeberischen Ideen umschlagen muß, und eben deswegen, weil der Entwurf die Bestrebungen der zur Zeit in Deutschland mächtigsten Schule mit solcher Treue spiegelt, hat er noch ein ganz anderes Interesse als jenes, das schon an sich ein Werk in Anspruch nehmen darf, welches die Aufgabe hat und den Zweck verfolgt, das Privatrecht Deutschlands für Jahrhunderte hinaus festzustellen.

Ganz im Sinne der Bestrebungen der Historischen Schule will der Entwurf zunächst das in Deutschland bereits geltende bürgerliche Recht in die Form eines Gesetzbuches bringen, und dieses bildet daher auch den wesentlichsten Inhalt des Entwurfes, namentlich das gemeine Recht, d. h. das deutsche Recht römischen Ursprungs. Vieles offenbar Veraltete, manche Anomalie, die heute keine Daseinsberechtigung mehr hat, wurde allerdings ausgeschieden, und auch Einiges blos deswegen, weil man es, wenn auch mit Unrecht, als Anomalie ansah, nicht berücksichtigt — davon soll weiter unten die Rede sein. Manches wurde auch umgeändert, den heutigen Ideen und Verhältnissen angepaßt. Deutschrechtliche Grundsätze erkannte der Entwurf in der Regel nur dann an, wenn sie in Deutschland zu mehr oder weniger allgemeiner Geltung gelangt sind; doch bewegt er sich hier freier, trifft die Auswahl unter verschiedenen Rechtsregeln, bessert und ändert viel kühner als beim gemeinen Rechte. Eigene,

* Vgl. damit meinen Aufsatz in „Unsere Zeit", 1890, I, 433 fg.: „Sociale Gesetzgebungspolitik auf dem Gebiete des Deutschen Privatrechts." Wo weiterhin Menger und Gierke angeführt werden, sind folgende Werke dieser Schriftsteller gemeint: Anton Menger, „Das bürgerliche Recht und die besitzlosen Volksklassen. Eine Kritik des Entwurfes eines bürgerlichen Gesetzbuches für das Deutsche Reich" (Sonderausgabe aus dem „Archiv für sociale Gesetzgebung und Statistik", Tübingen, H. Laupp, 1890); Otto Gierke, „Der Entwurf eines bürgerlichen Gesetzbuches und das Deutsche Recht" (veränderte und vermehrte Ausgabe der in Schmoller's „Jahrbuch für Gesetzgebung, Verwaltung und Volkswirthschaft" erschienenen Abhandlung, Leipzig, Duncker u. Humblot, 1889); „Personengemeinschaften und Vermögensinbegriffe in dem Entwurfe eines bürgerlichen Gesetzbuches für das Deutsche Reich" (in Bekker's und Fischer's „Beiträgen zur Erläuterung und Beurtheilung des Entwurfes eines bürgerlichen Gesetzbuches für das Deutsche Reich", Berlin 1889, Heft 18); „Die sociale Aufgabe des Privatrechts. Vortrag, gehalten am 5. April 1889 in der Juristischen Gesellschaft in Wien" (Berlin, Julius Springer, 1889).

Digitized by Google

selbständige Rechtsgedanken von einiger Tragweite kommen nur selten vor. Der „große" Grundsatz — groß nennen ihn die Motive, nicht ich — der Unabhängigkeit des dinglichen Rechtsgeschäfts, von der obligatorischen Causa und die älterliche Gewalt, die er an dem Kinde unter Umständen der Mutter einräumt, während bisher der Vater allein eine solche (die väterliche Gewalt) in Anspruch nehmen durfte, verdienen Erwähnung; ebenso hat er im Schadenersatzrechte die bisher dem deutschen Rechte ziemlich fremde Idee anerkannt, daß auch der Misbrauch der natürlichen Freiheit die Schadenersatzpflicht begründen könne. Dem Particularrechte trägt er entweder in der Weise Rechnung, daß er auf die Regelung zahlreicher Materien verzichtete, um demselben freie Bahn zu lassen, oder er begnügt sich mit der Feststellung subsidiärer Rechtsnormen, diesen es anheimgebend, andere, abweichende Vorschriften festzusetzen. Von der erstern Methode macht er ausgiebigen, von der letztern nur sehr sparsamen Gebrauch.

Ein Gesetzbuch, welches sich keine andere Aufgabe gestellt hätte als die, das geltende Recht in eine andere, und sei es auch mundgerechtere Form zu bringen, würde eigentlich eher eine Gesetzessammlung sein, und könnte jedenfalls durch eine solche vollständig ersetzt werden. Eine solch flache Auffassung hatte selbst die Historische Schule nicht von den Aufgaben der staatlichen Gesetzgebung, sondern es wurde vielmehr von ihr stets als Axiom hingestellt, ein Gesetzbuch müsse auch die Errungenschaften der juristischen Wissenschaft verwerthen. Insofern sich die Wissenschaft nur mit der Erforschung vergessener Rechtsquellen oder der Auslegung dunkler Gesetzesstellen befaßt, kommt eine solche Verwerthung freilich nur auf eine Verarbeitung des positiven Rechts hinaus. Aber diesem Axiom liegt die mehrmals ausgesprochene, öfters bestrittene, jedoch eigentlich nie recht klar gelegte Idee zu Grunde, daß die Wissenschaft, wenn sie auch Rechtssätze nicht erzeugt — von den Koryphäen der Historischen Schule: Savigny, Goldschmidt und theilweise Puchta, wurde übrigens das Gegentheil gelehrt —, so ändert und ergänzt sie doch das Recht in irgendeiner, nicht näher bezeichneten Weise. Mit Rücksicht darauf ist es von Wichtigkeit, zu untersuchen, was denn der Entwurf der Wissenschaft verdankt.

Einen rein wissenschaftlichen Charakter trägt jedenfalls die Systematik des Entwurfes: es ist nämlich im wesentlichen die gewöhnliche Systematik der Pandektenlehrbücher. Da aber selbst das beste System auch nicht einen gesetzgebungspolitischen Gedanken enthält, so ist es nicht nöthig, hier darauf näher einzugehen. Ferner war es zweifellos die Wissenschaft, welche die Aufmerksamkeit der Juristen auf eine große Anzahl in Deutschland, sei es seit uralter Zeit bestehender, sei es vom modernen Leben erzeugter Institute lenkte, welche aber bisher in keinem Gesetze geregelt wurden. Die Auffindung derartiger Institute trägt gewiß sehr zur Vollständigkeit des Rechts bei; aber von einer gewissen praktischen Tragweite ist dies nur insofern, als gleichzeitig sich auch die Möglichkeit und Nothwendigkeit ergibt, diese Institute gesetzlich zu normiren, und dies ist wieder nicht Ergebniß der wissenschaftlichen Forschung. Etwas anders verhält es sich mit der sogenannten Natur der Sache, welche im Entwurfe wie in allen modernen Gesetzbüchern eine so große Rolle spielt, daß sie hier nicht übergangen werden kann.

Die Normen des Privatrechts beziehen sich nämlich stets auf Institute,

Digitized by Google

Verhältnisse, welche nicht das Recht, sondern das Leben erzeugte. Eigenthum und Ehe, Käufe und Tauschverträge, der Wechsel und die Actiengesellschaften wurden nicht etwa durch das Recht geschaffen; sie bestanden lange schon bevor ihrer je ein Rechtssatz erwähnte, ja theilweise sogar lange bevor es ein staatliches Recht gab, und bestehen auch heute noch, wo es ein staatliches Recht gar nicht gibt; denn auch zwei Männer, die einander auf einer Wüste begegnen, besitzen abgesondertes Eigenthum und können ohne weiteres einen Kauf- oder Tauschvertrag abschließen, der deswegen nicht weniger ein solcher ist, weil ihn an jenem Erdpunkte kein Rechtssatz als Kauf- oder Tauschvertrag anerkennt. Solch ein Lebensverhältniß hat selbstverständlich auch eine gewisse Natur, einen Zweck, der zu verschiedenen Zeiten und bei verschiedenen Völkern verschieden sein mag, aber von dem eigentlichen, positiven, staatlichen Rechte im wesentlichen unabhängig ist. Die juristische Wissenschaft hat es nun stets als ihre Aufgabe betrachtet, die Institute, auf welche sich die Rechtsnormen beziehen, mit Rücksicht auf deren Natur und Zweck möglichst genau zu definiren, und kein Lehrbuch des Privatrechts wird seinen Lesern eine genaue Begriffsbestimmung des Eigenthums, der Ehe oder des Kaufs vorenthalten. Diese Definitionen gingen häufig auch in Gesetzbücher über: erst neuerdings sucht man dies zu vermeiden, da der Fortschritt der Wissenschaft nicht selten die Unrichtigkeit der Begriffsbestimmungen ergäbe und sie dann wol Verwirrungen anrichten, aber keinen Nutzen stiften könnten. Aus dem also vom positiven Rechte im wesentlichen unabhängigen Zwecke und dem Wesen des Rechtsinstituts, somit in letzter Linie aus dessen wissenschaftlich festgestellter Definition, ergeben sich nun gewisse „Normen aus der Natur der Sache", als deren Quelle daher allerdings in einem gewissen Sinne die Wissenschaft gelten kann.

Wenn nun auch der Entwurf, der neuesten Strömung folgend, verhältnißmäßig wenig definirt, so enthält er trotzdem um so mehr Normen, welche in der „Natur der Sache", also dem Zwecke des Lebensverhältnisses, wie er in dessen wissenschaftlicher Begriffsbestimmung zum Ausdrucke kam, ihren letzten Grund haben, ja man darf wol behaupten, daß diese Normen seinen Hauptinhalt bilden. Dies mag man an sich immerhin billigen oder tadeln, gewiß ist es aber, daß ein derartiges Gesetz nicht das Leben regelt, sondern daß es nur angibt, wie das Leben sich selber regelt. Eine legislativ politische Richtung haben solche Bestimmungen naturgemäß nicht, es sei denn, daß man das laisser-aller als solche bezeichnet. Normen desselben Inhalts sind ja vorhanden und werden richterlichen Entscheidungen zu Grunde gelegt, auch wenn sie in keinem Gesetze Ausdruck fanden. Werden sie ins Gesetz aufgenommen, so bilden sie neues Recht doch nur dann, wenn sie falsch sind: nur dann wird der Richter nach dem Gesetze anders urtheilen, als er ohne Gesetz geurtheilt hätte: sie sind aber in diesem Falle auch gewiß schädlich, denn es ist eben nicht mehr die Natur der Sache und auch nicht ein Rechtssatz, sondern eine falsche Doctrin, welche dem richterlichen Urtheile zur Grundlage dient.

Diese letztere Bemerkung erhält mit Bezug auf den Entwurf eine ganz besondere Bedeutung. Der Entwickelung der deutschen Wissenschaft entsprechend hat man die Natur der Lebensverhältnisse und Institute bisher hauptsächlich am römischen Rechte studirt: das Ergebniß dieser Studien war es beinahe ausschließlich, welches in den

Digitized by Google

Entwurf überging und nunmehr das Privatrecht Deutschlands für alle Zukunft bestimmen soll. Insoweit es sich nur um das Verkehrsrecht handelt, ist dies kein Nachtheil, denn Institute des Verkehrsrechts haben in Deutschland wesentlich denselben Charakter wie in Rom; auch ließ sich in dieser Weise eine große Gleichförmigkeit erreichen, welche hier eine dringende Nothwendigkeit ist. Misverständnisse römischer Vorschriften mögen nicht selten vorkommen, aber sie dürften bei dem feinen Gefühl, das man heute für die Bedürfnisse des Verkehrs hat, kaum irgendwie zu legislativ unrichtigen Ergebnissen Veranlassung gegeben haben. Auf andern Gebieten als denen des Verkehrsrechts besteht dagegen weder ein Bedürfniß noch Gleichförmigkeit in diesem Maße, noch sind die Institute des römischen Rechts wesentlich besser als jene der andern Rechtssysteme. Warum also den deutschen Instituten die römische „Natur der Sache" aufdrängen, eine Natur, welche nicht die ihrige ist? Wenn sie schon gemeistert werden sollen, so mag das einem vernünftigen Zwecke zu Liebe geschehen, nicht aber um des römischen Rechts willen. Und wer weiß obendrein, wie oft die angeblich römische Theorie nichts ist als eine moderne romanistische Schrulle, ein grobes Misverständniß des römischen Rechts, welches einem jeden rechtschaffenen Schüler Papinian's durch Mark und Bein ginge? Hat dies doch erst unlängst für die herrschende Besitztheorie Ihering, und etwas früher für die Vertragstheorie Leonhard (Marburg) überzeugend nachgewiesen. Der Protest Gierke's gegen die romanistische Haltung des Entwurfs ist daher ganz gerechtfertigt.

Auf die bloße Erörterung der Natur der Sache hatte sich die deutsche Wissenschaft nicht beschränkt, sie setzte sich vielmehr eine möglichst weitgehende technische Verarbeitung und Beherrschung des Rechtsstoffes zum Ziele. Eine methodologische Kritik dieser Haltung der wissenschaftlichen Forschung wäre an dieser Stelle gewiß übel angebracht; da jedoch der Entwurf überall danach strebte, sich die Ergebnisse der Theorie auch nach dieser Richtung hin anzueignen, so muß die methodologische Richtung der deutschen Jurisprudenz wenigstens in Bezug auf ihre socialpolitische Bedeutung allerdings untersucht werden.

Die einzelnen Bestimmungen des Entwurfes beruhen in großer Mehrzahl der Fälle weder auf praktischen Erwägungen noch auf Billigkeitsrücksichten, und ebenso fremd ist ihnen in der Regel auch jeder sociale Hintergedanken, sondern sie sind logisch abgeleitet aus gewissen „allgemeinen Grundsätzen", „Principien", „Theorien", „Lehren" u. s. w., denn dasselbe Ding wird eben sehr verschieden genannt. Kaum gibt es eine wichtigere Abtheilung des Entwurfes, für welche die Motive nicht etwas Derartiges aufzuweisen hätten; nur beispielsweise sei hier genannt: das Princip der Freiheit des Eigenthums, der Vertragsfreiheit, das Eintragungsprincip beim Grundbuchsrechte, die Creationstheorie bei den Inhaberpapieren, das „große" Princip der Unabhängigkeit des dinglichen Rechtsgeschäfts von der obligatorischen Causa, der „Boden des Delicts", von dem die Motive sagen, daß ihn das Schadenersatzrecht des Entwurfes in keinem Falle verlassen habe, das subjective Princip bei der Geschäftsführung ohne Auftrag u. a. m.

Was sind nun diese „Grundsätze", diese „Principien" u. s. w.? In ihrem Schicksale spiegelt sich getreulich der ganze Gegensatz von Einst und Jetzt. Viele von ihnen finden wir schon bei

Digitized by Google

den Naturrechtslehrern; diesen waren sie aber nur schlagender Ausdruck für ihre politischen Bestrebungen. Sie sprachen von Eigenthumsfreiheit und deuteten auf die feudalen Lasten, sie predigten Vertragsfreiheit und wollten damit sagen, daß die Stellung des Menschen zum Menschen blos bestimmt werden solle durch freie Uebereinkunft, nicht durch Geburt und Stand oder gewerbliche Vorrechte; und so viel Mühe sie sich auch gaben, diese Principien rein aus der Vernunft abzuleiten, so wird jeder Kundige mit Leichtigkeit errathen, daß es sich ihnen mit all diesen „Freiheiten", wie mit vielen andern, die nicht ins Privatrecht einschlugen — wie der Gewerbefreiheit — hauptsächlich darum handelte, den Schutt hinwegzuräumen, den die Jahrhunderte in ihrer Flucht zurückließen, all die Rechtsinstitute, die, nachdem sie ihre historische Aufgabe erfüllt hatten, in eine neue Zeit hineinragten wie eine Ruine, nur der Ausbeutung dienend, oder den Verkehr hemmend und fesselnd. Diese Principien übernahm von den Naturrechtslehrern die Historische Schule, freilich unbewußt wie auch manches andere — aber was machte sie aus ihnen? Ihr sind sie nichts anderes als Abstractionen aus den Bestimmungen des geltenden Rechts. Auf Grund jener Normen, welche er für besonders charakteristisch hält, bestimmt der Jurist den „Begriff" des Rechtsinstituts, andere vielleicht nicht minder wichtige Rechtssätze zunächst vornehm beiseitelassend; hierauf sucht er zu zeigen, daß die erstern sich aus dem Begriffe ableiten lassen, daß sie darin schon „enthalten" sind: das geht natürlich sehr leicht, da er sie doch vor einem Augenblicke hineingelegt hatte. Zum Schlusse kommt er auch auf Rechtsnormen zu sprechen, die er zur Begriffsbildung nicht verwendete; bei diesen geht es selbstverständlich etwas schwerer mit der Herleitung „aus dem Begriffe" — manchmal hilft einige sanfte Gewalt, einiges Herumdrehen und Heruminterpretiren; leisten sie aber noch immer Widerstand, so greift man zum letzten Auskunftsmittel, man stellt sie als Anomalien, als singuläre, positiv-rechtliche Bestimmungen hin: die wichtigste Aufgabe der zukünftigen Gesetzgebung werde es sein, das Recht von solch rebellischem Ballaste zu befreien. Alle legislativ politischen Rücksichten müssen schwinden, alle Gründe, die für sie etwa sprechen, müssen in den Hintergrund treten angesichts der einzig ausschlaggebenden Erwägung, daß sie sich mit dem selbstgeschaffenen Principe nicht in Einklang bringen lassen, und zu Zugeständnissen entschließt man sich nur außerordentlich schwer. So berücksichtigt das Princip der Freiheit des Eigenthums nur jene Normen, welche dem Eigenthümer gestatten, mit seiner Sache zu thun, was er will, die vielen andern, welche ihm gewisse Verfügungen verbieten, oder ihn gar zu Leistungen verpflichten, ganz außer Acht lassend; ebenso sind für das Princip der Vertragsfreiheit alle Beschränkungen derselben, sie mögen legislativ noch so sehr geboten sein, nichts als ganz ungerechtfertigte Eindringlinge.

Es ist schon auf den ersten Blick hin klar, daß diese „Principien" eigentlich die Grundsätze des geltenden Rechts nicht etwa blos anders gestalten, sondern verfälschen; ist es doch etwas ganz anderes, ob man sagt: das Eigenthum ist frei, insofern es nicht durch gesetzliche Bestimmungen eingeschränkt wird, oder: das Eigenthum ist grundsätzlich frei, jede Einschränkung ist eine unberechtigte Anomalie. Der erste Satz, der jedenfalls richtig ist und sich in jedem Rechtssysteme wiederfindet, der Form, nicht dem Geiste nach auch im Entwurfe,

Digitized by Google

wird im zweiten Satze nicht wiedergegeben, sondern auf die Spitze getrieben und verzerrt. Aber in diese Gestalt hat eben die Rechtswissenschaft das geltende Recht gebracht, und so ging es auch in den Entwurf über, welchem es überall außerordentlich Ernst ist um all diese Principien, Grundsätze und Theorien. Wenn auch nicht geleugnet werden kann, daß für die Wahl des einen oder des andern Princips manchmal legislatorische Erwägungen — allerdings nicht solche, die von größerer Tragweite wären — den Ausschlag gaben, namentlich die Rücksicht auf die Bedürfnisse des Verkehrs, so traten diese doch sofort in den Hintergrund, wenn das „Princip" einmal festgestellt war. Da galt nichts mehr, als dessen möglichst strenge Durchführung: eine Menge von Normen des geltenden Rechts wurde beseitigt, eine Anzahl empfehlenswerthester Vorschläge rücksichtslos abgelehnt, mit der einzigen Begründung, daß sie sich mit dem Principe nicht in Einklang bringen lassen, obwol sonst die durchgreifendsten Erwägungen für sie sprachen, wie dies die Motive selber mehrmals zugestehen.

Wenn der Richter einen Rechtsfall entscheiden soll, für den er im geltenden Rechte keine passende Norm findet, so sucht er aus den gesetzlichen Normen, die er eben findet, das Princip zu abstrahiren, welches ihnen zu Grunde liegt, und er entscheidet hierauf den Fall im Sinne dieses Princips. Es ist klar, daß es die Aufgabe wissenschaftlicher Jurisprudenz ist, dem Richter in dieser Beziehung vorzuarbeiten, die Principien des positiven Rechts zu erforschen und deren einzelne Anwendungen zu zeigen. Der Gesetzgeber hat dagegen eine andere Aufgabe: er muß sich bei jedem einzelnen Falle fragen, welche Entscheidung das allgemeine Wohl, die Gerechtigkeit und die Billigkeit erheischt. Es bedarf wol keines weitern Beweises, daß das vom Entwurfe erwählte Verfahren, wie dieses auch Menger betont, auf einer Verwechselung der Aufgaben des Richters und des Gesetzgebers beruht.

Hier handelt es sich jedoch in erster Linie um die socialen Folgen dieses Bestrebens, die Principien des geltenden Privatrechts in möglichster Reinheit, Folgerichtigkeit und Abstractheit in allen Einzelbestimmungen des Gesetzes zum Ausdrucke zu bringen. Unter den Principien des Privatrechts gibt es eins, welches im Entwurfe freilich nicht erwähnt wird, welches aber wichtiger ist als alle dort erwähnten, ein wahres Princip der Principien, denn von diesem sind alle andern sammt und sonders abgeleitet: das Princip des Eigenthums. Auch das Princip der Vertragsfreiheit ist nichts als ein Corrolar dieses Princips, denn es bedeutet ja nur, daß der Eigenthümer das Recht hat, über sein Eigenthum durch Verträge beliebig zu verfügen und für sein Eigenthum fremde Arbeitskraft zu kaufen. Die „Begünstigungen" des Verkehrs, welche viele andere „Principien" anstreben, wollen dem Eigenthümer nur eine bequemere und thunlichst hohe Verwerthung seines Eigenthums ermöglichen. Das ganze Vermögensrecht geht daher, seinen Principien nach, auf in dem Schutze und der Förderung des Eigenthumsrechts.

Es kann nun gewiß nicht Sache dieses Aufsatzes sein, auf die vielen Theorien einzugehen, welche das Privateigenthum rechtfertigen oder bekämpfen. Insofern aber heutzutage der sociale Existenzgrund des Eigenthums anerkannt wird, geschieht dies ganz allgemein mit Hinweis darauf, daß der Eigenthümer, welcher sein Eigenthum für die Gütererzeugung verwerthet oder die Güter-

Digitized by Google

erzeugung organisirt, es wol in erster Linie selber genießt, aber auch der Gesammtheit einen Dienst erweist, weil er es eben theilweise in ihrem Interesse verwaltet. Dies erkennen auch die Motive des Entwurfes an, welche sagen: „Der Rechtsordnung fällt die Aufgabe zu, nur solche Rechte anzuerkennen, welche an sich geeignet sind, dem Wohle der menschlichen Gemeinschaft zu dienen.“ Das Eigenthum hat also einen zwieschlächtigen Charakter, einen dem Einzelnen, dem Individuum, dem Eigenthümer und einen der Gesammtheit zugewendeten: eine sociale Aufgabe kann aber selbstverständlich nur diese letztere Seite des Eigenthums haben. Je mehr man nun das Eigenthum des Einzelnen im Interesse der Gesammtheit einschränkt, desto näher wird es seiner socialen Aufgabe gebracht: den Zwecken der Gesammtheit zu dienen; je mehr es sich aber auf seine eigenen Principien, das Princip der Eigenthumsfreiheit und der Vertragsfreiheit, zurückzieht, um so mehr wird es jeder socialen Aufgabe entfremdet, um so offenbarer wird es, daß es nur des Einzelnen wegen besteht.

Vollständig folgerichtig hat vielleicht kein Rechtssystem das Princip des Eigenthums durchgeführt, und schon die Römer sahen sich genöthigt, die Eigenthumsfreiheit durch manche Beschränkungen im öffentlichen Interesse, die Vertragsfreiheit durch viele Bestimmungen zum Schutze der wirthschaftlich Schwachen oder geistig Zurückgebliebenen einzudämmen. Die modernen Rechtssysteme gehen noch viel weiter, und eine unvergleichlich eingreifendere Reform verlangt gegenwärtig auch die bescheidenste Socialpolitik: gewiß mit Recht, und sie thut es im eigenen Interesse der herrschenden gesellschaftlichen Organisation. Es ist ein staatsmännischer Gedanke der conservativen Parteien, vielleicht der conservativste Punkt in ihrem ganzen Programme, der Satz von den „Pflichten des Besitzes“. Diese „Pflichten des Besitzes“ sind eben dessen sociale Einschränkungen zu Gunsten der Gesammtheit; sie dürfen sich aber nicht in bloße Phrasen auflösen, sondern müssen in den einzelnen Bestimmungen des geltenden, positiven Rechts einen klaren, unzweifelhaften Ausdruck erhalten.

Wenn der Entwurf sich gegenüber den hergebrachten Beschränkungen des Eigenthums im weitesten Sinne des Wortes außerordentlich ablehnend verhält, so mag von vornherein zugegeben werden, daß viele von ihnen, in überlebten Zuständen wurzelnd, heute nichts sind als ein leerer Schall oder eine lästige Fessel, ohne jeden legislativen Werth, und andere in der Form, in welcher sie gegenwärtig gelten, gar keinen Nutzen stiften können. Die Bestimmungen des römischen Rechts, z. B. über die Ungültigkeit des Geschäfts bei Verletzung einer Partei über die Hälfte des Werthes oder die sogenannte Lex Anastasiana, treten in solch durchaus unpraktischer Form auf, daß sie beinahe ohne jede Wirkung bleiben. Aber der Entwurf beseitigt nicht blos Veraltetes, sondern überhaupt das Meiste, und möchte am liebsten mit allem aufräumen; er gibt gar keinen Ersatz für das Beseitigte, weiß beinahe nichts von den vielen Vorschlägen, welche das bisherige mangelhafte System der Einschränkungen des Eigenthums ergänzen und zeitgemäß erneuern sollen. Das Princip des Eigenthums hat er mit der ihm eigenen radicalen Unerschrockenheit bis in die letzten Folgerungen durchzuführen versucht, kaum hie und da findet sich versteckt ein abgerungenes Zugeständniß, eine Ketzerei, für welche in den Motiven demüthigliche Entschuldigungen nachgelesen werden können. Dazu kommt noch, daß der Entwurf, offenbar um die Reinheit

Digitized by Google

der Linien nicht zu stören, obendrein die meisten der Einschränkungen, die er anerkennen mußte, theils ins Particularrecht, theils ins Sonderrecht verwies, sodaß der Eindruck noch öder und trostloser ist als die Wirklichkeit. Das Ergebniß dieser Principientreue ist das Eigenthumsrecht des Entwurfs, wie es sich uns darstellt: ein protziges, feistes Ding, das für allen Jammer des Erdenwallens blind ist und taub, und den Verhungernden auf die Beiträge verweist, die es für den Verein gegen Verarmung und Bettelei bezahle. Alle die schadhaften Brücken zwischen dem Besitze und der Gesammtheit, die wenigen „Pflichten des Besitzes", die das heutige Recht kennt, sind niedergerissen, keine neuen errichtet. Zwischen Eigenthum und den Besitzlosen gähnt ein Abgrund wie vielleicht in keinem Rechtssysteme der Welt. Sollte der Entwurf, wie er ist, Gesetz werden, sollte er je das sociale Leben beeinflussen, so läßt sich der Erfolg schon heute mit Bestimmtheit vorhersagen: er wird alles thun, was an ihm ist, um den Klassengegensatz zu vertiefen, die socialen Kämpfe zu verbittern.

An fruchtbaren Reformvorschlägen, die bei einer etwaigen Umarbeitung des Entwurfs würden verwerthet werden können, fehlt es heutzutage gewiß nicht. Ich erwähne nur, daß die Untersuchungen des Vereins für Socialpolitik über Wucher auf dem Lande die Nothwendigkeit ergaben, das den Wuchergesetzen zu Grunde liegende Princip (Verbot der Ausbeutung der Nothlage, des Leichtsinns und der Unerfahrenheit) auf alle Arten von Verträgen, namentlich Lohnarbeits-, Mieth-, Pacht- und Kaufverträge auszudehnen, womit auch die bedeutendsten socialpolitischen Beurtheilungen des Entwurfs, die von Menger und Gierke, übereinstimmen. Menger verlangt überdies, daß bei Lohnverträgen Bestimmungen, welche den Lohnarbeiter an Leben, Körper, Gesundheit, Arbeitskraft, Ehre oder Sittlichkeit schädigen können, als ungültig erklärt werden; daß die Vermiethung einer Wohnung, welche nach dem gewöhnlichen Laufe der Dinge Leben, Gesundheit oder Arbeitskraft des Miethers gefährdet, zu Schadenersatz verpflichte. Gierke schlägt eine solche Ausgestaltung des Eigenthums überhaupt vor, welche dieses bisher nur auf einzelnen von deutschrechtlichen Grundsätzen beherrschten Gebieten, namentlich im Forst-, Wasser-, Berg- und Urheberrechte erhalten hat: ein überaus fruchtbarer und bedeutender Gedanke.

Noch in einer andern Frage zeigt es sich, wie sehr die einseitige Betonung eines rein juristischen Gesichtspunktes in socialer Beziehung verhängnißvoll wirken muß. Wenn irgendetwas beim Entwurf schon auf den ersten Blicke hin auffällt, so ist es sein Ringen nach möglichster Genauigkeit des Ausdrucks. Man sieht es jedem Worte förmlich an, wie es gefeilt und abgewogen wurde; man fühlt das Bestreben heraus, daß Sinn und Ausdruck einander decken wie zwei congruente Dreiecke, und eine unübersehbare Menge von Einschaltungen und Verwahrungen, Anführungen, Kunstausdrücken und Bandwurmperioden sollten dies Ziel erreichen helfen. Wie jedes Ding auf Erden hat auch dieses seine Vortheile und Nachtheile; sieht man aber ab von dem Erfordernisse der Volksthümlichkeit — und beim Entwurfe muß man ja davon absehen — so dürften hier die Vortheile allerdings überwiegen.

Dieses Bestreben des Entwurfs entbehrt aber in einer Beziehung auch nicht einer gewissen socialen Bedeutung. Es sollte nämlich die größte Durchsichtigkeit der Rechtsverhältnisse auch

Digitized by Google

dadurch erreicht werden, daß man mit möglichster Genauigkeit festzustellen trachtete, welche Art und welches Maß von Recht jeder einzelnen Person an jeder einzelnen Sache zustehe, und zwar selbst dann, wenn eine Einzelperson oder Einzelsache als solche rechtlich gar nicht in Betracht kommt, sondern blos als Bestandtheil einer Personengesammtheit oder Sachgesammtheit. Dieses führte schon zu manchen Künsteleien, die jedoch nur von juristisch-technischer Bedeutung sind. In der Regel ging der Entwurf aber so weit, daß er solche Gesammtheiten überhaupt gar nicht anerkannte, und wenn auch Miteigenthum und sonstige Mitberechtigungen, Familiengemeinschaften und Gesellschaftsverhältnisse, Körperschaften und Stiftungen als Ganzes eine viel zu reale Existenz haben, um in ihre Atome zerlegt werden zu können, so bemüht er sich auch hier überall, aus diesem Ganzen für jede Einzelperson jenes Stück an Rechten herauszuschneiden, welches ihr gerade gebührt.

Nun soll nicht behauptet werden, dies sei geradezu unmöglich, aber schwer genug ist es gewiß. Ich kenne nur einen einzigen Fall, in welchem ein solches Bestreben einen Erfolg erzielte, nämlich die offene Gesellschaft des Allgemeinen Deutschen Handelsgesetzbuches, wenn auch dieses nicht im entferntesten so weit ging wie der Entwurf. Im großen und ganzen sind die Gesetze der Gegenwart der Aufgabe, Gemeinschaftsverhältnisse zu normiren, so wenig gewachsen, daß das, was sie davon geben, eher wie ein Zerrbild derselben aussieht. Ins Unendliche wachsen aber die Schwierigkeiten bei der vom Entwurfe erwählten Methode. Es unterliegt nämlich keinem Zweifel, daß die Rechte eines jeden Gemeiners am gemeinschaftlichen Gute ganz anderer Natur sind als die Rechte eines Einzelberechtigten; es ist gar nicht richtig, daß ein jeder Miteigenthümer das wirkliche, leibhafte Eigenthum an der Sache besitzt, welches sich vom Alleineigenthume nur dadurch unterscheide, daß es auf seinen Antheil beschränkt ist: Sein Recht an der Sache ist nicht nur quantitativ, sondern auch qualitativ ein anderes als das eines Einzeleigenthümers. Es ist daher klar, daß es eine höchst ungenaue und misverständliche Ausdrucksweise ist, wenn man es ganz einfach, wie das Recht eines Alleineigenthümers, mit dem Ausdrucke Eigenthum bezeichnet. Der Entwurf bemüht sich nun überall, wo er von Gemeinschaftsverhältnissen spricht, die Rechte und Pflichten der einzelnen Mitberechtigten möglichst genau zu bestimmen, er bedient sich aber dabei beinahe ausschließlich jener Ausdrücke, welche in der Regel nur auf Befugnisse und Verpflichtungen der Einzelberechtigten Anwendung finden. Dies ist vor allem jedenfalls ungenau: wie die runden Formen des menschlichen Körpers in einer Mosaik, die aus lauter eckigen Flächen kantiger Steine zusammengesetzt ist, sich nie genau, sondern stets nur beiläufig wiedergeben lassen, so ist es unmöglich, die Rechte der Gemeiner in der specifischen Sprache des Individualismus zum Ausdruck zu bringen. Die Ungenauigkeit ist aber um so verhängnißvoller, als sie immer nach einer und derselben Seite schielt: die Rechte der Gemeiner sind bei diesem Verfahren stets viel zu individualistisch gefärbt, das ganze Verhältniß ist dadurch auch zersetzt und zerrissen.

Folgendes Beispiel möge zur Erläuterung des Gesagten dienen. Das Urbild eines Gemeinschaftsverhältnisses ist das Verhältniß in der Familie, wie es im Bürger- und Bauernstande noch immer die Regel bildet. Vater, Mutter und die Kinder bis zu ihrer Verhei-

Digitized by Google

rathung leben in gemeinschaftlichem Haushalte. Das Kapitalvermögen, welches auch die Erwerbsunternehmung begreift, wird vom Vater ganz selbständig verwaltet, der Ertrag aber gehört nicht ausschließlich ihm, sondern muß von ihm vor allem für den standesgemäßen Unterhalt der Familie verwendet werden; das Gebrauchsvermögen wird dagegen, bis auf einige wenige Gegenstände, die gewissen Familiengliedern eigenthümlich gehören, von allen gemeinschaftlich benutzt. Der Familienvater hat aber auch darüber Dritten gegenüber die Verfügungsgewalt.

Diese Grundsätze, durch die öffentliche Meinung seit Jahrhunderten geheiligt, werden noch heute in jeder geordneten Familie in Deutschland ebenso unverbrüchlich beobachtet wie bei jenen Völkern, welche die Hausgemeinschaft als Rechtsinstitut anerkennen. Wäre es der Historischen Schule mit ihrer Ansicht, das Gesetz solle das Rechtsbewußtsein seiner Zeit zum Ausdruck bringen, Ernst, so hätte sie darauf dringen müssen, daß das Gesetz thatsächlich die Familienverhältnisse in dieser oder einer ähnlichen Weise regele. Sagt doch ihr entschiedener Anhänger Gierke in einem andern Zusammenhange: „Wenn ein deutsches Gesetzbuch ergeht, so soll der Gesetzgeber dem Leben ablauschen, was deutscher Sitte und Anschauung gemäß ist, und nicht eine Regel aufstellen, deren Durchbrechung er voraussieht, und Ansprüche verleihen, von denen er hofft, daß ihre Geltendmachung aus Pietät und Familiensinn unterbleiben werde.“ Aber kein einziges Gesetz ist diesen Weg gegangen: nicht etwa absichtlich oder gar aus Bosheit, sondern ganz einfach deswegen, weil man in unserer Zeit für derartige Gemeinschaftsverhältnisse keinen Blick und kein Verständniß besitzt. Alle Gesetzbücher haben mehr oder weniger das spätere römische System angenommen, wonach jedes Familienglied sein Sondervermögen haben kann, in der Regel aber das ganze Vermögen dem Familienvater als ausschließliches ungetheiltes und unbeschränktes Eigenthum gehört. Seiner Gattin und seinen Kindern ist er blos zur Leistung eines standesgemäßen Unterhalts verpflichtet: das ist eine gewöhnliche obligatorische Verpflichtung, von derselben Natur, wie etwa die zur Rückgabe eines Darlehns. Wie er den Unterhalt leistet, das ist seine Sache, nach dem Entwurfe ist der Unterhalt in der Regel „in einer Geldrente zu leisten“; da aber die Aeltern die Art der Gewährung des Unterhalts und die Frist, für welche die Vorausleistung erfolgen soll, selbst zu bestimmen haben, so erhalten wir, nach Gierke's Ausspruch, „die tröstliche Gewißheit, daß kraft dieser Ausnahme von der Regel die Aeltern auch künftig die veraltete Form des Unterhalts durch Naturalverpflegung im Hause, ihren unerwachsenen Kindern gegenüber an Stelle des im Sinne der modernen Geldwirthschaft normalen Unterhalts durch vierteljährliche Entrichtung einer Geldrente wählen können“.

Es ist klar, daß sich hier das Recht von den thatsächlichen Verhältnissen gar weit entfernt hat, und es muthet uns geradezu unheimlich an in seinem kalten, starren Individualismus. Aber die Juristen sind für diese Verzerrung des Familienrechts durch langjährige Gewöhnung so abgestumpft, daß sie den Widerspruch gar nicht merken, und wenn sie in einer Reisebeschreibung lesen, daß Verhältnisse wie jene, die sie in ihrer eigenen Familie täglich erleben, bei den Hindus bestehen, so finden sie, daß die Sache einer gewissen exotischen Pikanterie keineswegs entbehre.

Digitized by Google

Es mag mir gestattet sein, bei dieser Frage einen Augenblick noch zu verweilen, denn es handelt sich da um einen Punkt, wo der Jurisprudenz wahrhaftig eine weltgeschichtliche Bedeutung zukommt. Ganz so wie sie die wenigen, heute noch aufrecht stehenden Gemeinschaften zersetzt und verwüstet, so war sie es, welche einst vielfach in Deutschland ebenso wie anderwärts die älteste, segenreichste Organisation des Menschengeschlechts, die Gentilverfassung, zersetzte und noch heute zersetzt. Bei vielen slawischen Völkern, den Schotten, zahlreichen Hinduvölkern unter englischer Herrschaft, und nicht selten auch in Deutschland, fielen sie zu einer Zeit, wo sie noch sehr wohlthätig wirken konnten und sollten, nicht etwa der Selbstsucht oder wirthschaftlichen Misgriffen, sondern rein juristischen Misverständnissen zum Opfer.

Was aber den Entwurf betrifft, so fand er allerdings nicht mehr viel vor, was er noch zerstören könnte. Von der entschwundenen Pracht der alten Gentilverfassung sammt all ihren Nachzüglern zeugt heute in Deutschland wol keine einzige Säule mehr, die nicht geborsten wäre. Das beste Gesetzbuch könnte da nicht viel retten, und das ärgste wird nicht so viel vernichten, wie die bescheidenste Eisenbahn. Was aber die einzige lebenskräftige Gemeinschaft der modernen Welt, die Familie betrifft, so ist hier der Zug des Herzens so stark, daß die Lücken des Rechts durch das natürliche Gefühl genügend ausgefüllt werden. Daß der Entwurf für die durchaus modernen Gemeinschaftsverhältnisse, die den Keim einer bedeutenden Entwickelung tragen, für die Genossenschaften, Gewerkvereine, für den natürlichen Verband der Arbeiter eines Unternehmens nichts anderes hat als das Scheidewasser seiner Dialektik, muß man allerdings mit Gierke bedauern, so wenig auch auf rein privatrechtlichem Gebiete allein ihnen geholfen werden kann. Dem sei es aber wie immer, so ist es doch sehr interessant, festzustellen, daß der Entwurf auch hier aus der traditionellen Rolle des Juristenthums keineswegs gefallen ist.

Zum Schlusse soll noch das Verhalten des Entwurfs in einem Falle beleuchtet werden, welches für ihn außerordentlich charakteristisch ist, und so scharf hervortritt, daß es unbedingt auf eine Gesellschaft einwirken müßte, die ihn zum Gesetz erheben würde.

Schließen wir ein Geschäft, einen Kauf oder etwa ein Darlehn mit einem Freunde, einem Verwandten, einem Nachbar oder auch nur mit einem bessern Bekannten ganz so ab, wie mit einem Manne, den wir zum ersten male sehen, den uns ein Agent oder eine Zeitungsanzeige zugeführt haben? Gewiß nicht, und dies ist eine Thatsache, für die das Volksgefühl nie unempfindlich war. Einen Kauf „unter Brüdern“ nennt der Deutsche einen besonders billigen, für beide Theile vortheilhaften Kauf. „Ehrliche Leute brauchen nichts Schriftliches“, das steht fest für Personen, die miteinander näher verkehren; selbst der Kaufmann behandelt seinen „Geschäftsfreund“ anders wie jemanden, den er zum ersten male im Leben sieht, und wenn auch der Slawe im Sprichworte empfiehlt: „Lieben wir uns wie Brüder und rechnen wir wie Juden“, so hat er damit wol auch mit genügender Klarheit angedeutet, daß man unter normalen Verhältnissen unter Brüdern ganz anders rechnet als unter „Juden“.

In uralter Zeit, welche jeder Staatenbildung voranging, hatte der Gegensatz, von dem eben die Rede war, eine ganz andere Bedeutung als heute. Da lebten

Digitized by Google

Geschlechter und Stämme abgesondert in Dörfern. Im Verkehr der Stammesgenossen herrscht die reinste Sittlichkeit, eine uns heute fast unbegreifliche Wahrhaftigkeit und Hingebung vor: der Tausch ist ein freundschaftliches Geben und Nehmen, der Borg unterscheidet sich im Erfolge nicht wesentlich von der Schenkung. Aber die Stämme untereinander sind in grimmiger Todfeindschaft, in unaufhörlichen Kriegen befangen.

Mit der Zeit entwickelte sich allerdings ein ruhiger Verkehr auch unter den Nachbarstämmen. An einem einzigen Platze, dem „Markte", kommen Mitglieder derselben zusammen, tauschen ihre Producte aus, feilschen und handeln. Aber von dem Verkehr im Dorfe unterscheidet sich dieser sehr wesentlich. Die Männer, die an jedem andern Orte Todfeinde sind, können naturgemäß auch am Marktplatze nicht wie Brüder unterhandeln. Lüge, Vorspiegelung und Betrug sind nichts als Kriegslist, und je größer die Uebervortheilung, um so herzlicher die Freude des Siegers. Von einem Reurechte ist hier keine Rede, ebenso wenig von einem Einstehen für die Wahrheit der Angaben. „Augen auf, Kauf ist Kauf", „Augen offen oder den Beutel offen", das waren nicht blos in Deutschland alte Grundsätze des Handelsrechts. Jeder möge selber auf seiner Hut sein, der Handel ist eine Fortsetzung des Krieges im Frieden, ein freundschaftliches Brandschatzen. Mit der Zeit kommt es allerdings zu einer Art von Ausgleichung: der Verkehr mit Fremden gestaltet sich rücksichtsvoller und im Verkehre mit Stammesgenossen tritt die ursprüngliche Herzlichkeit stark zurück, trotzdem bleiben die beiden Geschäftsarten nebeneinander bestehen.

Wozu diese weit ausgeholte Betrachtung? Weil der uralte Gegensatz zwischen den Rechtsprincipien, die im Verkehr unter Genossen und unter Fremden herrschen, auch heute nicht ausgestorben ist. Auf ihn läßt sich zunächst der vielbesprochene Unterschied zwischen dem Geiste des römischen und des deutschen Rechts zum großen Theile zurückführen. In Rom wohnten mehrere ursprünglich feindliche Stämme, und sie mußten naturgemäß in regen Verkehr miteinander treten: im römischen Rechte erhielten daher von Anfang an Rechtsgrundsätze das Uebergewicht, welche den Verkehr der Angehörigen verschiedener Stämme regelten; und so sehr auch die weitere Entwickelung dieses Gepräge desselben milderte, so blieb es doch zum größten und werthvollsten Theile Verkehrsrecht. Das deutsche Recht hatte von Anfang an einen zwieschlächtigen Charakter: es war Stadtrecht und Landrecht. In den Städten brachte der Zufall Männer aus den verschiedensten Weltgegenden als Mitbürger zusammen; überdies war das Stadtrecht das Recht des weiten Verkehrs, der großen Kaufherren, der Messen und Märkte, der großen kaufmännischen Unternehmungen. Dieses Recht ist weit mehr Verkehrsrecht, als es je das römische Recht war: es bildete die Grundlage des spätern Handelsrechts mit seinen strengen und schroffen Formen. Das Recht des flachen Landes, insofern es vom römischen Rechte nicht verdrängt wurde, behielt dagegen zum großen Theile etwas von jenen milden Grundsätzen bei, welche einst den Verkehr der Geschlechtsgenossen untereinander regelten.

Im Laufe des letzten Jahrhunderts erlangte aber die Production und der Verkehr eine geradezu märchenhafte Entwickelung, und damit erhielt auch das Verkehrsrecht eine bisher ungeahnte Bedeutung: es tritt einerseits immer mehr und mehr in den Vordergrund der Betrachtung, andererseits

Digitized by Google

drückt es auch sonst allen Rechtsgebieten seinen eigenen Stempel auf. Wie gegenwärtig alles Verkehrsgegenstand wird: Bildnisse der Ahnengalerie, Grundbuchschulden, Frauenehre und die Arbeitskraft unmündiger Kinder, so wird heutzutage auch alles Recht zum Verkehrsrechte: das Recht der unbeweglichen Güter, das Recht des Arbeitsvertrages, ja selbst das Familienrecht kann sich dem Hauche dieser eisigen Luft nicht entziehen.

Kaum jemand wird sich dieser Erkenntniß verschließen können, der den Motiven des Entwurfes jene Aufmerksamkeit widmet, die sie als bedeutsames Zeichen der Zeit allerdings verdienen. Schärfer, als es je selbst das grausame römische Recht gethan hat, betrachten sie das ganze menschliche Leben ganz ausschließlich, einzig und allein, vom Standpunkte des Geschäftsmannes. Sogar im römischen Rechte durfte der Pachter im Falle eines Miswachses oder eines Elementarereignisses vom Grundeigenthümer Zinsnachlaß verlangen, und welcher Grundeigenthümer, der etwas mehr ist als Geschäftsmann, wird es ihm nicht gern bewilligen? Der Entwurf entbindet ihn einer solchen Pflicht, er hält dafür dem Pachter eine lange Vorlesung darüber, daß er selber verpflichtet sei, derartige Gefahren zu tragen, daß nach dem Wortlaute des Vertrages der Verpachter ihm nichts mehr zu gewähren habe als die Benutzung der verpachteten Sache. Geradezu ein typisches Institut des Rechts des freundschaftlichen Verkehrs ist das Reurecht, das Recht des Rücktritts vom Vertrage, welcher sich für eine Partei als unvortheilhaft erweist. In vorhistorischer Zeit ungemein weitgehend, erhielt es sich bis heute nur in einem einzigen, dem spätern römischen Rechte entnommenen Falle. Die Partei nämlich, welche „über die Hälfte" verletzt wurde, kann die Aufhebung des Vertrags verlangen. Der Entwurf, anstatt den Grundsatz zeitgemäß umzugestalten, räumt damit vollständig auf, weil es für dieses „in den heutigen Verkehrsanschauungen nicht mehr gegründete, für die Verkehrssicherheit gefährliche, controverse, beziehungsweise wo es gesetzlich noch anerkannt ist, verschiedenartig gestaltete Rechtsmittel an den Grundlagen in den allgemeinen Grundsätzen* des Entwurfes und am Bedürfnisse" fehlt. Aehnlich zieht er es vor, die römische Regel, daß dem Schuldner unter gewissen Umständen so viel zurückgelassen werden muß, als für seinen Nothbedarf erforderlich ist, ganz zu beseitigen, anstatt sie zu einem materiellen Heimstättenrechte auszubilden, weil es „eine bedenkliche Rechtsinstitution ist, welche in der Praxis zu großen Weitläufigkeiten und Verwickelungen führt, mit den allgemeinen Grundsätzen sich wenig verträgt**, auch bei der Milde der Vorschriften über die Zwangsvollstreckung ihre Berechtigung verloren hat".

Und dieser Geist durchdringt denn auch den ganzen Entwurf: er verlangt von den breiten Volksschichten, für welche doch ein bürgerliches Gesetzbuch berechnet ist, die Geschäftskunde eines Advocaten, die Genauigkeit eines Kaufmanns und die Vorsicht beim Gebrauch des Wortes, wie sie sonst nur bei Diplomaten allgemein üblich sein dürfte; er stellt sich im Zweifel immer auf die Seite des rücksichtslosern und härtern Princips. Geht man da zu weit, wenn man behauptet, daß das ein Recht ist, welches Menschen voraussetzt, die nichts anderes anstreben als einander zu übervortheilen?

* Um so schlimmer für die „allgemeinen Grundsätze". Es war von ihnen übrigens schon oben die Rede.

** Darüber die vorige Note.

Digitized by Google

So streng aber auch die Auffassung ist, welcher der Entwurf im Geschäftsverkehr huldigt, außerhalb des Geschäfts drückt er seine Anforderungen tief unter das heutzutage zulässige Maß hinunter. „Wer ein besonderes Recht ausübt", meinen die Motive, „muß immer haftfrei sein, auch wenn er aus Chicane handelt." Jeder darf also auf seinem Grund und Boden ausschließlich zu dem Zwecke graben, damit das Nachbarhaus einstürze, ausschließlich zu dem Zwecke, eine Mauer aufführen, um dem Nachbar die Aussicht zu verbauen. Nur wer blos „kraft seiner natürlichen Freiheit handelt, darf diese nicht zu Schaden anderer misbrauchen", er darf also nicht in einer Weise handeln, „welche den in den guten Sitten sich ausprägenden Auffassungen und Anstandsgefühlen aller billig und gerecht Denkenden widerspricht". Kraft seiner natürlichen Freiheit darf man somit nichts Unanständiges thun; aber Anstandspflichten kennt der Entwurf ebenso wenig, als er allgemeine sittliche Pflichten zu einem gewissen Thun mit sehr wenigen Ausnahmen zu Rechtspflichten erhebt. Sonst wird vom „ordentlichen Hausvater", dem Mustermanne des Entwurfes, einer getreuen Uebersetzung aus dem Lateinischen (bonus paterfamilias), nichts verlangt, als daß er „über das Seine und die Seinigen mit Gewissenhaftigkeit und Treue wache". Das mag Römern genügt haben, uns genügt es nicht mehr. Wir sind berechtigt, von einem Menschen zu verlangen, daß er auch andere Pflichten kenne als gegen „das Seine und die Seinigen", andere als die, welche er in einem Vertrage ausdrücklich übernahm, und die sich aus dem armseligen „Boden des Delicts" für ihn ergeben: die 15 Jahrhunderte, die seit dem Tode des letzten großen römischen Juristen verflossen sind, dürften auch im Rechte den Menschen dem Menschen etwas näher gebracht haben. Diese Bedeutung hat es, wenn Menger verlangt, daß der „ordentliche Hausvater" ersetzt werde durch den „wackern Menschen", wenn er eine Rechtsnorm verlangt, wonach „jedermann verpflichtet ist, für andere die Sorgfalt anzuwenden, zu welcher ein wackerer Mensch durch Gesetz und Volkssitte verpflichtet ist", und wonach jede Verletzung dieser Verpflichtung eine unerlaubte Handlung wäre und zu Schadenersatz verpflichten würde. Selbstverständlich müßte jedoch diese Vertauschung des sittlichen Maßstabes nicht blos im Schadenersatzrechte, sondern in der ganzen Haltung des Entwurfes zum Ausdrucke kommen. Dem Entwurfe sind jedoch solche Erwägungen fremd, er folgt dem Zuge der Zeit, deren Ideal das Verkehrsrecht ist, und so kommt es, daß das Verhältniß von Mensch zu Mensch immer mehr von jenen Grundsätzen beherrscht wird, nach welchen einst Todfeinde verkehrten, wenn sie auf dem Marktplatze friedlich zusammenkamen.

* * *

Das Gesammturtheil über den Werth des Entwurfes kann nach dem Gesagten kein günstiges sein. Gewiß wurde ein beinahe unübersehbares Material verwerthet, über eine große Anzahl von Rechtsinstituten, die den Gesetzen bisher kaum dem Namen nach bekannt waren, sind Bestimmungen aufgenommen, aus dem geltenden Rechte ist viel Unbrauchbares, Veraltetes und Schädliches ausgeschieden worden. Die einzelnen Rechtssätze sind oft mit einer bewunderungswürdigen Sorgfalt redigirt, und endlich würde die Erhebung des Entwurfes zum Gesetze Deutschland die große Errungenschaft der Rechtseinheit bringen. Aber schwere Bedenken können doch nicht geleugnet werden. Die Rechtseinheit ist nur für

Digitized by Google

das Verkehrsrecht von großer Bedeutung, sonst ist ihr Werth wol nicht zu unterschätzen, sie dürfte aber doch nicht so viel bedeuten wie die Erwägung, daß sie durch ein schlechtes Gesetz erzielt wurde. Im übrigen drängt der Entwurf einer Menge deutscher Institute eine ihnen durchaus fremde römische Form auf, opfert eine große Anzahl wohlthätiger Bestimmungen Grundsätzen, die keinen oder doch nur einen geringen legislatorischen Werth haben, zersetzt die Gemeinschaftsverhältnisse, und durch einseitige Betonung verkehrsrechtlicher Grundsätze erweitert er die Kluft zwischen Menschen: was aber das Wichtigste ist, er vermeidet, in einer durchaus falschen Doctrin befangen, auch nur die allernothwendigsten socialpolitischen Reformen.

Ueber seinen eigenen Schatten kann niemand springen. Die Redactoren des Entwurfes stellten sich als Gesetzgeber durchaus juristische Aufgaben. Wie soll aber der Jurist, dessen ganzes Sinnen und Trachten ganz ausschließlich auf die technische Beherrschung des Rechtsstoffes gerichtet ist, der Jurist, der nichts, durchaus nichts anderes ist als Jurist, wie soll denn dieser etwas anderes geben können, als geltendes Recht in technisch vollendeter Form? Wenn man heute die vortrefflichen Männer, die Jahre ihres Lebens der Ausarbeitung des Entwurfes widmeten, mit Vorwürfen überhäuft, so sollte man doch nicht vergessen, daß man sie eine Gesammtschuld abbüßen läßt. Hatten sie doch nur eine Idee verwirklicht, die gegenwärtig nicht blos sie, sondern den ganzen deutschen Juristenstand beherrscht, die Grundidee der Historischen Schule, die Gesetzgebung habe keine andere Aufgabe, als das geltende Recht in eine technisch vollendete Form zu bringen. Ist es ihre Schuld, daß diese Idee falsch ist? Denn wahrlich: die Aufgabe der staatlichen Gesetzgebung ist heutzutage eine viel höhere; ihre Aufgabe ist: das sittliche und politische Ideal ihrer Zeit zu verwirklichen, und den Beruf zur Gesetzgebung hat wol jede Zeit, welche ein sittliches und politisches Ideal besitzt.

Die elektrische Beleuchtung durch Centralstationen und die Unfallverhütung.

Von **W. Verdrow**, Ingenieur.

Mit der zunehmenden Verbreitung des elektrischen Lichtes und anderer gewerblicher Anwendungen der Elektricität wird auch für diesen Zweig der Technik mehr und mehr das Princip der Centralisation angewandt. Wie man die Bewohner großer, ja vieler Mittel- und mancher Kleinstädte seit langer Zeit von Centralstellen aus mit Gas, Wasser, Dampf- und Preßluft versorgt, so führt man ihnen jetzt auch die Elektricität aus großen, eigens für diesen Zweck errichteten Erzeugungsanstalten zu. So trat der elektrische Strom an die Oeffentlichkeit, indem er, sei es unterirdisch, sei es durch Luftleitungen, durch große, belebte Städte geführt wurde, und es mußte auch für den Laien die Frage entstehen, ob denn nicht die gewaltigen Massen von Energie, die in Gestalt des

Digitized by Google

elektrischen Stromes diese unscheinbaren Drähte durchfließen, mannichfache Gefahren in sich bärgen.

Die Ansichten hierüber sind getheilt; den Zeitungsberichten ist wenig zu trauen, denn auch in der Fachpresse sind die gegentheiligsten Meinungen vertreten. Suchen die Gegner der Elektricität einzelne entstandene Unfälle nach Kräften aufzubauschen, so sind andererseits die Elektriker nach den von ihnen bevorzugten Arten der elektrischen Stromvertheilung in verschiedene Lager getrennt und schaden, indem sie dieses oder jenes System der elektrischen Leitungen angreifen, der Sache an sich.

Aus Amerika, dem Mutterlande der Centralstationen, sind in den letzten Jahren Nachrichten genug über Tödtungen, Brände und sonstige, durch die Leitungen verursachte Unfälle zu uns gedrungen, um beim Publikum die ganze Elektrotechnik in Miscredit zu bringen; andererseits erfreut sich die elektrische Beleuchtung offenbar einer immer steigenden Beliebtheit, und insbesondere mehren sich neuerdings die Centralstationen von Jahr zu Jahr, damit den Gegenbeweis liefernd, daß alle die Gefahren der Leitungen doch nicht derartige sein können, die nicht durch geeignete Mittel wesentlich zu verringern oder ganz zu beseitigen wären. Dem großen Kreise der Laien, aus denen sich doch größtentheils die Consumenten des elektrischen Lichtes und somit die an der Frage am meisten Betheiligten bilden, scheinen bisher weder die mit den Leitungen eventuell verbundenen Gefahren, noch die Mittel zu ihrer Abhülfe recht bekannt zu sein, wenigstens zeugt der Umstand, daß man hie und da Unfälle, die in Neuyork oder in andern Städten der Vereinigten Staaten passirt sind oder passirt sein sollen, dem Streben nach Verbreitung der Centralstationen bei uns als Warnung oder Abschreckung entgegenhält, von einer durchaus falschen Auffassung. Man braucht nur die einzelnen Möglichkeiten eines Unfalls zu betrachten, um sofort die Mittel zu ihrer Abhülfe zu erkennen, und wer der Frage näher tritt, wird bald finden, wie wenig Ursache vorliegt, sich über diese neue Frucht menschlichen Fleißes und Scharfsinnes zu beklagen.

Am meisten Interesse erregten von jeher die physiologischen Wirkungen des elektrischen Stromes; steht doch uns allen die Sorge um Leben und Gesundheit höher als die um unser Eigenthum. Der Beschluß der zustehenden Behörden, Hinrichtungen in den Vereinigten Staaten künftig nur mittels der Elektricität vorzunehmen, sind seinerzeit durch die Zeitungen allgemein bekannt geworden und haben gewiß dazu beigetragen, dieser Naturkraft in den weitesten Kreisen Respect zu verschaffen. Auch haben die Herren Elektriker jenseit des Meeres energisch gegen dieses Gesetz, das ihr Gewerbe discreditire und ihnen die Kundschaft verderbe, protestirt. Indessen zeigten die nun (im Beginn des Jahres 1889) angestellten Versuche, organisches Leben durch den elektrischen Strom zu vernichten, daß dies denn doch nicht so leicht sei, wie man sich vorgestellt hatte. Um Kälber oder große Hunde zu tödten, bedurfte es schon eines Stromes, dessen Spannung die zum Betriebe von Glühlampen erforderliche um das Sechs- bis Achtfache überstieg. Hier stoßen wir nun auf einige Schwierigkeiten im Verständniß, über welche uns eine kurze Erläuterung, die zugleich auf den vorhin erwähnten Unterschied in der Vertheilung elektrischer Energie zurückführte, hinweghelfen wird.

Wie beim bewegten Wasser Masse und Gefäll, so unterscheidet man bei der Elektricität Strommenge und Span-

Digitized by Google

nung und bezeichnet die letztere beiläufig so, daß man sagt, ein elektrischer Strom hat eine Spannung von 100, 200, 300 oder mehr Volt.

In den Stromerzeugungsanstalten nun wird bekanntlich mechanische Arbeit in Elektricität umgesetzt, und zwar kann man die Energie einer vorhandenen Kraftquelle, sei es nun eine Dampfmaschine, ein Gasmotor oder ein Wasserrad, entweder in einen elektrischen Strom von großer Quantität, aber geringer Spannung, oder in einen stark gespannten Strom, dessen Menge dann verhältnißmäßig geringer wird, verwandeln, wenn nur die ganze lebendige Kraft der erzeugten Elektricität, das ist das Product aus Strommenge und Spannung, dieselbe bleibt. Hinsichtlich ihrer Verwendung unterscheiden sich beide Arten der Stromerzeugung dadurch wesentlich, daß man einem Strom von großer Quantität und geringer Spannung einen verhältnißmäßig starken Draht als Leiter geben muß, während man bei der Anwendung einer hohen Spannung dieselbe Menge elektrischer Energie durch einen weit schwächern Draht fortleiten kann.

Wenn man beispielsweise 40 elektrische Bogenlampen mit Strom versorgen will, der nur eben die zur Erzeugung des Bogenlichtes nöthige Spannung hat, so braucht man dazu schon eine Leitung von 15 Millimeter starkem Kupferdraht, die bei einiger Länge sehr theuer werden würde. Man kann aber dieselbe Anzahl von Lampen auch durch einen Strom speisen, der bei einer sehr geringen Menge eine sehr hohe Spannung hat und vermöge dieser durch alle 40 Lampen nacheinander geführt werden kann, während bei der erstern Annahme der Strom sich vor den Lampen theilt und sie alle gleichzeitig mit der ganzen ihm innewohnenden Spannung, etwa 50 Volt, aber nur mit dem 40. Theil seiner Stromstärke durchfließt.

Man nennt das erstere System das der Parallelschaltung, das zweite das der Nacheinanderschaltung oder der Schaltung auf Spannung. Für unser Beispiel nun bedürfte man bei letzterer Schaltungsweise nur einer Leitung von 2—3 Millimeter Dicke, was einer Ersparniß von $^{39}/_{40}$ des bei der obigen Leitung nöthigen Kupfergewichts gleichkommt. Während man also die Spannung des Stromes auf das Vierzigfache erhöht, hat man seine Quantität um dasselbe Maß verringert und kann demgemäß auch den Weg des Stromes um denselben Betrag verengern.

Einen andern wesentlichen Unterschied macht man zwischen den sogenannten Gleichströmen und Wechselströmen.

Bis vor wenigen Jahren machte man fast nur von den erstern Gebrauch, welche vermöge ihrer einfachen Natur den leichtesten und sichersten Betrieb eines Elektricitätswerkes ermöglichen und bei Anwendung von Bogenlampen allen Anforderungen, sowol der Sicherheit als der Billigkeit am besten Rechnung tragen. Auch für Glühlichtbeleuchtung, die bei der Lieferung elektrischer Ströme von Centralstellen aus die Hauptrolle spielt, genügte das Gleichstromsystem, solange man mit geringen Spannungen, etwa von 1—300 Volt, arbeitete. Als man aber mehr und mehr danach trachtete, durch Anwendung hochgespannter Ströme von 1000 und mehr Volt die Kosten der theuern Kupferleitungen herabzusetzen, stellten sich dem Gebrauche des Gleichstroms so erhebliche technische Schwierigkeiten entgegen, daß man sich genöthigt sah, von seiner Anwendung in solchen Fällen abzusehen. Man begann vielmehr, sich des Wechselstromes zu bedienen, der sich durch einfache Apparate, die sogenannten

Digitized by Google

Transformatoren, von einer hohen Spannung auf eine beliebig niedrigere bringen läßt, und somit einerseits der Bedingung der Sparsamkeit genügt, im Leitungsnetze in Form hoher Spannung angewandt zu werden, andererseits aber, bei seinem Eintritte in die Verbrauchsstellen, also Wohnhäuser, Läden, Comptoirs, sich mittels eines Transformators leicht auf die zum Betriebe von Glühlampen nöthige Spannung herabsetzen läßt.

In ihren physiologischen Wirkungen nun ist die Elektricität durchaus noch nicht ganz eingehend erforscht worden, und die bisher veröffentlichten Ergebnisse bezüglicher Versuche lassen noch manche Frage offen; indessen scheint so viel festzustehen, daß zwischen den Wirkungen des Gleichstroms und des Wechselstroms ein bedeutender Unterschied stattfindet.

Bei niedrigen Spannungen sind beide, auch wenn ihre Menge überaus groß ist, dem menschlichen Körper ungefährlich, bei steigender Spannung macht sich die Wirkung in unangenehmen Schlägen bemerkbar, und zwar bei Wechselströmen früher als bei Gleichströmen. Jene scheinen mehr auf die Nerven zu wirken und sind demnach früher im Stande, einen Menschen zu betäuben oder zu Boden zu werfen, als die Gleichströme, deren gefährliche Wirkung erst bei höhern Spannungen auftritt, dann aber auch vernichtender sein soll, indem sie eine direct zersetzende Wirkung auf die Gewebe ausüben und somit eine Zerstörung des Organismus herbeiführen. Amerikanische Elektriker sprechen sich dahin aus, daß eine Gleichstrommaschine von hoher Spannung, also von 1000 oder mehr Volt, den Unglücklichen, der ihrer Wirkung durch Zufall oder Unvorsichtigkeit ausgesetzt sei, festhalte und vernichte, während ihn eine Wechselstrommaschine sozusagen zurückschleudere. Ganz zuverlässige Berichte über solche Fälle sind kaum jemals veröffentlicht, doch handelte es sich, wenn eine Tödtung eines Menschen vorlag, stets um Ströme von mindestens 1000 Volt; in der Regel waren die in den betreffenden Leitungen verwendeten Spannungen sogar noch höher. Wenn in den obenerwähnten, im Staate Neuyork angestellten Versuchen der Tod schon bei niedrigern Spannungen eintrat, so ist dabei zu bedenken, daß die zu diesen Untersuchungen benutzten Thiere (mit Menschen hat man derartige Experimente selbstverständlich nicht vorgenommen) sehr sorgfältig mit den Polen der Dynamomaschine verbunden waren, während in der Praxis doch nur ein zufälliges, kurzes Berühren der Leitungen stattfinden könnte. Man tödtete bei den amerikanischen Untersuchungen große Hunde und Kälber durch Wechselströme von 6—800 Volt, ein Pferd mit 1000 Volt, und ließ hierbei in der Regel den Strom von der Stirn zu einem Hinterfuße gehen, doch sind, wie gesagt, solche Versuche nicht maßgebend für die Möglichkeit eines Unfalls in der Praxis.

Die Lichtanlage zu Berlin, eins der ersten und das größte derartige Unternehmen auf dem Festlande, schließt jede solche Möglichkeit völlig aus. Freilich werden hier ganz gewaltige Massen von elektrischer Energie vertheilt; kreist doch in den Leitungen der Berliner Elektricitätswerke die mechanische Kraft von 8—9000 Pferden; doch ist die Spannung in allen Abzweigungen und Hausleitungen und auch in dem größten Theile der Hauptleitungen viel zu gering, um bedeutende physiologische Wirkungen hervorzubringen. Es ist hier im allgemeinen das älteste, sogenannte Zweileitersystem angewandt, das nur mit der Spannung von etwa 120 Volt arbeitet

Digitized by Google

und eine durchgängige Parallelschaltung der Glühlampen verlangt, während von Bogenlampen, die nur der halben Spannung bedürfen, stets zwei hintereinander geschaltet sind. In einem Theile des berliner Netzes hat das neuerdings ersonnene Dreileitersystem Anwendung gefunden, das durch Verdoppelung der Spannungen in den Hauptleitungen und Einschaltung einer dünnen, dritten, gleichsam neutralen Leitung zwischen Zu- und Rückleitung eine Verringerung des Drahtquerschnittes und damit einige Materialersparniß erzielt. Indessen ist auch diese Spannung bei einem etwaigen Berühren der Leitung, wenn auch unangenehm fühlbar, so doch ohne Gefahr, zumal nur Gleichstrom verwandt wird. Außerdem aber sind die Leitungen, die unter dem Straßenpflaster liegen, jeder unvorsichtigen Berührung durch die Hand eines Laien völlig entzogen; sie sind einzig bei Reparaturen den damit beauftragten Arbeitern zugänglich, und diese sind mit der Elektricität hinreichend vertraut, um den Schlag eines 200voltigen Stromes nicht zu fürchten.

Einzig für die Straßenbeleuchtung mittels Bogenlampen in der Leipziger Straße und Unter den Linden sind Ströme von 650 Volt in Anwendung, durch welche je zwölf Bogenlampen in Hintereinanderschaltung gespeist werden; doch liegen auch hier die Zuleitungen in wohlverwahrten Kabeln unter der Erde und führen dann innerhalb des gußeisernen Candelabers zur Laterne hinauf, sind also völlig unzugänglich. Daß aber für die Sachverständigen diese Ströme keine Gefahr haben, dafür dient es als klarster Beweis, daß fast allabendlich während des Betriebes Arbeiter an den Bogenlampen Unter den Linden beschäftigt sind, fehlerhafte Kohlenstäbe gegen neue umzutauschen oder sonstige kleine Unregelmäßigkeiten zu beseitigen, ohne daß dabei seit Jahr und Tag irgendein Unfall passirt wäre.

Die stetige Zunahme der elektrischen Beleuchtung in Berlin beweist denn auch, daß man sich hier nicht vor der Elektricität fürchtet und ihr keinerlei mörderische Eigenschaften zutraut. Im Beginn des Jahres 1885 betrug der Verbrauch an elektrischem Licht nur $^1/_2$ Proc. der von den berliner Gasanstalten gelieferten Lichtmenge; dieses Verhältniß stieg in den nächsten vier Jahren mit erfreulicher Regelmäßigkeit bis auf 10 Proc. und mag jetzt etwa 13 Proc. betragen, also auf etwa ein Siebentel gestiegen sein. Ebenso stetig entwickelten sich die Anlagen der Berliner Elektricitätswerke, die jetzt bereits von vier Centralstellen aus elektrische Ströme über die Stadt verbreiten, während die fünfte, alle übrigen an Größe bei weitem übersteigende Station gegenwärtig im Westen der Stadt erbaut wird.

Während nun in diesem ausgedehnten Betriebe seit fünf Jahren noch nie ein Unglücksfall durch Berühren der Leitungen vorgekommen ist, werden dennoch in letzter Zeit mehr und mehr Stimmen laut, die von der Gefahr des Erschlagenwerdens durch den elektrischen Strom sprechen; man liest hie und da einen, oft aufs unsinnigste übertriebenen Zeitungsbericht über solche Fälle, und auch in Fachblättern werden mit der wachsenden Ausdehnung des elektrischen Lichtes solche Nachrichten häufiger. Hierdurch ist nun beim Publikum eine Unsicherheit entstanden; man schwankt zwischen den Annehmlichkeiten des elektrischen Lichts einerseits und den vermeintlichen Gefahren andererseits, und mehr als einmal haben sich Schlechtunterrichtete aus Furcht vor den letztern die erstern versagt.

Die meisten derartigen Nachrichten kommen uns aus den Vereinigten Staa-

Digitized by Google

ten, dem Mutterlande der elektrischen Stromvertheilung. Wie man sich hier mit der rastlosen Energie des Amerikaners der neuen Erfindung annahm und sie einer raschen Entwickelung entgegenführte, so versäumte man andererseits mit der echt amerikanischen Sorglosigkeit, die nur zu oft, wo es sich um Sparsamkeit handelt, zu einem für uns unbegreiflichen Leichtsinne ausartet, der Betriebssicherheit die nöthige Aufmerksamkeit zu schenken. Die meisten amerikanischen Lichtanlagen verdanken ihre Entstehung der Speculation, der Gewinnsucht, und sie tragen das Zeichen ihrer Geburt nur zu deutlich an der Stirn.

Will der Unternehmer sein Werk in kurzer Zeit gewinnbringend machen, so gilt es, die Anlagekosten so gering als möglich zu halten, da deren Amortisation und Verzinsung den Hauptbetrag der Kosten des elektrischen Lichtes ausmachen; da aber die Kosten der Leitung am meisten ins Gewicht fallen, so denkt man hier zunächst ans Sparen. Um dünne Drähte anwenden zu können, ging man mit der Spannung auf 1000, ja bis auf 2000 Volt; um die theuere Isolation der unterirdischen Kabel zu sparen, legte man die Leitung auf Porzellanträger vor und über den Häusern in die Luft, wie man bei uns die Fernsprech- und Telegraphenleitungen sieht. Die hohe Spannung in den Hauptleitungen bedingte aber, wo es sich um Glühlichtbeleuchtung handelte, Wechselstrom, und so haben wir denn alle Bedingungen, die nur irgend angethan sind, die elektrische Stromvertheilung gefahrbringend zu machen, beisammen.

Ein Wechselstrom von 1000 Volt oder mehr Spannung ist, wenn er den menschlichen Körper durchfließt, unbedingt lebensgefährlich; darum aber ist es ein Leichtsinn ohne maßen, Leitungen, in denen solche Ströme circuliren, ohne Isolation durch volkreiche Städte zu führen, sie frei über den Dächern bewohnter Häuser aufzuhängen und so die Gefahr herauszufordern. Der angestellte Arbeiter, der mit der Ausführung und Beschaffenheit solcher Leitungen vertraut ist, kennt die Gefahren derselben und kann sich vor ihnen schützen; er wird Aenderungen oder Reparaturen nicht vornehmen, solange die Leitung vom Strome durchflossen ist; er wird sich vor allem hüten, den Draht der Hin- und Rückleitung, falls sie nahe beieinanderliegen, zu gleicher Zeit zu berühren und sich damit der Wirkung des vollgespannten Stromes auszusetzen; aber nicht so der Unkundige, etwa der Dachdecker, oder wer sonst durch Zufall oder Unvorsichtigkeit in den Bereich der Leitung kommt.

Man kann übrigens selbst bei solchen Leitungen noch eine leidliche Sicherheit erzielen, denn auch bei hochgespannten Strömen kann immerhin ein Berühren eines einzelnen Drahtes stattfinden, ohne daß der Betreffende beschädigt wird; um ernstlichen Schaden anzurichten, muß vielmehr der Strom den Körper, wie schon erwähnt, durchfließen. Das heißt, man muß schon die positive und negative Leitung gleichzeitig berühren und so, wie man sagt, einen Schluß zwischen beiden bilden, oder aber, die eine Leitung müßte durch mangelhafte Isolation mit dem Boden in Verbindung stehen, und somit der Strom durch die Füße des Berührenden und durch seinen Körper zurück zur zweiten Leitung gelangen. Wenn also beide Leiter durch eine sorgfältige Befestigung auf Porzellanglocken vollständig isolirt und voneinander so weit entfernt sind, daß eine gleichzeitige Berührung ausgeschlossen ist, so ist einem Unglücksfalle noch immer ziemlich sicher

Digitized by Google

vorgebeugt. Und in der That vereinigten sich, um die vielen jetzt bekannt gewordenen Unfälle in Amerika zu ermöglichen, noch mehr ungünstige Umstände. So führte die dort bei weitem größere Gewerbefreiheit in den Großstädten bald zu einem erheblichen Wettbewerb in der Lieferung des elektrischen Lichtes. Wie es beispielsweise in Neuyork elf Gasgesellschaften gibt, so haben sich auch der elektrischen Stromlieferung verschiedene Gesellschaften und Einzelunternehmer bemächtigt, und so laufen denn Drähte der verschiedensten Stromrichtungen und Spannungen unter-, über- und nebeneinander her. Dazu kommt noch ein gewaltiges, gleichfalls in mehrern Händen liegendes Telephon- und Telegraphennetz, und so entstand ein heilloser Wirrwarr von Drähten, der für die Arbeiter, die an der einen oder andern Leitung zu thun hatten, nur zu leicht verhängnißvoll werden mußte. Auch ist es vorgekommen, daß mangelhaft gearbeitete Leitungen brachen oder vom Sturm zerrissen wurden und auf die Straßen oder auf andere Drähte fielen, im erstern Falle die Passanten bedrohend, im letztern den gefährlichen Strom in das Fernsprech- oder Telegraphennetz sendend. So fehlte es denn in den Städten, in denen solche Zustände herrschen, nie an Unglück, Processen und unangenehmen Vorfällen aller Art. Besonders in Neuyork häuften sich bei der großen Ausdehnung der elektrischen Beleuchtung und der großen Zahl der betheiligten Firmen die Unannehmlichkeiten derart, daß sie im letzten Winter zu einer für amerikanische Zustände charakteristischen Krisis führten. Mehrfache Aufforderungen der Behörden, die gefährlichen Luftleitungen zu beseitigen und durch Kabel oder Drähte in unterirdischen Kanälen zu ersetzen, blieben von den Gesellschaften unbeachtet, und so ließ denn im October 1889 der Lord-Mayor die oberirdischen Leitungen zwangsweise entfernen. Die Pfähle wurden umgehauen, die Drähte abgeschnitten, und einzelne Theile der Stadt, in denen bisher Straßen und Läden zum größten Theile elektrisch beleuchtet gewesen waren, lagen jetzt abends in tiefem Dunkel. Zahlreiche Skandalscenen auf den Straßen, ein heftiger Zeitungskrieg, in dem das Vorgehen der Behörde von der einen Seite scharf getadelt, von der andern entschuldigt wurde, und eine Flut von Processen war die nächste Folge dieses Schrittes; die zweite, nachhaltigere aber war, daß die Gasbeleuchtung wieder an Boden gewann und das elektrische Licht einen gewaltigen Schritt rückwärts that.

Nun, solche Dinge sind bei uns undenkbar; seit in unserm Erdtheile das elektrische Licht Boden gewann, richteten die Behörden ihr Augenmerk darauf, daß die Anwendung dieser neuen Beleuchtungsart nicht Uebelstände mit sich führe, die unsern Anforderungen an Ordnung und Sicherheit nicht entsprächen. In den meisten europäischen Staaten denkt man daran, die elektrischen Betriebe demnächst gewissen gesetzlichen Bestimmungen unterzuordnen, und in einzelnen Staaten gibt es solche Gesetze schon. Auch fordert es der gute Ruf einer Firma, daß sie ihre elektrischen Anlagen mit den besten Sicherheitsmaßregeln umgebe, und man muß gestehen, daß alle größern Anlagen bei uns so genau entworfen und ausgeführt sind, daß das Publikum ihnen unbedingt vertrauen kann.

In vielen Städten, die Elektricitätswerke besitzen, oder im Begriffe sind solche zu erbauen, liegen die Verhältnisse wie in Berlin; so in Hamburg, Frankfurt an der Oder, in Elberfeld, Barmen, Dessau und in vielen andern.

Digitized by Google

Doch macht sich auch bei uns das Bestreben geltend, zu höhern Spannungen überzugehen, um den Verbrauch des theuern Leitungsmaterials zu vermindern. So kommen in Königsberg in einem sogenannten Fünfleitersysteme Ströme von etwa 500 Volt zur Anwendung; dennoch kann man auch diese Anlage unbedenklich für gefahrlos erklären, denn in die Hausleitungen treten nur 100—120 Volt und die Hauptleitungen liegen in unterirdischen Cementkanälen, sind also jeder unbefugten Annäherung entzogen. Endlich aber beginnt auch das System der hochgespannten Ströme in Europa sich einzubürgern, und hier stehen wir auf dem Punkte, wo die Sache anfängt gefährlich zu werden und wo man mit dem Legen der Leitungen nicht sorgfältig genug zu Werke gehen kann. Da, wo lediglich eine Reihe von Bogenlampen, die alle zu gleicher Zeit brennen, durch einen Gleichstrom hoher Spannung gespeist werden, also bei der Beleuchtung von Straßen, Plätzen u. dgl., sind auch die Luftleitungen noch einigermaßen anwendbar; denn wenn sich die beiden Drähte ohne jede Abzweigung von Laterne zu Laterne ziehen, ist eine Berührung von unberufener Seite eigentlich ausgeschlossen, und es bliebe nur eine Unvorsichtigkeit seitens der Bedienungsmannschaften zu befürchten; diese aber sollen gewarnt und klug genug sein, den Drähten fernzubleiben. In den meisten Fällen aber sollen mit demselben Strome Bogenlampen und Glühlampen betrieben werden, und man hat nur die Wahl zwischen niedriger Spannung und theuerer Leitung, oder Wechselstrom hoher Spannung mit Transformatoren, die zugleich den Anforderungen der Wohlfeilheit in der Anlage und der Bequemlichkeit entsprechen, insofern in den Hausleitungen nur transformirte Ströme von niedriger Spannung circuliren. Nur darf man nicht, wie vorhin als in Amerika vielfach gebräuchlich erwähnt wurde, die Leitungen über oder neben den Häusern hinführen und die Ableitungen von oben in dieselben einführen. Denn dann muß schon der Transformator ebenfalls im Gebäude, etwa unter dem Dache stehen, und da die Zuleitungen doch bis hierher hochgespannten Strom führen und erst beim Austritte aus diesem Apparat schwächere Spannung herrscht, so ist die Sicherheit der Anlage lediglich von der Vorsicht oder Unvorsichtigkeit des Publikums, einem Factor, der in solchen Fällen stets aus der Rechnung bleiben sollte, abhängig.

Solche nichtisolirte Luftleitungen, in denen Wechselströme hoher Spannung kreisen, sind beispielsweise in dem Städtchen Temesvár in Gebrauch, und sind noch vor nicht allzu langer Zeit an einem Unglücke schuld geworden. Ein funfzehnjähriger Junge griff von einem Fenster aus auf eine der Leitungen und erhielt einen Schlag. Die Leitung hatte also augenscheinlich Erdschluß, d. h. sie war von dem Erdboden nicht gehörig isolirt. In der Verwirrung oder in der Angst griff er mit der andern Hand nach dem zweiten Drahte und brachte so seinen Körper in die Vollspannung. Die Folge war, daß er augenblicklich getödtet wurde. So berichtete im October 1889 der „Elektrotechnische Anzeiger".

Das einfachste und wirksamste Mittel zur Verhütung solcher Gefahren ist die Verlegung der Leitungen unter die Erde, was freilich das Anlagekapital erhöht, aber zur Sicherung des Publikums durchaus unerläßlich ist und heute auch durchgängig befolgt wird. Auch die Transformatoren entfernt man aus den Gebäuden und legt sie vor dieselben in einen Hohlraum unter dem Bürger-

Digitized by Google

steige. Durch diese Anordnung werden auch die Wechselstromanlagen so betriebssicher, daß man sie ohne Bedenken anwenden darf; es sind zwar noch die Einwände gemacht worden, daß die unterirdischen Leitungen bei Pflasterungen, Verlegung von Gasrohren u. dgl. den Erdarbeitern gefährlich werden, sowie daß durch einen Isolationsfehler im Transformator der Vollstrom in die Hausleitung treten und hier üble Wirkungen anrichten könne, doch entbehren dieselben aller Begründung. Man verwendet unter der Erde nur Kabel, deren Drähte durch eine feste Eisenumhüllung geschützt sind, oder Kanäle aus Mauerwerk, Beton oder Gußeisen, in denen die Drähte als Luftleitungen ausgespannt sind, und in beiden Fällen müßte diese Hülle erst gewaltsam durchbrochen werden, ehe man an die Leitungen gelangt. Wollte man sich aber durch die möglicherweise fehlerhafte Arbeit eines Transformators von der Anwendung des Wechselstromsystems überhaupt abhalten lassen, so wäre das dasselbe, als wenn man etwa den Betrieb der Eisenbahnen verbieten wollte, weil eine fehlerhafte Schiene möglicherweise einen ganzen Zug zum Entgleisen bringen kann. Solche Fehler können und müssen durch sorgfältige Arbeit und gewissenhafte Controle vermieden werden.

Unter Umständen können sogar oberirdische Leitungen recht wohl anwendbar erscheinen. Sollen mehrere kleinere Orte aus einiger Entfernung mit Strom versorgt werden, und die Leitungen sind auf weite Strecken längs der Landstraße zu führen, so wäre es Verschwendung, meilenlange Kanäle zur Aufnahme zweier dünner Kupferdrähte graben zu wollen, die dann noch obendrein wohl isolirt sein müßten. Hier thun Luftleitungen, deren blanke Drähte mittels Porzellanisolatoren auf hohen Stangen zu befestigen sind, gute Dienste und ermöglichen eine außerordentlich billige Anlage. Ein solcher Fall liegt z. B. in den schweizer Orten Territet, Vernex, Montreux, Clarens und Vevey vor; in Montreux steht eine Wasserkraft von 1000 Pferdekräften zur Verfügung und diese reicht hin, um in den genannten fünf Orten nöthigenfalls 9—10000 Glühlichter zu versorgen.

In der elektrischen Anlage zu Mailand, die nächst derjenigen zu Berlin eine der größten des Festlandes und in allen ihren Theilen eine Musteranstalt ist, sind drei verschiedene Vertheilungssysteme nebeneinander in Gebrauch. In der Hauptsache hat man dasselbe System wie in Berlin: Gleichstrom niedriger Spannung für Bogen- und Glühlicht mit unterirdischen Leitungen. Ferner aber handelte es sich darum, den Strom für etwa 280 Bogenlampen für Straßenbeleuchtung zu liefern, deren große Entfernung voneinander eine Länge der Zuleitungen von 42 Kilometer bedingen. Bei einer solchen Ausdehnung des Netzes nun mußten die Anlagekosten auf das allerkleinste Maß beschränkt werden, um einen rationellen Betrieb zu ermöglichen; hier entschloß man sich also, den größten Theil der Leitung oberirdisch zu legen und hohe Spannung anzuwenden, um die Drähte möglichst dünn halten zu können. So wurde ein äußerst billiger Betrieb ermöglicht, und die freihängenden Drähte wurden der zufälligen Berührung durch genügende Höhe und Entfernung von etwaigen Gebäuden so sorgfältig entzogen, daß trotz der Benutzung von 1750 Volt Spannung, wodurch je 35 Bogenlampen hintereinander gespeist werden, noch nie ein Unfall sich ereignet hat. Den dritten Theil des mailänder Elektricitätswerkes bildet eine Wechselstromanlage mit Transformatoren, die den Strom für zwei Thea-

Digitized by Google

ter mit einem Lichtverbrauche von etwa 3000 Lampen liefert. Da hier auf zwei einzelne Bedarfsstellen ein unverhältnißmäßig großer Verbrauch fällt, so sind eigene Zuleitungen nöthig, die bei der Anwendung niedriger Spannung eine sehr bedeutende Stärke haben würden. Durch die Benutzung von 2000 Volt-Wechselströmen wurden die Kosten dieser Leitungen, die natürlich unterirdisch liegen, wesentlich vermindert.

So sind denn heutzutage Elektricitätswerke mit 2000—2500voltigen Strömen keine Seltenheit mehr, und als letztes Beispiel dafür, daß die Elektrotechnik sich mit den Gefahren hochgespannter Ströme recht wohl abzufinden weiß, mag die Thatsache gelten, daß man in England jetzt schon mit Strömen von 10000 Volt arbeitet. Die großartigste elektrische Anlage der Welt, die Centrale zu Deptford, etwa vier Meilen von London, erzeugt Ströme von dieser kolossalen Spannung; dieselben werden durch sogenannte concentrische Kabel längs eines Eisenbahndammes der Hauptstadt zugeführt, in mehrern großen Unterstationen zunächst mittels Transformatoren auf 2400 Volt gebracht, und mit dieser Spannung in das Straßennetz eingeführt. Vor dem Eintritte in die Hausleitungen wird die Spannung abermals, und zwar bis auf etwa 100 Volt, herabgedrückt. Solange die Arbeiten an Leitungen und Transformatoren gewissenhaft ausgeführt werden, ist diese Anlage für das Publikum nicht gefährlicher als unsere berliner Gleichstromanlage, im Betriebe ebenso einfach und sachgemäß und in der Herstellung unvergleichlich billiger. Bedarf man doch im Straßennetze verhältnißmäßig nur den 20. Theil, in den Zuführungen gar nur den 80. Theil des Gewichtes an Kupfer, als bei einer gleichwerthigen Einrichtung mit Strömen von 100—120 Volt! Außerdem aber ermöglichte die weite Entfernung der Centrale von der Hauptstadt, die bei niedriger Spannung aus technischen Gründen gar nicht durchführbar wäre, die Anlage des Elektricitätswerkes auf einem billigen Grundstücke, in der Nähe von der Kohlenzufuhr günstigem Wasser und andere Vortheile, die bei unsern inmitten der Stadt auf sehr theuerm Boden erbauten Centralstationen wegfallen.

Die Leitungen für diese ungeheuern Spannungen sind so sinnreich construirt, daß ein gleichzeitiges Berühren beider Drähte und somit ein sogenannter Kurzschluß gänzlich ausgeschlossen ist. Man hat nämlich den einen der beiden Leiter, beispielsweise den positiven, mit einer vorzüglich isolirenden Masse umgeben, und den negativen Leiter in Form einer Röhre darübergeschoben, sodaß ein Berühren des innern Drahtes unter allen Umständen unmöglich ist. Man könnte dieses Kabel ohne jede weitere Umhüllung frei auf die Erde legen, es sogar, während es von der erwähnten enormen Spannung durchflossen wird, an jeder Stelle mit der Hand berühren, und dennoch wäre kein Unfall denkbar, solange der äußere Leiter nicht gewaltsam zerstört wird.

Sollen wir die obigen Betrachtungen über die Gefahren der elektrischen Anlagen für Leib und Leben zu einem kurzen Urtheil zusammenfassen, so könnte dieses nicht anders lauten, als daß bei einer den jeweiligen Verhältnissen genau angepaßten, und mit Hülfe der besten Leitungsmethoden der Neuzeit von einer soliden Firma ausgeführten Anlage jede Gefährdung der öffentlichen Sicherheit ausgeschlossen ist, selbst bei der noch gefährlichsten Methode des hochgespannten Wechselstromes. Ein Unterschied zwischen dieser und der Anwendung niedrig gespannten Gleichstromes

Digitized by Google

besteht allerdings insofern, als bei letzterm System selbst bei schlechter Isolation oder bei einem gänzlichen Fehlen derselben Uebelstände nicht gut denkbar sind, da eben solche Ströme überhaupt keine erheblichen physiologischen Wirkungen hervorzubringen im Stande sind. Hohe Spannungen hingegen, mögen sie nun Gleich- oder Wechselströmen innewohnen, erfordern durchaus ein in allen Theilen sorgfältig isolirtes und der Berührung von unberufener Hand gänzlich entzogenes Leitungsnetz, das einer stetigen gewissenhaften Controle und, sobald sich Isolationsfehler zeigen, einer schleunigen Ausbesserung bedarf. Wechselströme führen in Form der Transformatoren ein anderweitiges Element ein, das bei seiner Herstellung die peinlichste Genauigkeit, zu seiner Unterhaltung die sorglichste Ueberwachung fordert. Werden aber diese Bedingungen erfüllt, so entspricht jede elektrische Anlage durchaus den Anforderungen der Sicherheit, die wir an gewerbliche, zu unserm Nutzen und Behagen dienende Einrichtungen zu stellen nur irgend berechtigt sind.

Wir kommen nun zu den Fällen, in denen elektrische Leitungen Brände verursacht haben oder verursacht haben sollen. Solche Vorkommnisse lassen sich auf zwei Eigenschaften des elektrischen Stromes zurückführen, einmal darauf, daß dünne Drähte sich beim Durchgange eines Stromes von großer Menge beträchtlich, unter Umständen bis zum Schmelzpunkte erhitzen können, und dann auf die Funkenbildung beim Schließen und Unterbrechen des Stromes.

Um der erstern Gefahr zu begegnen, ist es natürlich vor allen Dingen nöthig, daß allen Theilen der Leitung eine genügende Stärke gegeben wird, um dem Durchgange des größten, sie unter normalen Verhältnissen durchfließenden Stromes, der sich aus der Anzahl der von jeder Leitung zu speisenden Lampen im voraus bestimmen läßt, keinen zu großen Widerstand entgegenzusetzen. Die Stärke des Leitungsdrahtes hängt lediglich von der Stromstärke, nicht aber von der Spannung ab, und ihre Bestimmung ist äußerst einfach, sodaß gegen diesen Punkt wol selten oder nie gefehlt wird. Nun aber gilt es, zu verhüten, daß etwa durch einen Fehler im Leitungsnetze, oder durch Unvorsichtigkeit oder Unwissenheit des Consumenten doch einmal eine größere Strommenge, als zulässig, diesen Theil der Leitung durchfließt, wodurch dann sofort eine beträchtliche Erwärmung desselben herbeigeführt werden würde. Diesem Zwecke dienen die sogenannten Sicherheitsschalter, deren in jeden Stromkreis eine ganze Anzahl eingeschaltet sind, und die im wesentlichen aus einem kurzen Draht von Blei oder Zinn bestehen, dessen Stärke so gewählt ist, daß er nur eben dem Durchgange der größten zulässigen Stromstärke genügt, bei einem Ueberschreiten der gegebenen Grenze aber sich bis zum Schmelzpunkte erhitzt, durchschmilzt und so den Stromkreis unterbricht; die nächste Folge davon ist natürlich, daß die an diesen Theil der Leitung angeschlossenen Lampen erlöschen und dadurch das Zeichen geben, daß an der Leitung etwas nicht in Richtigkeit sei. Dies führt freilich eine kleine Unbequemlichkeit mit sich, doch ist der Fehler, da das Gebiet eines Sicherheitsschalters nicht groß ist, in der Regel bald beseitigt, und man braucht dann nur einen neuen Bleidraht einzusetzen, was von jedem Laien in kürzester Zeit geschehen kann, um die Leitung wieder in Betrieb zu setzen. Eine Erhitzung der Leitung selbst ist durch eine ausgiebige Verwendung der Sicherheitsschalter nahezu ausgeschlossen, und man bringt deshalb diese Apparate überall an, wo eine

Digitized by Google

stärkere Leitung sich in mehrere schwächere verzweigt, bei der Theilung der Hauptleitungen, beim Eintritte der Drähte in die Häuser, bei den Abzweigungen nach den einzelnen Stockwerken, kurz überall, wo ein starker Strom in einen schwachen übergeht. Selbstverständlich ist es nöthig, daß sich der Bleidraht des Sicherheitsschalters in einer Schutzhülle befindet, welche eintretendenfalls die schmelzenden Metalltheilchen auffängt und verhindert, daß dieselben Schaden anrichten und so aus dem Sicherheitsinstrument das Gegentheil werde.

Der zweite Umstand, der bei einer elektrischen Anlage Brandschaden stiften könnte, ist die Funkenbildung, die sich überall da zeigt, wo der Stromkreis geschlossen oder geöffnet wird, also vor allem in den sogenannten Schaltapparaten, die dazu dienen, einzelne Lampen oder Lampengruppen, Kronen u. dgl. anzuzünden. Bekanntlich ist das „Anzünden" elektrischer Lampen die denkbar einfachste Verrichtung, da sie nur in der Umdrehung eines Hahnes, im Niederdrücken eines Hebels oder einer ähnlichen Bewegung besteht, die durch die Berührung zweier Metalltheile den Schluß des bisher an dieser Stelle unterbrochenen Stromkreises bewirkt. Hierbei nun zeigt sich, wie bei der entgegengesetzten Bewegung, beim Oeffnen des Stromes, ein kleiner Funke, der von vielen ängstlichen Leuten für eine sehr gefährliche und zu fürchtende Erscheinung gehalten wird, in Wirklichkeit aber ein sehr unschuldiges Ding ist, und weder die Hand verbrennen, noch Kleidungsstücke versengen oder elektrische „Schläge" ertheilen kann. Der einzige Fall, in dem diese Funkenbildung von schlimmen Folgen begleitet sein würde, ist ihr Vorkommen in Räumen, die mit einer explosiven Gasart, also Leuchtgas, Grubengas oder dergleichen, erfüllt sind, oder ihre Verwendung in der Nähe von explosiven Stoffen, wie Schießpulver, Naphtha u. s. w. Dem ist aber einerseits durch gesetzliche Vorschriften vorgebeugt, welche in solchen Räumen die Anwendung von Schaltapparaten und Bogenlampen, ebenso wie die Benutzung von Gas, Petroleum oder sonstigen Beleuchtungs- oder Heizungsmaterialien mit Recht verbieten, andererseits aber lassen sich in solchen Fällen die Schaltapparate ebenso gut außerhalb der fraglichen Räume anbringen, und da die Anwendung von Glühlampen in den für jede andere Beleuchtung bedenklichsten Fällen ohne Gefahr ist, so gebührt gerade in ihnen der elektrischen Beleuchtung der Vorzug vor jeder andern.

Man wird fragen, wie entstehen denn die Brände durch Elektricität, die ja doch unzweifelhaft schon öfter vorgekommen sind, und woher die üble Nachrede, deren die elektrischen Leitungen in den betheiligten Kreisen zum großen Theile genießen? — Das Vorkommen solcher Unfälle kann nicht bestritten werden, aber dann sind sie durch Fehler in der Herstellung der Leitungen und Apparate, oder durch grobe Fahrlässigkeit im Betriebe derselben hervorgerufen und müssen der Unkenntniß oder Unvorsichtigkeit einzelner Personen, nicht aber dem System als solchem zur Last gelegt werden. Im Gegentheile sollte man der Elektrotechnik ihre Jugend zugute halten und ihr Zeit lassen, die ihr etwa noch anhaftenden Mängel zu beseitigen; daß sie aber auf dem besten Wege dazu, kann kein Kenner bestreiten. Ferner ist die Zahl dieser Unfälle verschwindend, wenn man sie mit solchen vergleicht, die durch Gasexplosionen, durch das Bersten von Dampfkesseln, durch im Betriebe befindliche Maschinen und auf andere Art passiren. Solche Nachrichten übersieht man in den Zeitungen oder ver-

Digitized by Google

gißt sie als alltägliche Vorkommnisse; fällt aber im elektrischen Betriebe etwas derart vor, so wird das, als etwas Neues, aufmerksam gelesen und bleibt im Gedächtnisse haften. Endlich kommen auch viele Berichte verfälscht oder aus Lust zum Abenteuerlichen übertrieben und zum Märchen aufgebauscht in die Zeitungen, oder aber die Vorfälle werden von Gegnern der Elektricität ausgebeutet und im Vertrauen auf die Urtheilslosigkeit des Publikums so hingestellt, daß die elektrischen Leitungen an Unfällen schuld erscheinen, die in Wirklichkeit ganz andern Umständen zur Last fallen. Ein Beispiel mag das Gesagte erläutern: In einem elektrisch beleuchteten Vergnügungslocale in Hamburg sollte ein Brand durch die Leitungsdrähte entstanden sein, welche zuerst durch Funkenbildung eine Gasexplosion und hierdurch ein größeres Schadenfeuer verursacht hatten. Eine genauere Untersuchung ergab Folgendes: Ein Theil der elektrischen Leitungen lag hinter einem Stuckgesims in einem hohlen Raume. In diesen war bei der nachträglichen Anbringung einer Gasleitung ein Gasrohr ohne weiteres hineingeschoben und zwar so ungeschickt, daß hierbei ein Draht zerrissen wurde, dessen Enden mit dem Gasrohr in loser Berührung blieben und so den Schluß der Leitung wiederherstellten. Hier nun war die Funkenbildung entstanden, die nach und nach das Rohr durchgebrannt, dem Gase den Austritt gestattet und dessen Entzündung veranlaßt hatte. Wer nun aber diesen Unfall, der lediglich durch eine jedem Denkenden unbegreifliche Unvorsichtigkeit in der Anbringung des Gasrohres veranlaßt wurde, der Elektricität zur Last legt, beweist dadurch, daß er nichts von der Sache versteht und lediglich aus Abneigung gegen die elektrische Beleuchtung sein Urtheil abgibt.

In einem andern Falle, bei dem vor etwa anderthalb Jahren erfolgten Brande des prächtigen sogenannten Gütsch-Hotels in Luzern, sollte der Transformator die Ursache des Feuers gewesen sein, welches allerdings in den Dachräumen, wo der Apparat aufgestellt war, ausbrach. Indessen bestritt die Firma, welche die elektrische Beleuchtung lieferte, diese Entstehung des Feuers auf das bestimmteste und wies sogar nach, daß die elektrische Beleuchtung im Hotel und in den von demselben Transformator gespeisten Lampen in der Stadt noch eine halbe Stunde nach dem Ausbruch des Feuers anstandslos functionirte, was wol nicht gut denkbar wäre, wenn nicht der Apparat noch um diese Zeit vollkommen in Ordnung gewesen wäre. Es blieb unentschieden, ob die Gegner der Elektricität hier recht hatten oder nicht; wenn sie es aber auch hätten, so bewiese das nur, daß der betreffende Transformator eben nicht in Ordnung war, dem System der elektrischen Stromvertheilung kann ein solcher Fall nicht zur Last gelegt werden.

Auch bei der Gasexplosion, die vor kurzer Zeit auf der neuerbauten Kaiser-Wilhelm-Brücke in Berlin so arge Zerstörungen anrichtete, spielten die elektrischen Leitungen eine Rolle. In diesem Falle war die erste Ursache der Katastrophe ein bedeutendes Leckwerden der Gasleitung; das entweichende Leuchtgas hatte sich dann in dem Hohlraume eines Kanals gesammelt, der neben der Gasleitung liegt und die Drähte der berliner Elektricitätswerke enthält, und mischte sich hier alsbald mit der vorhandenen atmosphärischen Luft zu Knallgas. Wie nun die Zündung bewirkt worden sei, läßt sich nicht mit Sicherheit feststellen; ein geringes Glühendwerden der Leitungsdrähte würde freilich

Digitized by Google

dazu genügt haben, indessen war kein Fehler in der Leitung nachzuweisen, der ein solches Glühendwerden hätte veranlassen können.

Das Schadhaftwerden der Gasrohre läßt sich, wie die seit der Einführung der Gasbeleuchtung immer und immer sich wiederholenden Explosionen beweisen, wol kaum je ganz vermeiden, und bildet in Verbindung mit der furchtbaren Explosivkraft des Gasgemisches die gefährlichste Seite der Gasbeleuchtung. Um eine Katastrophe herbeizuführen, bedarf es weder der elektrischen Leitungskanäle, noch der glühenden Drähte, denn sowol die Ansammlung einer bedeutenden Gasmenge als ihre Entzündung ist auch auf andere Weise sehr leicht denkbar. Es ist also leicht einzusehen, welches die bedenklichere Leitung sei: ein fehlerhaftes Gasrohr kann recht wohl auch ohne die Mitwirkung einer elektrischen Leitung gefährlich werden, während der umgekehrte Fall, mindestens bei Hauptleitungen unter dem Straßenpflaster, undenkbar ist.

Wie sehr die Elektrotechniker übrigens bemüht sind, jeder Gefahr bei der Anlage elektrischer Leitungen vorzubeugen, zeigen die vielen Neuerungen an den kleinen, in der Leitung zu verwendenden Materialien, die uns die letzten Jahre gebracht haben. Vor allem ist man darauf bedacht, die Funkenbildung beim Ein- und Ausschalten zu vermeiden, und dies gelingt auch durch beständige Fortschritte in der Construction der Schaltapparate mehr und mehr. Ferner wird die früher allgemein übliche Methode, die elektrischen Apparate auf polirten Holzplatten zu montiren, immer mehr verworfen, und man stellt jetzt die Unterlage für Aus- und Einschalter, Stromwechsler, Sicherheitscontacte und sonstige Instrumente fast immer aus unverbrennlichem Material, wie Schiefer, Marmor, Glas, Porzellan oder dergleichen her, wodurch bei vorkommenden Leitungsfehlern diese Apparate schon eine hohe Temperatur annehmen können, ohne ihre Umgebung durch Wärmeleitung zu gefährden.

Werner von Siemens, eine der größten Autoritäten auf elektrotechnischem Gebiet, konnte schon vor Jahren über die Feuersicherheit elektrischer Beleuchtungsanlagen folgendes günstige Urtheil aussprechen: „Die Gasbeleuchtung bleibt auch bei sorgfältigster Anlage stets in hohem Grade feuergefährlich — ganz abgesehen von der directen Lebensgefahr — denn jeder offen gelassene oder undicht gewordene Gashahn kann eine lebens- und feuergefährliche Explosion hervorbringen. Dasselbe gilt von undicht gewordenen Rohrleitungen. Dagegen ist eine solide und sachgemäß angelegte elektrische Beleuchtung fast gänzlich ungefährlich. . . . In Räumen, in welchen viele brennbare Fäden oder sonstige Stoffe herumfliegen, oder in welche brennbare Dämpfe eindringen können, wird ein Sachverständiger keine offenen Flammen, seien es Gas-, Petroleum- oder elektrische Flammen, anbringen. Für solche Räume eignen sich besser die Glühlichter. Bei diesen ist die Feuersgefahr bei richtiger Anlage wirklich beinahe verschwindend klein, da der leuchtende Körper hermetisch in eine Glasglocke eingeschlossen ist. Bei einer nicht mit Sachkenntniß und nicht mit größter Solidität ausgeführten Glühlichtanlage kann allerdings eine Gefahr dadurch eintreten, daß die Leitungen nicht richtig berechnet sind und sich erhitzen, oder daß sie nicht sicher eingebettet und befestigt, oder schlecht isolirt sind. Endlich auch dadurch, daß nicht genügende Sicherheitsvorrichtungen angebracht sind, die es verhindern, daß der elektrische Strom stärker werden kann, als es die Drähte

Digitized by Google

vertragen. In allen diesen Fällen kann es vorkommen, daß Drähte in gefährlicher Weise sich erhitzen oder durch zufällige Berührung zweier Drähte an der Berührungsstelle elektrische Flammen sich bilden, welche zünden können. Das alles darf bei einer gut und mit Sachverständniß gemachten Anlage aber gar nicht vorkommen, so wenig wie es vorkommen darf, daß Gasleitungen undicht oder dem Zerbrechen u. s. w. ausgesetzt sind. So richtig es demnach ist, daß schlecht angelegte elektrische Beleuchtungsanlagen feuergefährlich sein können, so unrichtig ist es, das System der elektrischen Beleuchtung überhaupt für feuergefährlich oder gar für feuergefährlicher als die Gasbeleuchtung zu erklären."

Ich will nicht schließen, ohne noch der Störungen zu erwähnen, welche in einzelnen Fällen von elektrischen Lichtleitungen auf Fernsprech- und Telegraphennetze ausgeübt wurden. Es ist eine bekannte Eigenschaft des einen Leiter durchfließenden elektrischen Stromes, bei seiner Unterbrechung oder beim Umkehren seiner Richtung in einem andern, parallel laufenden Leiter durch sogenannte Induction einen zweiten Strom hervorzurufen. Diese Beeinflussung mußte da, wo die Drähte des Beleuchtungsnetzes mit ihren starken Strömen, sei es oberirdisch, sei es als Kabel unter der Erde, auf längere Strecken den empfindlichen Fernsprechleitungen parallel laufen, natürlich sehr störend werden, und in der That wurden Klagen hierüber mehrfach laut, z. B. in Bamberg, wo seit der Einführung der elektrischen Straßenbeleuchtung im Telephonnetze erhebliche Störungen vorfielen, welche sogar die Verbindung mit Nürnberg während des Betriebes der Lichtmaschinen völlig unmöglich machten. Der Bericht, der von einer zur Untersuchung bestellten Commission hierüber veröffentlicht wurde, läßt leider an Deutlichkeit viel zu wünschen übrig, doch geht daraus hervor, daß die laut gewordenen Klagen berechtigt und Abhülfe dringend nöthig sei.

Glücklicherweise ist die Sache nicht so schlimm, wie sie aussieht; die erste Bedingung derartiger Störungen, das Parallellaufen der Licht- und Fernsprechleitungen, ist nur sehr selten vorhanden und wird für die Zukunft noch sorgfältiger vermieden werden, wie nachstehender Auszug aus einem Gesetzentwurfe für die Ausführung elektrischer Leitungen besagt. Wo aber dieses Parallellaufen nicht zu vermeiden ist, lassen sich inducirende Wirkungen trotzdem leicht verhüten. Zunächst ist zu bedenken, daß dieselben nur bei Wechselstromleitungen statthaben können, denn nur in ihnen ist die angeführte Bedingung der Induction, ein fortwährendes Umkehren der Stromrichtung, vorhanden. Der fortwährend in derselben Richtung fließende Gleichstrom könnte solche Wirkungen nur bei seiner völligen Unterbrechung momentan hervorrufen, und dieser Fall tritt in der Praxis kaum ein. So wird z. B. die berliner Fernsprechanlage, selbst wenn ihre jetzt endgültig beschlossene Verlegung unter das Straßenterrain, also in vielen Gegenden in die unmittelbare Nähe der Beleuchtungskabel, durchgeführt ist, von diesen wenig Störungen zu befürchten haben. Wenn über Uebelstände beim Fernsprechbetriebe geklagt wird, so sind die Ursachen in den weitaus meisten Fällen in diesem selbst zu suchen, wo es durch gegenseitige Induction der einzelnen Drähte, kurzen Schluß zwischen denselben und dergleichen nie an Grund zu Störungen fehlt. Auch die inducirende Wirkung der Wechselstromanlagen läßt sich durch ein einfaches Mittel beseitigen oder doch erheblich abschwächen; man hat nur, wo solche zu befürchten sind, stets die positive und die

Digitized by Google

negative Leitung dicht nebeneinanderzulegen, so werden die Wirkungen des einen Leiters durch die entgegengesetzten des andern aufgehoben. Am sichersten functioniren auch in dieser Beziehung die concentrischen Doppelkabel, die wenigstens für Wechselströme als das ausgezeichnetste Leitungsmaterial anzusehen sind.

Als die mächtigste Triebfeder zur Förderung der Sicherheit elektrischer Anlagen ist unbedingt der Umstand anzusehen, daß sich in den meisten Staaten die Gesetzgebung dieser Industrie bemächtigt, und solche Zustände, wie sie in Amerika gäng und gebe sind, bei uns von vornherein unmöglich macht. Italien, das durch das lange Bestehen der Elektricitätswerke zu Mailand und Rom mehr als andere Staaten befähigt war, Erfahrungen zu sammeln, besitzt schon eine ausgearbeitete Gesetzgebung über die Anlage solcher Werke, welche in den meisten Theilen als musterhaft gilt und durchweg die Mitarbeiterschaft der besten technischen Kräfte bezeugt. Es werden da unter andern folgende Vorschriften gegeben (auszugsweise): „Die elektrischen Leitungen sind unter keinen Umständen an Gas-, Wasser- und sonstige Leitungen anzuschließen", eine der wichtigsten Regeln, durch deren Befolgung manche Unfälle und Unregelmäßigkeiten im Betriebe vermieden werden können. So scheint die schon erwähnte Störung im Fernsprechbetriebe zu Bamberg davon herzurühren, daß eine, vielleicht nur durch mangelhafte Isolation veranlaßte elektrische Verbindung der Lichtleitung mit dem Wasserleitungsnetze besteht.

Ferner heißt es in den gesetzlichen Vorschriften: „An Stellen, wo elektrische Leitungen in der Nähe von Telephon- und Telegraphenleitungen oberirdisch angebracht sind, müssen sie besonders gut isolirt und so weit von erstern entfernt sein, daß ein gleichzeitiges Berühren beider nicht statthaben kann." „Die elektrischen Leitungen dürfen den Telegraphen- und Telephonleitungen nicht parallel laufen; wo dies aber nicht zu vermeiden ist, sollen sie mindestens 12 Meter von denselben entfernt sein. Bei Kreuzungen der beiderseitigen Drähte müssen die des Beleuchtungsnetzes stets unter denen des Fernsprechnetzes laufen, und zwar mindestens in einer Entfernung von 2 Meter; die Telephonleitungen müssen außerdem durch zahlreiche, zwischen ihnen und den Beleuchtungsdrähten ausgespannte sogenannte Sicherheitsdrähte von diesen getrennt sein." Durch letztere Vorschrift sollen die Unfälle verhütet werden, welche durch das Brechen der Leitungsdrähte veranlaßt werden könnten, falls hierbei das Telephonnetz mit dem Beleuchtungsnetze in elektrische Berührung geriethe.

Auch bei uns beschäftigt man sich mit den Vorarbeiten zu einer Gesetzgebung, durch welche die Anlage und der Betrieb von Elektricitätswerken geregelt und der Aufsicht des Staates unterstellt werden sollen. So lange aber, bis dies geschehen sein wird, möge man sich ruhig der Gewissenhaftigkeit der ausführenden Firmen anvertrauen; denn wo es sich um die Errichtung eines nur einigermaßen bedeutenden Elektricitätswerkes handelt, da wird man immer die Ausführung einer Firma anvertrauen, die schon einen anerkannten Ruf besitzt; einer solchen muß und wird daran gelegen sein, daß ihr derselbe erhalten bleibe, und sie wird deshalb ihr Bestes thun, um die Anlage und besonders die Leitung allen Anforderungen der Sicherheit entsprechend herzustellen.

Und geschieht dann doch hie und da einmal ein Unglücksfall, so urtheile man hier nicht strenger als in andern Be-

Digitized by Google

trieben. Jeder Fortschritt wird mit Opfern erkauft. Man denke nur an die Eisenbahnen, die in dem halben Jahrhundert ihres Bestehens schon viele Tausende von Menschenleben vernichtet haben; wer will es bestreiten, daß sie dennoch ein Segen für die Menschheit geworden sind? Man denke an die Bergwerke, in denen sich alljährlich erschütternde Tragödien abspielen; wer möchte sie darum aus unserm Culturleben streichen?

Und die Elektrotechnik ist noch ein Kind unter den Erfindungen unsers Jahrhunderts; gebt ihr Zeit, gebt ihr Raum, sich zu entwickeln, und sie wird es thun, ihren Schöpfern zum Ruhme, den Menschen zum Segen!

Die münchener Schauspielreform.

Von **Walter Bormann.**

Der Schein darf nie die Wirklichkeit erreichen,
Und siegt Natur, so muß die Kunst entweichen.
Schiller.

Die wichtige scenische Neuerung, die wir in diesem Aufsatze zu erörtern haben, kann fruchtbar nur im Zusammenhange mit Schauspielkunst und Drama betrachtet werden. Darum soll in Kürze wenigstens des Ganges, welchen die darstellende Bühnenkunst bei uns seit dem vorigen Jahrhunderte genommen, gedacht werden, indem wir im übrigen blos auf die „Geschichte der deutschen Schauspielkunst" von Eduard Devrient zu verweisen brauchen, ein Werk, dessen Geist, Gründlichkeit und hoher Sinn tröstlichen Ersatz bietet für das Haltlose, das der deutschen Schauspielkunst selber noch anhaftet.

Da die Schauspielkunst unmittelbar leibhaftige Menschen abbildet, kann sie nicht in luftiger Höhe über dem Körperlichen schweben, nichts überspringen und blos voraussetzen, sondern die Mittel ihres Schaffens gibt ihr die reale Wirklichkeit, von der sie ausgehen muß. So ist sie von dem Boden des Realismus emporgewachsen, und wenn wir zahlreichen gültigen Zeugnissen Glauben schenken, sind es überaus feine realistische Aeußerungen des Gemüthslebens und der Leidenschaft gewesen, durch welche die Eckhof, Schröder, Iffland, Beil, Fleck ihre hauptsächlichen Wirkungen erzielten. Die Rechte einer erhöhten Dichtkunst mit der Sprache des Verses wollte dann Goethe's weimarische Theaterschule geltend machen, von dem Altmeister mit so peinlich ernster Gewissenhaftigkeit geleitet, daß Amalie Wolff sagen durfte, die Schauspieler gingen zu den Theaterproben mit einer Andacht wie zum Abendmahle.

So waren zwei entgegengesetzte Richtungen der Schauspielkunst angebahnt, die es, um einen allgemeingültigen Kunststil zu gewinnen, in der Folge zu vereinigen galt. Beide Richtungen vereinzelt genügten nicht, und in manchen Schauspielern, wie später in Wolff, hat sich ihre Verschmelzung von selbst vollzogen. Um das allgemein zu bewerkstelligen, dazu bedurfte es einer planmäßigen Leitung der ganzen Kunst, an der es gebrach, obschon es an vorüber-

Digitized by Google

gehenden sehr verdienstlichen Bemühungen nicht fehlte.

Der Stil, welcher ihr Eigenthum werden soll, wird am wenigsten mit Regeln erschöpft. Gewißlich sind der Bühnenkunst auch Regeln von nöthen, Regeln der Schönheit und des Anstandes sowol wie des charakteristischen Ausdruckes; aber Regeln bilden niemals einen Stil. Ein solcher bedingt eine freie Methode, die für ihr innerliches Kunstgefühl durch stets erneute Uebung den sichern Takt sich zu eigen macht, um in allen Fällen sich selbst zu genügen und der unermeßlich freien poetischen Erfindung in der Verschiedenheit der Dichter, ihrer Dichtungen und Charaktere stets ebenso wandlungsfähig wie selbstgetreu und sicherstellig zu entsprechen.

Kaum etwas jedoch hat unter allen den Einflüssen, die in diesem Jahrhunderte die Schauspielkunst schädigten — das falsche Virtuosenthum, die Reclame, das Agentenunwesen, die übertriebene Ausstattung, die gesetzmäßige Erniedrigung zum Gewerbe zählen wir auf — andererseits mehr Heil und Rettung gebracht als Shakespeare in der Versform, in welcher er durch W. von Schlegel's Wiederdichtung für uns erst Shakespeare ward. Hätte Goethe diesen Schlegel'schen Shakespeare nicht erst im Alter von 50 und 60 Jahren kennen gelernt, als er die Bühnenwirkungen* nach andern Verdeutschungen und Bearbeitungen des großen Briten zu bemessen längst gewohnt war, so hätte sein sonst so offenes Auge das von Schlegel dem Theater Dargebotene wahrscheinlich anders gewürdigt. Hätten Goethe und Schiller in dieser ebenso charakteristischen wie stilvollen Form Shakespeare nutzbar zu machen gewußt, so hätten sie nicht nöthig gehabt, französische Stücke in theilweiser Gefälligkeit gegen Karl August zu übertragen, und an der Versprache derselben ihre Schauspieler zu üben. Welche Mängel neben den Vorzügen die weimarische Theaterschule durch ihre zu sehr auf das Rednerische der Schauspielkunst gerichteten Bestrebungen besaß, erhellt am schlagendsten aus der Meinung Goethe's, daß Shakespeare für die Bühne nicht tauge. Immermann, dem seine Vorliebe für die Spanier trotz großer Verdienste gleichfalls eine einseitige Richtung in der Behandlung der Schauspielkunst gegeben hatte, konnte später diese Meinung wiederholen. Bei der Kritik von Tieck's „Dramaturgischen Blättern" verlangt Goethe nachher im Gegentheile die unverkürzte Aufführung der Shakespeare'schen Dramen. Shakespeare ist trotz Goethe und Immermann mit unserm Theater unauflöslich verwachsen, und nichts wird ihn mehr von unsern bessern Bühnen verdrängen. Ja, man kann es zu sagen sich erdreisten, daß Shakespeare, den man auf unsern Theatern nicht heimisch machen zu können meinte, umgekehrt wegen seines unmittelbaren Einflusses auf die Schauspielkunst in der Schlegel'schen Form unsere werthvollsten Schätze, die Versdramen Goethe's und Schiller's, welche in Weimar noch keineswegs zur Geltung durchgedrungen waren, den Schauspielern und der Bühne erst vertrauter gemacht hat. Es ist Thatsache, daß, lange nachdem eine Reihe der bekannten Shakespeare'schen Stücke in Berlin unter Iffland aufgeführt waren, 1810 dort erst „Don Carlos" und „Iphigenie" nachgefolgt sind. Heute begreifen wir kaum noch die Mühe, der sich Goethe und

* Uebrigens hatten auch in den bisherigen Umarbeitungen die Shakespeare'schen Stücke durch Schröder schon große Erfolge auf der Bühne gewonnen. Goethe mochte nur das Mangelhafte daran mehr als andere gefühlt und es in der Bühnenwidrigkeit der Dichtungen selbst gesucht haben.

Digitized by Google

Schiller bei Einübung ihrer Versdramen unterziehen mußten; aber es ist nicht zuletzt das Verdienst von Shakespeare, daß selbst geringere Kräfte zu einer natürlichen und doch stilvollen Behandlung großer Dramen erzogen worden sind. Die schauspielerischen Größen des Jahrhunderts stehen fast sämmtlich unter seiner Lehre.

Mithin wird nichts folgerichtiger sein, als daß man sich auch nach den scenischen Hülfsmitteln umschaut, die Shakespeare bei der Verkörperung seiner Dramen zur Anwendung brachte. Es ist selbstverständlich, daß die Beschaffenheit der Bühne für Ausübung und Aufnahme der ganzen Kunst im geistigsten Sinne von entscheidender Bedeutung ist, und wer die Kunst nur nach ihrem innersten Kerne schätzen und alles Aeußerliche über diesem zuletzt vergessen will, muß dennoch jenem Aeußerlichen seine Aufmerksamkeit schenken, insofern es allein das Geistige ermöglicht, befördert oder behindert. Man versieht sich mit der Lampe um der strahlenden Flamme willen; aber weil uns diese der wichtigste Zweck ist, kann die Einrichtung des Geräthes, ohne welche wir umsonst nach hellem Lichte begehren, uns nicht gleichgültig sein. Die Leuchte, in deren Bau und Form das Nützliche von selbst auch zum Schönen wird, verwächst mit ihrer Flamme; erst wenn sie eins mit ihr geworden, will sie uns wahrhaft schön erscheinen, und erfreut uns, wenn auch als eine Dienerin, doch als Dienerin des Lichtes. Ganz so dient die Bühne und ihr Licht ist die Kunst.

Was irgend den Zwecken der Kunst dienen soll, muß empfänglich ihrem organischen Leben entgegenkommen. Das Material schon, das der Bildhauer, der Maler, der Baukünstler verwendet, kann er seinen Entwürfen nur anschmiegen, weil es sich, gleichsam Leben verlangend, von selbst seiner Hand schmiegt. Selbst was nur ganz von außen mit einem Kunstwerke in Berührung tritt, das Gitter, welches den Platz eines monumentalen Gebäudes umschränkt, sogar der Sockel, auf welchem ein Denkmal ruht, wollen organisch mit den Werken der Kunst in Eins zusammenleben.

Die Scene aber ist, wie bemerkt, für das Innere der Kunst von ganz anderm bestimmenden Werthe, sie soll der beweglichsten aller Künste, dem neuzeitlichen Drama, die erforderliche Hülfe leihen. Wie dasselbe in großartigem geschichtlichen Umblicke ohne Chor, Maske und Kothurn alle Lebenskreise in seinen Bereich zieht, in der umfassenden Mannichfaltigkeit und gegenseitigen Ergänzung seiner Gemälde allein seinen abgrenzenden Stil und seine Composition findend, wie es zu diesem Zwecke Zeit und Raum siegreich überspringen will, also soll die Bühne es gewissermaßen beschwingt durch den Raum dahintragen, sie soll ihm das Rad der Zeit sein.

Die herkömmliche deutsche Bühne besitzt von solcher organischen Bewegungsfähigkeit nichts; ja sie ist überhaupt nicht organisch. Sie ist ein roh ausgeschnittener, möglichst tief zurückspringender Raum, dem es darauf ankommt, ohne Ordnung und Stil vieles für das Auge in engem Hintereinander zusammenzudrängen. Sie kann, selber roh, einem, wenn auch noch so künstlichen, doch immer nur rohen Mechanismus Spielraum gewähren; in seinem Organismus sich dem Dichtwerke, wie dem Lichte der Leuchter, anzufügen, ist ihr nicht gegeben, und in dem Maße, wie sie sich jenem nicht anfügt, widerstrebt sie ihm.

Jene organische Beweglichkeit besaß dagegen auf das vollkommenste Shakespeare's Bühne. Ludwig Tieck hat sie wiederholt in den „Dramaturgischen

Digitized by Google

Blättern" als den wichtigsten Mitspieler Shakespeare's bezeichnet, ohne welchen selbst die Kunst der genialsten Schauspieler Großes eingebüßt haben würde. Es ist ein geschichtliches Verfahren, welches hohe Bürgschaften des Gelingens in sich selber bietet, wenn man in der richtigen Weise die Scene dessen, der führender Meister der ganzen neuern dramatischen Kunst ist, für seine eigenen Schöpfungen und das neue Drama überhaupt verwerthet. Dieser Schritt ist vom Baron von Perfall in München geschehen; wir werden gleich sehen, aus welchen Antrieben, in welcher Abweichung, mit welchem Erfolge.

Vorher sind einige Worte über die Kunst der „Meininger" einzuschalten, welche in anderer Weise gleichfalls von geschichtlichen Gesichtspunkten ausgeht. Durch die übertriebene Pracht von Oper und Ballet war das Schauspiel zum Aschenbrödel der größern Theater herabgesunken. Von Meiningen aus war man bedacht, endlich auch seiner Versinnlichung eine größere Sorgfalt zuzuwenden, und zwar that man das mit dem Maßstabe geschichtlicher Treue, welcher zwiefach bald mit Berücksichtigung der Zeit, in welcher die Handlung spielt, bald hinsichtlich jener Zeit, in welcher die Dramen verfaßt wurden, angelegt wurde und sowol der Scenerie wie der schauspielerischen Vorführung das Gepräge einheitlichen Zusammenspieles verlieh. Den Meiningern muß das außerordentliche Verdienst zuerkannt werden, daß sie mit frischem Windeshauche das gänzlich versumpfte Interesse am höhern Drama wieder neu belebten; kein Unparteiischer und Einsichtiger wird daneben die schädlichen Uebertreibungen leugnen, deren sich ihre Kunst schuldig gemacht hat. Bereits der Graf Brühl hatte als Intendant des berliner Hoftheaters den Grundsatz historischer Treue angewandt, aber oft äußerlich und dilettantenhaft; in Meiningen war man um vieles strenger, doch wurde man theilweise auch gewaltsam und kleinlich. Was die meininger Kunst Segensreiches gab, bleibt unverloren; ihren Ausschreitungen, durch welche nicht allein die Schauspielkunst, sondern auch die dramatische Dichtkunst verkürzt wurde, gibt sich gerade die neue münchener Bühneneinrichtung als das heilsamste Gegengewicht zu erkennen.

Die Generalintendanz hat durch zwei gedruckte Rundschreiben über ihren Plan und die Entstehung desselben Auskunft gegeben. Das eine wurde im Frühling 1889 „an das Schauspielpersonal der königlichen Theater in München" vor dem ersten Versuche mit „König Lear" gerichtet; das zweite erging als „Mittheilungen über den Entwickelungsgang der neu eingerichteten münchener Schauspielbühne" an weitere Kreise vor der Aufführung des „Götz von Berlichingen" im März 1890. Den „indirecten Urheber des Unternehmens", der hier genannt wird, lassen wir vorläufig beiseite; man wird aus unsern spätern Auseinandersetzungen erfahren, wer es sei. Den nächsten Antrieb gab, wie mitgetheilt wird, Rudolf Genée mit seinen vortrefflichen Aufsätzen über „die Natürlichkeit und die historische Treue in den theatralischen Vorstellungen" in der „Allgemeinen Zeitung" von 1887, welche seitdem zusammen mit andern Untersuchungen, die derselben Auffassung dienen, als Broschüre erschienen sind.* Genée erinnerte seinerseits wieder an den Entwurf einer neuen Bühne, mit dem schon 1817 der große Architekt

* „Die Entwickelung des scenischen Theaters und die Bühnenreform in München. Von Rudolf Genée. Mit erläuternden Illustrationen" (Stuttgart, Cotta'sche Buchhandlung, 1889).

Digitized by Google

Schinkel den dramatischen Aufführungen eine schönere und stilvollere Einkleidung hatte geben wollen, welcher in den „Baireuther Blättern" von 1887 eben gedacht worden war. Schinkel war zu sehr Künstler in jeder Beziehung, als daß ihm das Zweckwidrige und Unschöne unserer Theater hätte entgehen sollen, und vor allem begriff er, auch ohne Dramaturg zu sein, daß die Scene der Dichtung zu dienen habe und in bescheidener Unterordnung am echtesten wirke. Er wollte die Seitencoulissen abschaffen und durch Vorhänge ersetzen, dagegen die Bühne in das Proscenium weiter vorbauen, worin er mit der Scene Shakespeare's zusammentraf. „Weil man aber das complicirte Decorationswesen nicht vereinfachen, sondern steigern wollte und es auch gesteigert hat", wie Genée bemerkt, so blieb Schinkel's Plan unbeachtet, und sein herrliches Werk, das berliner Schauspielhaus, auch innerlich nach seinem Geiste umzugestalten, war ihm verwehrt.

Es sind gleichwol nicht wenige Stimmen der Besten und Ersten, welche das Bedürfniß einer künstlerischern Scene fort und fort empfanden und zumal die Vorzüge des Shakespeare'schen Schauplatzes betonten. Der Regisseur Jocza Savits hat in einer sehr tüchtigen Zusammenstellung, welche dem ersten Rundschreiben der Generalintendanz angefügt wurde, solche Aeußerungen in Erinnerung gebracht und damit zugleich von dem gewissenhaften Ernste, unter dem das ganze Unternehmen ins Leben trat, beredtes Zeugniß abgelegt. Lessing, W. Schlegel und Tieck, Immermann*, Ulrici und Delius, Richard Wagner, Genée und K. Frenzel sind hier vertreten. Alle diese Stellen sind, einzeln genommen, überzeugend genug und müßten aneinandergereiht selbst den hartnäckigsten Freund des Ueberlieferten zum Nachdenken bewegen. Es sei hier blos an die Worte gemahnt, mit welchen Tieck die Verschmelzung der Shakespeare'schen Bühne mit der Decoration empfiehlt. Er schreibt darüber an Friedrich von Raumer: „Ich habe schon öfter mit Ihnen darüber gesprochen, daß ich es für möglich halte, ein Medium zu erfinden, eine Bühne zu errichten, die sich architektonisch der ältern der Engländer näherte, ohne daß wir Malerei und Decoration ganz verbannen, ja es könnte wol so eingerichtet werden, daß diese Täuschungen, an welche wir uns einmal gewöhnt haben, noch magischer und mannichfaltiger, aber auch zugleich zweckmäßiger und mehr bühnengerecht sich darstellten, sodaß sie die Wirkungen des Schauspielers erhöhten, statt sie, wie jetzt so oft geschieht, zu schwächen und zu vernichten."

Mit diesem vielverheißenden Worte Ludwig Tieck's wollen wir unverzüglich den münchener Aufführungen selbst unsere Aufmerksamkeit zuwenden. Der Reihe nach wurden auf der neuen Bühne folgende Stücke dargestellt: „König Lear", Calderon's „Dame Kobold", beide Theile von Shakespeare's „Heinrich IV." und „Heinrich V.", Goethe's „Götz von Berlichingen" und „Viel Lärm um Nichts", also außer fünf ernsten Dramen zwei Lustspiele, für welche jetzt auch die kleinere Bühne des Residenztheaters genau nach der Neueinrichtung des größern Hoftheaters hergerichtet ist. Wir haben mit Ausnahme des ersten Theiles von „Heinrich IV." sämmtlichen Vorstellungen und auch mehrern Hauptproben beiwohnen können.

Ein geschmackvoll nach altdeutscher

* Immermann führte selbst „Was Ihr wollt" auf einer Bühne, die der altenglischen entsprach, mit Dilettanten auf und war mit dem Erfolge sehr zufrieden. Man sieht, daß er in Bezug auf die Darstellung Shakespeare's nicht weniger schwankend war als Goethe.

Digitized by Google

Art stilisirter Vorhang läßt weder herniederschwebend nach dem Brauche der griechischen Bühne zuerst den Himmel, den Sitz der waltenden Gottheit, noch aufsteigend nach unserm Herkommen zuerst die staubige Erde erblicken, sondern er faltet sich aus der Mitte leicht nach beiden Seiten auseinander, das Weltganze auf einmal den Blicken enthüllend. Es ist keine Frage, daß dieser Vorhang am angemessensten und schönsten seinem Zwecke dient.

Der Scenenraum liegt vor uns: die ganze Breite desselben nimmt die in das Proscenium hineingebaute Vorderbühne ein. Hier vornehmlich spinnt sich die Handlung des Stückes ab, hier sind im allgemeinen und im weitesten Sinne „die Breter, welche die Welt bedeuten", hier sind Rede und Spiel der Darsteller aus größerer Nähe dem schauenden Hörer auf das leichteste zugänglich.

Diese wenig tiefe Vorderbühne ist durch gemaltes Mauerwerk, in dem sich Fenster- und Thüröffnungen befinden, abgegrenzt, und in der Mitte desselben ist eine weite Oeffnung für eine zweite Bühne, welche durch Flügelvorhänge verhüllt oder erschlossen wird. Im Hintergrunde dieser Mittelbühne werden die gemalten Decorationen angebracht und eine fernere Gasse, d. h. Vorrichtung zum Aufhängen derselben, ist neuerdings auch in der halben Tiefe der Mittelbühne geschaffen worden. Hier ist für eine, wenn auch nicht peinlich ins Kleine gehende, doch stimmungsvolle und der Phantasie entgegenkommende Ausstattung ausreichende Gelegenheit geboten. Versinnlicht uns die vordere Bühne das Treiben der ganzen Welt, so ist hier sozusagen der Hausaltar der Kunst, um den sich die vertraulichern Auftritte der Handlung abspielen. Fällt das auch bei manchen Auftritten, die ebenfalls an die Ausstattung des Hauses gewiesen sind, wie z. B. in der Streitscene der Bauern mit den bambergischen Reitern im „Götz", weniger ins Gewicht, so ist für andere Vorgänge eine erhöhte Andacht sichtlich damit verknüpft. Hier grüßt Lear's brechendes Auge, da er erlöst wird „von der Folter dieser zähen Welt", den Frieden, den er mit der Leiche des ihm vorangegangenen geliebten Kindes an sein Herz preßt. Hier ruht der sterbende Heinrich IV. mit der nagenden Sorge um den leichtfertigen Sohn, der dann mit jenen inhaltschweren Worten über den Beruf der Krone, welche für die ganze Reihe der Königsstücke einen Kernpunkt bilden, sein Herz tröstet. Hier haucht in die Mailuft des kleinen Gartens der verscheidende Götz die Worte „himmlische Luft und Freiheit". So wird durch die äußere Abtheilung der Scene auch für die innere dramatische Wirkung eine Gliederung erzielt, welcher eine geradezu plastische Bedeutung zukommt.

Daß die Decorationen auf diesem Raume ihren Platz haben, ist mit dem Wesen desselben in Einklang; denn auch wenn sie bei geöffnetem Vorhange der Mittelbühne auf die Handlung der Vorderbühne Bezug haben, bezeichnet der gemalte Schauplatz immer das Engere, welches für die große dramatische Haupthandlung, deren Seelisches an keinen Schauplatz gebunden ist, eine nur zurückstehende, aber freilich sie erheblich vergegenwärtigende und verlebendigende Beziehung hat. Die Prospecte selbst gewinnen in der Mitte des gesammten Schauplatzes und in der Einfassung der Vorderbühne eine schöne perspectivische Wirkung, und es versteht sich, daß die münchener Hofbühne, welche seit langem die malerischen Schönheiten der Ausstattung hervorragend gepflegt hat, dieselben auch hier nicht vernachlässigt.

Digitized by Google

Die Decoration wirkt aus weiterer Ferne und tritt uns doch näher; an die Stelle eines materiellen tritt ein geistigerer Eindruck; sie dient bescheidener der Dichtung, wird aber dadurch bedeutsamer. Was kann auch mancher Schauplatz, ein gewöhnliches Zimmer, ein Hof, ein Wirthshaus u. dgl. der größern Ausführung an malerischen Reizen darbieten? In plumper Umständlichkeit müssen uns diese Dinge zur Vergröberung der Kunst werden; durch die Zurückschiebung und die sinnbildliche Verdeutlichung, welche oft an Stelle der ganzen Ausführung tritt, empfangen sie in ihrer ausdrucksvollern Beschränkung Antheil am Ganzen der Kunst. In „Dame Kobold" wird die Scenerie mit dem hülfreichen Schranke höchst glücklich durch die Mittelbühne in die Mitte der ganzen Scene gerückt, während im übrigen auch der beständige Wechsel zwischen zwei Zimmern jetzt ganz mühelos von statten geht. Wol mag der Saal, in dem englische Könige thronen oder Adelheid mit dem Bischof Schach spielt, auf andern Bühnen geräumiger sein, wo bei uns hier eine zweckentsprechende Zusammenfassung stattfindet; es soll aber denen, die sich dabei auf die unvermeidliche Naturtreue berufen, doch gesagt sein, daß die Höhe und Größe unserer Bühnen nach geschichtlicher Genauigkeit mit jenen Räumen schwerlich übereinstimme, wie denn überhaupt ein Saal die gleiche Breite und Höhe auf unserer herkömmlichen Bühne einnimmt wie eine Hütte, und wir nach Naturtreue da ebenso vergeblich haschen wie Kinder nach ihrem Spiegelbilde im Wasser. So hat man ferner größere Massen, deren Verkörperung auf der Bühne oft von sehr fraglichem Kunstwerthe ist, zuweilen durch wenige vertreten lassen, wie z. B. drei Ritter im „Lear" einmal eine Soldatenschar versinnlichen; wo es die Handlung entschiedener verlangt, ist man aber auch Massenscenen, die nur, wie man sich erinnern wolle, immer in sinnbildlicher Art viel größere Massen der Wirklichkeit vertreten, keineswegs aus dem Wege gegangen.

Eine dritte Scene, wie sie die Shakespeare'sche Bühne im Anschlusse an die mittelalterliche Mysterienbühne in einer Erhöhung muthmaßlich am Ende der Mittelbühne besaß, wo vielleicht für Julia's Balkon und manchen wirkungsvollen Vorgang* Shakespeare den geeigneten Platz fand, hat man mit Grund weggelassen; denn da in unsern Theatern die Hörerschaft der Bühne nicht nahe genug sitzt, würde sich ihr das Spiel auf dieser dritten Bühne wahrscheinlich zu sehr entziehen. Es werden indeß bei vermehrtem Spielplane in dieser Hinsicht noch manche Schwierigkeiten an die Regie herantreten. Bisher hat von den erwähnten Fensteröffnungen der Vorderbühne, die, wenn von einem Hause herunter zu sprechen ist, ihre Verwendung finden, die mittelste, welche oberhalb der Mittelbühne angebracht ist, einmal eine treffliche Aushülfe geboten: von hier herab unterhandeln in „Heinrich V." die Bürger von Harfleur wegen der Uebergabe der Stadt.

Hat man also die Shakespeare'sche Bühne auch sonst ganz und gar nicht sklavisch nachgeahmt, so wird jetzt die Hauptfrage zu beantworten sein, ob man recht gethan habe, in Abweichung von jener überhaupt Ausstattung zuzulassen und ob ihre Vermischung mit Decoration und Costüm nicht wirklich eine Halbheit bedeute. Daß Tieck von dieser Vereinigung Gutes hoffte, haben wir gesehen, und wir haben eigentlich die

* Vgl. Rudolf Genée, a. a. O., S. 31—32.

Digitized by Google

Bestätigung seiner Hoffnung schon ausgesprochen. Obschon Shakespeare's Zeitgenossen zweifellos viel mehr recht haben würden, die sinnlose Ueberladung unserer Bühnen mit zweckwidrigem Geräth eine Barbarei zu schelten, als wir es haben, die ursprüngliche Einfalt der alten Scene als barbarisch zu schmähen, so würde eine Rückkehr zu solcher Einfachheit heutigentags nicht blos eine Unmöglichkeit, sondern allerdings kurz und gut doch auch Barbarei sein. Die damaligen, den bildenden Künsten abgeneigten Verhältnisse Englands brachten es mit sich, daß eine solche Scene, die eine graue Leinwand mit der Bezeichnung von Wald, Feld, Straße oder doch Decorationen geringster Art verwandte, möglich war; daß die spanische Bühne, die in dem der Malerei zugethanen katholischen Lande emporblühte, auch eine angemessene Ausschmückung liebte, weiß man, und es war das an sich dort unvermeidlich. Daß die rohe Scene Shakespeare's höchst wohlthätig damals für die Vertiefung seiner Dichtungen geworden sei, glauben wir unbedingt; denn sie konnte es bewirken, daß die Menge, frei von der Beeinflussung äußerer Sinne, sich voll und ganz dem Fluge der Phantasie überließ. Es wird gar oftmals der Ausbildung einer menschlichen Geistesrichtung zugute kommen, wenn andere Seiten unserer Begabung brach liegen, obschon im großen allgemeinen Gange der menschlichen Vervollkommnung die verschiedenen Kräfte sich ergänzen und fördern müssen. Da aber unsere Cultur es naturgemäß verlangt, daß alle Werkzeuge und Mittel, deren sie sich bedient, die Beziehung zu dem gebildeten Geiste, zu der feinen menschlichen Hand verrathen, von der dieselben hervorgingen, so werden wir, wie alles andere, die Scene in eine Form zu bringen suchen, die, wie einfach immer, auch edel sei und durch eine gebildete Wohlgestalt uns anspreche. Dem Trinkenden ist sicherlich der Wein die Hauptsache und nicht der Becher, und, wenn er den guten Wein schätzt, so wird er ihn lieber einmal in einem niedrigen Wirthshause aus einem Holzbecher schlürfen, als daß er den sauern aus Gold trinkt. Er wird aber, wenn er ein feingebildeter Mann ist, darum nicht wünschen, alle Tage und immer seinen Trunk aus dem Holze zu zechen. Jenes Theater, von dem Shakespeare selbst nur mit äußerster Verachtung spricht, jene „Hahnengrube" sollten wir unserer leider überfeinerten Zeit aufzwingen?

Die Ueberfeinerung bezeichnet die andere Seite, nach der wir uns zu wehren haben, um so mehr, als sie die hohen Namen von Natur und Wahrheit gebraucht, um sich zu verschanzen. Wer von Wahrheit spricht, soll seine Worte sehr genau wägen; denn keine schwerere Unwahrheit gibt es, als Spiel und Misbrauch mit der „Wahrheit" zu treiben! Und was ist denn zuletzt die „Natur"? Ist sie nicht Geist und Seele? Wenn wir nicht blos bei ihrer Oberfläche verweilen, sondern zu ihrem Herzen vordringen wollen, wo schlägt es uns entgegen? Dieser Herzschlag der Natur sind wir! Wir selbst, unser Denken und Fühlen, ist ja ein Stück und das kostbarste Stück von ihr! Man höre also auf mit der Unwahrheit und Unnatur, jede Flügelregung der Phantasie und jede Innerlichkeit als etwas „Subjectives" zu verfemen und ärger als den Teufel zu fürchten, die Sinnbildlichkeit und das Geistige abzulehnen und damit Göttliches wie Menschliches, Natur und Kunst in uns gleichmäßig zu verleugnen! Die sogenannte „Naturwahrheit", zu deren Sklaven wir uns hergeben sollen, ist eine Unwahrheit auf

Digitized by Google

Schritt und Tritt. Wenn eine Kunst Ursache hat, vor dieser Knechtung und Entstellung sich zu hüten, so ist es die Schauspielkunst, welche bei ihrer ununterbrochenen sinnlichen Veranschaulichung am meisten Gefahr läuft, für seelenlose, entgeistigte Wirklichkeit angesehen zu werden, die in Wahrheit nirgends, wenn nicht für den Seelenlosen und Geistlosen, vorhanden ist. Wir haben daher nicht ohne Grund den Spruch Schiller's gerade an die Spitze dieser Abhandlung gestellt. Bis zu welchem Grade soll diese Gedankenlosigkeit auf der Bühne sich noch versteigen?* Wird man an dem hölzernen Fußboden Anstoß nehmen und Sand oder Pflaster herzufahren? Wird man wirkliche Bäume pflanzen, Häuser bauen, anstatt der gemalten nur gläserne Spiegel in die Zimmer hängen? Da man so gewissenhaft an die unbewegliche Ausstattung denkt, sollte man nicht auch an die bewegliche denken? Wo bleiben die Hunde und die Katzen? Eduard Devrient erzählt von einer alten Decoration, die auf dem Wandschranke einer Bauernstube eine Katze abbildete; brauchen wir das nicht echt, lebendig? Wird man nicht bald, um einen heitern Frühlingsmorgen auf der Bühne lebhaft zu versinnlichen, für echte befiederte Sänger sorgen, die von grünen Zweigen ihr Lied schmettern? Oder könnte man nicht, um den ganzen Schauer eines feuchten Kerkers zu vergegenwärtigen, einige Kröten — selbstverständlich wieder echte! — darin spazieren gehen lassen? Man wird lachend sagen, daß wir übertreiben. Gebe es Gott! Wir wissen selbst es nicht, wo hier der Ernst anfange und wo der Spaß aufhöre; denn nach den ungeheuerlichen Proben, die man erlebte, kann man mit Grund fragen: wo will man Halt machen? Haben doch die Meininger sogar einst den Regen in schnöder Wirklichkeit auf das Theater gebracht! Wir sahen es mit an, daß man in Weimar den benachbarten Bach in das Hoftheater geleitet hatte, um die Wolfsschlucht im „Freischütz" durch einen sprudelnden Wasserfall naturwahr zu machen. Minutenlanger Beifall belohnte den Maschinisten; aber die Wolfsschlucht war ganz gewiß nicht wilder, sondern zahmer geworden. Braucht man zu sagen, daß auch in der Oper, die eine viel buntere Ausstattung verträgt, eine Wirklichkeit dieser Art die Phantasie mordet und alle Kunst auf den Kopf stellt?

Es wird deutlich sein, daß wir auch mit den von Hans von Basedow geäußerten Meinungen* nicht übereinstimmen. Wenn man nur Technik und Mechanik um jeden Preis will und meint, ein Drama, das mit deren Hülfe keinen ungezwungenen Scenenwechsel ermögliche, sei nicht bühnenfähig, so sehe man, wohin man kommt! Nach Möglichkeit hat sich doch zuerst die Scene dem Drama und nicht das Drama der Scene anzupassen, obschon auch das letztere nachher geboten ist. Wer von dem neuzeitlichen Drama (wir meinen nicht das von gestern, sondern das ganze neuere Drama mit seinen wichtigsten Bedingnissen seit Shakespeare) eine richtige Anschauung gewonnen hat, der weiß, daß es erheblich verkürzt wird,

* Durch die Haltung, welche der Verfasser dieses Aufsatzes bei jeder Gelegenheit eingenommen, muß es klar sein, daß er nur mit Freundlichkeit der Bühnenreform entgegenkommen konnte. Schon am 12. Febr. 1887 („Allgemeine Zeitung", Beilage, Nr. 43) hatte er gelegentlich, indem er den Unterschied des Epischen und Dramatischen erläuterte, sich nicht anders wie Genée ausgesprochen.

* Vgl. „Das Problem der Bühnenausstattung", in „Unsere Zeit", 1889, II, 186 fg.

Digitized by Google

wenn es nicht für das mannichfach bewegte Bild der Erde einen häufigen Scenenwechsel anwenden darf, für dessen Gebrauch freilich die Kunstgesetze auch ein gewisses Maß vorschreiben. Welchen Beeinträchtigungen sich Shakespeare durch viele Bühnenbearbeitungen beugen muß, ist ersichtlich genug, und wie für ihn wird die übliche Bühne für die neue Dramatik oft zu einem Joche. Und wie ist es mit dem Vorschlage Basedow's, nach amerikanischem Muster zwei Bühnen wie die abwechselnden Karren eines Bergwerkes ab- und zulaufen und sich mit frischem Bedarfe von Ausstattungsgegenständen anfüllen zu lassen? Kann das zu etwas anderm als zum Misbrauche mit der Ausstattung gut sein? Basedow's nicht zu umgehende Forderung ist dabei, daß die sich entfernende Bühne mit dem Vorhange zu schließen sei.

Er hat die Einheitlichkeit der Vorstellungen ganz ausnehmend betont; aber diese litte ja durch das Fallen des Vorhanges inmitten der Acte den empfindlichsten Schaden. Hier kommen wir nun zur Erörterung des Zwischenvorhanges. Der eigentliche Urheber der münchener Reform, den Freiherr von Perfall namhaft macht, ist kein anderer als er! Man muß von der Bedeutung der actweisen dramatischen Composition schwache Begriffe haben, um nicht die Einschnitte, die der Zwischenvorhang macht, als arge Störungen zu empfinden, und trotzdem gibt es bei der bisherigen Aufführungsweise Fälle, in denen man ihn kaum umgehen kann. Welchen Misbrauch treiben manche Theater mit ihm! Wir kennen die alte Mär von dem dummpfiffigen Weibe, welches die Hausthür auf ihrem Rücken fortschleppte, damit kein Dieb in ihr Haus eindringe; das Gegenstück dazu bieten wir, wenn wir, um die Zuschauer mitten im Innersten der Aufführung zu erhalten, mit dem Zwischenvorhange ihnen die Thür vor der Nase zusperren. Da zerfällt ein fünfactiges Stück in 20 Acte, und das soll die gerühmte „Einheitlichkeit" sein!

Wie anders wird dieselbe durch die reformirte Bühne erreicht! An die Stelle des bloßen Mechanismus ist hier wirklich ein Organismus getreten. Die Bühne ist gleichsam selbst hier zu einem Gliede geworden, welches, wiederum gegliedert, wie Hand und Fuß, die erforderlichen Bewegungen mit natürlicher Leichtigkeit verrichtet. Der ständige vordere Bühnenraum gewährt einen sich gleichbleibenden festen Bestand, neben welchem der sich im Hintergrunde vollziehende Scenenwechsel seine störende Unruhe verliert. Es braucht für umständlichere Verwandlungen nur der kleine Flügelvorhang der Mittelbühne sich schnell zu schließen, während die Schauspieler auf der Vorderbühne ruhig weiter sprechen. Dieser Vortheil war für Shakespeare schon auf seiner Bühne, die nur in bescheidenster Weise Decorationen zu Hülfe nahm, ganz unschätzbar zur Andeutung der vielen Ortsveränderungen, und wegen dieser organischen Bewegungsfähigkeit muß sogar, in ihrer Anpassung an die dramatische Kunst betrachtet, seine schlichte, ja rohe Scene schön heißen. In viel höherm Grade ist es, alles in allem, mit Decoration und würdiger Ausstattung die reformirte münchener Bühne. Wehl, der in seinen „Didaskalien" in zweiter Reihe auch einer phantasievollen Scenerie das Wort redet, hätte in dieser Hinsicht an diesen Aufführungen seine Freude gehabt.

Schon durch den Beifall, welchen die Aufführung des „Lear" erzielte, wurde das Unternehmen vom Versuche zum Range einer That erhoben, und an dieser Zustimmung hat es ebenso wenig

Digitized by Google

den folgenden Vorstellungen gefehlt. Den Erfolg will Basedow mit dem „feinsinnigen auserwählten Publikum" Münchens begreiflich machen. Uns ist es unbekannt, daß das Publikum hier etwas anderes sei, als es allerwärts ist, und nicht die weniger gebildeten, naiven Zuschauer sind es, welche der Annahme dieser Reform und einer willigen Hingabe an die Phantasie widerstreben werden, als vielmehr die verwöhnten, blasirten Reichen und Vornehmen, die Pseudogebildeten und Ueberbildeten.

Daß das Unternehmen in jeder Weise fertig sei, behaupten wir nicht, und die Intendanz selbst hört nicht auf zu ändern und zu bessern. Man hat z. B. jetzt im „Götz", um bei den unausgesetzten Verwandlungen des Schauplatzes die nöthige Klarheit nicht zu entbehren, vor dem ständigen Gemäuer der Vorderbühne mehrmals, wo das ohne weitere Ausstattung anging, Decorationen herabgelassen. Hierbei liegt nur der Umstand nicht ganz glücklich, daß die Vorderbühne in der ständigen Gestalt, in welcher sie den Grundstock dieser ganzen Bühne abgibt, vorübergehend verdeckt wird. Weil aber zur Unterscheidung von der Mittelbühne die Größenverhältnisse der Vorderbühne wenigstens gewahrt bleiben, so kann man sich zu Gunsten des vorzustellenden Dramas diesen leichten Nothbehelf gefallen lassen. Das ständige Mauerwerk würde weit richtiger noch an seinem Platze sein, wenn es einen massiven Theil der Architektur des Hauses bildete, wie denn diese Scene manche Verbesserungen erfahren könnte, wenn das Theater aus Rücksicht auf sie von vornherein gebaut wäre. Seit der Aufführung des „Götz" umgibt man, wenn die Scene in Flur und Wald spielt, den ständigen Mauerbau mit einem Rankenwerke, und, obwol wir durch den Gegensatz der Mauer zu der freien Natur nicht eben beleidigt wurden, so geben wir die Aenderung als eine Verbesserung zu. Im „Lear" sind die Prospecte Wandeldecorationen, welche seitwärts hereingeschoben werden und zu denen die sich ebenfalls zur Seite bewegenden Flügelvorhänge in schönem Einvernehmen stehen. Daß sie an sich schöner sind und eine viel ruhigere Verwandlung bewirken als die auf einmal das ganze Gesichtsfeld zerschneidenden Scenerien, die niederwärts und aufwärts sich bewegen, ist unbestreitbar, obschon zu unserer Verwunderung Genée anderer Meinung ist. Nachdem man aus technischen Gründen von ihnen hat Abstand nehmen müssen, behaupten wir freilich auch nicht, daß mit ihnen etwas Wesentliches preisgegeben sei.

Hülfreichen Beistand haben mitunter die beiden nach dem Muster der altenglischen Bühne rechts und links von der Mittelbühne angebrachten Seitennischen geboten. Hier liegt der in den Block gespannte Kent, von hier taucht die Adelheid von Walldorf entsetzende Spukgestalt des Femrichters auf, und diese Nischen werden, mit Ranken verdeckt, die Lauben, in denen da Benedict, dort Beatrice horchend überlistet werden.

An der Durchführung der Reform gebührt dem erfinderischen und weitbekannten Obermaschinenmeister Lautenschläger das Hauptverdienst, da ohne ihn die Pläne der Intendanz, wie Freiherr von Perfall selbst hervorhebt, nicht zu verwirklichen waren.

Nach allen Vorzügen der Reform ist endlich ihr Hauptvorzug, den sie für die Heranbildung eines wirklichen Stils der Schauspielkunst zu gewähren im Stande ist, zu beleuchten. Es wird durch sie eine Mischung realistischer und idealistischer Kunstweise befördert, wie sie für jede Kunst unentbehrlich ist und zumal das begehrenswerthe Ziel der

Digitized by Google

neuern Schauspielkunst sein muß. Der unveränderliche Grundstock der Vorderbühne, der ohne Scenerie ist, läßt uns fühlen, daß diese Welt der Breter nur eine angenommene sei, die in unserer Phantasie sich spiegeln will, während durch das Costüm und die gemalten Prospecte des Hintergrundes der Phantasie eine wohlthuende harmonische Begleitung, ein echter Grundton und fester sinnlicher Anhalt dargeboten wird. Das Wichtigste ist, daß der Darsteller in größere Nähe des Publikums gerückt wird. Hier wird er am leichtesten selbst die Richtschnur finden, die ihn, wie den Schiffer der Kompaß, leite auf seiner Bahn zwischen Leben und Phantasie. Seine Stimme, die früher in die Coulissen schallend, viel von ihrer Tonfrische verlor, wird unmittelbar dem Hörer zugetragen, ihre feinsten Abtönungen werden wahrnehmbar und zugleich damit jeglicher Ausdruck, mittels dessen der menschliche Körper in unendlicher, nie zu erschöpfender Fülle Seelenstimmungen zu versinnlichen befähigt ist. Die bloßen Manieren werden da wie grobe Interpunktionen empfunden, alles Zuviel wird doppelt lästig, das Ueberschreien, das Zerhacken, die schwerfällige Betonung viel unerträglicher, ein edles Maß wird begünstigt, das Treffende und das Schöne kennen nur ein Gesetz, und mehr als alle Regeln gelten die wenigen einfachen Vorschriften, die Shakespeare selbst im „Hamlet" dem Schauspieler gegeben hat.

Man hat den hiesigen Bühnenkünstlern große Aufgaben zugemuthet. Mit Recht nahm man von Shakespeare und von der riesenhaftesten seiner gewaltigen Tragödien den Ausgang; „König Lear" ist mit seinen zahlreichen Verwandlungen ohne nennenswerthe Striche gegeben worden. Ebenfalls ziemlich unverkürzt wurde der zweite Theil von „Heinrich IV." aufgeführt, und bei diesem Werke, dessen Conflict bei einer sich dem Epischen annähernden Behandlungsweise weniger scharf heraustritt, hat sich der Segen der Reform besonders kundgethan, da alle Schwierigkeiten, die den Erfolg auf andern Bühnen einzuschränken pflegen, vollständig überwunden wurden. Die Intendanz ist aber nicht der Meinung, daß Shakespeare in allen Fällen unverändert und ohne Striche vorzustellen sei, und ist mit „Heinrich V." etwas freier verfahren, noch freier mit „Viel Lärm um Nichts", dessen fünf Aufzüge gewohnheitsgemäß in drei Aufzüge zusammengezogen wurden. Obwol wir wissen, daß man sich gegen ein Lustspiel, weil es vielmehr das Kind einer besondern Zeit ist, größere Freiheiten gestatten dürfe, um es der Gegenwart anzunähern, sind wir doch der Meinung, daß man eine treuere Wiedergabe des Shakespeare-Baudissin'schen Textes hätte versuchen sollen. Der eigentliche Sinn des Stückes, daß die mit aller Hitze verkündigten Schwüre fürs Leben trotz der Leidenschaftlichkeit hier und der anscheinenden Kühle dort nur ein „Lärm um Nichts" sind und daß in der Welt die Gemeinheit (Don Juan) Siegerin bliebe, wenn nicht manchmal die Dummheit (Holzapfel und Schlehwein) ihr über wäre und mehr vermöchte als eine Gescheitheit, die zwar andere überlisten kann, aber selbst im Garne gefangen wird — dieser eigentliche Sinn, dünkt uns, wäre dann vielleicht klarer hervorgetreten.* „Götz von Berlichingen" ist als

* Man bemerke wohl — Gervinus und Kreyßig haben es trotz sonstiger sehr geistvoller Aeußerungen über das Stück nicht bemerkt — daß außer Claudio auch Don Pedro und Leonato, der eigene Vater Hero's, betrogen werden! Diese drei sind es aber, welche Benedict und Beatrice so trefflich zu täuschen wußten! So will Shakespeare nicht

Digitized by Google

das Stück, welches die Epoche des geschichtlichen Dramas in Deutschland eröffnete, passend als erstes deutsches Stück über die neue Bühne gegangen, die seinen unaufhörlichen Verwandlungen jeden nur möglichen scenischen Beistand lieh. Für die Aufstellung des Textes hat man den ganzen neuern kritischen Apparat benutzt*, um jenen so folgerichtig wie möglich zu machen. Freilich ließen sich damit die Grundmängel des Stückes, dem es an einem einheitlichen Conflicte wie an einem tragischen Helden fehlt, der Götz nun einmal in keiner Weise ist, nicht beheben; aber doch weckte dasselbe mit der Fülle von Herrlichem und den uns lieb gewordenen alten Gestalten, mit mancher wahrhaft großen Scene wieder junge Begeisterung. Bei den unleugbaren Breiten des Werkes, mit denen Goethe selbst wieder und wieder rang, würden sich nichtsdestoweniger in Zukunft Kürzungen empfehlen; für die erste Vorstellung auf der neuen Bühne war dagegen die Aufführung des Ganzen wie ein einweihendes Fest wohl an ihrem Platze.

Es war sicherlich nichts Leichtes, die Regie aller dieser Stücke zu leiten, wofür Herrn Savits und sodann auch Herrn Keppler („Viel Lärm um Nichts") der Dank gebührt. Da wir auf eine ausführliche Kritik der schauspielerischen Leistungen hier verzichten müssen, wollen wir doch den Leistungen gegenüber, die in Hinsicht auf die neue Bühne von besonderm Interesse waren, unsere Pflicht erfüllen. Je mehr man die Reclamesucht auf den Theatern zu bekämpfen ein Recht hat, desto weniger soll man den großen Mühen der Kunst, die Schiller so „schwer wie vergänglich" nennt, ihren Preis versagen.

An Gewandtheit und Schulung fehlt es den hiesigen Darstellern selten; aber wir haben auch manche, die man freudig als Vorbilder einer höhern Kunst nennen darf. Unter ihnen stehe der Professor Richter, unser rüstiger Veteran, voran; seine Kunst ist immer gleich wahr wie edel, ebenso verwandlungsfähig wie unveränderlich echt und besitzt wirklichen Stil (Gloster, Leonato, Kaiser Maximilian). Den größten Anstrengungen hatte sich Herr Schneider (Lear, Heinrich IV., Götz, Mönch in „Viel Lärm um Nichts") zu unterziehen, der ebenfalls auf den Namen eines Künstlers vollen Anspruch hat und mit seltener Mannichfaltigkeit und Treffsicherheit Vieles mit Wenigem ausdrückt. Selbst in den Rollen, die seinen äußern Mitteln nicht ganz so günstig liegen, wie der Herrscher, von dem „jeder Zoll ein König"* ist, bringt er durch seine wun-

---

auf Claudio die besondere Schuld der Leichtgläubigkeit wälzen, sondern alle Welt als leicht betrogen und vom Scheine beherrscht hinstellen. Die Auftritte, in denen Claudio mistrauisch gegen Pedro wird, hätten, wie uns bedünkt, nicht gestrichen werden sollen, weil sie den allzu raschen, leicht in Flammen gesetzten Sinn Claudio's vorher anzeigen und man für sein Verhalten gegen Hero sogleich einen richtigen Maßstab erhalten würde. Benedict und Beatrice sind als Hauptpersonen des Stückes festzuhalten, und der Conflict zwischen Claudio und Hero bildet nur deshalb den Mittelpunkt der Handlung, weil dadurch jene beiden Hauptpersonen für immer einander zugeführt werden.

* Vgl. Jakob Bächtold, „Götz von Berlichingen in dreifacher Gestalt", und „Die manheimer Bühnenbearbeitung des «Götz von Berlichingen» vom Jahre 1786, herausgegeben von Dr. Eugen Kilian" (Manheim 1889).

* Unwillkürlich muß jeder, der den Lear Otto Lehfeld's gesehen hat, an seine wahrhaft elementare Leistung zurückdenken, und wer möchte eine Gelegenheit verabsäumen, dafür den Zoll des Dankes dem Todten abzustatten? Das Virtuosenthum kam in Lehfeld oft unerfreulich zum Vorschein, und es fehlte ihm vieles zu einer gleichmäßig künstlerischen Durch-

Digitized by Google

dervolle Verinnerlichung manche sehr große Wirkungen hervor. Der Zorn Heinrich's IV. über die Entwendung der Krone, die sanfte Ermahnung des Greises an seinen Sohn, und dann das durch eine stille Pause ausgedrückte Eintreten des Todes nebst der Frage nach dem bedeutungsreichen Namen des Zimmers, in dem er verscheide, waren im Wechsel überwältigend schöne Leistungen wahrer Kunst. Was thut es noth, den Erfolg dieser größern Rollen darzulegen, da allein sein prüfender Blick, mit dem er als Mönch in einer ganz unbedeutenden Aufgabe Hero mustert und ihr Herz erkennt, den echten Künstler bezeugte? Solche kleinen Wirkungen sind es, deren die Schauspielkunst bedarf und welche die reformirte Bühne ihr erleichtern soll. Musterhaft war auch der Falstaff des Herrn Häußer, der es vor allem verstand, den fetten Ritter in seiner Verlumptheit doch so sprudelnd liebenswürdig darzustellen, daß man es begriff, wie er das Herz des Prinzen gewinnen und auch eine leichtfertige Dirne wie Dortchen dahin bringen kann, ihn auf ihre Art gern zu haben. Unser trefflicher, durch Geist und Frische des Empfindens ausgezeichneter Herr Rohde sei wegen des Vortrages des Prologes von „Heinrich IV." genannt. Einer der strebsamsten und interessantesten Künstler ist Herr Bonn, dem das Wort stets belebt nach selbstschöpferischer Auffassung von der Zunge quillt, und ihn regten diese Vorstellungen offenbar besonders zu eigenartigen Leistungen an.

Von den Künstlerinnen war unsere immer fein und geistig wirkende Frau Dahn-Hausmann eine vortreffliche Elisabeth („Götz"). Große Auszeichnung gebührt Fräulein Bland für ihre Adelheid von Walldorf, wie denn diese Künstlerin im Charakterfache wirklich Großes hervorbringt. Sie ist eine Seelenmalerin, die tief in das Frauenherz eindringt und die stillen wie die entfesselten Leidenschaften desselben, Racheglut, Gewissenspein machtvoll und edel verständlicht. Ihr kommt es auf das Innerste an und sie spielt mit ganzem Herzen. Nur verfällt Fräulein Bland in ihren besten Rollen bisweilen in den Fehler einer zu schwerfälligen Tongebung; so hätten wir in den Liebesscenen mit Franz ihr Gespräch oft um vieles leichter und ihre Gefallsucht weniger markirt gewünscht.* Adelheid ist eine vornehme Dame, die mit ihrer hohen strahlenden Schönheit den guten Jungen, der keineswegs einfältig ist,

bildung, welche unser Schneider in viel höherm Grade besitzt, doch hatte er einige Rollen von wunderbarer Schönheit, und von diesen stand sein Lear obenan, ehe noch die Taubheit ihn mehr und mehr im Haschen nach starken Effecten unterstützt hatte. Er gab die Mischung des fürstlich Hohen mit der unbändigen Heftigkeit unübertrefflich wieder.

* Daß Adelheid Franz wie ein Spielzeug behandelt und zwar wie ein süßes Spielzeug, das ihr selbst immer lieber und lieber wird, möchten wir noch mehr ausgedrückt finden. Vorzüglich haben wir einst in diesen Auftritten Luise Hettstedt (Weimar) gesehen, deren Adelheid eine der schönsten Bühnenleistungen war, der wir je beiwohnten, und mit ihren feinen Wirkungen ganz den Absichten der reformirten Scene entsprochen hätte. Unvergeßlich ist uns das Fächerspiel, durch welches sie, sich vor Franz verbergend, wiederholt dem Zuschauer ihre wahren Gefühle zu erkennen gab, unvergeßlich auch das „Fahre hin, süßer Knabe!" mit dem ganzen Inbegriff der ihr plötzlich bewußten Liebe für den von ihr verführten Knaben, des Abschiedes auf ewig, der Ahnung seines Unterganges. Man sah förmlich das Gespenst des Femrichters aus allen den Seelenregungen, deren Ausdruck sich in den vier Worten eng zusammendrängte, hervorsteigen, um die Schuldige zu zermalmen. Den Widerpart (Franz) spielte damals Herr Savits, unser jetziger Regisseur, der hier durchaus an seinem Platze war.

Digitized by Google

entzückt und berückt. Wir würden es der neuen Bühne Dank wissen, wenn sie eine Kunst, die oft die Vollendung selbst scheint, noch eine Stufe hinanführen könnte!

„Alles, was dem Theater durch Geld zu schaffen war, ist ihm durch das Hoftheater zutheil geworden; alles, was der Geist allein ihm geben kann, ihm abgewendet worden.“ Dieser allzu herbe Ausspruch Eduard Devrient's ist in seiner Allgemeinheit schon oft Lügen gestraft worden, und wird durch die That des Freiherrn von Perfall, die durchaus weiter keines Lobes bedarf, in diesem Falle nachdrücklich widerlegt, indem der schöne Doppeltitel eines „Hof- und Nationaltheaters“, den die hiesige Kunstanstalt führt, auch in seiner zweiten Hälfte zu Ehren kommt. Die münchener Bühne hat stets einen hohen Rang eingenommen, und ihr Vorbild kann nicht gleichgültig sein; aber man bedenke, daß es sich hier zuletzt um keine Rangfrage, um eine Kunstfrage handelt. Es handelt sich um eine Reform, die ein so gutes geschichtliches Recht hat, wie es je eine Reformation besaß, der man es nicht bestreiten kann, ohne das geschichtliche Recht jeder Reformation zu bestreiten! Oder meint man im Ernste, die fremde, aus Frankreich und Italien uns willkürlich ohne jede Entwickelung übertragene Guckkastenbühne, die, roh und unorganisch wie sie ist, überhaupt nichts Sonderliches von Geschichte weiß, geschichtlich vertheidigen zu müssen, weil wir uns ein wenig an sie gewöhnt haben? Man soll mit München wetteifern und wettschaffen, anstatt fruchtlos zu verneinen. Wie viel neue Aufgaben und Ziele winken hier! Welcher Sporn für den, der ihnen Geisteskräfte entgegenbringt! Wir hoffen vor allem, daß die wirklichen Bühnenkünstler, die nicht übersehen können, wie viel für ihre Kunst durch die Neuerung erworben sei, dieselbe wie ein eben erobertes Land behaupten und zur rechten Blüte entfalten werden!

Schweden und seine neue Wirthschaftspolitik.

Von **Heinrich Martens.**

Vor drei Jahren haben wir der schutzzöllnerischen Bestrebungen im schwedischen Reichstage gedacht, die Anfang 1887 zur Auflösung und Neuwahl der Zweiten Kammer führten.* König Oskar stimmte der Ansicht des damaligen freihändlerischen Ministeriums Themptander zu, daß die mit geringer Mehrheit von der Zweiten Kammer beschlossenen Schutzzölle eine in die wirthschaftlichen Verhältnisse des Landes allzu tief eingreifende Systemveränderung bedeuteten, um sie ohne Befragen der Wählerschaft gutheißen zu können. Die Neuwahl der Kammer fand im April statt und ergab eine beträchtliche freihändlerische Mehrheit. Am 2. Mai nahm der Reichstag seine unterbrochenen Verhandlungen wieder auf und lehnte die Schutzzollanträge ab. Mit der Reichstagstagung von 1887 endete die dreijährige Legislaturperiode der Zweiten Kammer, und im September desselben

* Vgl. „Unsere Zeit“, 1887, II, 331 fg.

Digitized by Google

Jahres folgten die ordentliche Neuwahl dieser Kammer wie die alljährlichen Ersatzwahlen zur Ersten Kammer.

Letztere brachten in die bis dahin freihändlerische Kammer eine schwache schutzzöllnerische Mehrheit, und ein bei der hauptstädtischen Wahl zur Zweiten Kammer vorgekommener Verstoß gegen das Wahlgesetz bewirkte, daß nun auch die Zweite Kammer wieder eine schutzzöllnerische Mehrheit erhielt; einer der 22 freihändlerischen Candidaten Stockholms war nicht wahlberechtigt, infolge dessen wurde die Wahl der 22 freihändlerischen Vertreter der Hauptstadt, auf welche etwa 6000 Stimmen gefallen waren, für nichtig erklärt, und es traten an deren Stelle die Candidaten der schutzzöllnerischen Wahlliste, auf welche die nächstgrößte Stimmenzahl entfallen war — etwa 3000. So wollten es die bestehenden diesbezüglichen gesetzlichen Bestimmungen, denen inzwischen dadurch die Spitze abgebrochen ist, daß man Stockholm in mehrere Wahlbezirke getheilt hat, sodaß fortan die Ungültigkeitserklärung der Wahl eines einzelnen Vertreters der Stadt nicht mehr die aller Vertreter derselben nach sich zieht. Das Ministerium Themptander wünschte aus jenem seltsamen Falle abermals Veranlassung zur Auflösung der Zweiten Kammer zu nehmen; der König konnte sich hierzu jedoch um so weniger entschließen, als gleichzeitig auch die Erste Kammer ihrer schutzzöllnerischen Mehrheit wegen hätte aufgelöst werden müssen, was aus verschiedenen Gründen wenig rathsam erschien. Abgesehen davon, daß dieser Kammer durch eine Auflösung und vollständige Neuwahl der ihr von der Verfassung zugedachte bleibende conservative Charakter genommen wäre, hätte solche Wahl ihren Zweck jedenfalls nicht erfüllt; die Wahlen zur Ersten Kammer beherrscht der ländliche Großgrundbesitz, und dieser ist, wie die Ersatzwahlen von 1888 und 1889 deutlich gezeigt haben, in seiner Mehrheit dem Schutzzollsystem zugethan. Infolge dessen erbat das Ministerium Themptander bald nach den Wahlen seinen Abschied, den es indeß erst Anfang Februar 1888 erhalten konnte, weil es überaus schwer hielt, ein neues Ministerium zusammenzubringen. Schließlich gelang dies dem Reichsmarschall Freiherrn von Bildt, frühern schwedisch-norwegischen Gesandten in Berlin; vier Mitglieder des Themptander'schen Ministeriums traten in das Bildt'sche Ministerium über, nämlich der Minister des Auswärtigen Graf Ehrensvärd, der Minister des Innern von Krusenstjerna, der Marineminister Freiherr von Otter und der Minister ohne Portefeuille Lovén; gleich diesen Herren waren auch einige der neuen Minister keine grundsätzlichen Anhänger des neuen Systems. Um die Berufung eines wirklichen Schutzzollministeriums handelte es sich vorderhand auch gar nicht; die Aufgabe des neuen Ministeriums war es vor allen Dingen: die auf wirthschaftlichem Gebiete zu Tage tretenden Gegensätze nach Möglichkeit abzuschwächen und miteinander auszusöhnen.

Die schwedische Wirthschaftspolitik hat sich Jahrzehnte in einer freiern Richtung bewegt; die bedeutende Exportindustrie und Schiffahrt des Landes geboten dies, und das Land stand sich gut dabei. Anders gestalteten sich die Dinge, als Ende der siebziger und Anfang der achtziger Jahre die großen europäischen Staaten sich der Schutzzollpolitik zuwandten. Schweden wurde von den Erzeugnissen des übrigen Europa überschwemmt, während den eigenen Erzeugnissen in den meisten europäischen Staaten die Thüren verschlossen wurden. Unter solchen Umständen stellte

Digitized by Google

sich die Nothwendigkeit eines Zollschutzes oder erhöhten Zollschutzes für gewisse schwedische Industrien mehr und mehr heraus, und wurde dieselbe auch in den freihändlerischen Kreisen Schwedens, das Ministerium Themptander nicht ausgeschlossen, zugestanden. Letzteres, wie überhaupt die Freihandelspartei, verwarf aber um so entschiedener die von dem größern Theile der landwirthschaftlichen Vertreter begehrten Getreide- und sonstigen Lebensmittelzölle. Diese wurden in der Reichstagssession von 1888 beschlossen und gleichzeitig wurde auch der Industrie ein umfassender Zollschutz zutheil. Die schutzzöllnerische Mehrheit der Landwirthe und Industriellen im Reichstage gingen in dieser Beziehung Hand in Hand vor. Am 1. Juli 1888 trat der neue Zolltarif in Kraft, jedoch erfuhr derselbe noch in der Tagung von 1889 weitere Umgestaltungen in schutzzöllnerischem Sinne. In dieser Tagung traten äußerst weitgehende schutzzöllnerische Bestrebungen hervor, ohne daß dieselben durchzudringen vermochten; es zeigte sich, daß die schutzzöllnerische Mehrheit der Ersten Kammer, welche durch die Ersatzwahlen von 1888 verstärkt worden war, von Ueberstürzungen nichts wissen wollte; sie hat ihre maßvolle Haltung auch in der jüngsten Tagung, von 1890, bewahrt, obgleich sie inzwischen derart angewachsen ist, daß sie über etwa zwei Drittel der Stimmen in der gegenwärtig 145 Mitglieder zählenden Kammer verfügt. Im übrigen stellten sich der vollen Durchführung des neuen Systems unüberwindliche Hindernisse entgegen; es sind dies namentlich die Tarifverträge, welche Schweden mit einigen fremden Staaten abgeschlossen hat, und die Zollvereinigung mit Norwegen.

Unter den vielen Handels- und Schiffahrtsverträgen, welche Schweden im Laufe der Zeiten mit fremden Staaten abgeschlossen hat, befinden sich zwei, nämlich die mit Frankreich und Spanien, die den schwedischen Schutzzöllnern ganz besonders ein Dorn im Auge sind, weil durch dieselben eine größere Anzahl schwedischer Zollsätze gebunden ist. Nachdem schon in den voraufgegangenen Reichstagssessionen von schutzzöllnerischer Seite heftige Angriffe gegen das Vertragssystem im allgemeinen und gegen die Verträge mit Frankreich und Spanien im besondern gerichtet worden waren, wurden gleich zu Anfang der Tagung von 1890 in beiden Kammern Anträge eingebracht, welche theils die sämmtlichen Handelsverträge, theils die Verträge mit den deutschen Staaten, mit Frankreich, Spanien und Portugal gekündigt wissen wollten. Der Reichstag hat sich indeß nur für die Kündigung der Verträge mit Frankreich und Spanien erklärt, welche am 1. Febr. 1892 ablaufen, und für welche eine gegenseitige Kündigungsfrist von einem Jahre vereinbart ist. Der Vertrag mit Portugal würde mit dem spanischen fallen. Der jetzige Minister des Auswärtigen, Graf Lewenhaupt, wies bei dieser Gelegenheit darauf hin, daß die schwedischen Handels- und Schiffahrtsverträge meistens im Vereine mit Norwegen abgeschlossen, und daß somit bei der Kündigung derselben auch Rücksicht auf Norwegen genommen werden müsse; im übrigen werde Frankreich wol selbst seine Verträge kündigen. Aus weitern Aeußerungen des genannten Ministers wie auch aus Erklärungen seines Vorgängers, des Anfang 1889 an Graf Ehrensvärd's Stelle an die Spitze des Auswärtigen Amtes berufenen Freiherrn Åkerhjelm, der im October 1889 an Bildt's Stelle das Ministerpräsidium übernahm, ist zu erkennen, daß die bei-

Digitized by Google

den leitenden Persönlichkeiten des jetzigen schwedischen Ministeriums durchaus nicht geneigt sind, den schutzzöllnerischen schwedischen Heißspornen zu Liebe mit dem Vertragssystem zu brechen, da hierdurch die Ausfuhr und Schiffahrt Schwedens lahm gelegt werden würden. Von der erstern entfallen 75 Proc., von der letztern 68 Proc. auf Länder, zu denen Schweden in Vertragsbeziehungen steht und von denen es daher begünstigt wird. Zwei der wichtigsten Erwerbszweige des Landes, die Schiffahrt und die Holzindustrie, können durch die Aufhebung der Verträge alles verlieren und nichts gewinnen; ebenso ist der größte Theil der übrigen Industrie Schwedens, mit Ausnahme vielleicht der sogenannten Norrköpingsindustrie (Woll- und Baumwollzeuge), auf die Ausfuhr angewiesen, und kann somit nicht wünschen, vom Auslande abgeschnitten zu werden. Endlich widerstreben auch die Landwirthe des nördlichen Schweden den Schutzzöllen, die Getreidezölle eingeschlossen, da sie nicht einmal genügend Brotkorn u. s. w. zum eigenen Bedarf bauen und das, was sie möglicherweise beim Verkaufe anderer Ackerbau- oder Viehzuchterzeugnisse durch die Schutzzölle gewinnen, doppelt wieder für diejenigen ihrer Bedürfnisse hingeben müssen, welche durch Schutzzölle vertheuert worden sind.

Erwägungen solcher Art sind es, welche dem Ministerium Åkerhjelm die Beibehaltung des Systems der Handelsverträge rathsam erscheinen lassen, durch welche der Ausfuhr und Schiffahrt des Landes Begünstigungen von Ländern gewährt werden, die sich zu gleichartigen Begünstigungen Schweden gegenüber bereit finden, während gegen Länder, die hierzu nicht geneigt sind, hohe Schutzzölle in Anwendung gebracht werden; kurz, es wird leitenden Ortes in Schweden an einen Mittelweg, an das sogenannte Differentialsystem mit Vertragstarifen und einem hohen allgemeinen Tarif für Länder, mit denen kein Vertrag vereinbart ist, gedacht. Zu diesem Zwecke ist denn auch bereits im Juni 1888 eine Zollcommission der Regierung eingesetzt worden, welche beauftragt ist, einen Zolltarif auszuarbeiten, welcher ohne Rücksicht auf die bestehenden Tarifverträge in Kraft gesetzt werden kann, sobald letztere hinfällig geworden sind. Dieselbe Commission hat die Vorschläge zur Revision des schwedisch-norwegischen Zollvereinsvertrages, des sogenannten „Zwischenreichsgesetzes" von 1874, ausgearbeitet. Dieser Vertrag gewährt allen Waaren schwedischen, bezw. norwegischen Ursprungs bei der gegenseitigen Einfuhr Zollfreiheit, auch solchen, die aus fremdländischen Rohstoffen oder Halbfabrikaten bestehen, aber in einem der beiden Reiche einer Bearbeitung unterworfen sind. Durch diese letztere Bestimmung ist die schwedische Industrie und Landwirthschaft, insbesondere seit Einführung des Schutzzollsystems, schwer geschädigt worden, da Norwegen an seinem Freihandelssystem festhält und im allgemeinen weit niedrigere Zollsätze als Schweden hat. So haben einige norwegische Fabrikanten von fertigen Kleidern lange Jahre ungeheuern Gewinn dadurch erzielt, daß sie in Norwegen fertige Kleider aus englischen oder deutschen Zeugen herstellten, welche dann als „norwegische Erzeugnisse" zollfrei in Schweden eingeführt wurden, zum Schaden nicht nur der schwedischen Kleiderfabrikanten und Schneider, sondern auch der schwedischen Staatskasse. Schlimmer noch wurde die Sache natürlich, als die Unterschiede zwischen den Zollsätzen beider Länder durch die schwedischen Schutzzölle vergrößert wurden. Ausländische gewalzte

Digitized by Google

eiserne Platten wurden 1888 in Schweden mit einem Zolle von 22½ Kronen per Tonne belegt, während sie in Norwegen noch jetzt zollfrei eingeführt werden können. Die Folge war, daß schwedische Nagelfabrikanten, welche Nägel aus englischen gewalzten eisernen Platten schneiden und dieselben zollfrei einführten, den schwedischen Fabrikanten gegenüber eine Prämie von 22½ Kronen per Tonne genossen, sodaß sie die Schweden fast aus ihrem eigenen Markte verdrängten. Großen Gewinn erzielten ferner die Norweger, welche Gewebe von Leinen, Hanf und Jute in Schweden einführten; ebenso die norwegischen Bäcker seit Einführung des Roggenzolles in Schweden, da 1889 aus Norwegen über 1 Mill. Kilogramm Brot in Schweden eingeführt ist, während diese Einfuhr vor 1888 gleich Null war. Diesen Misständen ist nun im Jahre 1890 durch eine vom schwedischen Reichstage einstimmig, vom norwegischen Storthing aber mit nur knapper Mehrheit gutgeheißene Vereinbarung zwischen beiden Unionsregierungen ein Ende gemacht worden, welche bestimmt, daß für Gewebe aus Leinen-, Hanf- oder Jutegarn, welches in einem fremden Lande gesponnen ist, sowie für Eisen- und Stahlwaaren aus gewalzten oder geschmiedeten Stangen und Platten sowie Nägel, Nadeln, Drähte, Ketten, welche ganz oder theilweise aus in einem fremden Lande hergestellten Rohstoffen oder Halbfabrikaten verfertigt sind — in dem der beiden Reiche, in welchem die Einfuhr erfolgt und ein höherer Zoll besteht, ein nach dem Gewichte der Gewebe oder der Waare berechneter Zoll erhoben werden soll, welcher dem Unterschiede zwischen dem in beiden Ländern für das Garn, bezw. den Rohstoff oder das Halbfabrikat geltenden Zollsätzen entspricht. Ferner ist durch die erfolgte Vertragsrevision, welche am 1. Juli 1890 in Kraft tritt, die Zollfreiheit beschränkt worden, welche bis dahin für den Verkehr über die Landgrenze zwischen Schweden und Norwegen bestand. Brot kann z. B. fortan nur in kleinern Mengen von Norwegen aus zollfrei in Schweden eingeführt werden. So weit das neue System sich unter den bestehenden Verhältnissen überhaupt durchführen läßt, ist dies also geschehen; ein Weiteres läßt sich vor Anfang 1892 nicht thun. Bis dahin würde demnach eine Ruhepause eintreten, falls die jetzige schutzzöllnerische Mehrheit im Reichstage bleibt, was keineswegs sicher ist.

Im September 1890 findet die Neuwahl der Zweiten Kammer statt. Es gilt für ausgemacht, daß durch diese Wahl die jetzige schutzzöllnerische Mehrheit der Kammer wieder verdrängt und durch eine freihändlerische Mehrheit ersetzt wird. In der gegenwärtigen Kammer verfügt die Schutzzollpartei über 124, die Freihandelspartei über 98 Stimmen, während in der Ersten Kammer etwa 100 Schutzzöllner und 45 Freihändler sitzen. Schon durch die von Stockholm zu wählenden 24 Abgeordneten*, welche unzweifelhaft Freihändler sein werden, würde die schutzzöllnerische Mehrheit der Zweiten Kammer beseitigt. Die Opposition gegen die Getreide- und sonstigen Lebensmittelzölle ist aber derart angewachsen, daß auch in andern Theilen Schwedens Schutzzöllner durch Freihändler ersetzt werden dürften. Es fragt sich nun, ob die freihändlerische Mehrheit der Zweiten Kammer stark genug sein wird, um vereint mit den freihändlerischen Mitgliedern

* Die Zahl der Reichstagsabgeordneten in Schweden wächst mit der Bevölkerung, sodaß Stockholm nun 24 anstatt 22 im Jahre 1887 in die Zweite Kammer entsendet.

Digitized by Google

der Ersten Kammer ihren Willen im Reichstage durchsetzen zu können. In sogenannten „Bewilligungssachen", zu denen auch die Zölle gehören, entscheidet ausschließlich der Reichstag, und zwar in der Weise, daß, wenn die Einzelabstimmungen der Kammern nicht miteinander im Einklang stehen, beide Kammern zu einer gemeinsamen Abstimmung zusammentreten und die Entscheidung durch Stimmenmehrheit herbeiführen. Um diese Entscheidung im nächsten Reichstage angesichts der großen schutzzöllnerischen Mehrheit der Ersten Kammer zu Gunsten der Freihandelspartei zu gestalten, müßten die Schutzzöllner außer ihren jetzigen stockholmer Stimmen noch etwa 20 Stimmen bei den kommenden Wahlen einbüßen. Ganz unwahrscheinlich ist dies nicht, trotzdem die Schutzzollpartei auch ihrerseits eine lebhafte agitatorische Thätigkeit entfaltet und alle Kräfte aufbietet, um den freihändlerischen Gegnern den Sieg zu entreißen. Indeß wenn auch die Freihandelspartei wieder die Oberhand im Reichstage gewinnen sollte, so würde es doch schwerlich zu einer vollständigen Rückkehr zum alten System kommen; man würde sich freihändlerischerseits mit der Beseitigung des Brotkornzolles und anderer drückender oder gemeinschädlicher Zölle begnügen, im übrigen aber aus den schon von uns erwähnten Gründen der Industrie u. s. w. den derselben gewährten Zollschutz bis auf weiteres belassen. Im Hinblicke hierauf können wir uns der Ansicht nicht anschließen, daß das jetzige Ministerium einem Siege der Freihändler weichen müßte, und zwar um so weniger, als dasselbe nach wie vor eine starke Stütze an der Ersten Kammer hätte, die jedem schwedischen Ministerium unentbehrlich ist, weil ein solches sich nicht auf die Zweite Kammer mit ihrer dieselbe beherrschenden, eine crasse Standesinteressenpolitik verfolgenden Bauernpartei stützen kann, ohne die wichtigsten Interessen des Landes zu schädigen, und die sich die Regierung zumal jetzt, wo das neue wirthschaftspolitische System einstweilen unter Dach gebracht ist und andere bedeutsame gesetzgeberische Aufgaben dringend der Lösung harren, unbedingt sichern muß. Allerdings sind die wirklich freihändlerischen Mitglieder, welche dem Ministerium Themptander angehörten und ins Ministerium Bildt übertraten, wie Graf Ehrensvärd, von Krusenstjerna und Lovén, im Laufe der Zeit ausgetreten, ebenso die freihändlerischen Bildt'schen Minister Bergström und Lönegren; aber das am 12. Oct. 1889 gebildete Ministerium Åkerhjelm ist nicht nur auf wirthschaftspolitischem Gebiete in die Fußstapfen des Bildt'schen Cabinets getreten, sondern es steht auf allen Gebieten des öffentlichen Lebens, auf denen in Schweden brennende Tagesfragen zur Entscheidung stehen, auf dem Boden des letztern, wie ja denn auch der Ministerpräsident Freiherr Gustav Åkerhjelm schon dem Bildt'schen Ministerium als Minister des Auswärtigen angehörte; ferner gehörten diesem von den jetzigen Ministern an: Finanzminister Freiherr von Essen, Cultusminister Wennerberg, Justizminister Oestergren, Kriegsminister Palmstjerna, Marineminister Freiherr von Otter und Minister ohne Portefeuille Freiherr Lars Åkerhjelm. Neu eingetreten sind: Graf Lewenhaupt, Minister des Auswärtigen, Groll, Minister des Innern, und Wijkblad, Minister ohne Portefeuille. Die beiden leitenden Mitglieder dieses Ministeriums, Freiherr Gustav Åkerhjelm und Graf Lewenhaupt — nur diese sind Excellenzen — gehören nebst den meisten andern Mitgliedern einer sehr gemäßigten schutzzöllnerischen Richtung an, sodaß dieses Mini

Digitized by Google

sterium sein Verbleiben sicher nicht von der Aufrechterhaltung der Getreidezölle abhängig machen würde, falls dieser Stein des Anstoßes von einer freihändlerischen Reichstagsmehrheit beseitigt werden sollte. Die Möglichkeit, daß in solchem Falle der eine oder andere Minister ausscheidet, ist natürlich nicht ausgeschlossen. So soll neuerdings der greise Dichter Wennerberg, den man der ausgeprägtern schutzzöllnerischen Richtung zuzählt, dem Könige sein Abschiedsgesuch unterbreitet haben, was indeß schwerlich vor den Wahlen bewilligt werden dürfte. Vor allen Dingen gilt es jetzt, abgesehen von den noch ungelösten wirthschaftspolitischen Aufgaben (Handelsvertragsfrage u. dgl.), die auf die parlamentarische Tagesordnung gestellten großen gesetzgeberischen Reformfragen zu lösen. Eine Richtschnur hierfür bildet das von dem Ministerium Bildt wie Åkerhjelm gutgeheißene königliche Dictamen vom 12. Oct. 1888. Der Inhalt dieses ins Protokoll der Staatsrathssitzung des genannten Tages aufgenommenen Dictamens ist folgender:

Der König lenkt die Aufmerksamkeit seiner Rathgeber auf die Nothwendigkeit hin, bei zeiten einer planlosen Miswirthschaft mit den Mitteln zuvorzukommen, welche das neue System in reichem Maße der Staatskasse zuführen werde. Er erinnere zunächst daran, daß, als der Reichstag die Erhöhung der Einfuhrzölle und Branntweinsteuer beschloß, dies hauptsächlich geschehen sei, um den einheimischen Erwerbszweigen einen Schutz zu gewähren oder den Verbrauch berauschender Getränke zu beschränken, und nur in untergeordnetem Grade, um die Staatskasse zu füllen, daß aber die Erhöhung der genannten Steuern trotzdem dem Staate nicht unbedeutende Einnahmen über den normalen Bedarf des Budgets hinaus zuführen würde. Er fordere daher den Staatsrath auf, zu erwägen, wie ein solcher Ueberschuß am vortheilhaftesten zu verwenden sei, und wünsche, daß dabei in erster Reihe in Betracht gezogen werde, daß „denjenigen Klassen der Bevölkerung, für welche die genannten Steuerveränderungen am fühlbarsten seien, dauernde Vortheile gewährt werden könnten". Der König hebt alsdann beispielsweise vier verschiedene Aufgaben hervor, welche jede für sich die Aufmerksamkeit seiner Rathgeber bei der Frage der Anwendung der bevorstehenden — und jetzt wirklich vorhandenen — Ueberschüsse verdienten, nämlich:

1) Mittel zu den Staatsbeiträgen beiseitezulegen, welche erforderlich werden könnten, falls eine staatliche Altersversicherung für Arbeiter zu Stande komme;

2) die Ausgaben der Gemeinden für das Schul- und Armenwesen zu erleichtern;

3) des weitern die auf dem ländlichen Grundbesitze ruhenden Grundsteuern sowie die militärischen Lasten desselben zu ermäßigen;

4) der Schiffahrt Erleichterungen zu gewähren.

Die hier der Regierung gestellten Aufgaben setzen Zwecks ihrer Lösung gesetzliche Maßnahmen auf dem Gebiete des Militär- und Steuerwesens, sowie der Socialpolitik voraus. Letztere ist von dem Könige in den Vordergrund gestellt, und es ist denn auch die socialpolitische Gesetzgebung bereits in Schweden in Angriff genommen worden.

Die im Jahre 1886 von der Regierung eingesetzte Arbeitergesetzgebungscommission hat inzwischen Gesetzentwürfe ausgearbeitet, welche die Kranken-, Unfall- und Altersversicherung sowie den Schutz des Lebens und der Gesundheit der Arbeiter während der Arbeit be-

Digitized by Google

treffen. Die vorgeschlagenen Schutzmaßnahmen für die Arbeiter gegen Unfälle sind vom Reichstage in der Tagung von 1889 angenommen worden und werden am 1. Juli 1890 in Kraft treten. Dem diesjährigen Reichstage wurde sodann eine Unfallversicherungsvorlage unterbreitet, in welcher zugleich die Errichtung einer Reichsversicherungsanstalt vorgesehen war, welcher die Leitung des gesammten Arbeiterversicherungswesens übertragen werden soll. Die Vorlage gelangte ziemlich spät an den Reichstag, welcher dieselbe jedoch einem Ausschusse zur Vorberathung überwies. Dieser empfahl kurz vor Schluß der Session mit ausführlicher Begründung die Ablehnung der Vorlage, und der Reichstag schloß sich dem Antrage an, nachdem der Minister des Innern erklärt hatte, daß die Regierung selbst nicht auf die Annahme der Vorlage in dieser Tagung gerechnet habe; die Vorlage habe vielmehr nur den Zweck gehabt, den Reichstag mit der beabsichtigten neuen Gesetzgebung bekannt zu machen und die Ansichten und Urtheile desselben über diese kennen zu lernen. Im großen und ganzen ist die Unfallversicherungsvorlage dem deutschen Unfallversicherungsgesetze angepaßt; auch die Vorschläge der Arbeitergesetzgebungscommission bezüglich der Kranken- und Altersversicherung schließen sich den entsprechenden deutschen Gesetzen eng an. Weite parlamentarische Kreise Schwedens offenbaren jedoch wenig Neigung, dem Staate, bezw. Gemeinden größere Lasten zu Gunsten der Arbeiterversicherung aufzubürden. In den kommenden Reichstagssessionen wird jedenfalls die Arbeiterfrage neben der Frage der Reform des Heerwesens die Hauptrolle spielen. Was diese letztere, seit Jahrzehnten im Vordergrunde des öffentlichen Interesses stehende Frage betrifft, so hat die Regierung sich in letzter Tagung darauf beschränkt, eine etwas längere Uebungszeit für die der Reserve angehörenden Wehrpflichtigen zu beantragen. Um die Bauernpartei für diese Forderung zu gewinnen, zeigte die Regierung sich geneigt, dem ländlichen Grundbesitze weitere 10 Proc. der auf diesem lastenden militärischen Steuern, von denen schon vor fünf Jahren 30 Proc. abgeschrieben sind, zu erlassen. Wie im Jahre 1889, so verlangte die Bauernpartei auch diesmal eine Erleichterung der genannten Steuerlasten von 20 Proc., ohne ihre Bereitwilligkeit zur Unterstützung der von der Regierung beantragten längern Uebungen der Reservisten zu erkennen zu geben. Dieser Antrag wurde vielmehr in der von der Bauernpartei beherrschten Zweiten Kammer abgelehnt, dagegen die 20proc. Steuerabschreibung angenommen. Die Erste Kammer verwarf indeß jegliche Steuerabschreibung, und die Mehrheit derselben gab der Bauernpartei kund, daß sie fortan alle Steuererleichterungsanträge oder -Beschlüsse der letztern ablehnen werde, solange diese nicht die Hand zur Hebung der Wehrkraft des Landes biete. Es darf erwartet werden, daß diese scharfe Stellungnahme der Ersten Kammer gegen die rücksichtslose Interessenpolitik der Bauernpartei ihre beabsichtigte Wirkung nicht verfehlen wird.

Das Wesen der schwedischen Bauernpartei und deren „nihilistischer" Standpunkt gegenüber den Landesvertheidigungsbestrebungen ist bereits im Jahrgange 1887 dieser Zeitschrift von uns ausführlicher dargestellt worden. Inzwischen hat sich die Partei infolge der neuen Zollpolitik gespalten; die bäuerlichen Vertreter Nordschwedens, wo infolge des rauhen Klimas wenig Getreide gebaut wird, sind meistens Geg-

Digitized by Google

ner der Schutzzölle geblieben, während die übrigen um so entschiedener für die neuen Zölle eintreten.

Solcherweise hat sich denn eine „alte" und eine „neue" Bauernpartei gebildet, die außer in der Schutzzollfrage auch in politischer Beziehung verschiedene Wege gehen, im übrigen aber, wie schon vorhin nachgewiesen, gemeinsam die bäuerlichen Standesinteressen vertreten. Die „alte Bauernpartei" hat nun ein neues Parteiprogramm folgenden Inhalts veröffentlicht:

„Die Bauernpartei (Landtmanna partiet) ist vor allem bestrebt:

„daß Sparsamkeit beobachtet wird, wo es sich um Staatsausgaben handelt;

„daß die vollständige Lösung der Steuer- und Vertheidigungsfragen in der Weise durchgeführt wird, daß sowol die (militärischen) Grundsteuern wie das Eintheilungswesen (Miliz) im Zusammenhang mit der Regelung des Vertheidigungswesens des Landes geregelt werden, wobei jedoch die nöthige Rücksicht darauf zu nehmen ist, daß nichts für Parade- und Militärluxus geopfert, daß gebührende Rücksicht auf die Fähigkeit des Volkes, die mit der Vertheidigung verbundenen Opfer zu tragen, genommen, ohne daß die allseitige Entwickelung des Vaterlandes dadurch gehemmt wird, und daß sowol die Kosten für das Vertheidigungswesen wie die übrigen Steuerlasten auf gerechter und billiger Grundlage auf alle Bevölkerungsklassen vertheilt werden;

„daß die Zollgesetzgebung nur dann verändert wird, wenn wichtige Bedürfnisse des Volkes oder eine gebührende Berücksichtigung wirklicher Vortheile des Landes die Annahme nöthiger Berichtigungen erfordern;

„daß die Bank- und Creditgesetzgebung auf gesunder und solider Grundlage sowie mit Rücksicht auf die successive Uebernahme des gesammten Zettelausgaberechts (der Privatbanken) geordnet wird;

„daß das Communicationswesen fortdauernd in der Weise entwickelt wird, wie das wirkliche Bedürfniß es erfordert, und soweit möglich ohne Inanspruchnahme ausländischen Kapitals;

„daß die Wegeerhaltungslast auf eine gerechtere und für die Landwirthschaft weniger drückende Art als die gegenwärtige geregelt wird;

„daß das Gerichtswesen geregelt und vereinfacht wird zwecks Erlangung einer raschern Rechtsprechung;

„daß das politische Wahlrecht ausgedehnt wird;

„daß die Grundsätze der Religions- und Gewissensfreiheit hochgehalten, daß die Preß-, Rede- und Versammlungsfreiheit nicht beschränkt werden, und daß die Nüchternheits- und Sittlichkeitsbestrebungen, soweit dies von der Gesetzgebung abhängt, gefördert werden, daß aber die staatsauflösende Thätigkeit kräftig bekämpft wird;

„daß das Unterrichtswesen in zeitgemäßer und praktischer Richtung mit größerer Rücksicht auf das Bildungsbedürfniß aller reformirt und geregelt wird, und

„daß sowol obengenannte wie andere darüber hinaus durch das Bedürfniß der Zeit hervorgerufene Reformen, welche zur Entwickelung des Landes beitragen können, mit Vorsicht durchgeführt werden."

Dieses Programm unterscheidet sich nur wenig von dem alten Programm von 1867, auf Grund dessen die Bauernpartei nach voraufgegangener Aufhebung der alten schwedischen Ständevertretung im Reichstage begründet wurde. Neu in dem obigen Programm ist die Berührung der Zollfragen, über welche das alte Programm nichts enthielt.

Digitized by Google

Die „alte" Bauernpartei, der das neue Programm entspringt, ist im allgemeinen gegen die Schutzzölle aufgetreten, aber sie scheint jetzt nicht für die Beseitigung derselben kämpfen zu wollen; aus dem bezüglichen Programmsatze geht vielmehr hervor, daß sie mit ebenso großer „Vorsicht" die Frage der Abschaffung der Getreidezölle wie die der Einführung neuer Industriezölle prüfen will.

Die Bauernpartei hat sich früher stets den Anstrich einer politisch entschieden liberalen Partei gegeben, sodaß sie allgemein als „Bauerndemokratie" bezeichnet zu werden pflegte. Die große Mehrheit der Partei ist jedoch dem liberalen Standpunkte längst untreu geworden, und speciell die jetzige „neue" Bauernpartei. Während die Bauernpartei schon einmal bewirkt hat, daß die Zweite Kammer sich für das allgemeine Wahlrecht entschied, hat sie, die Führer der „alten Partei" und deren Anhang eingeschlossen, in letzter Tagung nicht nur gegen den von anderer Seite gestellten Antrag auf Einführung des allgemeinen Wahlrechts, sondern auch gegen die Ausdehnung des ziemlich beschränkten schwedischen Wahlrechts gestimmt. Man ersieht hieraus, welche Bedeutung der diesmaligen Erklärung im neuen Programm der „alten" Bauernpartei beizumessen ist. Bezüglich aller übrigen Forderungen, die das Programm aufführt, dürfte die gesammte Partei einig sein, insbesondere auch in Betreff der militärischen Grundsteuer- und anderer die bäuerlichen Interessen berührender Fragen. Beachtenswerth ist in letzterer Beziehung, daß die Partei sich entschlossen hat, die vollständige Abschaffung des militärischen Grundsteuer- nnd Eintheilungswesens im „Zusammenhange mit der Regelung der Landesvertheidigungswesens" zu bewirken. Dieser Entschluß ist unzweifelhaft auf die scharfe Zurechtweisung zurückzuführen, welche der Partei seitens der Ersten Kammer geworden ist, ohne deren Mitwirkung sie ihren hauptsächlichsten Wunsch nicht erfüllt sehen würde. Außerdem ist am Schlusse der letzten Session von parlamentarischen Führern verschiedener politischer und wirthschaftlicher Parteirichtung ein Verein begründet worden, der sich die Hebung der Wehrkraft des Landes und Förderung und Unterstützung nothwendiger Landesvertheidigungsmaßnahmen zur Aufgabe gestellt und der bereits an vielen Orten Schwedens Boden gewonnen hat. Wie von unterrichteter Seite gemeldet wurde, ist die Regierung zu gleichem Zwecke nicht unthätig, sondern wird vor dem nächsten Reichstage mit einer durchgreifenden Heeresreformvorlage auf Grundlage der allgemeinen Wehrpflicht erscheinen, und diese Vorlage wird aller Voraussicht nach eine bessere Aufnahme im Reichstage finden als die frühern Vorlagen ähnlicher Art, da das schwedische Volk mehr und mehr einsieht, daß es unter den Zuständen, in welchen sich das Landesvertheidigungswesen Schwedens gegenwärtig befindet, nicht möglich ist, das Land gegen feindliche Angriffe erfolgreich zu schützen, daß Schweden unter den gegenwärtigen politischen Verhältnissen in Europa aber mit solchen Angriffen ernstlicher denn je zuvor rechnen muß. Ein stark betonter bezüglicher Satz der Thronrede, mit welcher König Oskar im Januar 1890 den Reichstag eröffnete, ist nicht ohne Eindruck geblieben. Der König erwähnte, daß Schweden in keiner Hinsicht sein Selbstbestimmungsrecht fremden Mächten gegenüber gebunden habe. „Dieses Selbstbestimmungsrecht", hieß es dann weiter in der Thronrede, „haben wir uns auch ferner zu bewah

Digitized by Google

ren. Schon seit der Thronbesteigung meines Großvaters haben die vereinigten Reiche ungestört den Frieden genossen. Diese Wohlthat ist die Folge einer Politik gewesen, welche die Aufrechterhaltung einer friedlichen Neutralität hatte. Aber es kann kommen, daß diese eines Tages eine bewaffnete sein muß." Diesen Worten ist in den politischen Kreisen Schwedens eine besondere Bedeutung beigelegt worden. Der schwedische Reichstag ist vom Regierungstische aus so oft daran erinnert worden, daß der, welcher den Frieden behalten will, sich auf den Krieg vorbereiten muß, und der Reichstag hat diese Anmerkung so oft mit Gleichgültigkeit aufgenommen daß sie schwerlich vom Throne feierlichst und nachdrücklich wiederholt worden wäre, wenn die politische Lage nicht ernsten Anlaß zu deren Einschärfung böte. Jeder hält infolge des vorhandenen vielen Zündstoffes einen großen europäischen Krieg für unvermeidlich, aber keiner vermag den Zeitpunkt des Ausbruches vorauszusagen. Europa kann eines Abends friedlich zu Bette gehen und sich am nächsten Morgen in Flammen gesetzt sehen. Die beiden unter einem Kriegsherrn vereinigten Völker der Skandinavischen Halbinsel werden sich in solchem Falle unzweifelhaft den seit länger als dreiviertel Jahrhundert genossenen Frieden zu erhalten suchen; da aber der Kampf aller Voraussicht nach auch in der Nähe Schwedens toben wird und die Kämpfenden alles aufbieten werden, einander zu schaden und zu vernichten, so wird das Schicksal Schwedens, welches in dem Falle auch zugleich das Norwegens ist, von dem Widerstande abhängen, den es dem Versuche entgegenzusetzen vermag, die Neutralität desselben zu erschüttern oder den etwaigen Absichten der Starken, sich auf Kosten des Schwächern zu versöhnen. In dieser Beziehung hegt man in Schweden und Norwegen nicht geringe und nicht unberechtigte Befürchtungen vor dem großen Nachbarn im Osten. Schweden hat mit diesem schon sehr bittere, noch durchaus nicht vergessene Erfahrungen gemacht. Die russische Presse hat seit etwa Jahresfrist wiederholt auf die Fischereiplätze des nördlichsten Theiles von Norwegen (am Eismeer) als einen werthvollen Besitz für Rußland hingewiesen und glaubte sogar russische Hoheitsansprüche auf dieselben geltend machen zu können. Zur Befriedigung der bekannten Sehnsucht Rußlands nach dem Besitze des nördlichen Schweden und Norwegen, zu dem Zwecke einer Verbindung Finlands mit dem auch im Winter eisfreien Ofotenfjord im nordwestlichen Norwegen (am Ocean), ist noch kein Rechtsanspruch gefunden; indeß wird man in Rußland um einen solchen nicht verlegen sein, sobald die Gelegenheit günstig ist. Das jetzige Vorgehen Rußlands in Finland kann schon als eine Einleitung dazu betrachtet werden. Die öffentliche Meinung in Schweden verfolgt mit größter Aufmerksamkeit die russischen Pläne in Finland, und daß man in Schweden aufs peinlichste von diesen Russificirungsplänen berührt wird, erklärt sich nicht nur aus der brüderlichen Zuneigung, welche die Schweden für ihre finnischen Brüder hegen, sondern namentlich auch aus der Rücksicht auf die Sicherheit der skandinavischen Reiche nach Osten. Ein dem schwedischen Hofe nahestehendes stockholmer Blatt wies vor einiger Zeit auf das rücksichtslose und für die Nachbarn Rußlands beunruhigende Vorgehen der russischen Politik nicht nur in Finland, sondern auch in den deutschen Ostseeprovinzen des Zarenreiches hin und fügte hinzu: „Solche Thatsachen enthalten in Wahrheit eine Warnung für

Digitized by Google

alle Nachbarn Rußlands, für alle, welche nicht blind für das sind, was in der großen politischen Welt vorgeht. Auch in unserm Lande kann man seine Augen vor jenen warnenden Ereignissen nicht verschließen. Und wir brauchen sicher nicht erst gut unterrichtete militärische Kreise zu befragen, um feststellen zu können, daß man in Schweden keineswegs blind besonders für die politische Bedeutung dessen ist, was in Finland vor sich geht. Es scheint auch, als ob man in St.-Petersburg, nachdem Bismarck sich zurückgezogen, seinen westlichen Nachbarn zeigen will, daß man den alten Gedanken, einen russischen Hafen an der Küste Norwegens zu gewinnen, nicht vergessen hat."

An staatlichen Mitteln zur Bestreitung der Kosten der erforderlichen Landesvertheidigungsmaßnahmen (Bau von Kriegsschiffen, Armirung der Festungen u. s. w.) fehlt es Schweden nicht. Die Bauernpartei hat mit ihrem Sparsamkeitsgrundsatze dafür gesorgt, daß die Staatskasse Schwedens seit einer Reihe von Jahren Ueberschüsse hat, die durch die Einnahmen aus den Schutzzöllen noch bedeutend vergrößert worden sind. Wenn nun, dem angeführten königlichen Dictamen zufolge, diese Ueberschüsse in erster Reihe zur Verbesserung der Lage des Arbeiterstandes verwendet werden sollen, so sollen daneben doch auch die militärischen Anforderungen berücksichtigt werden, insofern die aus den Ueberschüssen zu entnehmenden Mittel zur Hebung der Wehrkraft des Landes gleichzeitig zur Beseitigung der militärischen Lasten dienen, die auf dem ländlichen Grundbesitze ruhen. In demselben Maße, in welchem durch Einführung der allgemeinen Wehrpflicht das stehende schwedische Heer verstärkt und verbessert wird, wird der ländliche Grundbesitz von seinen militärischen Lasten befreit, welche in der Verpflichtung bestehen, die Mannschaften des sogenannten „eingetheilten" Heeres (einer Art Miliz), anzuwerben, auszurüsten und zu ernähren. Dem bäuerlichen Grundbesitze im besondern sind außer der erwähnten militärischen Reallast noch gewisse Steuern auferlegt, von welchen der Grundbesitz des Adels und der Kirche befreit ist. Auch diese besondere Grundsteuer würde wegfallen, sobald die kostspielige Einrichtung des geworbenen Heeres durch das allgemeine Wehrpflichtssystem hinfällig wird. Es hängt demnach lediglich von der Bauernpartei, also von dem Bauernstande selbst, ab, der auf dem bäuerlichen Grundbesitze ruhenden Sonderlasten ledig zu werden; sie braucht nur die Hand zu einer den Anforderungen der Gegenwart angepaßten Umgestaltung des Heerwesens zu bieten. Diese Umgestaltung und somit auch die mit derselben im Zusammenhange stehende Grundsteuerreform läßt sich jedoch nicht im Handumdrehen durchführen; es ist hierfür eine längere Reihe von Jahren in Aussicht genommen. Dagegen soll die Arbeitergesetzgebung möglichst bald erledigt werden, weil man diese in schwedischen Regierungskreisen für ein wirksames Mittel gegen das Umsichgreifen der socialdemokratischen Bewegung hält.

Es sind erst wenige Jahre verflossen, seitdem das schwedische Volk sich mit den socialdemokratischen Bestrebungen in Deutschland eingehender zu beschäftigen begann; erst mit Beginn der zweiten Hälfte der achtziger Jahre machte sich in Schweden eine socialistische Agitation bemerkbar, und heute ist die schwedische Socialdemokratie, mit ihrem Hauptsitze in Stockholm, fast überall im Lande im Geiste und nach dem Muster der deutschen zu dem ausgesprochenen Zwecke organisirt, die gesammte jetzige gesellschaftliche Ordnung vollständig auf den

Digitized by Google

Kopf zu stellen. Die Bedeutung der socialistischen Bewegung ist in Schweden noch bis in die jüngste Zeit hinein unterschätzt worden. Die tonangebenden Parteien spotteten vielfach des „rothen Gespenstes", mit dem man nur politische Kinder erschrecken könne. Inzwischen haben sie jedoch die Erfahrung machen müssen, daß der Socialismus durchaus kein Gespenst, sondern eine sehr greifbare Wirklichkeit ist, mit der man ernstlich zu rechnen hat. Schon in den Jahren 1888 und 1889 ist man in Schweden zu der Erkenntniß gekommen, daß die socialistische Agitation an sich ausreicht, die Rechtsbegriffe zu verwildern und den gesellschaftlichen Frieden zu stören. Die von den socialistischen Agitatoren, die zum Theil aus Deutschland und Dänemark nach Schweden kamen, ausgestreute Saat des Hasses und Mistrauens rief in den bürgerlichen Kreisen eine Unruhe und Misstimmung hervor, welche die Regierung im vorigen Jahre zu Gegenmaßregeln veranlaßte; es wurde von der Regierung eine Verschärfung des Straf- wie Preßgesetzes beantragt, jedoch nur eine unwesentliche Verschärfung des Strafgesetzes vom Reichstage angenommen, welche schwerere Strafen für Aufforderungen in Schrift oder Wort zu Gewaltthätigkeiten gegen Personen oder Eigenthum u. s. w. oder zu Ungehorsamkeit gegen Gesetze oder Behörden bestimmt. Der damalige, später verstorbene Justizminister Oerbom gedachte alsdann eine gegen die socialistische Presse gerichtete Preßgesetznovelle auszuarbeiten, von der bisjetzt noch nichts zu Tage gefördert ist. Socialistische Preßorgane gibt es indeß in Schweden eine ganze Anzahl, und sie führen unter dem sehr freien schwedischen Preßgesetze ein zufriedenes Dasein. Zu Ostern 1889 wurde von einem Congresse der Vertreter socialistischer Verbindungen das Programm der schwedischen Socialdemokratie festgestellt, welches dem der deutschen Socialisten wie ein Ei dem andern gleicht. Es behandelt die „Ausplünderung" der Arbeiter durch die bestehende gesellschaftliche Organisation und die Nothwendigkeit der Abschaffung der letztern und deren Ersetzung durch die neue socialistische Gesellschaft, die kein Eigenthum kennt. Genug, in dem Programm des schwedischen Socialismus spielt die Vernichtung der jetzigen Gesellschaftsordnung dieselbe hervorragende Rolle wie in dem bekannten wydener Manifeste der deutschen Socialisten, in welchem die ausländischen „Bruderparteien" aufgefordert wurden, auszuharren in dem „Vernichtungskampfe gegen die wahnsinnige, sträfliche jetzige Staats- und Gesellschaftsordnung". Alles, was das socialistische Programm sonst über Productionsvereine mit Staatshülfe, progressive Einkommensteuer, Normalarbeitstag, Schutzgesetzgebung u. s. w. enthält, wird in dem Programm selbst nur als Uebergangsmaßnahmen, als Stationen auf dem Wege zum socialistischen Paradiese bezeichnet, in welchem es keine Noth, aber auch keine Freiheit mehr geben, sondern die Gesellschaft alles, der einzelne nichts sein soll. Die meisten dieser Uebergangsmaßnahmen hat übrigens das Programm der Socialisten mit dem der fortgeschrittenen bürgerlichen Parteien aller Länder gemeinsam; das besondere Kennzeichen der Socialdemokratie liegt eben in der baldmöglichsten Beseitigung der ganzen jetzigen Gesellschaftsordnung. Die von der schwedischen Regierung in Angriff genommene Arbeiterschutzgesetzgebung mit Unfall-, Alters- u. dgl. Versicherung wurde im übrigen von dem schwedischen Socialistencongreß mit ziemlicher Geringschätzung behandelt, und erklärt, daß dieselbe nicht den „eigentlichen Kernpunkt

Digitized by Google

des socialistischen Problems" bilde, welcher in der „Abschaffung der systematischen Ausplünderung der Arbeiterklasse bestehe". Allerdings wurde zugestanden, daß die Folgen des „Ausplünderungssystems" durch eine „ehrliche" Schutzgesetzgebung würden beschränkt werden können, unter anderm dadurch, daß die höchste Zahl der Arbeitsstunden und der niedrigste Lohnsatz gesetzlich festgestellt werden. Das einzige aber, was die Socialisten wirklich befriedigen könne, sei die Ersetzung der jetzigen Gesellschaftsordnung durch die socialistische. Da dieses Endziel der socialistischen Bewegung nicht ohne Gewalt zu erreichen ist, sucht der Socialismus vor allen Dingen in den Besitz politischer Machtmittel zu gelangen. Deshalb ist die Forderung des „allgemeinen Stimmrechts" eine der hauptsächlichsten des Programms der schwedischen Socialisten, in Betreff welcher Forderung indeß auf dem Congresse ausdrücklich betont wurde, daß die Eroberung jenes Rechtes nicht Ziel, sondern nur Mittel sei. Ein anderes sei es, die Erziehung der Kinder durch Errichtung „rationalistischer" und „socialistischer" Schulen in die Hand zu nehmen. Des weitern könne man gegenwärtig wenigstens mit andern Parteien vereint für das allgemeine Wahlrecht bei den Wahlen eintreten, und endlich sei nach Möglichkeit dafür zu wirken, daß die „militärische Disciplin" untergraben werde. Ein Dorn im Auge des Socialismus ist bekanntlich die Religion. Solange es nicht gelungen ist, das religiöse Gefühl bei den Massen auszurotten, kann die Socialdemokratie nicht auf den vollständigen Anschluß der letztern rechnen. Deshalb ist auch die schwedische Socialdemokratie auf religiösem Gebiete sehr behutsam und vorsichtig zu Werke gegangen; sie hat die Religion vorderhand als eine „Privatsache" bezeichnet.

Während des jüngsten Pfingstfestes fand wiederum ein socialistischer Congreß in Stockholm statt, auf welchem hauptsächlich die Organisation der Partei im nördlichsten Theile des Landes zur Behandlung stand. Zu diesem Zwecke wurde ein besonderes Comité gewählt, welches insbesondere die Agitation auf dem Lande betreiben soll. Es ist ein Agitator bestellt, der mit den Eigenarten und Verhältnissen der ländlichen Bevölkerung jener Gegenden vertraut ist, und außerdem sollen in letztern Flugschriften verbreitet werden. Eine Concurrenz zur Abfassung solcher Schriften ist ausgeschrieben und eine Prämie für die für die ländliche Bevölkerung geeignetste Schrift ausgesetzt worden. Die nördlichste Provinz Schwedens, Norrland, ist gegenwärtig hauptsächlich von Bauern im schwedischen Reichstage vertreten.

Daß die Socialdemokratie nunmehr beginnt, auch die festeste Burg der Bauernpartei anzugreifen, fordert diese natürlich zur Gegenwehr heraus. In dem von uns mitgetheilten Programm der „alten" Bauernpartei findet sich bereits die Forderung eines kräftigen Vorgehens gegen die Umsturzbestrebungen; auch ist von uns schon erwähnt, daß die Mehrzahl der Bauernpartei im Gegensatz zu früher gegen die Erweiterung des Wahlrechts und besonders gegen die beantragte Einführung des allgemeinen Wahlrechts stimmte. Hierzu haben die gegen die Bauernpartei gerichteten heftigen Ausfälle der stockholmer Socialdemokraten, welcher im Bunde mit der stockholmer Demokratie Beschlüsse zu Gunsten des allgemeinen Wahlrechts faßten, als der im Reichstage eingebrachte bezügliche Antrag zur Entscheidung gestellt wurde, nicht wenig beigetragen. Die stockholmer Socialisten erklärten rundweg, daß sie das ihnen jetzt von den „nach Stalldünger" duftenden Volksvertretern

Digitized by Google

verweigerte Recht sich durch Gewalt zu verschaffen wissen würden, sobald die Zeit dazu gekommen sei. Wenn nun die von der Bauernpartei geführte Zweite Kammer, unterstützt von der vom Großgrundbesitze beherrschten Ersten Kammer des schwedischen Reichstages den Beschluß gefaßt hat, die Zahl der Mitglieder beider Kammern, welche jetzt mit der Bevölkerung wächst oder abnimmt, ein für allemal festzustellen, nämlich auf 145 für die Erste und auf 225 für die Zweite Kammer, so scheint uns ein solches Beginnen das denkbar Verkehrteste zu sein, was nach dieser Richtung hin in Schweden zu thun ist. Der Beschluß entspringt dem Bestreben der jetzigen Vertretung des platten Landes, der Zunahme der Vertretung der Städte, deren Bevölkerung natürlich in höherm Grade als die des Landgebietes, oder vielmehr fast allein zunimmt, eine Grenze zu setzen und das Uebergewicht der ländlichen Vertretung im Reichstage, welche jetzt noch zwei Drittel der Gesammtvertretung ausmacht, obgleich sie dauernd abnimmt, für alle Zeiten zu erhalten. Dies wäre ein Unglück für Schweden, denn dann wäre der ländliche Grundbesitz und damit, den bisherigen Erfahrungen zufolge, das Sonderinteresse des letztern auf Kosten des Gemeinwohls für immer maßgebend im Staate. Gerade die selbstsüchtige Standesinteressenpolitik der landwirthschaftlichen Vertreter, welche in Schweden „die Klinke der Gesetzgebung" in Händen haben, hat am meisten dazu beigetragen, daß die socialistische Bewegung in Schweden so rasch um sich gegriffen und einen so gewaltthätigen Charakter angenommen hat, wie er jüngst in Malmö zu Tage getreten ist und sich schon zuvor an andern Orten des Landes offenbart hat; sie ist es auch, welche bisher verhindert hat, daß die große Mehrzahl der steuerpflichtigen männlichen Bevölkerung des Landes vom activen Wahlrecht ausgeschlossen ist. Daß dieses Recht eine Erweiterung erfährt, ist im Interesse des Gemeinwohls des schwedischen Volkes durchaus nothwendig, namentlich dann, falls die Feststellung der Zahl der Reichstagsabgeordneten Gesetzeskraft erhalten sollte, was erst geschehen kann, wenn der nächste Reichstag den bezüglichen Beschluß des letzten Reichstags bestätigt. Alle Maßnahmen zum Schutze der Arbeiter oder zur Verbesserung der Lage derselben wäre unnütz, wenn die landwirthschaftliche Standesinteressenpolitik des schwedischen Reichstages neu befestigt würde, denn dies hieße Oel in das socialistische Feuer gießen. Die verfassungsmäßige Herrschaft einer solchen Politik ist insbesondere auch des schwedischen Volkes unwürdig, das schon eine Constitution hatte, als die meisten Völker Europas noch unter der monarchischen Alleinherrschaft standen, und das doch sicher nicht ohne guten Grund vor bald 25 Jahren seiner Ständevertretung im Reichstage den Garaus machte.

Fassen wir unsere obigen Darstellungen kurz zusammen, so ergibt sich, daß das Schweden der Gegenwart von denselben Zeitfragen bewegt wird, die in allen Staaten brennende geworden sind, nämlich von der Zoll- oder überhaupt Steuerfrage, der Militär- oder Landesvertheidigungsfrage und der Arbeiterfrage, und daß diese verschiedenen Fragen in einem so innigen Zusammenhange miteinander stehen, daß eine andere als gemeinsame Lösung, wenigstens in Schweden, schwer zu ermöglichen ist. Und dies macht eben eine befriedigende und glückliche Lösung so ungemein schwierig, daß selbst die berufensten und ausgezeichnetsten Kräfte, welche an dieselbe herantreten, vor derselben zurückschrecken oder bei derselben erlahmen.

Digitized by Google

Zum zehnjährigen Bestande des Deutschen Schulvereins in Oesterreich.

Ein Gedenkblatt von **Engelbert Pernerstorfer**,
Mitglied des österreichischen Abgeordnetenhauses.

Der Art. 19 des österreichischen Staatsgrundgesetzes vom 21. Dec. 1867 lautet:

„Alle Volksstämme des Staates sind gleichberechtigt, und jeder Volksstamm hat ein unverletzliches Recht auf Wahrung und Pflege seiner Nationalität und Sprache.

„Die Gleichberechtigung aller landesüblichen Sprachen in Schule, Amt und öffentlichem Leben wird vom Staate anerkannt.

„In den Ländern, in welchen mehrere Volksstämme wohnen, sollen die öffentlichen Unterrichtsanstalten derart eingerichtet sein, daß ohne Anwendung eines Zwanges zur Erlernung einer zweiten Landessprache jeder dieser Volksstämme die erforderlichen Mittel zur Ausbildung in seiner Sprache erhält."

Daß die österreichische Verfassungspartei, die wesentlich von den Deutschen gebildet wurde, in der Zeit, da sie die Regierungsgewalt innehatte (1867—89, die kurze Hohenwart'sche Unterbrechung abgerechnet), an Stelle dieser grundsätzlichen Bestimmungen nicht ein in die Einzelheiten eingehendes Nationalitätengesetz durchbrachte, war ein großer Fehler. Durch diese Unterlassungssünde war es möglich, daß unter Taaffe am 19. April 1880 jene erste sogenannte Sprachenverordnung erschien, welche auf dem in Oesterreich so beliebten Verordnungswege die Geltung der deutschen Sprache bei den öffentlichen Behörden wesentlich einschränkte. Wären durch ein Gesetz die Rechte und Pflichten der verschiedenen Volksstämme in Oesterreich genau umschrieben worden, so wäre es späterhin nicht möglich gewesen, durch einfache Verwaltungsmaßregeln im Sinne einer jeweiligen Regierung nationale Fragen ordnen zu wollen. Aber auch eines andern großen Fehlers hatten sich die verfassungstreuen Ministerien schuldig gemacht. Der Art. 19 des Staatsgrundgesetzes war aus dem Gefühle der Gerechtigkeit und Billigkeit hervorgegangen. Niemand dachte an eine Unterdrückung der nichtdeutschen Volksstämme oder an deren Germanisirung. Der natürliche Vorrang der deutschen Sprache als des allgemeinen Verständigungsmittels wurde als so feststehend betrachtet, daß nicht einmal der Gedanke daran, sie zur Staatssprache zu erklären, auftauchte. In dem Bestreben, ja den Nationalitäten gerecht zu werden, vergaß man ganz, daß bei aller Schonung der kleinen Völker es eine national- und staatspolitische Pflicht der „deutschen Regierungen" von 1867 bis 1889 gewesen wäre, auch die Förderung des deutschen Elements nicht zu unterlassen. Statt dessen sah man ruhig zu, wie thatsächlich deutsches Sprachgebiet an den Sprachgrenzen Stück für Stück verloren ging.

Im Gegensatze zu dieser Haltung der verfassungstreuen Regierungen lebte in vielen Kreisen der deutschen Bevölkerung das nationale Bewußtsein kräftig fort. Insbesondere waren es die vielen Vereine, unter ihnen hauptsächlich die Turnvereine, die die Ueberlieferung der Zu-

Digitized by Google

sammengehörigkeit der Deutschen in Oesterreich mit dem gesammten deutschen Volke bewahrten. Am entschiedensten aber wurde diese Ueberlieferung gepflegt auf den Universitäten Wien, Graz und Prag. Die in Deutschland fast schon absterbende Burschenschaft hatte in Oesterreich mit Anfang der sechziger Jahre ein neues Leben begonnen. Die aus den Universitäten aus- und ins praktische Leben eintretenden jungen Männer waren erfüllt von dem nationalen Gedanken, der durch den Deutsch-Französischen Krieg und durch die Gründung des Deutschen Reiches einen neuen, kaum erhofften Aufschwung nahm. In diesen nationalen Kreisen war die Unzufriedenheit mit der Haltung der verfassungstreuen Ministerien der deutschnationalen Bewegung gegenüber in fortwährender Steigerung.

Da erfolgte im Jahre 1879 die Uebernahme der Regierung durch Taaffe und die neue Parteibildung im österreichischen Abgeordnetenhause. Durch den Eintritt der Czechen ins Parlament war die Möglichkeit gegeben, die verschiedenen slawischen Parteien zusammenzufassen und mit diesen und den deutschen Klerikalen zusammen eine gefügige Regierungsmehrheit zu bilden.

Von nun an wußten die nationalgesinnten Deutschen, daß eine lange Zeit des nationalen Widerstandes herangekommen sei. Mit einer gewissen Kampfesfreude ging man an die Arbeit, die überall im Lande zerstreuten nationalen Elemente zu sammeln und zu organisiren. Alle jene Männer, welche auf den genannten Universitäten seit 1860 herangewachsen waren, fühlten nun, daß ihre Zeit gekommen sei, daß es gelte, für die Rechte und den Besitzstand des deutschen Volkes in Oesterreich einzutreten. Das politische Vereinsleben pulsirte wieder lebhafter, und so beschäftigte sich denn auch der „Deutsche Verein" in Wien seit langer Zeit wieder mit nationalen Fragen, die hauptsächlich von jenen Mitgliedern angeregt wurden, die durch ihre frühere Studiengemeinsamkeit an der wiener Universität und durch ihre nationale Gesinnung verbunden eine eigene rührige Gruppe bildeten. Außerdem bestand in Wien in dem „Deutschen Club" ein Leseverein, der der Sammelpunkt entschieden nationalgesinnter, meist jüngerer Männer war, die nun auch mehr und mehr im politischen Leben sich bemerkbar machten. Besonders in diesem Kreise wurde oft und viel über die nationale Organisation der Deutschen Oesterreichs verhandelt, und hier war es auch, wo der Gedanke der Gründung jenes großen Schutzvereins, des Deutschen Schulvereins, ausgesprochen und sofort in die That umgesetzt wurde.

Im Winter des Jahres 1879/80 war im Deutschen Vereine in Wien auf Antrag des Abgeordneten Dr. Max Menger ein Ausschuß niedergesetzt worden mit der Aufgabe, den Zustand der deutschen Sprachgrenzen zu studiren. Weder bei dem Antrage noch bei den zwei Sitzungen, die der Ausschuß abhielt, dachte jemand an Mittel zur Abhülfe gegenüber dem Rückgange des Deutschthums an den Sprachgrenzen. In der zweiten Sitzung wurden die verschiedenen Grenzgebiete an Berichterstatter vertheilt. Mir wurde Südtirol zugewiesen. Ich suchte in Erfüllung der mir gestellten Aufgabe zuvörderst alles vorhandenen gedruckten Materials habhaft zu werden. Da fiel mir auch ein kleines Heft in die Hände: „Aus den Bergen an der deutschen Sprachgrenze in Südtirol" (Stuttgart, Karl Aue, 1880). Der in der Schrift nicht genannte Verfasser war, wie sich später ergab, der in Frankfurt lebende Arzt Dr. Lotz. In dieser Schrift schildert Dr. Lotz unter

Digitized by Google

anderm den Kampf, welchen der Curat Franz Xaver Mitterer in Proveis seit vielen Jahren kämpfte, um in seiner Gemeinde und in den andern deutschen Gemeinden des weltabgeschiedenen Nonsberges das deutsche Wesen zu erhalten. Diese Schilderung bewegte mich ungemein, und aus ihr wuchs der Gedanke an die Gründung eines großen Schutz- und Hülfsvereins heraus, der überall dort, wo an den deutschen Sprachgrenzen deutsches Wesen in die Gefahr der Verslawung oder Verwelschung gerathe, eingreifen solle. Diesen Gedanken des Deutschen Schulvereins besprach ich mit einigen Politikern, ohne daß die Sache weitern Erfolg gehabt hätte. Da machte ich denn an einem jener Abende, die ziemlich regelmäßig die Mitglieder des Deutschen Clubs zusammenführten, den Versuch, die Anwesenden, etwa 30—40 an Zahl, für den Gedanken zu gewinnen. Und hier, in der Mitte jugendlicher Herzen, fiel die Anregung auf fruchtbarsten Boden. So ward am 13. Mai 1880 der Deutsche Schulverein gegründet. Der vorbereitende Ausschuß hielt noch um Mitternacht eine Sitzung und wählte Professor Dr. Otto Steinwender zum Obmanne.

Was wir im jugendlichen Muthe beschlossen hatten, setzten wir alsbald in fleißige Thätigkeit um. Wir waren alle junge Männer, deren Namen im weitern öffentlichen Leben noch keinen Klang hatten. Fünf von den sieben Mitgliedern des vorbereitenden Ausschusses aber waren wiener Burschenschafter gewesen und als solche vielen bekannt, die mit ihnen oder kurz nach ihnen die wiener Universität besucht hatten. Da die nationalen Verbindungen der Universitäten Wien, Graz und Prag miteinander in regem Verkehre standen, so waren Zusammenhänge mannichfacher Art vorhanden, denen das schnelle Wachsthum des Vereins zuzuschreiben ist. Sein Werden und rasches Emporblühen ist neben dem begünstigenden politischen Moment jener großen Zahl junger begeisterter nationaler Männer zuzuschreiben, die in damals noch vielfach untergeordneten Stellungen im ganzen Lande zerstreut waren, und die mit größtem Eifer das Werk ihrer nationalen Gesinnungsgenossen allüberall in ihren Schutz nahmen und alsbald Tausende dem Vereine zuführten.

Dem Aufrufe des vorbereitenden Ausschusses folgte nunmehr ein solcher, der schon die Namen vieler bekannter, im öffentlichen Leben stehender Männer trug. Beide wendeten sich an alle Deutschen ohne Unterschied des Geschlechts, der Religion und der politischen Parteistellung. Leider blieben jene vielen Deutschen, die noch völlig im Banne Roms stehen, dem Vereine von Anfang an fern.

Noch in die vorbereitende Zeit fällt ein Brief Dr. Falckenstein's in Berlin, der mit dem größten Interesse sich um die Organisation des Vereins erkundigte. Wie bekannt, erfolgte auf seine Anregung ein Jahr später die Gründung des „Allgemeinen Deutschen Schulvereins", der durch die unermüdliche Thätigkeit nationalgesinnter Männer im Deutschen Reiche eine langsame, aber stetige Entwickelung zu verzeichnen hat. Von diesen Männern seien neben Dr. Falckenstein nur genannt: Dr. Hedinger in Stuttgart, der leider schon verstorbene Dr. Herrmann in Leipzig, Dr. Vormeng in Berlin, Dr. Groos in Baden, Cornelius Gurlitt in Berlin.

Ebenso wurde der Deutsche Schulverein das Vorbild des Czechischen Schulvereins, des Italienischen Schulvereins (Pro patria), des Slowenischen Cyrill- und Methudvereins, des Katholischen Schulvereins, der Magyarischen Culturvereine und vieler ähnlicher Vereine.

Digitized by Google

Am 2. Juli 1880 fand in Wien die constituirende Versammlung des Vereins statt, an dessen Spitze Dr. Moritz Weitlof gestellt wurde, der seit zehn Jahren mit hingebungsvollem Eifer die Stelle des Obmanns versieht.

Ende des Jahres, kaum ein halbes Jahr nach seiner Gründung, wurde er am vierten Deutsch-österreichischen Parteitage schon als eine große öffentliche Macht anerkannt und seine Förderung als „eine nationale und patriotische Pflicht jedes freisinnigen Deutschen in Oesterreich" erklärt.

Im Jahre 1881 kamen die neuen Satzungen zur Durchführung, denen zufolge die Vereinsgliederung nach Ortsgruppen erfolgte, welche ihren Vorstand selbständig wählen, die Beiträge einkassiren und das Recht haben, Vertreter in die jährlich stattfindende Hauptversammlung zu entsenden.

Rasch bildeten sich eine große Anzahl von Ortsgruppen, deren heute 1029 bestehen, von denen auf Niederösterreich 161, Oberösterreich 59, Salzburg 6, Steiermark 97, Kärnten 40, Krain 8, Görz 1, Küstenland und Triest 1, Tirol 12, Vorarlberg 3, Böhmen 458, Mähren 136, Schlesien 45, Bukowina 2 entfallen.

In schnellem Aufschwunge entwickelte sich der Verein und erreichte schon in dem Jahre 1884 seinen Höhepunkt, um seitdem so ziemlich in Bezug auf Mitgliederanzahl und Einnahmen alljährlich dieselben Ziffern aufzuweisen. Daß seit 1884 eine gewisse Stetigkeit eingetreten ist, trotzdem fortwährendes Wachsthum noch immer zu wünschen gewesen wäre, ist hauptsächlich dem Umstande zuzuschreiben, daß von diesem Jahre an die antisemitische Agitation in den Verein getragen wurde, welche schließlich mit dem Ausscheiden der antisemitischen Deutschnationalen aus dem Verein endete. Der Führer dieser Bewegung war der Abgeordnete Georg Ritter von Schönerer, der von der Gründung an dem Vereine angehörte und in der constituirenden Versammlung am 2. Juli 1880 in den Aufsichtsrath gewählt worden war. Auf die unerquicklichen Einzelheiten dieser Phase der Entwickelung des Vereins will ich hier nicht eingehen. Die Forderung der antisemitischen Deutschnationalen, sogenannte „judenreine" Ortsgruppen bilden zu dürfen, wurde von der Vereinsleitung und von der Hauptversammlung in Salzburg im Jahre 1886 abgelehnt. So wenig im Sinne der ersten und aller folgenden Aufrufe, die zum Eintritte in den Verein aufforderten, den antisemitischen Deutschnationalen durch ihren Eintritt in den Verein ein Aufgeben ihrer Ueberzeugungen zugemuthet wurde, so sehr von Anfang an das Bestreben dahin ging, alle Parteischattirungen im Deutschen Schulvereine unter dem nationalen Gedanken zu sammeln, ebenso war es geboten, allen jenen Bemühungen entgegenzutreten, welche in irgendeiner Form die Parteistellung einzelner Mitglieder oder gar Ortsgruppen innerhalb des Vereins zum Ausdrucke bringen wollten. So steht der Verein noch heute auf dem Standpunkte, daß er als solcher weder antisemitisch noch philosemitisch ist.

Die der antisemitisch-deutschnationalen Partei angehörigen Mitglieder des Deutschen Schulvereins traten in der Folge allenthalben aus den Ortsgruppen des Vereins aus und gründeten am 5. Juli 1886 den „Schulverein für Deutsche", welcher nach nicht ganz dreijährigem Bestande der Auflösung durch die Behörde verfiel.

Im Jahre 1884 erfolgte auch die bedeutsame Thatsache, daß mit der Gründung eigener Frauen- und Mädchen-

Digitized by Google

ortsgruppen begonnen wurde, die sich für den weitern Bestand des Vereins als sehr segensreich erwiesen. Etwa um dieselbe Zeit fingen die Ortsgruppen einzelner kleiner Gebiete an, in Entwickelung eines regen Vereinslebens miteinander in Verbindung zu treten, woraus sich alsbald Ortsgruppentage entwickelten, die sich als gleich förderlich erwiesen für die Ausbreitung des Vereins wie auch für die Kenntniß provinzialer und landschaftlicher Verhältnisse in Bezug auf nationale Gesinnung oder Gefährdung.

An dieser Stelle möge hervorgehoben werden, daß der Deutsche Schulverein nicht nur unmittelbar durch Erfüllung seines Vereinszweckes (Sicherung gefährdeten deutschen Bodens) wirksam war, sondern ebenso sehr mittelbar das nationale Leben beeinflußte, indem er die Deutschen in Oesterreich infolge seiner großen Ausbreitung und seiner stetigen agitatorischen und positiven Arbeit zu einer früher nicht für möglich gehaltenen nationalen Rührigkeit anspornte. So wie er für andere Nationen das Vorbild großer Schutz- oder wol auch Angriffsvereine bildete, so war er auch das Muster für eine Reihe kleinerer Schutzorganisationen unter den Deutschen Oesterreichs selbst. Es entstanden der Deutsche Böhmerwaldbund, der Bund der Deutschen Nordmährens, der Bund der Deutschen Nordböhmens, der Verein Südmark, welche mit Benutzung der Einrichtungen und Erfahrungen des Deutschen Schulvereins ihre Arbeit auf kleinere Gebiete beschränkten, während sie den Umfang ihrer Arbeit erheblich erweiterten und hauptsächlich auch die wirthschaftlichen Verhältnisse der Stammesgenossen zum Gegenstande ihrer Studien und Bestrebungen machten.

* * *

An diese Skizze der Gründung und Entwickelung des für Oesterreich hochbedeutsamen Vereins reihe sich nunmehr ein Bild der Art seiner Thätigkeit. Da seine Aufgabe der Schutz der deutschen Sprachgrenzen und Sprachinseln war, so war vor allem deren Studium nöthig. Es wurde daher das ganze gefährdete Gebiet, d. h. alles Land, das außer Deutschen noch andere Stämme beherbergte, an eine Anzahl von „Referenten" vertheilt. Diesen lag es zuerst ob, etwa einlaufende Bitten zu prüfen und die angemessenen Vorschläge dem Ausschusse zu erstatten. Sodann aber war es auch seine Aufgabe, das ihm zugewiesene Gebiet in Bezug auf dessen sprachliche Zustände genau kennen zu lernen. Dazu genügten alsbald nicht mehr die literarischen Hülfsmittel und die Verbindungen mit landsässigen Personen. Es war oft nöthig, zur Aufklärung wichtiger Punkte selbst in jene Gegenden zu reisen, und es hat sich ergeben, daß gerade diese oft nicht ohne Mühe und Opfer unternommenen Reisen dem Vereine von großem Vortheile waren.

Von diesen Reisen ausgehend, entwickelt der sehr verdiente Secretär des Deutschen Schulvereins, Karl Neumann, in der von ihm verfaßten Denkschrift*, deren Lesung jedem, der sich näher für den hier behandelten Gegenstand interessirt, auf das dringendste empfohlen werden muß, ein Bild der Vereinsthätigkeit, wie es übersichtlicher und klarer nicht gegeben werden kann. Wir ertheilen also ihm selbst das Wort. Er sagt:

* „Zehn Jahre deutscher Arbeit. Gedenkschrift zum zehnjährigen Bestande des Deutschen Schulvereins in Wien. Im Auftrage der Vereinsleitung verfaßt vom Vereinssecretär. Mit 5 Tafeln" (Wien, Verlag des Deutschen Schulvereins, 1890).

Digitized by Google

„Außer der Belehrung der Referenten zeitigten diese Reisen noch eine andere, eine höchst werthvolle Frucht: sie schufen Vertrauen. Der einsame Landmann in entlegenem Dorfe, der Jahr für Jahr ein Stück ums andere des deutschen Volksgebrauches um sich herum verschwinden sah nnd schon verzagen mochte, ob über seiner Grube wol ein deutsches Segenswort noch klingen werde, der fand sich wunderbar getröstet, daß an seiner Sorge auch andere Volksgenossen — weit von ihm — herzlichen Antheil nahmen und, was an ihnen war, zu helfen sich bereit zeigten. Die Gleichgesinnten rückten einander näher, kleinlicher Zwist ward vergessen, und manchem mag bei solchem Anlasse vielleicht zum ersten male das beseligende Gefühl aufgegangen sein, an der Erfüllung einer großen Pflicht mitgewirkt zu haben.

„Es war nur natürlich, daß bei der allgemein bedrängten Lage der Deutschen jede solcher Reisen die Zahl der Punkte vermehrte, an denen der Schulverein unterstützend eingreifen sollte. Nicht nur daß der Referent eine Reihe solcher bedrohter Orte aus eigener Anschauung kennen gelernt hatte: auch wer beim Nachbar gesehen hatte, daß ihm geholfen worden, wollte nun gleicher Hülfe theilhaft werden, und die Unterstützungsansuchen mehrten sich ungemein. Da trat der Zahlmeister des Vereins in sein gutes Recht, wenn er dem lebhaften Wunsche, möglichst überall zu helfen, die ruhige Mahnung an die Seite setzte, auch die reichste Einnahme könne endlich erschöpft werden, und man dürfe nichts versprechen, was halten zu können man nicht sicher sei. Am 5. Sept. 1882 verlangte Zahlmeister Julius Eckel eine eingehende Prüfung und Berathung der finanziellen Lage des Vereins, und wenn auch am 26. Sept. desselben Jahres der Obmann erklären konnte, die vorgenommene Untersuchung ergebe keinen Grund, in den Unterstützungen eine Beschränkung eintreten zu lassen, so wußte der Zahlmeister es doch durchzusetzen, daß vom nächsten Jahre an wenigstens die äußerste Grenze bezeichnet werde, bis zu welcher der Verein Verpflichtungen übernehmen dürfe. Dies führte zur Aufstellung eines Jahresvoranschlages. Bisher ward, wie schon erwähnt, jede erfolgte Bewilligung einer Unterstützung von der Kasse sofort bedeckt, gleichviel, ob ihre Auslage alsbald oder erst im Laufe der Jahre erfolgen sollte. Nun war aber leicht einzusehen, daß es die gebotene Vorsicht übertreiben hieße, jährlich wiederkehrende Auslagen namentlich für die Erhaltung der eigenen Anstalten auf Jahre hinaus zu bedecken, daß es vielmehr vollkommen genüge, diese Auslagen aus den alljährlich zu erwartenden Einnahmen in erster Linie sicherzustellen. Diese muthmaßlichen Jahreseinnahmen wurden nun nach den Erfahrungen der vorausgegangenen Jahre mit großer Vorsicht geschätzt und aus denselben nach Abschlag der Verwaltungsauslagen die Summe festgesetzt, welche für Schulzwecke verausgabt werden dürfte. Und damit nicht etwa allzu großer Eifer einzelner Referenten in leicht erklärlicher Bevorzugung der eigenen Wirksamkeitsgebiete den übrigen die Mittel zu ausreichendem Schutze ihrer Gebiete vorweg verbrauche, sondern auch hierin ein planvolles Ausgleichen zur Geltung komme, wurde die für Schulzwecke verfügbare Summe nach einem aus der Erfahrung der Vorjahre gewonnenen Procentverhältnisse unter die einzelnen Länder und deren Referenten aufgetheilt und damit verhindert, daß irgendein Theil des bedrohten Sprachbodens mangels vorhandener Mittel nicht ausreichend gesichert werden könnte.

Digitized by Google

Den Referenten aber gewährte es für ihre Thätigkeit doch einen festen Rückhalt, den Betrag zu kennen, über welchen sie nothwendigenfalls unter Zustimmung der Vereinsleitung verfügen konnten, und auf dieser sichern Grundlage entwickelte sich in den nächsten Jahren eine ausgebreitete und vielfach gegliederte Wirksamkeit.

„Es kann hier nicht die Aufzählung der erdrückend langen Reihe jener Fälle erwartet werden, in denen sich der Schulverein zum Einschreiten bestimmt fand; es wird aber auch ohne ermüdende Ziffernfülle möglich sein, ein ungefähres Bild von dem Umfange und der Eigenart der Vereinswirksamkeit anschaulich zu machen. Nach wie vor blieb im Mittelpunkte der Vereinsbestrebungen die Errichtung öffentlicher deutscher Schulen bestehen. Dieselbe ist aber an gesetzlich bestimmte Bedingungen geknüpft, die an den sprachlich bedrohten Orten vielfach entweder nicht völlig vorhanden oder nicht völlig erweisbar waren. Der Schulverein sah sich daher genöthigt, den Nachweis dieser Bedingungen zumeist durch den Bestand gedeihender eigener Vereinsschulen zu erbringen. Wenn in der Ortschaft Paulowitz bei Olmütz die behördliche Erhebung die nothwendige Zahl von 40 schulpflichtigen deutschen Kindern nicht festzustellen vermochte, so konnte die Errichtung einer einklassigen öffentlichen deutschen Volksschule als im Gesetze nicht begründet auch weiter nicht begehrt werden. Anders gestaltete sich die Sachlage durch die Errichtung einer Schulvereinsschule, für welche noch vor der Eröffnung schon 90 deutsche Kinder angemeldet waren und welche mit 101 Kindern wirklich eröffnet wurde, um sich in vier Jahren zur vierklassigen Schule mit 296 Kindern auszugestalten. Bei dieser thatsächlich erwiesenen Schülerzahl war es nun nicht sehr schwierig, die Uebernahme dieser Schule in ihrem vollen Bestande in die öffentliche Verwaltung durchzusetzen, welche der Schulverein gern durch Ueberlassung des Schulgebäudes, der Einrichtung und Lehrmittel zur Benützung sowie durch einen mäßigen jährlichen Zuschuß zu den Erhaltungskosten förderte. So günstig freilich wie hier gestalteten sich die Verhältnisse nicht überall, und der Verein sah sich zur Errichtung eigener Schulen in größerm Maße genöthigt, als ursprünglich beabsichtigt war, sodaß namentlich die Jahre 1881—84 durchschnittlich acht neue Schulgründungen jährlich aufweisen. Diesen, sowie bedrohten öffentlichen Schulen den nöthigen Untergrund zu schaffen in der Zuführung sprachlich bereits vorgeübter Kinder, wurden zahlreiche Vereinskindergärten errichtet — in den Jahren 1882—84 durchschnittlich 11 in jedem Jahre — sodaß der Verein im letztgenannten Jahre, welches in gewissem Sinne den Höhepunkt seiner ausgebreiteten Wirksamkeit bezeichnet, bereits 65 eigene Anstalten (32 Schulen, 33 Kindergärten) besaß, deren Erhaltung nun schon beträchtliche Summen und deren Verwaltung ein tüchtiges Maß Arbeit und Sorgfalt in Anspruch nahm. Daneben wurden bereits bestehende, aber bedrohte deutsche Schulen in der mannichfachsten Form unterstützt, die sich nach der Art und Größe ihrer Gefährdung richtete. Und darauf beruhte ein großer Theil der Erfolge des Schulvereins, daß seine Leitung jeden einzelnen Fall nach seiner Eigenart behandelte. Manche deutsche Schule vermochte im Wettbewerbe mit der nächstgelegenen, oder selbst im Orte befindlichen anderssprachigen Schule auf die Dauer nicht zu bestehen, weil diese ihren Schulkindern und deren Aeltern erhebliche materielle Vortheile gewährte: die Kinder wurden nicht nur kostenlos

Digitized by Google

unterrichtet, sondern auch mit Lehrbüchern und Schulrequisiten, im Winter selbst mit warmer Kleidung ausgestattet und überdies für die Aeltern die auf sie entfallenden Schulumlagen bestritten. Da meinte der Schulverein nicht zurückstehen zu dürfen und den Kindern der deutschen Schule dieselben Vortheile bieten zu müssen, damit nicht Noth oder Unvernunft der Aeltern sie von der deutschen Schule fernhalte und ihrem Volke verloren gehen lasse. Manchen Schulen gebrach es an der nöthigen sachlichen Einrichtung, den erforderlichen Lehrmitteln und einer guten Sammlung von belehrenden und bildenden Jugendschriften, und zu diesen meist einmaligen kleinern, aber durch ihr oftes Vorkommen (jährlich etwa 30 Fälle) doch erwähnenswerthen Auslagen hat sich der Schulverein gern bereit gefunden.

„Insbesondere bildete die Auswahl der Jugendschriften Gegenstand einer immerwährenden Sorge: nur solche Bücher beizustellen, denen ein wirklich national erziehender Werth innewohne und in denen doch alles vermieden sei, was irgend beanstandet werden könnte. Nur vollkommen mit den Verhältnissen Vertraute vermögen die Schwierigkeit solcher Auswahl zu würdigen, da alljährlich Bücher, die von hervorragenden Schulmännern übereinstimmend empfohlen wurden, plötzlich beanstandet und aus allerengsten Gesichtspunkten verboten werden.

„Das Wichtigste für das gedeihliche Wirken einer Schule auch in nationalem Sinne bleibt aber immer der treffliche Lehrer. Solche für bedrohte Orte zu gewinnen oder an diesen Orten festzuhalten, ließ der Schulverein sein eifriges Bestreben sein. Besonders tüchtige und erfolgreiche Handhabung des deutschen Unterrichts wurde bei Lehrern in sonst auskömmlicher Stellung durch einmalige Remunerationen und Ehrengaben anerkannt und dadurch zu neuem Eifer angeregt; an zahlreichen Orten aber, wo den Lehrern nur eine geringe Besoldung geboten wurde und wo zugleich die Entlegenheit der Gegend jeden anregenden Verkehr und die bescheidensten Genüsse des Lebens ausschloß, konnten tüchtige Lehrer nur dadurch herangezogen und festgehalten werden, daß ihnen der Schulverein für ein mehrjähriges Wirken einen dauernden Gehaltszuschuß sicherte, der mitunter sogar in der amtlichen Ausschreibung der Stelle ersichtlich gemacht wurde. Es ist für das gedeihliche Wirken einer deutschen Schule endlich nicht ohne Nachtheil, wenn an ihr der katholische Religions- und der Handarbeitsunterricht in anderer Sprache ertheilt wird; daher ließ es sich der Schulverein angelegen sein, an einzelnen Schulen durch jährliche Entschädigung der aufgewandten Mühe deutsche Priester als Katecheten zu gewinnen, und war in gleicher Weise besorgt, durch dauernde Remunerationen deutsche Industriallehrerinnen an bedrohten Schulen zu erhalten. Auch ganze Gemeinden wurden in dem Bestreben, ihre deutschen Schulen zu bewahren und immer besser auszugestalten, durch Zuwendung selbst größerer Beträge gefördert. Hier wurde die Miethe der Schulräume beglichen, dort die Erweiterung der Schule um eine Klasse durch Herrichtung des vorhandenen Schulzimmers oder durch den Zubau eines neuen ermöglicht, daneben sonstige Schullasten der Gemeinde nach Möglichkeit erleichtert. Vielfach war aber die Erlangung oder Erhaltung einer öffentlichen deutschen Schule an den Bau eines eigenen Schulhauses geknüpft, der von der Behörde gefordert wurde, für welchen die Gemeinde aber trotz allen guten Willens die erforderlichen Mittel aufzubringen nicht im

Digitized by Google

Stande war. Längeres Zuwarten auf etwaige spätere Besserung der Gemeindeverhältnisse war meist aussichtslos gefährlich, weil gerade in solch bedrängter Lage die Versuchung eines nationalen Gegenvereins mit den verlockendsten Anboten an die armen Gemeindegenossen herantrat. Da scheute der Schulverein selbst namhafte Opfer nicht, um solchen zweifach bedrohten Gemeinden beizuspringen, wenn diese nur selbst auch einen Theil der Baulasten auf sich zu nehmen willig waren. Freilich mußte bedacht werden, daß bei dem raschen Wechsel von Personen und Verhältnissen in ein mit Schulvereinshülfe erbautes Schulhaus auch eine anderssprachige Schule einmal einziehen könnte.

„Solche Schmach möglichst zu verhindern, wurden diese Schulbauunterstützungen nur als unverzinsliche Darlehne gewährt, die sofort rückzahlbar werden sollten, wenn in der Schule, dessen Heim sie erbauen halfen, die deutsche Sprache nicht mehr die ausschließliche Unterrichtssprache wäre. So wurde Jahr um Jahr zwanzig und mehr deutschen Orten zu würdigen Schulhäusern verholfen, deren jedes einzelne für nicht absehbare Zeit ein festes Bollwerk an der Sprachgrenze bedeutet. Auch für die Vereinsschulen wurden nach und nach eigene Schulhäuser theils erworben und hergerichtet, theils neu erbaut, und seit langem werden alljährlich vier bis sechs solcher neuer Häuser fertig gestellt."

Es wäre verlockend, um ein lebendiges Bild der Verhältnisse an den deutschen Sprachgrenzen in Oesterreich und der Wirksamkeit des Vereins vorzuführen, einige greifbare Fälle zu erzählen. Das würde aber zu weit führen, da hierzu es einer ausmalenden Schilderung bedürfte. Einige Einzelheiten müssen immerhin hervorgehoben werden, um bei aller Kürze doch eine möglichst vollständige Vorstellung vom Vereine zu bieten. Eins seiner besondern Kennzeichen ist, daß er auch in solchen Gegenden unsers Vaterlandes, die sprachlich rein deutsch sind, wie Ober- und Niederösterreich, große Verbreitung gefunden hat. So hat Niederösterreich, um nur ein Beispiel anzuführen, in den zehn Jahren des Bestandes des Vereins jährlich an Mitgliedern rund 20000 gestellt. Die Gesammtleistung des Vereins beträgt in den zehn Jahren bei einem jährlichen Mitgliederstande von über 100000: 2,246898 Fl. 44 Kr. Für Schulzwecke wurden in derselben Zeit ausgegeben: 1,808815 Fl. 76 Kr.* Dabei ist zu bemerken, daß die Gründerbeiträge in der Höhe von 161071 Fl. 16 Kr. satzungsgemäß nicht verwendet werden dürfen, sondern einen Reservefond zu bilden haben. Alle von dem Vereine ständig angestellten Lehrer und Beamten sind durch ein Pensionsstatut für ihr Alter versichert. Wir haben es also im Deutschen Schulvereine mit einer gut fundirten Institution zu thun, die heute eine Summe von Arbeit bewältigt, die die Schulverwaltung manches einzelnen kleinern Landes in diesem Umfange nicht zu leisten hat. Die damit verbundene Gefahr der Bureaukratisirung des Vereins ist freilich nicht zu übersehen, und schon werden wiederholt im Schoße des Ausschusses Stimmen laut, welche dieser Gefahr gegenüber eine künftige Decentralisation und Neuorganisation des Vereins im Sinne einer solchen Decentralisation befürworten. Auch ich halte es für nöthig, alles vorzubereiten, um einer

* Darunter 65600 Fl. Einzahlungen an den Ersten allgemeinen Beamtenverein zur Sicherung der Pensionsansprüche der Lehrer und Beamten.

Digitized by Google

solchen Neugestaltung die Wege zu ebnen. Natürlich ist es, daß man solche Versuche nicht leichtsinnig hervorrufen wird. Auch der Unterschied zwischen unserm Vereine und dem Allgemeinen Deutschen Schulvereine im Deutschen Reiche muß festgehalten werden. Dieser ist ein Verein mit gleichsam idealen Zwecken. Er denkt eigentlich an das Deutschthum in der ganzen Welt. Wir bescheiden uns mit einem verhältnißmäßig engen Bezirke. Gegründet für „die im Reichsrathe vertretenen Königreiche und Länder", hat unser Verein auch aus diesem Umfange noch die Länder Galizien, Bukowina und Dalmatien fast ganz ausgeschieden und seine Thätigkeit ausschließlich auf die ehemaligen deutschen Bundesländer eingeschränkt. Hier findet er ein Feld reichster Wirksamkeit auf viele Jahre hinaus.

„Mächtig, von Freund und Feind geachtet", so schließt die erwähnte Denkschrift, „steht heute der Deutsche Schulverein gefestigt da. Er hat in den zehn Jahren seines Bestandes 43 Schulen und 59 Kindergärten ins Leben gerufen, von welchen nur 3 Anstalten die in sie gesetzten Erwartungen nicht erfüllten und daher wieder aufgelassen wurden. Vier Schulen wurden, wie bereits erwähnt, in die öffentliche Verwaltung übergeben. Er hat während dieser Zeit 28 Schulhäuser erbaut, welche zur Aufnahme eigener wie öffentlicher Anstalten bestimmt waren, und überdies 16 Häuser käuflich erworben und für Schulzwecke adaptiert, sodaß sein Realitätenbesitz heute 44 Gebäude nebst den dazugehörigen Schul- und Turngärten umfaßt. Außerdem wurden mit seiner oft höchst beträchtlichen Unterstützung 169 Schulgebäude für bestehende öffentliche Schulen errichtet. Eine große Zahl öffentlicher und privater Schulen und Kindergärten wurde theils einmalig, theils wiederholt, ja selbst dauernd unterstützt, sei es durch besondere Zuwendungen an Lehr- und Lernmitteln, an Schulbüchern, an ganzen Schulbibliotheken sowie an nothwendigen Einrichtungsstücken. Eine ganze Reihe von Lehrpersonen erhielt dauernde Gehaltszulagen, eine noch größere Anzahl einmalige Unterstützungen und Ehrengaben. Die Ertheilung katholischen Religions-, sowie des deutschen Sprach-, des Handarbeits- und des gewerblichen Fortbildungsunterrichtes wurde gefördert, für arme Kinder das Schulgeld gezahlt und warme Kleidung beschafft, ihnen Mittagsuppen verabreicht, zur Heranziehung deutscher Lehramtszöglinge Stipendien gewährt und für alle diese Unterstützungen in der mannichfachsten Form ein Betrag von rund 1,743000 Fl. wirklich verausgabt, eine Ziffer, die wol beredt genug für die Wirksamkeit des Vereins spricht. Mit Befriedigung kann heute jeder warmfühlende Deutsche auf diese stolze nationale Schöpfung blicken, die größte, die das deutsche Volk in Oesterreich hervorgebracht. Denn wie groß auch das Verdienst Einzelner um das Gedeihen und die Ausgestaltung derselben sein mag, was der Schulverein bis heute geworden ist, verdankt er dem treuen, hingebungsvollen Zusammenwirken aller seiner Mitglieder. Einem großen Volke anzugehören, an seiner ruhmvollen Vergangenheit sich erheben, von seinem Culturschatze sich nähern zu können, ist ein hohes Glück, das dem Einzelnen unverdient in den Schoß fällt; aber es legt Pflichten auf, die von den Aeltern auf Kinder und Enkel sich forterben: unablässig bemüht zu sein, der Vorfahren sich würdig zu erweisen durch Wahrung und Mehrung der überkommenen geistigen Schätze in Sprache und Sitte. Der Deutsche Schulverein stellt bei allem, was bisher geschaffen,

Digitized by Google

doch nur einen kleinen Bruchtheil der großen deutschen Culturarbeit dar, der durch größere Leistungen leicht in den Schatten gestellt werden kann; worin er aber nicht übertroffen, höchstens erreicht werden kann, ist seine werkthätige Liebe zu seinem Volke."

Richard Gosche.

Ein Charakterbild von **Ludwig Fränkel.**

Durch ein betrübendes Geschick ist am 29. Oct. 1889 plötzlich ein Mann von uns genommen worden, der wie wenige berufen war, die Vielseitigkeit des modern-deutschen geistigen Strebens in hohem Glanze an seiner Person widerzuspiegeln. Unsere Zeit liebte er als ihr Kind und vertheidigte später, durch eine reifende Lebensführung in das Verständniß ihres Wesens eingedrungen, ihr gutes Recht.

Richard Adolf Gosche war am 4. Juni 1824 zu Neuendorf bei Krossen geboren, ein norddeutscher Predigerssohn, aus gut protestantischem, der wahren Herzensfrömmigkeit allezeit offenem Hause. Nach einer trefflichen Jugenderziehung, die alle Vortheile neuzeitlicher Bildung gebührend verwerthete, widmete sich Gosche auf der Hochschule philologischen Studien, womit er einer schon auf der Gymnasialbank innig gepflegten Neigung Genüge leistete. Sie erstreckten sich über ein außerordentlich weites Feld, insofern ihn die Forschung auf altclassischem Boden zur damals eben emporblühenden Orientalistik leitete, während sein ausgesprochener Hang zur literarhistorischen Nutzbarmachung der gewonnenen Sprachkenntnisse ihn veranlaßte, auch die modernen Literaturen in ausgedehntem Umfange kennen zu lernen. Ein solches Beginnen kostete damals noch erhebliche Selbstüberwindung. Denn was man an Hülfsmitteln besaß, um sich über den Entwickelungsgang und über die Denkmäler des neusprachlichen Schriftthums zu unterrichten, entstammte fast ausnahmslos dilettantischer Feder oder stieß durch unsagliche Schönrednerei und das Fehlen einer höheren umfassenden Anschauung jeden ab, der tiefer greifende Ansprüche erhob. Seltene Gründlichkeit war hier wie überall Gosche's Haupttugend, der oberste Grundsatz im Lernen und Lehren. Ein oberflächliches Naschen an den Blüten der Dichtkunst war ihm in innerster Seele zuwider, und deshalb traf ihn später bei einem unerquicklichen Streite mit einem bekannten Gelehrten kein Vorwurf so schmerzlich als der des Mangels an Genauigkeit und Tiefe. Daß er diese Gewissenhaftigkeit schon früh praktisch bethätigte, beweisen die ungemein fleißigen bibliographischen Sammlungen, die er mit geringer Unterbrechung das ganze Leben hindurch fortgesetzt hat. Bezeichnend spricht er im Vorworte zu dem 1865 von ihm herausgegebenen „Jahrbuch für Literaturgeschichte" von „seinen angeborenen bibliothekarischen Neigungen und der ihm anerzogenen bibliographischen Geduld".* Die noth-

* Vgl. „Das Archiv, bibliographische Wochenschrift", III, Nr. 8: L. Fränkel, „Richard Gosche, ein deutscher Musterbibliograph".

Digitized by Google

wendige Schule machte er als Bibliotheksbeamter in Berlin durch; daselbst wurden ihm die herrlichen Bücherschätze, welche die Fürsorge des preußischen Staates und König Friedrich Wilhelm's IV. insbesondere in reichster Fülle aufgestapelt hatte, lieb und vertraut. Aus solcher Beschäftigung entfaltete sich in der Folge ein bezeichnender Zug seiner ganzen wissenschaftlichen Methode, die allseitige sachliche Durchdringung jedes zum Specialstudium gewählten Themas. In den funfziger Jahren ward es ihm vergönnt, auch auf literarhistorischem Gebiete die Früchte hingebender Arbeit dem Dienste der Oeffentlichkeit darzubringen. Sein bezügliches Lehramt an der Universität und an der Kriegsakademie zu Berlin bot ihm die beste Gelegenheit, seine gediegene Kenntniß der Weltliteratur, in deren Behandlung sich ja bis heute wie nirgends Flüchtigkeit breit macht, auf ehrendste Weise auszumünzen. Nebenher liefen aber beständig die orientalischen Studien, und deren mannichfache glückliche Ergebnisse verursachten auch Anfang der sechziger Jahre seine Ernennung zum ordentlichen Professor dieser Disciplin an der halleschen Universität. Hier hat er seitdem bis zum Tode in voll gesegneter Schaffenslust gewirkt, als Meister unter zahlreichen Jüngern, als Autorität anerkannt auf orientalistischem wie auf literarhistorischem Gebiete. Einfach verfloß fürder sein Leben, aber geschmückt durch die liebevolle Pflege anhänglicher Verwandten in Freuden und in den oft genug arg anklopfenden körperlichen Leiden, geehrt durch das ausgezeichnete Vertrauen seiner Mitbürger und die unbegrenzte Hochachtung seiner Schüler.

Betrachten wir Gosche zunächst als Gelehrten. Obwol Mann strenger Wissenschaftlichkeit und aller Seichtigkeit abgesagter Feind, galt es ihm doch immer als ein würdiger Beruf des wahren Gelehrten, weitern Kreisen aus dem Wissensborne des Specialisten zu spenden und die mündlichen und schriftlichen Darlegungen seiner Studien in eine gefällige Form zu kleiden, die das Anziehende des Inhalts um so nachdrücklicher hervortreten ließe. Als Orientalist vertrat er rühmlichst die westasiatischen semitischen und mongolischen Sprachen. Hebräisch, Arabisch und Syrisch waren ihm gleich geläufig wie das Türkische in seinen vielen Verzweigungen, und auch die indogermanischen Sprachstämme des Ostens, z. B. das Persische, beherrschte er bis auf grammatikalische Feinheiten. So war er auf dem Lehrstuhle ein würdiger College des polyglotten Aug. Fr. Pott. Der eigenartige Stoff brachte es mit sich, daß sich hier nur wenig für Laien Mittheilenswerthes fand* und auch das wissenschaftliche Interesse stets in der Hauptsache auf die eigentlichen Orientalisten und philologisch arbeitenden Theologen sich beschränkte. Um so mehr gelang es Gosche's Unternehmungen aus dem Umkreise der Literaturgeschichte, sich bei einer großen Gemeinde von Gelehrten und Gebildeten überhaupt williges Gehör zu verschaffen und bald dauernde Theilnahme zu sichern. Welcher Art des Forschungsbetriebs er hier zuneigte, zeigt seine liebevolle Charakteristik von G. G. Gervinus (1871). Zwei Jahre nach der 1863 erfolgten Uebersiedelung nach Halle trat der erste Band eines „Jahrbuchs für Literaturgeschichte", von namhaften Mitarbeitern unterstützt, hervor. Von Gosche selbst enthielt er den ersten Abschnitt einer feinsinnigen Studie

* Vgl. „Al-Ghazzali's Leben und Werke" (1858); „Die Kitâb el-awâil" (d. i. 10. Muse), (1867).

Digitized by Google

über den berühmten Humoristen Jonathan Swift; leider ist der angekündigte zweite, der die Epoche der „Gulliver-Reisen" und der „Tuchhändlerbriefe" einschließen sollte, nie gefolgt. Ferner, außer einer interessanten Miscelle, welche zuerst die Wahl des Namens von Lessing's „Nathan", einer Lieblingsfigur Gosche's, erklärt, die mit erstaunlichstem Fleiße angelegte „Uebersicht der literarhistorischen Arbeiten in den Jahren 1863 und 1864", die auf dritthalb hundert Seiten an 2000 Schriften und Abhandlungen überschaute. Durch verschiedene Umstände wurde leider die unmittelbare Fortsetzung des dankenswerthen Unternehmens vereitelt. Erst 1870 erstand es von neuem als „Archiv für Literaturgeschichte", das sich, bis 1888 von dem an Gosche's Redacteurplatz tretenden Franz Schnorr von Carolsfeld fortgeführt und nun durch die Seuffert'sche „Vierteljahrsschrift" abgelöst, binnen kurzem zum Range eines leitenden Fachorgans aufschwang. Auch hier hat Gosche manche köstliche Perle seines weitreichenden Wissens niedergelegt. Shakespeare und Lessing, die beiden freigeistigen Genien der neuzeitlichen germanischen Literaturen, standen im Mittelpunkte dieser Studien. Beispielsweise hat er die Deutsche Shakespeare-Gesellschaft, zu deren begeistertsten und sachkundigsten Mitgliedern er gehörte, dreimal mit vorzüglichen Jahresreden erfreut. Bemühte er sich hier, an den gewaltigen Briten mehr mit allgemeinern Gesichtspunkten heranzutreten, so bewies er andererseits seine eingehenden Kenntnisse in Stoff- und Quellenkunde durch die trefflich brauchbaren Einleitungen in der — für Grote's Sammlung — von ihm mit B. Tschischwitz besorgten illustrirten Ausgabe von Schlegel-Tieck's Shakespeare-Uebersetzung. Bei Lessing bewährte er sich ebenfalls als mustergültiger Herausgeber, und auch andern Koryphäen des classischen Schriftthums kamen die Früchte seines Fleißes zugute. Am vollendetsten paarten sich sachliches Wissen und ästhetisches Verständniß, wenn er einen Boden betrat, wo sich Morgen- und Abendland enge berühren. Die harmonische Verbindung beider Culturelemente in Goethe's „Westöstlichem Divan" deutete sein bezüglicher Vortrag bewundernswerth nachempfindend an, und seine Biographie von Georg Ebers ward der persönlichen Einheit des Aegyptologen und des Romandichters so vollkommen gerecht, daß die Theilnahme des Publikums eine zweite Auflage (1887) erzwang. Wenn er über die Literatur des deutschen Reformationszeitalters las, entgingen dem gefesselten Hörer nicht die merklichen Einflüsse der verschiedenen orientalischen und romanischen Unterströmungen. Hier erwuchs übrigens nebenbei eine rein germanistische Arbeit: „Ueber die Lieder und Reime von Straßburg bis zum Beginn der Reformation" (Leipzig 1872); früher entstand „Sebastian Frank als Geograph" (1851). In der ältern und neuern Literatur der Franzosen war er bewandert wie kaum ein Fachgenosse. Man sehe den Aufsatz „Die Bewegung der französischen Literatur in den Jahren 1863—67" („Archiv für Literaturgeschichte", Bd. 1), in welcher Uebersicht er an 140 Nummern vorbeischreiten läßt, die Miscellen „Zum französischen Eulenspiegel", den Quellennachweis zu Goethe's „Offene Tafel" u. s. f. Allenthalben bethätigte er sich als fleißiger Forscher auf dem Felde der vergleichenden Literaturgeschichte, einer Wissenschaft, die dazumal noch in den Kinderschuhen stak. Sie mit erzogen und mündig gemacht zu haben, ist nicht sein letztes Verdienst. Rege war seine Wirk-

Digitized by Google

samkeit namentlich für die Deutsche morgenländische Gesellschaft und ihr Organ.

Man darf Gosche jedoch trotz aller Vielseitigkeit nicht schlechtweg als Polyhistor bezeichnen; denn seine Gedächtnißkammer barg nicht todten Gelehrtenkram, wie ihn langjähriges Stubenhocken aufzuspeichern pflegt, sondern wirklich durcharbeiteten und in eine eigene Ideenwelt erhobenen Wissensstoff. Alles, was er erfahren und geschaut hatte, blühte in ihm zu frischem Leben auf. Er besaß selbst eine poetische Ader, die in seinen jungen Jahren mehrere vortreffliche Dichtungen entstehen ließ; insbesondere war er für Novelle und Lyrik über den Durchschnitt beanlagt. Veröffentlicht hat er davon nur Proben und zwar unter Pseudonymen. Auch in der sogenannten kleinen Skizze stand ihm eine eigene Fertigkeit zu Gebote; dem Worteklügeln und der Witzhascherei des Paradefeuilletons blieb er fern. Der Gemeinschaft der freischaffenden Literaten anzugehören, dünkte ihm keine Unehre, sondern ein Ruhm. Daher zählte er unter den Mitgliedern des Deutschen Schriftstellerverbandes zu den kräftigsten Verfechtern der Standesinteressen. Schließlich unterhielt er, überhaupt eifriger Kunstfreund, zur Musik theoretisch und praktisch ein inniges Verhältniß, wovon unter anderm der erläuternde Text zu dem 1883 erschienen Prachtwerke „Richard Wagner's Frauengestalten" von Bauer und Limmer hinreichendes Zeugniß ablegt. Man sieht, ihm schwebte das Terenzische „Nil humani a me alienum puto" im echtesten Sinne vor.

Gosche's gemeinnütziges Wirken sprengt den Rahmen des bisher von ihm gewonnenen Bildes nicht. Sein Herz trieb Feder und Rede hinaus ins Leben, ja sein für alles Edle entflammter Geist hieß ihn gerade hier sein Bestes spenden. Die eigenen fachwissenschaftlichen Forschungen, deren Ergebnisse er mit denen anderer verschmolz, boten ihm die Unterlage zu wohlgelungenen Culturgemälden allgemeiner Art, aus welchen die Studien über die maurische Alhambra (1854) hervorragen. „Als ob es dem Wesen eines ordentlichen Schriftstellers widerspräche, etwas ernsthaft gelernt zu haben!" rief er den Angreifern des Schriftstellers Ebers entgegen. In den letzten Jahrzehnten hat er vor bürgerlichen Vereinen ungezählte Vorträge über Themata der Literaturgeschichte gehalten, beseelt von dem glühenden Streben, die Bildung der Massen zu heben und dadurch ihr Dasein menschenwürdiger und geistig freier zu gestalten. Ueberall im öffentlichen Auftreten trug er eine aufrichtig volksthümliche Gesinnung zur Schau. Ein humanes Gemüth und die bestimmte Ueberzeugung von dem Berufe der modernen Weltanschauung hießen ihn alle Versuche, begrabene Bestrebungen neu zu erwecken, scharf geißeln. Er, der zeitweilig die Professur der alttestamentlichen Exegese mit ausfüllen mußte, verurteilte jede confessionelle Unduldsamkeit, und aufgeklärte Bekenner anderer Glaubenssatzungen konnten im gesellig bildenden Verkehr stets auf seine wohlwollende Hülfsbereitschaft rechnen. Wie solche Unvoreingenommenheit eine wahrhaft innige Frömmigkeit des Gemüths nicht verhinderte, so hing er in der Politik einer offen vaterländischen Richtung an, ohne seine freisinnigen Neigungen zu verleugnen. Er war bei Leibe kein Nörgler und grundsätzlicher Oppositionsmann, sondern haßte im Gegentheile die Fractionsprincipienreiterei und verschmähte darum nicht, der „Saale-Zeitung", die seit Jahrzehnten in der Provinz Sachsen in unabhängiger und sogar Gegnern Anerkennung abnöthigender Weise den gemäßigt liberalen Gedanken vertritt, Beirath und

Digitized by Google

Mitarbeiterschaft zu gewähren. Ein guter Preuße, war er von jenem höhern echten Patriotismus durchdrungen, der nicht mit rhetorischen Floskeln um sich wirft, sondern, das allgemeine Beste wollend, nach Maßgabe seiner Kraft der Gesammtheit zu dienen sucht, ohne im gegebenen Augenblicke die ehrliche eigene Ansicht zu vertuschen. Denn falsche Rücksichten kannte er ebenso wenig wie Vorurtheile. Als Halle endlich das lange ersehnte ständige Theater erhielt, war er ernstlich bemüht, durch aufmerksame Kritik in dem genannten Tagesblatte das junge Institut energisch zu fördern. Und er achtete nicht des verständnißlosen Tadels von mancher Seite, daß er, der Inhaber eines hohen Universitätsamts, auch über Aufführungen von Schwänken, Possen und Operetten berichtete. Er hatte eben längst mit den herkömmlichen Schranken altakademischen Zopfes gebrochen und ging, unbekümmert um Anfeindungen und Ränke, den geraden Weg mannhafter Ueberzeugung. Hiermit stimmte auch der Eindruck der äußern Erscheinung. Wenn die übermittelgroße Gestalt, ehrwürdig durch das wallende weißgraue Haar und die durchfurchte Stirn des Denkerantlitzes*, die Rednerbühne betrat, lagerte sich feierliche Stille auf der Versammlung und aller Augen und Ohren hingen an den Lippen, denen — in den letzten Jahren nicht ohne einige Anstrengung — der anziehende Stoff in peinlich erwogener Darstellungsform freien glatten Flusses entströmte. Die Wärme und Natürlichkeit der Rede zündeten und errangen regelmäßig stürmischen Beifall für den Inhalt, in dessen Interesse zu wirken einziger Zweck des Vortragenden war. Durchschlagende Erfolge auf diesem Felde erzeugten in ihm die höchste erwünschte Befriedigung.

Gosche hat dem väterlichen Hause des Schreibers dieser Zeilen sehr nahe gestanden und war mit dessen (1881 verstorbenem) Vater durch enge Freundschaft verbunden, die im Kampfe für die gleichen Anschauungen gestählt wurde. Sein letztes Auftreten in des Verfassers leipziger Heimat anläßlich des hundertjährigen Uhland-Jubiläums wird diesem deshalb ebenso unvergeßlich bleiben wie der Festvortrag, den er einst als Knabe von ihm an einem 10. Nov. über „das Recht des schönen Weibes bei Schiller" hörte. Nun haben seine ruhig dahinfließenden Tage tragisch geendet, und das deutsche Volk hat einen seiner treuesten Söhne zu früh in die Erde senken müssen.

* Vgl. das Bildniß in der „Illustrirten Zeitung" Nr. 2419.

Denkwürdiges.

Fortschritte in der mathematischen Erdkunde.

Eine veränderte Stellung der Erdachse ist nicht nachgewiesen. Schiaparelli machte zum ersten male darauf aufmerksam, daß auf der Grundlage von Berechnungen auf mehreren europäischen Sternwarten sich eine Veränderung der geographischen Breite derselben nachweisen ließe. Es lagen ihm jedoch noch zu wenig andauernde Beobachtungen vor, sodaß er die im Laufe der Zeit veränderte Stellung der

Digitized by Google

Erdachse zur Sonne nur als eine Annahme aufstellte, gegen die vom Standpunkte der Astronomie aus kein Einspruch zu erheben sei, wenn die Geologie dafür sprechende Thatsachen erbrächte. Diese Unterstützung wurde seiner Hypothese durch den unlängst verstorbenen Professor Neumayr in Wien und durch Nathorst in Stockholm zutheil. Ersterer erblickte in den bisher bekannten fossilen Floren der Tertiärzeit eine abnorme Gruppirung um den Pol und versuchte durch Verschiebung des Nordpols um 10 Grad, im Meridian von Ferro gegen das nordöstliche Asien, die Erklärung für „ein verhältnißmäßig entschieden nordischeres Gepräge der Floren von Alaska, Sachalin und anderer als derjenigen von Spitzbergen und Grönland" zu finden. Nathorst führte, besonders auf seine Studien der Flora Japans gestützt, diese Theorie weiter aus. Davon ausgehend, daß in der ältern Tertiärzeit in Japan das verhältnißmäßig kälteste, in Grönland das verhältnißmäßig wärmste Klima geherrscht habe, hält er es für richtiger, den Pol um weitere 10 Grad, im japanisch-grönländischen Meridian nach Nordasien hin, zu verschieben, sodaß der Pol der ältern Tertiärzeit seine Lage im nördlichen Asien etwa unter dem jetzigen 70.° nördl. Br. und 120.° östl. L. von Greenwich gehabt hat. „Wir würden", sagt er, „dann einer fossilen Flora, die als tertiäre angesprochen worden ist, schon ungefähr unter 85 Grad an der Lena begegnen."

Gegenwärtig nun liegen* die Ergebnisse der wissenschaftlichen Untersuchung von Pflanzenresten auf der Insel Neusibirien vor, die auf der von der Kaiserlichen Akademie der Wissenschaften zu St.-Petersburg zur Erforschung des Janalandes und der Neusibirischen Inseln in den Jahren 1885/86 ausgesandten Expedition durch Baron Eduard von Toll den „Holzbergen", der höchsten Erhebung der Südküste Neusibiriens unter 75° nördl. Br., entnommen sind. Diese Erhebung in einer Ausdehnung von etwa 5 Werst von West nach Ost und größter Höhe von 79,5 Meter galt als eine Ansammlung von Treibhölzern, „Noah-Hölzer", wie sie Middendorff nannte, die gleichzeitig mit den Mammuthen die großen sibirischen Ströme hinab bis zu den Inseln geschwemmt seien. Jetzt hat Baron Toll sie als ein typisches Braunkohlenprofil der Tertiärzeit erwiesen, und Professor Schmalhausen in Kiew hat sich dafür entschieden, daß die ihm vorgelegten, jenem Flötze entnommenen Pflanzen am Orte gewachsen und nicht angeschwemmt seien. Dazu ist hervorzuheben, daß die Blätter des californischen Mammuthbaumes (Sequoia) ganze Schichten bilden, daß Fruchtzapfen zwischen diesen häufig sind und auch Samen dieses Baumes neben Blütenständen und Früchten anderer Arten in den Ablagerungen erwähnt werden.

Zweifellos ist für Neusibirien zur Zeit der Bildung jener Schichten ein gemäßigtes Klima zu verzeichnen, das Wälder von Mammuthbäumen, Pappeln, aber auch von mehrern Pinus-Arten gedeihen ließ, was uns vor dasselbe Räthsel stellt, gleichviel ob wir den 70.° oder den 80.° nördl. Br. für Neusibirien annehmen.

„Sollte aber nicht", folgert Baron Toll, „das Vorhandensein von 5 Pinus-Arten im Tertiär des Grinnell-Landes, von 12 wohl unterscheidbaren Pinus-Arten auf Spitzbergen und unter diesen 3 Rothtannen, von 2 solchen auf Neusibirien ein nordischeres Gepräge verrathen, das diesen circumpolaren Floren im Gegensatze zu den südlichern eigen war? Endlich ist noch zu erwähnen, daß auf Sachalin, welche Insel nach der angenommenen Verschiebung unter den 67.° nördl. Br., also noch innerhalb des Polarkreises käme, von O. Heer unter andern südlichen Typen auch eine immergrüne Prunus-Art nachgewiesen ist, während auf Grinnell-Land, das dann unter 62° nördl. Br., also 5 Grad südlicher läge, nicht nur kein immergrüner Baum nachgewiesen ist, sondern vielmehr ein so

* Vgl. „Mémoires de l'Académie I. des sciences de St. Pétersbourg", VIIe série, Tome XXXVII, Nr. 5.

Digitized by Google

typisch-nordischer wie Pinus Abies. Mir scheint daher die Gruppirung um den Pol bei der unveränderten Lage desselben weniger abnorm zu sein als bei der von Neumayr und Nathorst vorgeschlagenen.

„Es ist natürlich zu bedauern, daß wir bisher auf geologischem Wege nicht zu befriedigenden Erklärungen des Räthsels einer einstmaligen üppigen Vegetation der circumpolaren Gegenden gelangen konnten, und die ersten Versuche mußten durchaus mit Freuden begrüßt werden; aber dennoch zwingt es uns, einzugestehen, daß wir der Wahrheit, auf dem Wege der Annahme einer Verschiebung des Poles, noch um keinen Schritt näher gerückt sind."

Friedrich Bienemann.

Todtenschau.

Alecsandri (Basil), rumänischer Dichter und Gesandter in Paris (geb. 1821), starb 31. Mai d. J. daselbst.

Arnold (Christian Friedrich), Architekt und bis 1885 Professor an der Bauakademie in Dresden (geb. 1823), starb 13. Juni d. J. daselbst.

Dinder (Julius), Erzbischof von Posen und Gnesen (geb. 1830), starb 30. Mai d. J. in Posen.

Engel (Joh. Daniel Friedrich), Bautechniker (geb. 1821), starb 13. Mai d. J. in Berlin.

Fransecky (Eduard Friedrich von), preußischer General der Infanterie, Führer des 2. Armeecorps im Kriege von 1870/71, seit 1882 im Ruhestande (geb. 1807), starb 21. Mai d. J. in Wiesbaden.

Gontaut-Biron (Vicomte de), erster Botschafter Frankreichs in Berlin nach dem Kriege von 1870/71 bis 1878 (geb. 1817), starb 4. Juni d. J. in Paris.

Gresley (Henri François Xavier), französischer General a. D., 1879 Kriegsminister (geb. 1819), starb Anfang Mai d. J. in Paris.

Heyfelder (Oskar), russischer Staatsrath, Militärarzt und Schriftsteller über Transkaspien (geb. 1826), starb 2. Juni d. J. in Tschardshui am Amu.

Hiltensperger (Johann Georg), Historienmaler (geb. 1806), starb 14. Juni d. J. in München.

Hoff (Karl), Genremaler (geb. 1838), starb 13. Mai d. J. in Karlsruhe.

Huß (Magnus von), berühmter schwedischer Arzt (geb. 1807), starb 22. April d. J. in Stockholm.

Kietz (Ernst Benedict), Bildnißmaler (geb. 1816), starb 31. Mai d. J. in Dresden.

Müller (Andreas Joh. Jak. H.), Historienmaler (geb. 1811), starb 29. März d. J. in Düsseldorf.

Nasmyth (James), englischer Ingenieur, der den Dampfhammer für die praktische Anwendung geeignet machte (geb. 1808), starb 7. Mai d. J. in London.

Neßler (Victor), Componist (geb. 1841), starb 28. Mai d. J. in Straßburg.

Polignac (Jules Armand Jean Melchior, Herzog von, geb. 1817), starb 17. März d. J. in Paris.

Rodich (Gabriel, Baron von), österreichischer Feldzeugmeister, ehemals Statthalter von Dalmatien (geb. 1813), starb 21. Mai d. J. in Wien.

Saffi (Aurelio, Graf), 1849 in Rom mit Mazzini Triumvir, starb am 11. April d. J. zu Forli.

Schweitzer (Philipp Eduard Wilhelm), Literaturhistoriker für Skandinavien (geb. 1846), starb laut Nachricht aus Vevey 4. Juni d. J. bei Evian.

Wedell-Malchow (Friedrich von), conservatives Mitglied des Deutschen Reichstages und des preußischen Abgeordnetenhauses, seit 1872 Vorsitzender des Deutschen Landwirthschaftsrathes (geb. 1823), starb 9. Juni d. J. in Berlin.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Friedrich Bienemann in Leipzig.
Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Prinzessin Schneeflocke.

Eine berliner Erzählung von **O. von Oberkamp.**

Meister Hans Lebrecht war nicht nur ein echtes und rechtes Plebejerblut, das in keiner Noth starb und verdarb; Meister Hans Lebrecht war auch ein Universalgenie, das sich auf die verschiedenste Art und Weise durchs Leben geschlagen hatte.

Eine Zeit lang hatte der Meister Pinsel und Palette gehandhabt, um spinatgrüne Frühlings- und citronengelbe Herbstbilder auf die Leinwand zu bannen, und dann, als es mit der Malerei nicht mehr gehen wollte, hatte sich Hans Lebrecht unverdrossen der edeln Musika in die Arme geworfen, um halb ein fahrender Künstler, halb ein fahrender Handwerker, durch die Lande zu ziehen, bis er sich schließlich, solid geworden, in der Stadt Berlin, auf dem sogenannten Kreuzberge, über vier Stiegen im Hause eines ehrenwerthen Bäckermeisters, mit Namen Lips, niederließ.

Hei, gab das ein Gerede, ein Gewisper und Geflüster in der nächsten Nachbarschaft, als Meister Hans Lebrecht in seine Bodenkammer zog.

Man befand sich dazumalen freilich erst im Jahre 1867, und die Bevölkerung auf dem Kreuzberge schien noch dünn gesäet; . . . aber neugierig, genau so neugierig wie heutzutage waren die lieben Berliner schon Anno dazumal. Und schreiend, lachend und johlend lief die allezeit zungenfertige Straßenjugend dem Fuhrwerke nach, das Meister Hans Lebrecht's bewegliche Habe mit sich führte.

Eine seltsame Habe allerdings, die sich aus ganz wunderlichen und ganz absonderlichen Scharteken und Antiquitäten zusammenrekrutirte.

Da gab es alte, verrostete Waffen, mystisch verschnörkelte Kisten und Kasten, wahrhaft vorsündflutliche Mobilien, besaitete und unbesaitete Geigen, ausgestopfte Thiere und Vögel, und unter dem ausgestopften Gethier saß zu höchst auf dem offenen Möbelwagen als lebende und jüngste Rarität des Meister Hans Lebrecht einziger zwölfjähriger Sprößling, Fritz Lebrecht mit Namen.

Daß aber Fritz Lebrecht in Wahrheit und Wirklichkeit unter Meister Lebrecht's fahrender Habe die größte Rarität war, das bewies Fritz Lebrecht's junior erste Zusammenkunft mit den Lips'schen Bäckerseheleuten.

„Möchte wissen, von was ihr lebt? Fritzeken", fragte der ehrenwerthe Bäckermeister, der, neben seiner spindeldürren Ehehälfte stehend, Fritzens erstes Auftreten im Bäckerladen dazu zu benutzen gedachte, um über die internen Verhältnisse seiner neuen Miether etwas auszukundschaften.

Fritz aber nicht faul, entgegnete

Digitized by Google

lachend: „Wir leben von Essen und Trinken, Mesterken, von Pfannkuchen und Bratwürsten — Notabene wenn wir welche haben.“

„Möchte wissen, von was ihr euere Miethe zahlt? Fritzeken.“

„Von unserm Schenie.“

„Möchte wissen, was das ist, euer Schenie? Fritzeken“, frug der Meister verdächtig.

„Ei, das will ich euch zeigen, seht her“, kicherte da der Junge, und aus seinem Westentäschchen zog er flugs einen Bleistift und fing an, damit auf des Meisters Ladentisch herumzukritzeln, und als der dicke Bäcker und die spindeldünne Frau Meisterin sich endlich neugierig niederbeugten, um in Augenschein zu nehmen, was der verdammte Bengel denn eigentlich für einen „Vers“ auf die weiße Marmorplatte geschrieben, da stoben sie beide zurück und sahen sich mit verblüfften, verdrießlichen und doch säuerlich-lächelnden Mienen an; denn von dem Ladentische auf den ersten Blick erkennbar, aber lustig carikirt, hoben sich lebensgetreu ihre eigenen Physiognomien ab.

Es gab aber gewisse Leute, die von der Stunde ab den kleinen Fritz nie mehr anders nannten als den „Scheniebengel“.

Und mit dieser drastischen Bezeichnung trafen die „gewissen Leute“ allerdings auch den Nagel auf den Kopf.

„Schenie, Schenie!“ Man mußte nur einmal in den Kammern hoch droben unter dem Dache bei Meister Lebrecht gewesen sein, um zu begreifen, was das hieß, „Schenie“ zu besitzen.

An den Wänden hing das „Schenie“, auf den Betten, den Kommoden lag es zerstreut umher, in Gestalt wunderlicher Puppen, origineller Fratzen und Carnevalsmasken. Buntes Papier und Goldflitter auf Stühlen und Tischen; Kleistertöpfe, an denen man unerbittlich hängen blieb; bizarr ausgemalte Bajazzoköpfe, die sich grinsend nach ihren Gliedern umzusehen schienen, und prächtig à la Rubens colorirte Füße, Arme und Leiber, die hinwieder sehnsüchtig auf den Kopf warteten, der sie zum menschenähnlichen, fertigen Ganzen machen sollte. In den vier Ecken Kinderspielzeug aufgespeichert zu kleinen Bergen; Esel und Elefanten aus grauer Pappe, Schafe, die blökten, und Hähne, die mörderisch krähten, wenn man sie in die Beine zwickte.

Es war aber am nächsten Weihnachtsabende darauf, also anno domini 1868, als Fritz Lebrecht mit einem stattlichen Dutzend vom vorjährigen Weihnachtsfeste sitzen gebliebener sogenannter „Hampelmänner“ durch die Straßen von Berlin zog, mit dem üblichen Rufe: „N'en Hampelmann vor e'n Sechser.“

Aber die Billigkeit der also angepriesenen Hampelmänner that's diesmal nicht; eine vorübergehende Frau meinte zwar: „Das sind die billigsten Männer“; und eine zweite sagte sogar etwas boshaft: „Das sind die besten Männer“; dabei aber hatte es auch ein für allemal sein Bewenden, und Fritzens buntbemalte Hampelmänner schienen vom Schicksal unerbittlich dazu auserlesen zu sein, alte Junggesellen werden zu sollen.

Erst pfiff Fritz, der zu viel von des Vaters kecker Natur ererbt, einen Gassenhauer zu seinem Misgeschicke; dann jedoch, als ihm das Pfeifen bei der zunehmenden Kälte verging, schlich er sich hinter einem Briefträger in ein Haus in der Königgrätzer Straße ein, pustete sich in die erstarrten Finger und fing an, trübselige Betrachtungen über sein unerhörtes Misgeschick anzustellen.

Da füllten sich heute Abend die Tische mit Geschenken und Backwerk — allüberall, und nur er und seine Hampelmänner gingen leer aus. Oder wie, hielt

Digitized by Google

vielleicht irgendeine gute Fee auch für ihn noch ein „Tischlein deck' dich" bereit und zündete eine liebe Hand auch für ihn noch ein bescheidenes Christbäumlein an?

Freilich es war keine Fee, es war nicht einmal eine Dame, sondern nur ein simples Mädchen „für alles", das jetzt ihm gegenüber im Rahmen der Erdgeschoßthür linker Hand erschien. Leise, leise, vorsichtig, ohne den Jungen in der Ecke wahrzunehmen, huschte die letztere über den Gang, öffnete ebenso geräuschlos, wie sie die Hausthür geöffnet, das Thor, das auf die Straße ging, und bald hörte Fritz, und die zwölf Hampelmänner hörten es natürlich auch, wie draußen gewispert und geflüstert wurde, höchst eifrig geflüstert über langwierige, unendlich wichtige Dinge wie es schien, sodaß auf eine baldige Rückkehr des dienstbaren Geistes vorderhand nicht zu rechnen war.

Der zwölfjährige Fritz aber hätte nicht der leibliche Sohn des abenteuerlichen Hans Lebrecht sein müssen, um in der Sachlage, wie sie sich nunmehr zu entwickeln versprach, nicht etwas hochgradig Verlockendes zu finden.

Geräuschlos schlich er über die Steinquadern des Thorganges, geräuschlos zwängte er seinen Leib und seine unerläßlichen zwölf Hampelmänner durch die Thürspalte, und dann — ja dann hätte er fast aufgeschrien; denn da sah er vom Flur aus durch die offen stehende Flügelthür des Saales gerade auf den lichterfunkelnden Tannenbaum.

Hei, wie das schimmerte und glänzte und glitzerte; wenn man seinen Vater und den dicken Bäckermeister Lips aufeinandergestellt hätte, sie hätten alle beide zusammen die Höhe dieses Christbaumes noch nicht erreicht.

Dieser Pracht entsagen? Unmöglich für ein zwölfjähriges Knabenherz! Der kleine Hampelmannverkäufer sah sich um nach einem Verstecke, von dem aus man des herrlichen Anblickes theilhaftig zu werden vermochte, ohne gesehen zu werden.

Da stand rechts ein großer Kleiderständer, mit Mänteln und Kleidungsstücken behangen, hinter den man sich zur Noth verschanzen konnte, und dort linker Hand standen drei Paar hohe Wasserstiefel, die zwar drohend auf das Dasein eines Hausherrn hindeuteten, hinter denen hervor aber, wenn man sich dazu entschloß, sich platt auf den Bauch zu legen, alle Vorgänge im Bescherzimmer genau zu erschauen waren.

Fritzens Entschluß war gefaßt. „Flüchten wir uns hinter die Wasserstiefel", sagte er sich; aber wie er eben den Fuß hob zu seinem gewagten Unternehmen, da stolperte er über einen unbeachteten Stiefelknecht — und fiel mit der Nase voran gerade auf die Schwelle des Bescherzimmers.

Ueber den Gefallenen hin aber ertönte ein „O weh" und „Herr je" aus bestürzten Mädchenkehlen, und über den fremden Jungen, bestürzt und mitleidig zugleich, beugten sich nun zwei kleine Mädchen von sechs bis acht Jahren, während Papa und Mama ärgerlich Frage und Antwort tauschten über den fremden Bengel, der, weiß der Himmel wie, ihnen ins Haus geschneit gekommen.

Der fremde Bengel aber war zum Glück ein Scheniebengel, und mit dem feinen Witterungsvermögen des Schenies hatte er es auch sofort herausgefunden, daß er sich Bundesgenossinnen in den beiden kleinen Mägdlein erworben hatte.

Und drum von neuem stand er kerzengerade und lächelnd da, und seinen ergebensten Kratzfuß vor der Frau Mama machend, sagte er, indem er zwei seiner papierenen Hampelmänner von der Schnur löste:

Digitized by Google

„Gnädigste Frau gestatten mir wol, daß ich höchstderselben zwei Schwiegersöhne und Ihren beiden Töchterchen je einen Mann zu Füßen lege?"

Nun war der Jubel groß! Die Prinzessinnen-Töchter griffen mit allen zehn Fingern nach ihren Männern, und da es kein Geschenk gibt ohne Gegengeschenk, so wurde der Scheniebengel nun seinerseits beschenkt; ja die kleinen Mädchen schienen ihn für das Hauptgeschenk dieses denkwürdigen Weihnachtsabends zu halten, denn sie ließen ihn nicht mehr los. Sie musterten ihn nach weiblicher Art, mit weiblichen Augen, sie lachten über sein mit buntfarbigen Kleckſen übersäetes Wämslein, und nannten ihn scherzhaft „Prinz Regenbogen", und dann erzählten sie ihm, daß ihr Vater der Commerzienrath von Mehrheim sei, daß sie Helene und Clara hießen, daß man Helene aber „Prinzessin Schneeflocke" rufe, weil sie im Winter geboren — und weil sie so weiß und licht sei wie eine Schneeflocke.

Und Prinzessin Schneeflocke war in der That weiß und licht, und aus dem blütenweißen Kindergesichte heraus leuchteten zwei schwarze geheimnißvolle, märchentiefe Augen, und über den märchentiefen Augen nickten hellblonde Locken; die leuchteten so golden, wie die Fäden leuchteten, die die Königstöchter in der Sage dermaleinst gewonnen von goldener Spindel.

Fritz Lebrecht aber mußte immer und immer wieder in dies blütenweiße, holde Kindergesicht sehen, und aus dem holden Kindergesicht heraus grüßte ihn mit strahlenden Augen zum ersten male jene Schönheit, die wie ein lichter Genius dem Künstler voranschreitet auf seiner Bahn, auf daß sie ihn leite zu den Höhen der Kunst und des Ruhmes.

„Und wenn ich einmal groß bin und Land und Leute sich vor mir beugen werden", sagte der kleine Fritz, „dann will ich kommen und dann will ich vor dich treten und dir sagen — sei meine Königin und theile mit mir mein Königreich."

Was aber gab Prinzessin Schneeflocke dem Scheniebengel für das ihr in Aussicht gestellte Königreich?

Ich will's euch sagen. Als Fritz Lebrecht endlich reichbeschenkt das commerzienräthliche Haus verlassen wollte, da kam es hinter ihm drein getrippelt, leise, ganz leise, wie mit Tritten der Elfen so sacht, und wie er sich umwandte, da stand Prinzessin Schneeflocke hinter ihm; auf den Spitzen der Füßchen wiegte sie sich und ein großes Lebkuchenherz hielt sie in den Händchen, und in dem Herzen mitten drin da saß eine große, süße Mandel, und in dem feinen, blassen, schneeflockenweißen Gesichtchen, da lächelten die großen Augen, und das niedliche Stumpfnäschen lächelte und der kleine Mund lächelte, als sie nun bei Ueberreichung dieser ihrer letzten Gabe mit klingendem Silberstimmchen sagte: „Lieber Prinz Regenbogen!"

Und dann fiel die Thür ins Schloß — und alles war verhallt; nur in der Bodenkammer auf dem Kreuzberge, da hielt sich eine halbe Stunde später Meister Hans Lebrecht die Seiten vor Lachen, als ihm Junker Fritz sein Weihnachtserlebniß erzählte, und dann schlug der Meister mit gewaltiger Faust auf eine bunt gemalte Kiste, so vor ihm stand, und sagte: „Recht haben sollen die vornehmen Leute! Nicht umsonst will der alte Lebrecht die blanken Thaler in dem Kasten da drin zusammengescharrt haben. Komm her, Junge, und Glück auf! So wahr ich Hans Lebrecht heiße, einen «Prinz Regenbogen», das heißt einen Maler will ich aus dir machen, von dem Land und Leute noch reden sollen,

Digitized by Google

wenn der alte Lebrecht schon längst dem Zeitlichen Valet gesagt hat."

Der Scheniebengel aber, was meint ihr, was der seinem Erzeuger zu entgegnen wußte auf diese Rede hin?

„Vater", rief er in stolzem Selbstgefühl, auf seine bekleckſten Höschen klopfend, „sei nur ruhig, ich bin nicht aus schlechtem Holze, ich habe das Herz der Prinzessin bereits in der Tasche stecken, und ein schlechter Kerl müßt' ich sein, wenn ich einem andern auch nur einen Bissen davon gönnte!" Sprach's, und zog das Lebkuchenfabrikat mit der süßen Mandel darin aus dem Wämslein, und that den ersten Biß in das erste Herz, so ihm Mädchenhände geschenkt.

* * *

„Berlin, 2. Januar 1877.

„Liebe Lucie!

„Es ist geschehen. Wir haben Abschied vom Pensionat genommen, von allen unsern Lehrern und Lehrerinnen, vom Schlafsaal und vom Studiensaal, vom sogenannten Institutscarcer, in dem wir unsere Pönitenzen absaßen, und von der Obstkammer, aus der ich mir gestern die fünf letzten Aepfel gemaust habe.

„O, diese Aepfel, die feinsten Goldreinetten! Petite mouchette, und ich habe sie unter rinnenden Thränen unter dem Treppenhause verspeist.

„Und dann erst beim congé. Diese übermenschliche Rührung!

„Helene war die einzige, die ganz Eiszapfen, ganz Schneeflocke verblieb. Ich aber habe das Meinige geleistet, ich konnte mit Halm's Griseldis sagen: «Ich gehe weinend, doch ich geh' beweint.» Lisette Grill, Du weißt ja, die Kleine, die damals mit uns gegen den Lehrer Quilling conspirirte, wollte mich gar nicht loslassen, und ich habe mit ihr hinter der Thür des Schlafsaals noch Schwüre ewiger Freundschaft und unverbrüchlicher Treue gewechselt.

„Und schließlich, als wir eben mit Tante von Barnheim in den Wagen steigen wollten, kommt, rathe nur, wer, der Lersch, der Pensionatsstiefelwichser. Um ein Haar wäre ich dem Alten um den Hals gefallen, wenn Schwester Helene nicht mit ihrer ganzen Prinzessinnenwürde aus dem Wagen herausgerufen hätte: «Fräulein von Mehrheim, wo bleibt Ihr savoir vivre?»"

„Den 6. Januar.

„Vier Tage sind vergangen. Welche Tage! Ich habe, um mit Schwester Helene zu reden, «mein Debut» in der großen Welt gemacht — aber fragt mich nur nicht wie! Ich vertauschte mein Pensionskleid (es ist jenes, daß Du mit Vanillensauce übergossen), bereits in einer gewissen, düstern Vorahnung, mit einem Schleppkleide. Und richtig! Mein erstes Auftreten war ein Fiasco. O diese Schleppkleider! Ein Fehltritt, eine ungeschickte Wendung, und es ist um uns geschehen. Als ich der Excellenz von M— meine Verbeugung machte, verwickelte sich mein Fuß in die abscheuliche Schleppe. Es war ein tragischer Fall. Die Herren eilten mir zu Hülfe und die Damen lachten. Schwester Helene aber, die, wie Du weißt, sehr viel auf Anstand hält, hat mir, nach Hause zurückgekehrt, unter vier Augen Dinge gesagt über meine Unbeholfenheit — Dinge, meine Liebe, die ein Mann in irgendeinem verschwiegenen Winkel vor den Thoren Berlins mit dem Schwerte rächen würde, und die ich — es ist unerhört — stillschweigend hinnehmen muß, ohne daß es dieser stolzen Prinzessin nach ihren tödlichsten Beleidigungen jemals einfiele, daß sie mir Satisfaction schuldig wäre."

Digitized by Google

„Den 10. Januar.

„O, diese Männer, liebe Lucie — Du machst dir keinen Begriff, wie sie unsere Prinzessin umschwärmen. Fürst von Warteck-Milten macht Gedichte auf Helenens Augen, Graf Hornstein besingt ihre goldenen Locken, und alt und jung bewundert Helenens «Schneeflockenschönheit».

„Und ich? Mein Gott, ich komme mir neben meiner stolzen, schönen Schwester vor wie ein bescheidenes Butterblümchen neben einer vornehmen Centifolie; aber meinetwegen — ich habe auch einen Mann, der nur für mich existirt, eine Jugendliebe, eine Erinnerung aus der Kindheit, wenn Du willst, und wenn dieser Mann, den ich an einem Nagel in meinem Zimmer aufgehängt, auch nur ein Hampelmann ist; bei jedem Stelldichein unter vier Augen beginnt mir der kleine Hampelmann ganz wunderbare Dinge zu erzählen. Er erzählt mir von einem leuchtenden Weihnachtsbaume, dem letzten, den unsere todten Aeltern für uns geputzt, er spricht mir von meinem lieben heimgegangenen Mütterchen, von unserm guten Vater, und endlich ruft er mir einen kecken, braungelockten Knaben ins Gedächtniß zurück, der damals vor zwölf Jahren plötzlich in unsern Kreis stob, der Himmel weiß wie. Armer, kleiner Hampelmannverkäufer, was mag aus ihm geworden sein?

„So oft ich vor unserm übervollen Weißzeugschranke stehe und Papas funkelnagelneue Socken und Nachtwämser betrachte, fällt mir der arme Junge ein. Was wird er heute sein? Ein Bettler, der die Hand ausstreckt um ein Almosen, oder im besten Falle ein Handwerker, der sein Stück Brot im Schweiße seines Angesichts verdienen muß.

„Wunderbare Lose, die das Schicksal über uns Menschen verhängt! Weißt Du, daß ich manchmal sinnend stillstehe, um mich zu fragen, was aus mir und Helene werden soll? Ich freilich komme nicht in Betracht, denn ich weiß mich schließlich in jede Lage zu finden; aber Helene? Tante von Barnheim nennt Helene eine reiche, jedoch unglücklich veranlagte Natur, die in ihrem Dünkel nur immer nach Sternschnuppen hasche, und die deshalb gewiß noch einmal den Boden unter den Füßen verliere."

„Den 12. Januar.

„Ich habe die Hände voll zu thun mit Helenens sogenannten nobeln Leidenschaften. Helene beginnt nämlich mit einem male von neuem ihre Malstunden aufzunehmen (kein Wunder, wenn man's bei Lichte besieht, denn die ganze Weiblichkeit Berlins pinselt in Wasser und Oel).

„Wo aber die Lehrkräfte hernehmen für diese pinselnde Weiblichkeit? In einer der jüngsten Nummern des «Tageblattes» stand unlängst eine Anzeige, die mir gerade dadurch auffiel, daß sie sich freihielt von aller Marktschreierei. Ich vermuthe hinter dieser Anzeige eine brotlose Malerin, die Stunden zu geben wünscht, und da die Brotlose ihre Wohnung angegeben, werde ich mich stante pede zu ihr verfügen.

„Doch halt, noch eine Nachschrift.

„Ich habe in dieser Minute vom Fenster aus eine Beobachtung gemacht, die ich Dir mittheilen muß.

„Schlenderte da eben vorhin ein Individuum, und zwar ein männliches, auf dem gegenüberliegenden Pflaster die Potsdamer Straße herauf. Erscheinung vornehm, Kleidung ärmlich, Physiognomie leider unter einem breitkrämpigen Hut verborgen. Thörin, die ich bin — warum fällt es mir ein, diesen Fremden gerade unter der fremden Menge von Straßengängern herauszugreifen?

Digitized by Google

„Ich weiß es nicht. Ich weiß nur, daß der Fremde mich interessirte — aber warum interessirte? Etwa weil er vor dem Wurstladen gegenüber stehen blieb, um die Cervelat- und lyoner Würste mit andächtigem Ernst zu betrachten? Oder deshalb interessirte, weil ich an unsern kleinen Hampelmannverkäufer dachte?

„Lache mich und meine Thorheit aus, liebe Lucie, ich gebe Dir volle Freiheit dazu — doch nein, halt, lache nicht zu früh; denn da fährt soeben in Wahrheit und Wirklichkeit die Equipage des Fürsten Warteck-Milten vor, und nun verdiene ich nicht mehr ausgelacht, sondern ganz im Gegentheile, nun verdiene ich beweint zu werden, beweint, weil ich diesem glühendsten Verehrer unserer schönen Prinzessin eine endlos lange Stunde im Empfangszimmer gegenübersitzen muß.

„Schwester Helene sagt mir immer, ich hätte einen Valet de chambre-Geschmack: ich aber sage mir oft im stillen, daß Fürst Warteck-Milten noch nicht einmal wie der Kammerdiener seines Kammerdieners aussieht. Und nun Adieu, Fortsetzung und Schluß folgt auf dem nächsten Bogen."

Und Fräulein Clara von Mehrheim ist wirklich aufgesprungen, geräuschvoll fliegt der Stuhl zurück und leichtfüßig huschen die kleinen Füße über den Parketboden.

Wir aber, statt die zierlich jugendliche Gestalt in das Empfangszimmer zu geleiten, folgen dem jungen Manne, den Fräulein Clara unter der Menge fremder Straßengänger herausgegriffen, und der nunmehr endgültig seine Studien vor den Cervelat und Lyonern beendet zu haben scheint, um seine Schritte dem Halleschen Thore zuzuwenden.

Und in der That, Clara von Mehrheim, die in selber Stunde mit ernst würdevoller Miene als Gardedame ihrer schönen Schwester und Seiner Erlaucht Prinz Warteck-Milten gegenübersitzt, hatte recht.

Die Erscheinung des jungen Herrn ist in Wahrheit und Wirklichkeit eine vornehme. Den Mängeln der etwas ärmlichen Kleidung versuchte eine sorgsame Hand nach Möglichkeit abzuhelfen, und wenn ab und zu die Rechte vor einem Vorübergehenden den Hut lüftet, so ist es trotz einer gewissen Derbheit und Herbheit der Züge ein aristokratisches und intelligentes Antlitz mit hoher Stirn, das mit humoristisch lachenden Augen in die Welt zu blicken versteht.

Nunmehr hat der Unbekannte das Kreuzbergviertel und mit diesem, wie es scheint, sein Ziel erreicht. Er bleibt vor einem hohen viereckigen Hause stehen, dessen Erdgeschoßladen in goldenen Buchstaben die reichverschnörkelte Schrift „Karl Lips, Bäckermeister" trägt, wirft einen prüfenden Blick nach den Fenstern des vierten Stockes — und entschließt sich nach einem leichten Seufzer, diesen vierten Stock mit der gelassenen Würde eines Stoikers zu erklimmen.

„Guten Morgen, Lebrecht —"

„Guten Morgen, von Treweiß."

Es sind dies die ersten Worte von Menschenlippen, die die Stille des Stübchens, resp. des wunderlichen Ateliers droben unter dem Dache unterbrechen.

Und dann von neuem tiefes Schweigen, nur das Feuer in dem kleinen eisernen Ofen knistert, und die henkellosen, berußten Töpfe, die des jungen, vor der Staffelei sitzenden Malers Mittagbrot enthalten, brodeln vernehmlich durch die sabbatfeierliche Stille.

„Ich glaube, es brennt etwas an auf deinem Herde", sagt Treweiß endlich, der die Nase witternd in der Luft nach den Kochtöpfen hinüberstarrt.

Keine Antwort von seiten des Ma-

Digitized by Google

lers. Er fährt sich über die Stirn, springt empor und sagt, auf sein Bild starrend: „Zum Teufel, der Arm der Nymphe hier ist falsch.“

Der Künstler, eine hohe, noch sehr jugendliche, aber breitschulterige Männergestalt, mit intelligenter, ausdrucksvoller Gesichtsbildung, in der man trotz des dunkeln Bartes, der, etwas verwildert, Oberlippe, Wange und Kinn umsäumt, die kecken Züge des „Schenie-bengels“ von einst erkennt, steht noch immer prüfend vor der Staffelei, und wieder im stummen, kritischen Beschauen seines Bildes verrinnt Minute um Minute.

„Ich habe dir schon einmal gesagt, es brennt etwas an auf deinem Herde, Lebrecht.“

„Was, wie, wirklich? Wieviel Uhr haben wir denn?“ fährt dieser zerstreut empor.

„Habe meine Uhr verkauft, kann nicht dienen“, lautet die lakonische Entgegnung.

„Du hast deine Uhr verkauft?“ murmelt der Maler endlich aufhorchend.

„Der Noth gehorchend, nicht dem eigenen Triebe“, declamirt Treweiß pathetisch.

„Aber ich begreife nicht, bei deinen Verbindungen und deinem Talente.“

Treweiß zuckt die Achseln:

Talent im Kopf,
Ein armer Tropf.
Viel besser Geld in der Hand,
Die Kunst geht betteln im Land.

„Hm, hm.“ . . . Lebrecht hat bei diesem düstern Stoßseufzer des Freundes seiner Nymphe den Rücken gekehrt, hat sich einen Stuhl herbeigerückt, auf den er sich nun, wie zu einer eingehendern Beschauung seines Gegenübers, niederläßt.

„Alle Wetter, wie siehst du denn heute aus?“ ruft er. „Verblaßt, verwischt wie ein Mönch, der nach vierzigtägiger Abstinenz einem Mönchskloster entsprungen; du hast doch hoffentlich zu Mittag gespeist?“

„Gestern einen Salzhering und heute einen Salzhering“, lautet die drastische Erwiderung.

„Ihr ewigen Götter! Und das sagst du mir erst jetzt in deinem falschen, aristokratischen Ehrgefühl?“

„Ehrgefühl im Leibe, allerdings; jedoch auch weiter keinen Deut“, knurrt Treweiß, „habe schon meditirt, ob deine sechs henkellosen Töpfe dort —“

„Ja, ja, ganz richtig, meine sechs Töpfe sind auch keine inhaltlosen Tröpfe“, unterbricht Lebrecht lachend den Freund, indem er, mit einem male ganz Leben und Thätigkeit geworden, mit etwas unbeholfen linkischem Gebaren in seiner Kammer herumzuwirthschaften beginnt.

„Hilf mir nur erst die nöthigen Speiseutensililen zusammensuchen. Donnerwetter, das Besteck . . . das Besteck, wo ist das Besteck?“

„Wenn du hier diese Gabel mit zwei Zinken so zu nennen pflegst, Freund Lebrecht —“

„Beim stygischen Zeus, meine zweizinkige, sie ist's; aber das Messer, wo bleibt das Messer?“

„Halt, ich hab's“, meint der herumspürende Treweiß, indem er nach einigen vergeblichen Rundreisen durchs Gemach den fraglichen Gegenstand aus dem Schaft eines Stiefels herauspraktizirt.

„Siehe da:

Aus eines Wasserstiefels Lederrohr
Triumphirend zieh' ich's nun hervor.

Ha, ha, ha, und nun, da wir die Waffen in Händen haben, laß uns zur kritischen Untersuchung deiner ägyptischen Fleischtöpfe schreiten“, fährt der hungerige Gast fort.

„Donner und Doria, Erbsen im ersten Topfe, Braten im zweiten, Kar-

Digitized by Google

toffeln im dritten, und alles das dampft ganz verflucht appetitlich. Junge, Lebrecht, wo kriegst du den Proviant her, ohne zu mausen?"

„Wo ich ihn herkriege? Ei zum Teufel, mein Lieber, ich zählte kaum funfzehn Jahre, als mein trefflicher Vater das Zeitliche segnete, und von da ab hieß es, auf eigenen Beinen stehen. Und wenn auch der gute Alte mir manchen harten Thaler in Kisten und Kasten hinterlassen, so habe ich ihm doch feierlich auf seinem Todtenbette das Versprechen gegeben, die kleine Baarschaft hauptsächlich nur für meine Ausbildung anzugreifen, und derohalben: Frisch gewagt ist halb gewonnen! Ich schrak vor keiner Arbeit und Anstrengung zurück — ich malte manches Biedermannes Zimmer mit wunderlichen Fresken aus, ich gab Stunden — und gebe sie heute noch."

„Du gibst Stunden? Was, wie? Aber Mensch", ruft Treweiß, der sich heißhungerig an den wackelnden Tisch vor die herbeigeschleppten und appetitlich dampfenden Speisen seinem Freunde gegenübergesetzt, „du gibst Stunden, gibst sie heute noch; kosten dich die Anzeigen denn nicht mehr, als die ganze Geschichte einträgt?"

„Oho, wo denkst du hin? Meine Anzeigen athmen spartanische Kürze. Gestern erst ließ ich wieder eine einrücken:

„Mal- und Zeichenstunden werden ertheilt. Zu erfragen im Bäckerladen, Kreuzberg, Nummero so und so viel."

„Junge, und mit diesem Lapidarstil glaubst du etwas zu erreichen?" brummt Treweiß entrüstet. „In unserer Zeit der Reclame? Findest es nicht einmal nothwendig, den Leuten zu sagen, daß du dem sexus masculinus angehörst und daß du bei den ersten Meistern deine Zeit und dein Geld verpinselt hast? Uf!" Herr von Treweiß fährt sich durch die Haare mit der Rechten und schüttelt entrüstet das Haupt. Plötzlich aber springt er lauschend auf. „Hast du's gehört?" ruft er.

„Was?"

„Na zum Teufel, weiß ich's, was oder wer zu dir heraufsteigt und vor deiner Thür auf- und abpatrouillirt? Denke, es ist einer der Lips'schen Bäckerjungen, der sich die Beine an einer deiner zwölf Staffeleien verstaucht hat, mit denen du gewohnheitsgemäß den Eingang zu deiner Künstlerbude zu verbarrikadiren pflegst."

Und Treweiß hat also philosophirend die Lampe angezündet, hat sich hinter den fast geleerten Schüsseln hervorgearbeitet, um nun mit der Leuchte in der Hand der Thür zuzuschreiten.

„Was steht mir denn da im Wege — deine neuesten Filzpantoffeln?" brummt der Vorwärtsschreitende. „O, Ordnung, segnungsreiche Himmelstochter! Es wäre sehr erwünscht, wenn du dich mit der benannten Himmelstochter endlich einmal auf dem Standesamte zusammengeben lassen wolltest — um endlich — ha!"

Die letzte Silbe, eine sehr lang gedehnte, erstaunte, scheint indessen nicht den vor der Schwelle aufgepflanzten Staffeleien zu gelten, und ebenso wenig hat der vermuthete Lips'sche Bäckerjunge Anspruch zu erheben auf die nunmehr zwischen Thür und Angel in Scene gesetzte Verbeugung des Herrn von Treweiß. Eine Verbeugung, so tief und so galant, wie man sie nur einer Dame, und zwar einer jungen Dame gegenüber in Anwendung zu bringen pflegt. Eine Verbeugung, der in drastisch sich überstürzendem Redeflusse nun ein Gespräch folgt, das nicht ohne Erwiderung bleibt, von dem indeß Lebrecht nur abgerissene Accorde vernimmt, da sein College noch

Digitized by Google

immer die Klinke krampfhaft in der Linken hält und mit seiner Gestalt vollständig, vermuthlich aus triftigen Gründen, den Eingang verbarrikadirt.

„Verzeihung, meine Gnädigste, hatte von dero Hiersein und Dasein keine Ahnung . . . verdammte Räuberhöhle, finster wie in einem Ofenloch . . . Pardon, wie in der Dante'schen Hölle, wollt' ich sagen. Gestrauchelt gegen diese künstlerischen Bollwerke und Staffeleien hier. Bedauere unendlich, hoffentlich keinen Schaden genommen . . . bitte um Entschuldigung!"

„In der That, mein Herr", läßt sich auf diese abgebrochene Redeweise hin eine etwas schüchterne Mädchenstimme vernehmen. „Ich bin einigermaßen erschrocken durch das Geräusch, das ich im Vordringen wider Willen verursacht. Eine etwas kurz gefaßte Anzeige im «Tageblatte» führt mich hierher, und Sie vermögen mir vielleicht Aufschluß zu geben, ob hier die Malerin wohnt, die Stunden zu geben wünscht?"

„Hm, Maler—in! Ganz richtig! Hm!? Ja freilich, die haust allerdings hier oben in dieser verfluchten Bude . . . in diesem Mansardenkäfig . . . in diesem . . . Bitte einen Augenblick zu verzeihen. . . .

„Verteufelt! Warum erwähnst du dein Geschlecht nicht in deinen Anzeigen?" schnaubt Treweiß, der die Lampe auf dem Gange stehen gelassen und sich zu einer kurzen Berathung in die Kammer zurückgezogen, den Freund an: „Zweibeinige Katze . . . vornehm . . . Angoraraſſe . . . reizendes Geschöpfchen . . . möchte sie gleich porträtiren . . . deliciöser Backfisch . . . aber wird nicht anbeißen . . . jammerschade! . . ."

Und hierauf von neuem lauter fortfahrend und die nur angelehnte Thür aufreißend:

„Darf ich vielleicht ersuchen, einen Augenblick einzutreten, meine Gnädige. Zwar kein Boudoir . . . diverse Kleidungsstücke im Wege . . . Weltuntergang . . . Windszeit . . . Wolfszeit . . . duftet nach Erbsen! Uf! . . . Gestatten, daß ich die berußten Töpfe hier auf dem Tische . . . wenigstens unter den Tisch prakticire, sie dero Anblick zu entziehen. . . . Gestolpert?! Mille pardon . . . Wasserstiefel im Wege, daß das Wetter. Sie erlauben mir vielleicht, meine Gnädige, Ihnen wenigstens vorderhand die Bilder des Malers . . . hm . . . hm . . . der Malerin zu zeigen; Prachtmensch, Prachtbursche . . . verflucht, Prachtfrauenzimmer, wollt' ich sagen; bitte selbst zu begutachten."

Und Emil von Treweiß beleuchtet in der That nunmehr die kleinen und die größern Gemälde an der Längen- und Geradseite der Mansardenwand.

Und wenngleich nur der schwankende, matte Schein einer Lampe diese Bilder gegenwärtig aus dem Dunkel treten läßt, welch fremdartiger Reiz nimmt dessen ungeachtet den beschauenden Blick gefangen, welcher räthselhafte Zauber fesselt die Sinne!

Welch wunderbare Stimmung in diesen duftverlorenen Mondscheinnächten! Ueber diesen einsamen Schneegefilden, welch düster brütende Schwermuth! Und in diesen Genrebildern, welche lebensvolle, lachende Laune; welche genial-kecke Individualität, die sich nie verleugnet, die gleichsam trotzig gewappnet gegen das Urtheil einer ganzen Welt aus dem Rahmen springt.

Und aus all diesen Stücken, die den Pinsel des Meisters verrathen, lächelt wie ein Ideal, wie die sichtbar gewordene Seele des Künstlers, ein süßes, ein schneeflockenweißes Kindergesicht.

Die Besucherin in der Kammer hat ihre Handschuhe mehrmals an- und aus-

Digitized by Google

gezogen, gleichsam ungewiß, ob sie gehen, ob sie bleiben solle.

„Und das alles soll eine Dame gemalt haben?“ Die Worte sind dem kleinen Fräulein unwillkürlich entschlüpft, während ihre Blicke fragend und verlegen von einem der jungen Männer nach dem andern hinübergleiten.

„Nein, mein gnädiges Fräulein“, erwidert da, die mehr und mehr Erröthende aus ihren Zweifeln reißend, eine tiefe, ehrliche Baßstimme, und die hohe Gestalt des jungen Malers tritt aus dem Hintergrunde der Kammer. „Sie haben es wol schon halb errathen, meine Gnädige, daß eine männliche Hand hier den Pinsel geführt; warum die Kinder der eigenen Muse verleugnen? Die Bilder dort oben sind schlichte Erstlingserzeugnisse des Malers Fritz Lebrecht, als den ich mich Ihnen hiermit ergebenst vorzustellen wage.

„Mein Freund und College Emil von Treweiß hier glaubte Sie mit dem Maler zu verscheuchen. Verzeihung für die Mystification! Was aber mich betrifft, so bin ich gern bereit, falls Sie eine Malerin einem Maler zum Stundenertheilen vorziehen sollten, Ihnen ein oder die andere Dame von wirklichem Talent zu empfehlen.“

„Mitnichten, mein Herr; da mir dergleichen denn doch zur Entscheidung überlassen bleibt, so erlaube ich mir, diesmal den Maler der Malerin vorzuziehen.“ Die junge Dame hat sich schalkhaft lächelnd erhoben. Sie zieht mit der nun des Handschuhs entblößten, rosigen Hand eine Visitenkarte aus einem eleganten Täschchen, legt sie auf den Tisch und sagt:

„Straße und Wohnung sind auf der Karte vermerkt, ich bitte Sie, uns aufzusuchen.“

Der Bewohner der bescheidenen Bodenkammer hat, was man dem Ungestüm seiner Jugend wol zugute halten mag, einen raschen, etwas neugierigen Blick auf die Visitenkarte geworfen:

„Clara von Mehrheim.“

Wie wird ihm denn? Ist's nur ein Traum? Fast scheint es so! Verworren tönt die Stimme des Herrn von Treweiß, der der jungen Dame die Treppe hinunterleuchtet, herauf. Der Zurückgebliebene aber hört sie nicht mehr, denn leise, leise, mit wunderbar süßen Klängen zieht es durch seine Seele, eine Melodie der Vergangenheit, die hereinklingt in die Gegenwart, ein Märchen seiner Kindheit, ein leuchtender Weihnachtsbaum, unter dem er, ein fremder Knabe, einmal gestanden.

Und zerstreut, lächelnd flüstern seine Lippen — „Clara von Mehrheim!“

* * *

Es schneit.

Aber laßt es schneien. Es gibt wunderliche Käuze, die die weißen Schneeflocken den goldensten Sonnenstrahlen vorziehen.

Durch die Potsdamer Straße schlendert solch ein wunderlicher Kauz, der streckt die Hand aus und läßt die weißen Flocken darauf niederschneien, und den Hut ziehend, sagt er:

„Gott grüße dich, Prinzessin Schneeflocke, du Traum meiner Jugend, du feine, kleine Prinzessin mit dem schneeblütenweißen Gesichtchen, Gott grüße dich!“

Es gibt Leute in der Potsdamer Straße, die den Mann für verrückt halten; aber die Leute thun dem Manne entschieden unrecht.

Der Mann ist kein Schwärmer und kein Verliebter, dazu liegt eine zu ausgesprochen männlich-trotzige Willenskraft in seinen Zügen.

Halt! Da ist das Haus in der Potsdamer Straße, wo sie wohnt.

Digitized by Google

Der einsame Fußgänger wirft einen prüfenden Blick zu den Fenstern hinauf und eilt dann lächelnd die Treppen zum ersten Stock empor.

„Fräulein von Mehrheim zu sprechen?"

Der Diener sieht den fremden Besucher, der so derb geläutet, der so gebieterisch seine Karte überreicht, einigermaßen verblüfft an.

„Fritz Lebrecht."

Und dahinter kein Titel und darüber keine Krone, und doch schreitet dieser Namen- und Titellose mit einer in den Augen eines Lakaien ordentlich unverschämten Sicherheit über die teppichbelegten Gänge hin.

„Fräulein Helene von Mehrheim sind zu Hause; aber sie lassen den Herrn ersuchen, einen Augenblick zu warten", berichtet der Diener, den Gast in das Empfangszimmer führend.

Und Fritz Lebrecht wartet; er wartet und läßt die Blicke prüfend in der Runde schweifen, als wolle er die leblosen Dinge um sich her fragen: „Sagt mir, was aus dem holden Kinde geworden ist, dem ich, groß geworden, ein Königreich zu Füßen legen gewollt?"

Ja was war aus Helene von Mehrheim geworden? Die Dinge, mit denen ein Weib sich umgibt, sprechen, wenngleich todt und stumm, oft lauter von dem Innenleben eines Weibes, als es Worte vermögen.

Was aber sprechen die Dinge hier?

Die Renaissancemöbel in etwas groteskem Stile, die an den Wänden hinlaufen, die Gemälde ohne Geschmack, die sich prunkend von der dunkeln Tapete abheben, die alterthümlichen Vasen, die sich neben werthlosen Nichtigkeiten auf den Pfeilertischen breit machen, die Staffelei in der Ecke, die herumliegenden, mehr unfertigen denn fertigen Zeichnungen, die dem Gemache halb das Ansehen eines kokett eingerichteten Ateliers, halb das eines mit weiblicher Laune ausgestatteten Prunkzimmers verleihen. Was sprechen sie?

Der junge Mann schüttelt das Haupt in strenger Verneinung. Die krankhafte, überreiche, launenhafte Phantasie, die über all den Dingen in der Runde sich breitet, widerstrebt seinem gesunden Sinne.

„Wie wird die sein, die diese Räume bewohnt?" Angstvoll fast in der Seele des Mannes wird die Frage laut.

Aber still! Der Auflauschende vernimmt sich nähernde Tritte; es rauscht wie von einem nachschleppenden Frauengewande, und auf der Schwelle des Nebengemaches erscheint Helene von Mehrheim.

„Sie entschuldigen, Herr Lebrecht, daß ich Sie warten ließ."

Die Stimme, die das sagt, hat etwas Müdes, Mattes, es ist die Stimme der vornehmen Dame, die die Sprache der Erregung, die die Laute der Begeisterung nicht kennt. Aber Fritz Lebrecht hört die Stimme nicht, er sieht nur die Erscheinung, die da vor ihm steht. Eine reizvolle Erscheinung in der That, eine Schneeflockenschönheit. Das Antlitz farblos, aber das Auge in dem Antlitz glühend, als hätte sich in diese schwarzen Pupillen alles Leben geflüchtet, und dazu Locken, so blond und so licht, daß es den Anschein hat, als zittere zeitweise ein magischer Mondstreif über diesen lichten Scheitel hin. Lippen, ironisch geschürzt und doch streng geschlossen, die Glieder zur Fülle lebenathmender Plastik geneigt, und die Gestalt, die jetzt in kühler, gemessener Entfernung an dem jungen Maler vorüberschwebt, zugleich jungfräulich herb und weiblich anmuthig.

Helene von Mehrheim hat sich in einen Lehnstuhl niedergelassen. Sie hat

Digitized by Google

das weiße Kasimirgewand an sich gezogen, wie eine scheue Salonmimose, die fürchtet, mit der übrigen Welt in Berührung zu kommen, und nun aus ihrem Lehnstuhle heraus fragt sie in ihrem schläfrig-lässigen Tone:

„Sie wünschen Stunden zu geben, Herr Fritz Lebrecht?"

„Wünschen? mein gnädiges Fräulein", lautet die männlich offene, ja fast etwas bittere Entgegnung, „in meinem Falle heißt es nicht wünschen, sondern müssen."

Sie sieht einigermaßen erstaunt auf, die vornehme Dame, und blinzelt mit den Augen, als wäre der derbe Hauch seiner Rede wie rauher Nord über sie hingefahren.

„Und was würden Sie dem Unterrichtgeben vorziehen?" fragte sie endlich, mit den Quasten ihres Morgenkleides spielend.

„Ich denke, ich zöge es vor, Eigenes zu schaffen, Schöpfer zu sein in der Weltordnung, und nicht Geschöpf", lautet die trotzige Entgegnung.

„Haben Sie dazu das erforderliche Talent?"

„Ja!"

Jetzt neigt sie das blasse, geheimnißvolle Gesicht zum ersten male vor, und das Auge fragend an seiner hohen Gestalt herabgleiten lassend, halb erschreckt, halb ärgerlich über sein kurzes, starres „Ja", das er gleich einem gewaltigen, unumstößlichen Felsblocke vor sie hingeschleudert, entgegnet sie, die Schultern zuckend:

„Freilich, wenn Sie das selbst glauben!"

„Und wer, mein gnädiges Fräulein, der nicht an sich selbst glaubte, hätte auf Erden schon etwas erreicht?" fragt er mit blitzenden Augen. „Nehmen Sie mich zum Beispiel", fährt er mit Laune fort. „Ich bin ein Kind der Straße, und auf der Straße, ein Bummler, ein Bettler, wäre ich liegen geblieben, wenn nicht der Glaube an das Große in mir mich aufgerüttelt, mich angespornt hätte, weit abseits von der schmuzigen Straße der Bummler und Müßiggänger meine eigenen Wege zu suchen, Wege, die mich zu den Höhen des Lebens führen."

Sie sieht ihn an, die junge Dame den kecken Sprecher; sie hat fast erschreckt ihren Sessel etwas zurückgestoßen. „Selbstdünkel!" preßt sie, aller gesellschaftlichen Form vergessend, zwischen den ärgerlich zuckenden Lippen hervor.

„Selbstgefühl, meine Gnädige", erlaubt sich der junge Mann kühn und unbeirrt zu verbessern, „und wenn Selbstdünkel und Selbstgefühl auch den gleichen täuschenden äußern Anstrich haben, so haben sie doch ihrem Kerne und Wesen nach nichts miteinander gemein. Denn Selbstgefühl, meine Gnädigste, gleicht dem Titanen, der der eigenen Stärke bewußt, Berge auf Berge thürmt; Selbstdünkel dem Pygmäen, der bewundernd vor den Maulwurfshügeln steht, die er aufgewühlt; Selbstgefühl entkeimt der Schöpferkraft in der Menschenbrust, gewappnet zur That entspringt es dem Menschenherzen und dem Menschenhirn; Selbstdünkel bläst Seifenblasen und Nullen in die Luft, und posaunt dazu: «Ach seht einmal neue Welten und neue Sonnen»; Selbstgefühl redet zur Menschheit nicht in hohlen Worten, sondern nur in vollgewichtigen Thaten. Wenn ich aber gleichwol diesmal doch geredet, mein gnädiges Fräulein, noch ehe ich gehandelt", schließt der junge Maler mit demselben kecken feinen Lächeln, das seine Lippen ab und zu umspielen pflegt, „so mögen Sie mir verzeihen um des Goethe'schen Spruches halber, der da sagt: «Nur Lumpe sind bescheiden.»"

Sie hat sich erhoben, schon inmitten

Digitized by Google

seiner langstieligen, kühnen Auseinandersetzung, die vornehme Dame.

„Drei Stunden in der Woche, Herr Lebrecht, Mittwoch, Donnerstag und Samstag, von Zwölf bis Eins, vorausgesetzt, daß Ihnen ein Honorar von zehn Mark für die Lection genügt.“

Sie hat das letztere etwas taktlos, etwas seelenlos, etwas verletzend geäußert, als wolle sie den jungen Mann, der so schwindelfrei emporzuklimmen versteht, auf die Rangstufe des Geschöpfes verweisen, das man bezahlt.

Aber der Streich, den die Aristokratin mit schlagfertiger Zunge führen wollte, ging fehl. Der junge Mann ist aufgesprungen und sein: „Also am Mittwoch die erste Lection, mein gnädiges Fräulein“ — klingt fast etwas ironisch, und der Nachdruck liegt so scharf auf den Worten „erste Lection“, daß Helene von Mehrheim, die ans Fenster getreten, sich plötzlich wendet.

„Ein Kind der Straße, das ist Herr Fritz Lebrecht; gewiß er hatte recht, sich so zu nennen“, ruft es in Helene von Mehrheim auf; aber das Schicksal scheint heute zu Gunsten des Plebejers sprechen zu wollen; denn:

„Seine Hoheit, der Fürst von Warteck-Milten“, ruft in derselben Secunde der Lakai zur Thür herein, und da, als beliebe es dem Schicksal, sein beißendstes Pasquill auf Rang und Stand zu machen, steht jetzt die hochgewachsene Gestalt des jungen Malers, wie zum Vergleiche, neben der schlotterigen des Fürsten, die auf etwas vorgebeugten, etwas nervös-beweglichen Schultern einen Nacken trägt, der nichts von der Ehre zu wissen scheint, daß er berufen wurde, ein Fürstenhaupt zu tragen.

Und Helene von Mehrheim —?

Der Maler hat schon lange den Salon der vornehmen Dame verlassen, und die vornehme Dame plaudert mit der ihr eigenen, müden Stimme mit Sr. Erlaucht, dem Fürsten Warteck-Milten, manchmal aber von dem Fürsten hinweg irren ihre Augen nach der Stelle, wo Fritz Lebrecht gestanden, und dann schauert sie zusammen. „Er ist ein Mann, dieser Plebejer von der Straße her, und jedes Weib erschauert, wenn es unter dieser verweichlichten, seichten Gesellschaft von heute, unter diesen Halbmännern dem ersten Manne begegnet, der fest wie ein Fels zu stehen weiß in der Brandung des Lebens.“

(Schluß folgt.)

Die Antike in der Gegenwart.

Von **Richard Maschke.**

1) Formalismus und Realismus.

Drüben, wo die goldene Frucht
Reift der Hesperiden.
Rückert.

Auf Fragen einzugehen, die neu aufgetaucht einer Lösung zustreben, ist ebenso nahe liegend wie bedenklich. Die Geschichte jeder Wissenschaft bestätigt diese Erfahrung. Der anfangs unbebaute Boden lockt diejenigen, welche auf alten, vielleicht scheinbar ausgesogenen Gebieten einen geringern Ertrag erwarten. Allein es wäre ungerecht, nur damit die Hochflut von Reformvorschlägen zu entschuldigen, die Gymnasien und Universitäten zu überschwemmen droht.

Digitized by Google

Daß diejenigen, deren Leben auf geistige Production gestellt ist, ihr Arbeitsgebiet mit dem Mittelpunkte der Erde zu verwechseln geneigt sind, ist bekannt, und nicht zu wünschen, daß es anders würde: der wirklich bedeutenden Leistungen würde sonst weniger sein. Und so ist es auch begreiflich, daß in bester Absicht der Versuch gemacht wird, die Richtschnur des eigenen Lebens zur beherrschenden Norm der Gesammtheit zu machen, und daß dabei auf Anknüpfung an die thatsächliche Lage der Dinge, auf sorgfältige Erwägung des unter den gegebenen Verhältnissen Erreichbaren weniger Gewicht gelegt wird als auf die möglichst vollständige Durchführung allgemeiner Grundsätze. Deutschland ist jetzt geistiges Missionsland, die Domäne der Propaganda. Nicht weniger begreiflich freilich, daß diejenigen, welche diesen Erscheinungen unbefangen zu folgen für Pflicht halten, von dem Kampfe miteinander ringender Mächte den Eindruck einer chaotischen Verworrenheit empfangen. Nicht blos unversöhnlich sich gegenüberstehende Weltanschauungen treten auf den Plan: Gegensätze, die nicht unvereinbar sind, werden von dem Uebereifer verschärft — wie das immer geschieht zum Schaden der gemeinsamen Sache. Auch der „Entwurf eines bürgerlichen Gesetzbuches" ist in diesen Streit hineingezogen worden. Es ist eine Kraftprobe der Geister. Romanismus und Germanenthum stehen sich hier wie in der Gymnasialfrage gegenüber und streiten wie dort um die edelsten Güter der Nation, um Jugenderziehung und Volksrecht, kämpfen den ewigen Kampf zwischen Nationalität und Kosmopolitismus. Der Verfasser, der nach Beruf und Neigung classische Philologie wie Jurisprudenz zum Gegenstande seiner Thätigkeit gewählt hat, übergibt die folgende Skizze, welche aus dem Anschauen der Alten Welt hervorging, der Oeffentlichkeit mit dem Wunsche, daß sie zur Bildung eines Urtheils über das, was noththut, beitragen möchte: denn ein allgemeines, feststehendes Urtheil über die einzuschlagende Richtung ist, worauf es zunächst ankommt, und was in der von jeher bei uns beklagten Zersplitterung der Meinungen mit jedem Tage mehr zu verschwinden droht.

Der Umstand, daß ein Alterthumsforscher von Fach hier über die Antike spricht, wird ihn hoffentlich vor dem Misverständnisse schützen, als ob er die Zerstörung der Gymnasien als humanistischer Anstalten befürworte. Nicht die Verdrängung, sondern die Belebung des Alterthums ist das Ziel. Belebung des Alterthums — darin liegt allerdings die Ueberzeugung, daß dieses in dem jetzigen Unterrichte tiefe und dauernde Wirkungen nicht in dem Maße, wie es an sich möglich wäre, entfaltet. Daß dem so ist, wird wol überwiegend zugegeben, und auch darüber dürfte nahezu Einstimmigkeit herrschen, daß die Ursache davon wenigstens zum Theil in dem Hervortreten des Formalismus liegt, der in dem logischen Bau der Sprachen ihre Bedeutung für die Gymnasien sieht und dem gegenüber die Natur des Volkes, wie sie in seinen Sprachdenkmälern hervortritt, als Nebensache betrachtet. In den darüber im preußischen Abgeordnetenhause geführten Erörterungen wurde von maßgebender Stelle eindringlich versichert, daß für die Zurückdrängung dieser Richtung in Erlassen* und Anweisungen, was nur möglich sei, gethan werde. Dem entsprechen auch meine eigenen Schulerinnerungen: ich würde es für undankbar und pietätlos halten,

* Vgl. die Verhandlungen des preußischen Abgeordnetenhauses am 6. März 1889 und die hier erwähnte Verordnung vom Jahre 1882.

Digitized by Google

wollte ich nicht ausdrücklich betonen, daß meine Lehrer bemüht waren, bei der Classikerlektüre die Sache, soweit es in dem Rahmen des Lehrplanes möglich war, zu ihrem Rechte kommen zu lassen. Die Stunden, in denen Homer, Sophokles, Herodot und Thucidides, der Proceß des Theramenes aus Xenophon's „Griechischer Geschichte", in denen Horaz und Tacitus, Lessing, Schiller und Goethe erklärt wurden, gehören, gewiß nicht für mich allein, zu den schönsten Erinnerungen meines Lebens. Das mag trivial klingen und vielleicht sogar sein, allein es muß betont werden gegenüber der Pietätlosigkeit, mit der unsere auf neue Bildungen mächtig hindrängende Epoche, was diesen widerstrebt, zum alten Eisen wirft. Es fragt sich nur, ob nicht mit immerhin geringfügigen Aenderungen des Lehrplanes das hier vertretene Princip in seiner vollen Reinheit könnte zur Geltung gebracht werden. Vorläufig ist es die Einrichtung dieses letztern selbst, die hier unüberwindliche Schwierigkeiten entgegenstellt; ganz abgesehen davon, daß in solchen Dingen eine Epoche stärker zu sein pflegt als der Einzelne. Schon der gute alte Zumpt gab seine Grammatik heraus mit der Begründung: „Sprache lernen heißt . . . die Anwendung der unveränderlichen Gesetze des Denkens in einem bestimmten Sprachmaterial kennen." Da nun die eigene Muttersprache, welche man instinctiv beherrscht, diesen Dienst nicht zu leisten vermag, die Eigenthümlichkeiten derselben uns vielmehr erst dann zum Bewußtsein gelangen, wenn wir sie mit den Abweichungen einer fremden Sprache vergleichen, so herrscht über die Nothwendigkeit des fremdsprachlichen Unterrichts an sich volle Uebereinstimmung. Wenn aber selbst von Fachmännern neuerdings für die Beibehaltung der alten Sprachen nichts anderes als dies angeführt und hinzugefügt wird, es stünde nichts im Wege, zu dem eben bezeichneten Zwecke sich einer der alten Sprachen zu bedienen, so scheint mir dies eine Verkennung dessen zu enthalten, worin der Werth gerade der classischen Sprachen für uns gelegen ist. Es liegt auf der Hand, wie auf diesem Wege die Beibehaltung des classischen Unterrichts etwas Zufälliges ist, das höchstens etwa auf dem Trägheitsgesetze, dem Beharrungsvermögen menschlicher Einrichtungen beruht. Und in der That ist neuerdings von verschiedenen Stellen in vollem Ernste der Vorschlag gemacht worden, auf das Englische oder Französische den gymnasialen Sprachunterricht zu stützen. Daß die Reformer dabei in der Regel diejenigen Dinge nicht kannten, welche sie beiseitezuschieben suchten, lag schließlich in der Natur der Sache: ihr Grundgedanke ist fast unabweisbar, sobald man die formale, logische Schulung als das Ziel des Sprachunterrichtes hinstellt.

Woher aber dieser als allgemeine Strömung gefährliche Formalismus? Auch hier wird die Antwort lauten: er gehört unserer Zeit an. Oder genauer gesprochen: einer fast unmittelbaren Vergangenheit, die in ihren letzten und größten und ehrwürdigsten Vertretern noch vor uns steht. Unerschöpflich die Namen in Politik, Kunst und Wissenschaft, die hier genannt werden könnten. Man sucht die exacte Methode der Naturforschung auf das Gesammtgebiet geistiger Arbeit auszudehnen, berauscht offenbar von den handgreiflichen und daher allgemein verständlichen Erfolgen dieser Wissenschaft, welche sich in den mechanischen Umwälzungen des Jahrhunderts offenbarten. Ganz offen wird dieser Vergleich in Vorreden zu wissenschaftlichen Werken gezogen, deutlicher zeigt er sich zuweilen in ihnen

Digitized by Google

selbst. Der Nutzen, ja die Notwendigkeit dieser Technik liegt ebenso klar zu Tage wie die Schranken dessen, was auf diesem Wege erreichbar ist: beides so offen, daß man schwer begreift, wie dieser Gegensatz der Inhalt so mancher Kämpfe geworden und geblieben ist. Jedermann weiß heute, daß, wer ohne Erforschung und Kenntniß des thatsächlichen Materials die Vergangenheit mit apriorischer Betrachtung wiederherstellen wollte, dem Vorwurf des Dilettantismus verfallen würde, ja daß heute sogar zur Erörterung derartiger Fragen mit Recht niemand zugelassen wird, der sich nicht in seiner Fähigkeit, exact zu arbeiten, ausweist. Ebenso unzweifelhaft aber steht fest, daß mit dieser scheinbar so exacten Thätigkeit die Aufgabe nicht gelöst ist, daß es neuer und eingreifender Arbeit bedarf, um den so gewonnenen Stoff fruchtbar zu machen und zu beleben.

Es ist nicht meine Absicht, die Hervorbringung von Ideen von der streng wissenschaftlichen Einzelarbeit loszulösen, die dann in der That ihren Boden verlieren müßte, sondern nur festzustellen, daß auf philologisch-historischem Gebiete jene exacte wissenschaftliche Arbeit ohne die allgemeinen Gesichtspunkte, welche sie in die Geschichte der gesammten Culturentwickelung einreiht und so mit der Gegenwart in Fühlung bringt, eine verdienstvolle Materialiensammlung bleibt, die ihres Meisters harrt. Wie natürlich der Wunsch, nur positives und sicheres Material zu überliefern, Dinge, die man vertreten oder, wie das Schlagwort heute heißt, die man beweisen könne! Denn geben wir diese Forderung auf, so stehen wir alsbald einer Schwierigkeit gegenüber, für die es kaum eine Lösung gibt: ich meine den Gegensatz der Auffassungen, der unausbleiblich ist, sobald wir die Geschichte der Vergangenheit dem scheinbar subjectiven Belieben des Gelehrten als Künstlers preisgeben. Wenn wir alle zugeben, daß Geschichtschreibung eine Prophetie ist, wer will, wo die Propheten in Menge auf dem Markte stehen, die echten von den falschen unterscheiden? Jeder Schlüssel schließt eine Pforte auf und durch jede erblicken wir, eingetreten, eine andere Landschaft: welches ist das Land der Griechen, das tiefer Fühlende seit Jahrhunderten, wie verstoßen aus ihrer Heimat, gleich der griechischen Königstochter mit der Seele suchen? Hier gibt es nur den einen Ausweg, daß man in der Kunst und Wissenschaft, ebenso wie man es in der Politik längst gethan hat, sich und sein Urtheil denen anvertraut, welche die persönliche Empfindung einflößen, daß sie das begründetste Recht haben, wie sie es thun, zu sprechen und zu handeln.

Indessen, wie man auch immer hierin denken mag: darüber wird wol niemand im Zweifel sein, daß man jedenfalls auf der Schule Sprachen nicht um ihrer selbst willen betreibt, sondern um den in ihnen niedergelegten Geistesinhalt in seiner Tiefe zu erfassen und mit dem der Gegenwart zu vermählen. Hieraus ergibt sich als unerläßliche Forderung die denkbar engste Verbindung des Sprach- und Geschichtsunterrichts. Es handelt sich um die Erkenntniß und Wiedergabe des Volksgeistes und der Volksseele. Beide offenbaren sich gleichmäßig in allem, was von den Thaten und Leiden der Gesammtheit oder eines Einzelnen erhalten ist. Literarische Denkmäler, wie die der bildenden Künste, sind ebenso seine Ausstrahlungen, wie es seine politischen Schöpfungen und Schicksale sind.

Worauf es für uns ankommt, ist die organische Verschmelzung der poli-

Digitized by Google

tischen mit der Literatur- und Kunstgeschichte zu einem einheitlichen Ganzen und Zurückführung desselben auf seine allgemeinen und allgemein menschlichen Grundlagen, auf die tiefere und wenn man will symbolische Wahrheit, die sich hinter dem zufällig Geschehenden verbirgt.

2) Ueber die Gestaltungen der nationalen Phantasie* bei den Hellenen.

Engaging unconsciousness of childhood.
Emerson.

Die älteste Ueberlieferung des griechischen Geistes ist für uns, wie bekannt, rein monumental. Umfassende Ausgrabungen, anfangs von Privatleuten, dann von gelehrten Körperschaften haben nicht blos einzelne Stätten in ihrer Oertlichkeit und ihren Bauwerken kennen gelehrt, auf denen das Leben jener Tage sich abspielte, sondern auch durch die Aufdeckung von zahlreichen Denkmälern und Gegenständen des täglichen Gebrauches, wie sie das damalige Kunstgewerbe hervorbrachte, die Mittel zu einer verhältnißmäßig vollständigen Kenntniß öffentlicher und privater Verhältnisse an die Hand gegeben: ja es genügt heute schon ein einfacher Spazierritt von Mykenä nach Tiryns, um den Charakter der ältern Cultur, die noch fast ganz orientalischem Einflusse unterlag, von der spätern zu unterscheiden, welche die ersten halb unbewußten Flügelschläge des autochthonen Hellenenthums bezeichnen. Keine literarische Ueberlieferung bewahrt die Erinnerung an dieses Lallen der griechischen Kindheit. An der Spitze der literarischen Tradition steht für uns das Epos, in dem sich schon die jugendliche Kraft Griechenlands entladet, stehen die Epen der beiden Homeriden. Es war der naive Wagemuth der Jugend*, der, dem Göttlichen sich gleichfühlend, die Schranken zwischen ihm und dem Menschlichen niederriß und Hohes und Geringes, Göttliches und Irdisches vor sein Forum zog — sehr mit Unrecht von denen gescholten, die ihn nicht verstanden. Von den Tagen Goethe's an hat die Behandlung der sogenannten Homerischen Frage die Besorgniß erweckt, daß der Streit über Urheber und Urform der Dichtung die Rücksicht auf Inhalt und Anordnung zurückdrängen könne, ja daß die Annahme mehrerer Verfasser und einer späten endgültigen Gesammtbearbeitung den Gedanken, daß es sich um ein planvolles und daher nach seinem Plane zu ergründendes Werk handle, und damit die Grundlage jeder Sachkritik geradezu vernichten könne. Diese Gefahr, die von ästhetischer Seite heute offen ausgesprochen wird, die aber ein Homer-Forscher von Fach wie Lehrs bereits durchblicken ließ, dürfte jetzt wol kaum noch drohen. Die Unterschiede in den vorhandenen Homer-Theorien sind nur noch quantitative, der einheitliche Gesammtplan großer Theile aber wird als etwas davon Unabhängiges und Feststehendes, zumal über dem Gegensatze der Parteien Stehendes, empfunden. So ist denn auch gerade in den letzten Jahren, zum Theile in rein philologischen Werken, zum Theile von ästhetischer Seite Inhalt und Anlage der Homerischen Gedichte zum Gegenstande von Erörterungen gemacht, deren einige zu dem Schönsten gehören, was über griechische Cultur jemals gesagt worden ist.

Griechenlands Jugend hielt, was

* Der Ausdruck — und mit ihm die Sache — rührt von Herman Grimm her. Vgl. „Aus den letzten fünf Jahren" (1889), S. XI und 209 fg.

* Engaging unconsciousness of childhood.

Digitized by Google

seine Kindheit versprochen hatte. Langsam der Obhut ihrer Herren entwachsen und dann auch der der usurpatorischen Monarchen sich entziehend, für welche die Geschichte den Namen der Tyrannen festhält und die unter den anders gearteten Zuständen der Diaspora als Bollwerk gegen das Barbarenthum sich segensreich bewährten, lernten die Gemeinwesen des europäischen Griechenland die Leitung ihrer Angelegenheiten in die eigene Hand zu nehmen. Da sanken ihre Burgen, da fielen die Anakten: die bildende Kunst, bis dahin unter dem einsichtsvollen Schutze der Großen aufgeblüht, stellte sich zur Pflege nationaler und religiöser Ideale in den Dienst des Publikums und der öffentlichen Meinung: ein bis vor kurzem unerhörter Vorgang in der weltgeschichtlichen Entwickelung, der seinesgleichen erst am Ausgange des 19. Jahrhunderts fand. Wie unter diesem Einflusse Baukunst und Bildnerei aus der Befangenheit, ja Gebundenheit der ältesten Kunstformen sich zu dem immer vollendetern Ausdrucke aller seelischen Bewegungen hindurchrang, zeigen die Trümmer von Olympia: Olympia, das weit umfassender als Delphi das geistige Centrum von Hellas war, soweit davon neben Athen die Rede sein darf. An diesen hohen Namen knüpft zumal in jener Zeit das meiste von dem an, was der griechische Genius für die Ewigkeit geschaffen hat, an ihn für uns wenigstens die Gesänge Pindar's, der, mitten in jene Bewegungen gestellt, die Siege seiner Landsleute wie die seines königlichen Herrn und in ihnen das Walten des griechischen Geistes, seiner Götter und Heroen, die Verflechtung des Menschenlebens in Schuld und Schicksal verherrlicht. Das Lied, damals der nächste und natürlichste Ausdruck bewegender Gefühle, ja Gedanken, war bei diesem feinfühligen Volke eine Waffe, wie noch heute bei den Italienern; und so spiegeln die politischen Dichtungen von Theognis und andern die Kämpfe jener Tage mit seltener Frische wider, während die äolische Lyrik alle Glut des Herzens verströmte.

Diese Entwickelung erhielt ihre Weihe in der Abwehr der persischen Angriffe. Hier bewährte sich der Stolz auf das Errungene und die auf das höchste gespannte nationale Vaterlandsliebe, deren Schwung nicht blos die particularistischen Eifersüchteleien der griechischen Landschaften, sondern in Athen selbst, was entscheidend war, tiefbegründete Abneigungen und Gegensätze innerhalb der leitenden Kreise verstummen ließ. Was ist der Kampf zwischen Themistokles und Aristides anderes als der ewige Gegensatz zwischen dem Genie und der in mancher Hinsicht niederern Begabung des Charakters, dem die Natur versagte groß zu werden und der sich an der Natur rächte, indem er gut ward? So war der Freiheitskrieg die Mündigkeitserklärung des griechischen Volkes, dessen politische, literarische und künstlerische Schöpfungen sich von nun an in stets wachsendem Maße der Vollendung nähern.

Welcher Adel in diesen Gestalten, wenn die attische Garde den Glanz kirchlicher Feste verschönte, wie sie Phidias im Marmor verewigt hat, sie fürwahr „Vorbilder aller Männlichkeit, die erstgeborenen Söhne der vollendeten Kunst"! Tiefer als je erfaßte das Drama die Probleme des Lebens; und wenn die Tragödie den Griechen mit den Schauern der Ewigkeit erfüllte, löste die Conflicte zwischen Himmel und Erde in einer höhern Klarheit die Seelengröße und Anmuth der attischen Komödie auf. Es ist nicht das Wesentliche, daß unter Aeschylus' erhaltenen Dramen

Digitized by Google

eins den Feldzug von Salamis behandelt: die ganze Thätigkeit dieses Mannes wie die seiner Zeitgenossen wird von dem Geiste getragen, dem für ein halbes Jahrtausend die Weltanschauung der Orientalen zu überwinden verliehen war und dessen erhabenstes Denkmal Herodot in dem Gespräche zwischen Xerxes und dem vertriebenen Spartiatenkönig Demaratos geschaffen hat.* Wie überwältigend tritt uns hier die tiefe Sittlichkeit dieses Kampfes entgegen, der in den Siegern eine leise Ahnung ihrer bisher unbewußten Größe erweckt, wie der Gewitterregen im Frühling die noch gebundenen Kräfte der Natur zu belebender Fruchtbarkeit emportreibt. Jetzt entfaltet sich Griechenland wie Eine große Blüte; ein Wetteifer in politischer und künstlerischer Beziehung entwickelt sich auf freier Bahn, mit so schnellen und so grenzenlosen Erfolgen, als hätte Hellas geahnt, daß das kurze und glänzende Leben seines nationalen Helden Achill der vorbildliche Typus seines gesammten Daseins sei.

Denn inmitten dieser ungeheuern und vielseitigen Thätigkeit mislang die Lösung der Aufgabe, von welcher die Gewähr für die reale Dauer dieser Glorie abhing: der gesicherte Ausbau der Verfassungen und der Zusammenschluß der Einzelstaaten zu politischer Einheit. Es galt auch damals den Gegensatz von Entwickelung und Festhalten an der Ueberlieferung, von Freiheit und Unterwerfung: welches von beiden eine Sicherheit für die Wohlfahrt des Ganzen und das Zusammenhalten der stammverwandten Verbände biete — dasselbe Problem, welches noch heute und hier** vielleicht am meisten, bewußt oder unbewußt, das politische Leben des Tages ausfüllt.

* Herodot, VII, 100—105.

** In München geschrieben.

Dieser Gegensatz tritt gleichzeitig in der Literatur und mit besonderer Schärfe in den philosophischen Betrachtungen der sogenannten Sophisten zu Tage. Die im Kampfe gegen äußere Feinde ruhmvoll errungene Freiheit wandte sich auf das Gesammtgebiet des menschlichen Daseins und trat als philosophische Kritik der religiösen Ueberlieferung zu derselben Zeit entgegen, wo sie durch die Perikleische Ausgestaltung der Demokratie zum Siege gegenüber der politischen Ueberlieferung gelangt war. Beidemal handelte es sich um die Emancipation des Individuums von dem Banne und dem Segen der Ueberlieferung, um die selbständige und tiefinnerliche Ausgestaltung in dem Verhältnisse des Menschen zu dem Allgemeinen, um die Freiheit des Gedankens, nachdem die des Handelns gegeben war. Den Abgrund zu vermeiden, nicht indem man aus blindem Ungefähr ihn nicht gewahr wird, sondern sehend und bewußt an seinem Rande des Weges zu gehen, wird auch heute als das eigentliche Kennzeichen tieferer Sittlichkeit empfunden. Ich würde es nicht wagen, über die griechische Aufklärung zu sprechen, ohne die Worte des amerikanischen Theosophen zu erwägen: „In dem unermüdlichen Kampfe zwischen Glauben und Wissen verzehrt sich der Menschengeist, und noch niemand erstand, der beides versöhnte.“* In dieser Richtung, die darauf angelegt ist, dauernde Gegensätze von einem höhern Standpunkte aus zu vereinen, scheint Sokrates' Wirksamkeit sich bewegt und hierin gelegen zu haben, was ihn von den übrigen Sophisten scheidet: ein Unterschied, der von der vor-Grote'schen**

* Vgl. Emerson's „Essays“, S. 165 der Ausgabe (Routledge), die mir gerade zur Hand ist.

** Leider ist man auch nach Grote wieder in diesen Fehler zurückverfallen.

Digitized by Google

Schule so roh aufgefaßt wurde, daß Grote selbst sich zur völligen Verwischung desselben hinreißen ließ.

3) Die Verschmelzung von Sprach- und Geschichtsunterricht.

Langes Rinnen trübt die Welle,
Ich trink' gerne aus der Quelle.
Grillparzer, „Der Traum, ein Leben".

Es fragt sich, ob eine Ahnung derartiger Zusammenhänge, wie ich sie hier kurz anzudeuten suchte, in Schulen erweckt werden kann, und ob überhaupt die oben aufgestellte Forderung, es müsse die Scheidewand zwischen Sprach- und Geschichtsunterricht auf Schulen fallen, für das Lateinische, Griechische und Deutsche — denn auf diese drei Culturkreise kommt es an — durchführbar ist. Hier soll die Möglichkeit dieser Durchführung an dem Griechischen ganz kurz angedeutet und blos vorausgeschickt werden, daß es sich natürlich nur um den Unterricht an den drei obersten Klassen handeln kann. Derselbe beginnt — nehmen wir an — wie herkömmlich mit Homer, zu dessen Erklärung die Schliemann'schen Funde herangezogen werden. In die griechische Sagenwelt führen neben Apollodor Aeschylus und Sophokles ein; ja es wäre unter Umständen das Lesen von einem Dutzend Pindarischer Oden in Prima nicht aussichtslos: daß es, wenn möglich, von außerordentlichem Werthe wäre, bedarf wol keiner Versicherung. Es folgt die Reihe der griechischen Wanderungen nach dem bloßen Vortrage des Lehrers, alsdann Xenophon's Schrift „Ueber die spartanische Verfassung", dem sich Pausanias' Bericht über die Messenischen Kriege anschließt. Für die attischen Verhältnisse bieten Plutarch's „Solon" mit Solon's eigenen Gedichten den geeigneten Führer. Ueber das alsdann folgende Studium Herodot's und der „Perser" von Aeschylus wird keine Meinungsverschiedenheit bestehen, und ebenso natürlich an diesen Thucydides sich anschließen. Die Blüte des Perikleischen Athen bezeichnen Sophokles, Aristophanes und Plato, seinen Verfall Xenophon und Plutarch's „Konon", „Agesilaus" und „Epaminondas". Damit ist die griechische Geschichte bis zu dem Wendepunkte herabgeführt, wo Demosthenes' Reden und zuletzt Arrian's „Perserkriege" eingreifen. All dies soll nur die oben ausgesprochene Idee veranschaulichen, daß authentische Lektüre der Originalquellen nach der Reihenfolge ihres Inhalts, natürlich in angemessener Auswahl, unterbrochen durch Ergänzungen der Lehrer, zugleich als Sprach- und Geschichtsunterricht dienen könne und eine fruchtbare Vereinigung beider darstellen müsse. Jene Auswahl wird in jeder Klasse eine verschiedene sein und zwar von dem Leichten zum Schwierigen aufsteigen, so zugleich, daß jedesmal neue Theile zur Lektüre gewählt und die Lücken des frühern Cursus in dem spätern ergänzt würden.

Die technische Durchführung dieses Lehrplans würde nur einer einzigen Veränderung in dem Prüfungsreglement bedürfen, der Bestimmung nämlich, daß künftig Prüfungen nur auf alte Sprachen und alte Geschichte einerseits und auf die deutsche Sprache und mittelalterliche und neuere Geschichte andererseits erstreckt, Zeugnisse über gesonderte Lehrbefähigung auf diesen Gebieten dagegen nicht ertheilt werden. Daß mittlere und neuere Geschichte auf Schulen wesentlich deutsche Geschichte ist und sein soll, darüber herrscht wol keine Meinungsverschiedenheit. Wünschenswerth ist natürlich, daß der künftige Lehrer auf den beiden ebenerwähnten Gebieten seine Befähigung nachweist. In diesem Falle könnte auf jeder Klasse der Ge-

Digitized by Google

sammtunterricht in diesen drei Fächern (Lateinisch, Griechisch, Deutsch — Sprache, Literatur und Geschichte) in je eine Hand gelegt werden. Die Vorträge auf Universitäten würden in ihrer bisherigen Gestalt sämmtlich ihre Stellung und ihren Werth behalten, ein Colleg über die Verbindung von politischer, Literatur- und womöglich auch Kunstgeschichte, wie es in dem zweiten Abschnitte angedeutet wurde, naturgemäß wünschenswerth sein. Aber dieser Vereinigung gegenüber — es muß das betont werden — können Specialuntersuchungen nicht zurücktreten. Die Gefahren derselben sollen deshalb nicht geleugnet werden: allein ohne sie würde die akademische Bildung dem Inhalt eines gutgeschriebenen Conversations-Lexikons entsprechen. Nur die eigene, selbständige Thätigkeit bringt ein persönliches Verhältniß zu den Dingen hervor, die man betreibt, und macht sie zur Herzenssache: bei Anfängern aber kann diese selbständige Thätigkeit naturgemäß nur auf Einzelheiten gerichtet sein.

Ein so durchgeführter Lehrplan scheint auf den ersten Blick große Anforderungen zumal an den Fleiß der Schüler zu stellen. Die umfangreiche Lektüre, auf die nach der hier vertretenen Ansicht alles ankommt, könnte als eine höhere Belastung erscheinen, eine solche aber bei der ohnedies — übrigens mit Unrecht — angenommenen Ueberbürdung die Realisirung unsers Lehrplans unthunlich machen. Allein diese Klippe ist leicht zu umgehen. Man möge nur den Versuch machen, den Schülern diejenige Arbeit zu ersparen, die zur Erreichung der Ziele des Unterrichts nichts beiträgt. Welche Förderung z. B. liegt in dem Nachschlagen von täglich 50 Vocabeln aus fremden Sprachen? Würde der Nutzen und Zweck der Lektüre irgendwie beeinträchtigt werden, wenn diese Worte mit ihren Bedeutungen dem Schüler, bevor er sie braucht, dictirt würden?

Nur gegen ein Misverständniß muß hier Verwahrung eingelegt werden, als ob Betonung des Classikerlesens eine Zurückdrängung der Grammatik etwa zur Voraussetzung oder Folge haben könnte oder gar müßte. Auf den untern Klassen muß — und das ist Voraussetzung all dieser Vorschläge — die grammatische Grundlage mit großer Sorgfalt gelegt, was von Grammatik etwa noch übrigbleibt, später neben dem Lesen und womöglich in Verbindung mit demselben betrieben werden. Mir ist nicht zweifelhaft, daß wer Thucydides nur in oder mit der Uebersetzung versteht, ihn gar nicht versteht; ganz abgesehen davon, daß derartige Schriftsteller sich nicht übersetzen lassen wie neufranzösische Texte. Wer eine schwierige oder auch nur mehrdeutige Stelle eines alten Schriftstellers überträgt, nimmt damit schon in dem Streite der Gelehrten über Sinn und Auslegung derselben Partei: auf dem Gebiete der Uebersetzungen gibt es nichts, was Laien mit der Gewähr der Authenticität übergeben werden könnte — zumal dieselben, wie bekannt, wenn überhaupt von Gelehrten, regelmäßig — natürlich gibt es auch wichtige Ausnahmen — von solchen untergeordneter Bedeutung herrühren. Und selbst wenn dies anders wäre, welche Uebersetzung, wenn sie nicht ein Kunstwerk ersten Ranges ist, könnte mit den Worten auch den Inhalt, mit der Form auch den Geist der Vergangenheit dem Leser vor die Seele führen. Einzelne Schriftsteller, darunter sehr bedeutende, sind geradezu unübersetzbar.

Dasselbe wäre von dem lateinischen und deutschen Sprach- und Geschichtsunterrichte zu sagen. Was den letztern anlangt, so scheint es mir unerläßlich, daß zumal auf den untern und mittlern

Digitized by Google

Klassen das Altdeutsche grammatisch und mit entsprechendem Lesen so eingehend betrieben wird, daß der Schüler die altdeutsche Heldensage ebenso aus den Originalquellen wie die altgriechische kennt. Nehmen wir an, daß an jedem Tage je eine Stunde dem so zu betreibenden Unterrichte in der griechischen, lateinischen, deutschen Sprache und Geschichte zufielen — denn dies ist, zumal was den deutschen Unterricht betrifft, das mindeste dessen, was hier verlangt werden muß — so würden Alterthum und Germanenthum als in sich geschlossene Culturwelten vor die Seele des Schülers treten, er würde Aehnlichkeiten und Verschiedenheiten beider gegeneinander abwägen und ahnen lernen, ob und worin wir heute noch von der Antike lernen können. Und das ist schließlich die entscheidende Frage: Ist das Verhältniß dieser Culturkreise so, daß ein Einfluß des Alterthums auf die Gegenwart möglich, und wenn möglich, daß er wünschenswerth ist?

Die Antwort auf diese Frage kann in dem Verhältnisse unserer Classiker zur Antike gesucht werden.*

* Zorn in seiner Rectoratsrede: „Für das humanistische Gymnasium", 1888, S. 19, verlangt: „Engen und festen Zusammenhang des Geschichtsunterrichts mit dem Unterricht in den classischen Sprachen und im Deutschen: wie ein Lehrer die Lehrfähigkeit für Geschichte, losgelöst von Deutsch und den classischen Sprachen, haben soll, ist mir geradezu unverständlich." Vgl. S. 32: „Feste Concentration des Gymnasialunterrichts durch möglichste Beseitigung des unglückseligen Fachlehrersystems unter principieller Vereinigung des altsprachlichen, deutschen und historischen Unterrichts in der Hand des Ordinarius." Besonders wichtig erscheint mir der Lehrplan von Thiersch, auf den Zorn an derselben Stelle hinweist.

4) Aus einer Geschichte der Antike.

Haec est Italia diis sacra.
Plinius.

Es ist bekannt, daß die Erhebung des deutschen Geisteslebens in der Renaissance mit dem Studium des Alterthums begonnen hat: eine Epoche, die mit Lebenskraft höchster Potenz vor vielen andern gesättigt war. Ein Tropfen aus dem wiederentdeckten Elixir der Antike durchglühte berauschend die Adern der Gegenwart und erfüllte sie mit dem lebendigen Odem vergangener Zeiten. Wie ein Festsaal der Menschheit steht das Italien jener Tage vor unsern Augen. Gesteigerte Schöpfungskraft zauberte den lebendigen Gott mit seinen himmlischen Heerscharen auf die Leinwand. Die Tage des goldenen Zeitalters nahten wieder heran, da die Gegenwart mit ihrer freudigen Hoffnung die Verheißung einer nahen Zukunft zu enthalten schien, die alle Lösung von dem Kummer des Tages verbürgte. Das ist die Stimmung, aus der heraus Rafael's „Schule von Athen" gedichtet wurde: Paulus und Plato auf den Stufen des griechischen Tempels; es war das letzte mal, daß die elementare Kraft Eines Mannes den Gegensatz zwischen griechischer und christlicher Weltanschauung überwand und damit in rücksichtsloser Hingabe an die Natur allen Folgenden ein unerreichtes Muster ward.

An der Schwelle der zweiten Renaissance steht der Gegensatz, oder wenn man will, das Zusammenwirken von Lessing's Kritik und Winckelmann's Schöpfung: an die Seite des letztern wird man Herder stellen dürfen. Die typische Bedeutung dieses Verhältnisses zwingt uns, einen Augenblick bei demselben zu verweilen. Die Wirkungen eines Menschenlebens auf die kommenden Geschlechter sind der Maßstab sei-

Digitized by Google

ner Größe: es ist gleichgültig, ob diese Wirkungen auf einer Persönlichkeit selbst beruhen oder auf ihren Werken. So bleibt unvergänglich, was Lessing zum Wahrzeichen für die Zukunft macht, die Festigkeit und Reinheit seines Charakters: es kann ihm keinen Abbruch thun, wenn sich herausstellen sollte, daß die Bedeutung seiner wissenschaftlichen Arbeit — dies Wort im weitesten Umfange genommen — erheblich überschätzt wird*: die Ehrfurcht vor dem Manne wird dadurch nicht geringer, der der Grenzen seines Talents sich bewußt und unfähig, dieselben zu erweitern, was ihm die Natur auf jede andere Weise versagte, der Welt Ein unsterbliches Kunstwerk hinterließ — sein Leben.

Dieses Urtheil mag befremden — allein mit Unrecht. Man vgl. z. B. die bekannte Schrift „Wie die Alten den Tod gebildet" nicht blos mit der Abhandlung eines neuern Fachmannes, auf die auch Erich Schmidt anspielt, sondern besonders mit der Darstellung der berühmtesten Archäologin Italiens, die der kunst- wie der culturgeschichtlichen Seite dieses Themas von „lieblicher Fruchtbarkeit" in ganz anderer Weise gerecht zu werden bemüht war.** Die Nothwendigkeit als Freiheit zu empfinden ist der Inbegriff aller Bildung: Lessing schäumte gegen die Zügel. Wie zwecklos diese oft silbenstecherische Kritik, wie unbehaglich diese unfruchtbare Polemik! Und am unerfreulichsten, wo ihr Urheber recht hat. Die Persönlichkeit von Klotz ist unerfreulich, aber in seinem Streite mit Lessing liegt die Wahrheit nicht in dem Maße auf der Seite des letztern, wie man wol zu glauben pflegt. Und wenn auch: „Ich möchte manche Rolle lieber spielen als die der Furien", sagt einmal Emerson.

Sind jemandes Anschauungen werthvoll oder gar zutreffend, so werden sie ihren Beitrag zur Fortentwickelung der Menschheit liefern, mag über sie öffentlich oder privatim geurtheilt werden wie da wolle: sind sie es nicht, so würde auch vorübergehender Beifall sie vor dem Untergange nicht bewahren können, dem sie nach der Logik der Thatsachen geweiht sind. Wer von uns weiß nicht, daß in der nicht mehr aufzuhaltenden Demokratisirung des allgemeinen Lebens, in dem jeder, was auch geschehen mag, sein Recht nimmt vor der öffentlichen Meinung, mehr und schwerer als je unsere Aufgabe ist, weite Kreise mit der Reinheit unserer Ziele zu versöhnen.

Aber Lessing's Leben sollte nicht im Unmuth enden. Es ist für den tiefern Inhalt der Dichtung nicht das Wesentliche, daß in „Nathan der Weise" die Verklärung einer einzelnen Religionsgesellschaft als erheblicher Bestandtheil des Ganzen hervortritt; worauf es dabei ankommt, das ist offenbar das Princip der Toleranz als solches, gerade weil ihm Lessing's eigene Natur nicht zum wenigsten widersprach. Das Wesen der Toleranz liegt nicht in der formalen Correctheit der äußern Haltung, sondern in der Fähigkeit, sich in die Gedankenwelt eines andern so hineinzuversetzen, daß man die Beweggründe versteht, aus denen er denkt und handelt. Ihr Urbild war ein Barbarenkönig in jener berühmten Erzählung: „Wenn ich nicht Alexander wäre, möchte ich Diogenes sein." Diese geistige Beweglichkeit fehlte Lessing's mehr auf Charakter gestellten Natur, und diese Einseitigkeit hat ihn zuweilen ungerecht und hart gemacht. So erbitterte ihn das Leben, das damals wie heute ein

* Ich bemerke ausdrücklich, daß hier nur von der wissenschaftlichen Thätigkeit Lessing's die Rede ist.

** Vgl. E. Caetani-Lovatelli, „Thanatos" (1889).

Digitized by Google

Ausgleich war, und verbittert stand er gegen eine Welt von Feinden. Sein Schlußwort in diesem Kampfe, nicht in dem kleinen Scharmützel mit einem recht ungeschickten Geistlichen, sondern in dem großen Kampfe des Lebens war der „Nathan". Lessing, den schließlich alle Bitterkeit, die ihm das Leben nicht erspart hat, zu immer tieferer Menschenliebe bewegte, hinterließ, versöhnt mit sich und dem Leben, die Mahnung zu gegenseitiger Achtung wie der Apostel: „Meine Kinder, liebt euch."

Lessing ist der Begründer der wissenschaftlichen und schriftstellerischen Kritik geworden, die noch heute mit Recht oder Unrecht auf seinen Namen sich zu berufen pflegt. Wie wohlthätig deren Klarheit und Schärfe gewirkt hat, ist bekannt; daß aber Kritik nicht allein, sondern nur im Bunde mit schöpferischer Production die Aufgaben zu lösen vermag, mit denen Lessing rang, darf nicht weniger sicher behauptet werden. Ein Hauch von dem schöpferischen Odem des ewigen Vaters muß in der Seele des Künstlers wehen, der einem der Ewigkeit angehörigen Theile des Weltganzen zur Auferstehung verhelfen will. In dem innern Gegensatze von Kritik und Production liegt ein wesentliches Stück von der Entwickelung der menschlichen Gesellschaft, und das Vorwiegen je einer von ihnen drückt Epochen und Personen den Stempel auf. Von besonderer Bedeutung ist dieser Gegensatz für die heutige Zeit. Indem man Production als etwas auffaßte, was erlernt und auf kritischer Betrachtung der Dinge aufgebaut werden könnte, gelangte man zu der noch heute im Schwange befindlichen Geschäftigkeit auf dem Gebiete der Geisteswissenschaften, die durch musivische Zusammensetzung möglichst vieler Einzelheiten eine wünschenswerthe Bereicherung unserer Kenntniß zu gewinnen glaubt. Statt in wissenschaftlicher Betrachtung eine auf innerer Geistesverwandtschaft mit der Vergangenheit beruhende künstlerische Neuschöpfung zu sehen, erwartet und verlangt die Kritik den Beweis für Schöpfungen, deren Rechtfertigung wie die jedes andern Kunstwerkes eben sie selbst sind, insofern sie durch die in ihnen lebendigen Gewalten von der innern und überwältigenden Nothwendigkeit Zeugniß ablegen, der sie entsprungen sind. Was von der Goltz in seiner bekannten Polemik schön und tief ausspricht: „Der Offizier kann schuldlos untergehen wie der Dichter, der im Sängerwettstreit unterliegt", gilt von jedem, der um die Palme des Sieges ringt. Diese Geistesverwandtschaft mit der Antike, welche Lessing entbehrt hat, lag in Winckelmann's angeborenem Griechenthume und in Herder's anempfindender Natur. Es ist bekannt, wie der Zusammenhang der griechischen Kunst, Entstehung, Wachsthum, Blüte und Verfall in ihrer Entwickelung von Winckelmann gleichsam von neuem erschaffen und damit die Wissenschaft der Archäologie der Kunst begründet wurde, während Herder zum ersten male lehrte, die geistige Entwickelung eines Volkes als ein Ganzes, den Zusammenhang seiner politischen Schicksale mit Literatur, Kunst, Religion und Sitte zu empfinden, ja mit dem Erdboden selber, ein Vorläufer Ritter's, in Verbindung zu setzen. Seine Ausführungen über Homer, Pindar u. a. sind nicht frei von Irrthümern, welche die Irrthümer seiner Zeit sind: als Ganzes übertragen sie noch heute auf den Leser die Begeisterung, welche ihren Urheber beseelte. Es sind lebendige Gestalten, die er vor unserm Auge aufrollt und mit dem Odem seiner Seele anbläst. Eine Art von Sehergabe befähigt ihn, bei der Darstellung der verschiedenartigsten Personen oder Sachen

Digitized by Google

jedesmal den entscheidenden Punkt ohne Schwanken zu finden, und von ihm aus führt er den Leser alsbald auf sichern Boden.

Daß eine so umfassende und bewegliche Natur sich zur vollen Einheit der Weltanschauung nicht hindurchrang, die stets mehr Sache des Charakters sein wird, wird man ebenso begreifen wie beklagen: eine schmale Brücke, verband in ihm Heiden- und Christenthum der Humanitätsgedanke des 18. Jahrhunderts.

So schnell sich Schiller von dem Uebermaße hellenistischer Empfindungen befreite, wie sie die „Götter Griechenlands" und anderes athmen, so tief und nachhaltig blieb der griechische Einfluß in seiner Dichtung. Aber wenn der fatalistische Zug wenigstens in der Energie und Ausdehnung, die er ihm gab, griechischer war als das Griechenthum; wenn das Abstracte, Allgemeine, Typische seiner Charaktere ihn sogar dem modernen Empfinden in etwas zu entfremden drohte, so widerstrebte es doch dem Grundzuge seiner weichen Seele, die Dinge mit der realistischen Nüchternheit, der trockenen, oft harten Objectivität, für sich sprechen zu lassen, die dem alten Dichter eignete: in dem ergreifenden Pathos Schiller's, von der dualistischen Weltanschauung des Christenthums erfüllt, handeln, lieben und leiden seine Götter, Göttinnen* und Helden. Diesen Gegensatz empfand Schiller selbst mit seinem tiefen Ernste seiner liebenswürdigen Natur, wie er es rückhaltslos Professor Suevern gegenüber ausspricht. „Ich theile mit Ihnen", schreibt Schiller*, und seine Worte gelten noch heute, „die unbedingte Verehrung der Sophokleischen Tragödie, aber sie war eine Erscheinung ihrer Zeit, die nicht wiederkommen kann, und das lebendige Product einer individuellen bestimmten Gegenwart einer ganz heterogenen Zeit zum Maßstab und Muster aufdringen, hieße die Kunst, die immer dynamisch und lebendig entstehen und wirken muß, eher tödten als beleben. Unsere Tragödie, wenn wir eine solche hätten, hat mit der Ohnmacht, der Schlaffheit, der Charakterlosigkeit des Zeitgeistes und mit einer gemeinen Denkart zu ringen, sie muß also Kraft und Charakter zeigen, sie muß das Gemüth zu erschüttern, zu erheben, aber nicht aufzulösen suchen. Die Schönheit ist für ein glückliches Geschlecht, aber ein unglückliches muß man erhaben zu rühren suchen."

Die Ueberwindung dieses Zwiespalts gelang erst Goethe's dem Griechenthume geistesverwandter Natur, wie sie vor ihm nur Shakespeare und Rafael gelungen war.

Goethe's Verhältniß zur Antike erhielt in Italien Vertiefung und Abschluß: Italien, von dem schon Plinius sagte, daß es den Göttern geweiht sei, erfüllte ihn mit höherer Kraft. Wie Rafael, der Paulus und Plato an die Stufen des griechischen Tempels stellt, führte auch seine Schöpfungen die Durchdringung und Beherrschung der geistigen Entwickelung aller Jahrhunderte auf eine Höhe, von der sie wie der Stern am Firmamente für alle Zeit dem Wanderer zum Ziele leuchten. Die innere Natur dieses ewig denkwürdigen psychologischen Vorganges ist neuerdings in mehrern Darstellungen geschildert wor-

* Das Urtheil, welches Lehrs in den „Populären Aufsätzen" über Schiller's „Klage der Ceres" und die landläufige Deutung der Proserpina-Sage fällt, ist hart, aber man muß doch sagen gerecht.

* „Briefwechsel zwischen Schiller und Goethe", Nr. 752.

Digitized by Google

den, die in jedermanns Händen sind und denen ich nichts hinzuzufügen wüßte. An der Festigkeit der Antike läuterte sich Goethe's Sentimentalität, an ihrer Objectivität sein zu weit getriebener Individualismus, an ihrer typischen Einfachheit sein Hang zur Zersplitterung durch das Mannichfache und Individuelle. Weich und beschaulich angelegt, zu viel mit sich und zu wenig mit der Außenwelt beschäftigt, gelangte der Dichter zu der männlichen Entsagung, die das Ziel des Lebens in seiner Arbeit fand: „Wilhelm Meister's Wanderjahre oder die Entsagenden." Aber es lag nicht in Goethe's Art, nur zu empfangen. Tiefer und geläuterter gab er das Griechenthum wieder. Die psychologische Feinheit des modernen Geistes, die Gefühlstiefe der modernen Empfindung, die individuelle Ausgestaltung der Gottesidee senkte Goethe in die für uns zuweilen leeren und wesenlosen Schemen der Antike: indem er von der Glut seiner Seele in sie einhauchte, goß er den köstlichsten Inhalt in die köstlichste Schale. Man kann Goethe's „Iphigenie" ohne den üblichen Seitenblick auf Euripides in ihrem Werth empfinden: der Grieche vollzog die Befreiung Iphigenia's mit den Mitteln, welche die Religion seines Volkes zugleich verlangte und erklärte: Goethe verlegte den Schauplatz von Schuld und Sühne in die Seele seiner Helden und läßt den Gott in der Menschenbrust das Urtheil sprechen. Diese Verschmelzung der Alten und Neuen Welt beruhte nicht blos auf dem Instincte der genialen Dichternatur. Wie bewußt Goethe diese Forderung erfaßte und aussprach, zeigen Faust, Helena und Euphorion. Es mag sein, daß der Dichter seinen Zeitgenossen, wie schließlich jeder, nicht völlig unbefangen gegenüberstand: für uns ist Euphorion der Genius der Zukunft: jede Nachwelt wird ihn von neuem mit den Idealen ihrer Sehnsucht erfüllen, bis einst die Verschmelzung der antiken Cultur mit der modernen, ein hohes Ziel der Menschheit, erreicht ist.

5) Antike und Christenthum.

Chaque homme porte en lui un Prométhée, créateur rebelle et martyr.

Aus Paris-Murcie, „Journal publié au profit des victimes des inondations d'Espagne".

Worin die Bedeutung der Antike für uns eigentlich gelegen, ist eine Frage, die sich fast unabweisbar aufdrängt und deren Beantwortung immer nur annähernd möglich ist. Vorzüge und Schwächen des Griechenthums sind Vorzüge und Schwächen der Völkerjugend: eine Geschlossenheit der Charaktere, die Festigkeit, aber auch Mangel an Weitsicht, ein Hervortreten des Typischen, das ebenso Kraft wie Mangel an Entwickelung sein kann, eine Objectivität des ganzen Daseins, die, wie sehr auch durch die Abwesenheit seelischer Sonderentwickelung erkauft, doch noch stets in der Weltgeschichte die Vorbedingung genialer Erfolge war. Es gehört zu den wunderbarsten Erscheinungen im Völkerleben, daß die Berührung mit der Antike noch stets die Verjüngung der Völker bedeutete: schaffensgewaltig, ein neuer Antäus, erhob sich jedesmal die ermattete Welt. Aber auch sonst finden wir in allen dauernden Schöpfungen von Shakespeare bis auf Thorwaldsen einen Hauch vom Erdgeruche der ursprünglichen Schöpfung wehen, und ähnliche Vorbedingungen führen in Amerika noch heute zu ähnlichen Ergebnissen. Ich wenigstens habe im persönlichen Verkehr mit Amerikanern nicht selten den Eindruck gehabt, daß hier die Rassenkreuzung mit den Eingeborenen etwas von der instinctiven Genialität, der Sinnesschärfe, Energie und Objectivität der

Digitized by Google

Wilden wenigstens auf einen Theil der Amerikaner übertragen hat.

Aehnliches tritt freilich auch in dem englischen Volkscharakter hervor. Shakespeare's Dichtungen von allgemeinem Inhalte zeigen eine so typische Geschlossenheit, daß man aus ihnen beinahe ein vollständiges Lehrbuch der Psychologie zusammenstellen könnte: das Drama des Ehrgeizes: „Macbeth", der Eifersucht im Guten und im Bösen: „Othello", „Wintermärchen" und „Cymbeline"; der Kindesliebe: „Lear"; der Geschlechtsliebe: „Romeo und Julie"; der Skepsis: „Hamlet".

„Die Griechen", sagt einmal Emerson*, „verbinden die Energie des Mannes mit der naiven Kühnheit des Kindes. Wer jetzt eine kindliche Natur mit angeborener Energie vereint, ist noch heute ein Grieche und erweckt von neuem in uns die Liebe zu der Muse von Hellas." In solcher Schule gebildet leben noch heute Männer, denen dieser Erdgeruch der ursprünglichen Schöpfung eignet: als Epigonen der Antike ragen sie in unsere Zeit hinein in einsamer Größe. In einem Saale der Nationalgalerie befindet sich eine Modellstatue von Karl Hildebrand. Wie durch ein Wunder der Natur in diese Umgebung verschlagen, steht ein Mann aus dem Volke auf dem Postamente in ruhiger Haltung, ja nachlässig wie jemand, der von der Arbeit des Tages ausruht; sinnend, fast träumerisch den Blick in die Ferne gerichtet. Bei aller Einfachheit des Gegenstandes eine ergreifende Schöpfung, und unvergeßlich dem, der sie einmal gesehen hat. Aber kein Künstler vermag sich seiner Zeit zu entziehen: gerade als der köstlichste Reiz umspielt sein Kunstwerk der Athem des neuesten Tages, und selbst wer wie Böcklin sich in bewußten Gegensatz zu der ihn umgebenden Welt stellt, verräth durch seinen Widerspruch, was er verschweigen will. Und so bei dieser Statue: in dem sinnenden Antlitze des Mannes liegt schon eine Welt unausgesprochener Gedanken und unerfüllter, ja unerfüllbarer Sehnsucht. Wie anders doch stehen daneben die Athleten Myron's und Polyklet's, denen jener als würdiger Genosse sich anreiht, in sich geschlossen und selbstgenügsam wie ihre Götter, und nirgends an die Schranken des Zeitlichen gemahnend. Ja, so denken wir uns die Männer von Thermopylä, die dort fielen, dem Gesetze getreu, so die Sieger von Olympia, denen der Lorber das Höchste war, was einem Griechen griechische Götter gewährten.

Es fehlt viel, daß das Wesen der griechischen Religion wissenschaftlich erkannt wäre: auch hier riß der Tod Lobeck's eine unausgefüllte Lücke. In ihren Anfängen die Religion eines jugendlichen Volkes und im ursprünglichen Gegensatze zu den Ideen des Christenthums, erlangte die griechische Gottesverehrung seit der Epoche der Perserkriege eine allmähliche Tiefe und Entwickelung, welche die Anknüpfung moderner Anschauungen an sie gestattet. Nachdenken und Zweifel beeinträchtigte das ruhevolle Beharren in dem Göttlichen; neue Gedanken traten der Ewigkeit gegenüber in den Gesichtskreis der Menschen; neue Wege führten zu dem Frieden, den jeder von neuem sich erwerben mußte: der Zwiespalt der Menschen in sich selbst und mit der Welt verlangte und schuf sich gebieterisch seine Ausgleichung. Himmel und Erde trennten sich vor ihren Augen, und das Opfer selbstverleugnender Liebe gab ihnen die Kraft, über diesen Riß hinweg ruhevoll und in Freude lifes pilgrimage zu bestehen. Traumverloren, schlafumfangen blicken von der Sixtinischen Decke die

* Vgl. „Essay on history".

Digitized by Google

Patriarchen Judäas, müde und leer aus ihren weitgeöffneten Augen die römischen Porträts in Pompeji, die Zeitgenossen der Taciteischen Welt: die Stunde des Christenthums war gekommen.

Den wiederholten Versuchen, die Religion des Aeschyleischen Prometheus mit der christlichen zu identificiren, ist von verschiedenen Gesichtspunkten aus entgegengetreten worden.* Es unterliegt keinem Zweifel, daß dieser Widerspruch das Richtige trifft. Allein die Fragestellung ist offenbar zu eng gefaßt. Es ist für uns nicht maßgebend, in welchem Sinne ein griechischer Dichter Scenen aus der heiligen Geschichte seines Landes dramatisirte und für welche Ideen er die Märtyrer seines Volkes in Anspruch nahm. Für uns lautet die Frage: welche Empfindungen der griechischen Volksseele der Tradition von Prometheus zu Grunde liegen und ob diese dem Gefühl der Gegenwart widersprechen. Man sollte es nicht glauben gegenüber diesem Halbgotte, der in dem rastlosen Streben nach Veredelung des Menschengeschlechts Schiffbruch leidet, und der nach herber Seelennoth und tiefer Erniedrigung den Frieden von seinem titanischen Ringen fand. „Chaque homme porte en lui un Prométhée, créateur rebelle et martyr.“ Dieses Wort einer deutschen Dichterin, das den Seelenadel der erlauchten Frau, der es verdankt wird, an der Stirn trägt, übergreift in bezeichnendster Weise die Stufenleiter von Schicksalen und Empfindungen, den Inhalt dessen, was der menschlichen Erfahrung entspringen kann.* Warum sollte es nicht möglich sein, auch in der griechischen Religion eine von den Strahlenbrechungen des höchsten Gedankens zu empfinden, eine Religion zu sehen, wo nur wenige über den Begriff der Mythologie hinauskommen?

Viele Wege führen auf den Gipfel eines ragenden Berges; steht man auf der Höhe, so gilt es gleich, welchen Weg man wählte, um sie zu erreichen.

6) Der Entwurf eines bürgerlichen Gesetzbuches.

Nur in der Vereinigung der römischen und deutschen Rechtscultur liegt das Heil unserer künftigen Rechtsentwickelung.
Kohler in Jhering's „Jahrbüchern“, 1886, S. 187.

Diese Verschmelzung endlich der antiken und modernen Cultur scheint auch das Ziel in dem Kampfe um das künftige bürgerliche Recht zu sein.

Es ist außerordentlich unbequem, nach so vielen hervorragenden Persönlichkeiten über den Entwurf zu sprechen: um so mehr, als allgemeine Betrachtungen darüber, ohne besondere Autorität ausgesprochen, wie die Dinge jetzt liegen, nothwendig zwecklos sind. Wer heute dem künftigen Rechte nützen will — und es ist dies eine der schönsten Aufgaben, mit denen unsere große Epoche ihre Söhne beschenkt — kann dies aus-

* Die Literatur dieses interessanten und berühmten Problems knüpft an Schoemann's (übrigens, wie Ottfried Müller's „Eumeniden“, auch für Laien in hohem Grade lesenswerthen) „Prometheus“ an, dem zuerst Köchly entgegentrat, während Lobeck schon vorher ähnliche Auffassungen ablehnend gestreift hatte. Köchly's Kritik erfuhr dann ihrerseits eine Revision durch Lehrs, dessen wirklich geistesverwandte Wiedergabe der griechischen Weltanschauung durch persönliche Abneigung eine etwas schiefe Beleuchtung erhält.

* Die dichterische Verklärung dieses Kampfes folgt dem Schema der ecclesia pressa und triumphans; zu dem erstern gehört „Hamlet“, zu dem zweiten „Prometheus“, zumal bei Aeschylus und Shelley, und „Faust“. Eine Mittelstufe zwischen beiden, deren genauere Erkenntniß wol erst der Zukunft möglich sein wird, nimmt Ibsen's „Kaiser und Galiläer“, eine der gewaltigsten Dichtungen unsers Jahrhunderts, ein.

Digitized by Google

schließlich durch Untersuchung von Einzelfragen thun. Aber in dem Zusammenhange des Ganzen und um seinetwillen müssen einige allgemeine Punkte wenigstens gestreift werden — vor allem die Frage, ob die wissenschaftliche Erkenntniß des deutschen Rechts wirklich schon in allen wesentlichen Theilen so weit vorgeschritten ist, daß seine Verwerthung für die praktische Gesetzgebung, die an sich wol jeder als berechtigt anerkennen wird, schon jetzt in erheblich ausgedehnterm Maße, als es geschehen ist, erfolgen konnte.

Die Frage, ob für ein bestimmtes Verhältniß deutsches oder römisches Recht gelten soll, kann verständigerweise nur so beantwortet werden, daß man untersucht, aus welchen Ideen und Ursachen heraus die fraglichen Rechtsgebilde entstanden sind, ob sie mit Erscheinungen zusammenhingen, die etwa nur einer fremden Epoche oder einem fremden Volke vergänglich innewohnten, wie sie im Rechtsleben sich bewährten und in der Zukunft weiter fortwirkten. Die Dogmengeschichte des römischen und deutschen Privatrechts wird abgesehen von der constructiven Erforschung dieser Rechte selber, die natürlich die Grundlage bilden muß, das Mittel an die Hand geben, das Vergängliche und Zufällige in beiden Rechten von dem Bleibenden und Werthvollen zu scheiden. Diesen Weg zu bahnen war der Inhalt von Savigny's Lebenswerk.

Es ist bekannt, daß gerade Savigny eine zusammenfassende Gesetzgebung ablehnte, weil ihm die wissenschaftliche Bildung seiner Zeit in den hier hervorgehobenen Punkten dieser Aufgabe nicht gewachsen schien.

Der Einfluß des Christenthums auf das Recht ist, wie natürlich, zumeist in den Erlassen der Kirchenbehörden, zumal in dem „Corpus juris canonici" enthalten. Greifen wir ein Beispiel heraus. Vielfach ist der Erwerb von Rechten oder Sachen an den „guten Glauben" des Erwerbenden geknüpft, d. h. das Recht verleiht hier seinen Schutz demjenigen, der redlich zu erwerben glaubte, auch wenn diesem Erwerb objective aber unbekannte Hindernisse entgegenstanden. Das römische Recht verlangt diesen Glauben nur im Moment der Erwerbung und erklärt ausdrücklich, daß später erlangtes Bewußtsein der Unredlichkeit nicht schade. Das kanonische und also auch das heutige römische Recht hat diese Bestimmung außer Kraft gesetzt und verlangt den Glauben an den redlichen Erwerb während der ganzen Dauer des Besitzes. Dasselbe kanonische Recht aber hat die Voraussetzung, daß ein solcher guter Glaube bis auf weiteres bei jedermann anzunehmen sei, in den sprichwörtlich gewordenen Satz gekleidet, an dessen Ursprung man heute kaum noch denkt: „Quilibet praesumitur bonus."* Wer erkennt hier nicht den Einfluß derjenigen Religion, welche die Menschen auf eine außerordentliche Höhe hob, um außerordentliche Anforderungen an sie zu stellen, die diese Ansprüche auf den unzerstörbaren Glauben an den ursprünglichen Adel der Menschennatur begründet. Wie aber die Anforderungen des kirchlichen Rechts, wenn sie den realen Bedürfnissen offen entgegentraten, vom Verkehre und schließlich auch vom Recht wieder beseitigt wurden, zeigt das kanonische Verbot des vertragsmäßigen Zinsennehmens, an dessen Stelle dem Wesen des modernen Staats entsprechend Strafbestimmungen gegen Wucher getreten sind.

* Daß auch nach reinem römischen Rechte derselbe Erfolg sich meist aus den Regeln über Vertheilung der Beweislast ergab, ist davon natürlich unabhängig.

Digitized by Google

Es ist bekannt, wie der Streit um die theilweise Aufnahme des römischen Rechts noch heute nicht zur Ruhe gekommen ist und demnach diese Aufnahme selber überdauern wird. Daß solche Erscheinungen nicht zufällig sind, sondern etwas geschichtlich Nothwendiges in sich tragen, bedarf keiner Bemerkung, läßt sich übrigens in unserm Falle noch an einer Thatsache erweisen, die, allbekannt wie sie ist, in diesem Zusammenhange erwähnt zu werden verdient: ich meine den Umstand, daß das römische Familiengüterrecht in viel geringerm Maße Aufnahme in das deutsche Recht gefunden hat. Hier, wo ein in sich geschlossenes, von dem nationalen Bewußtsein getragenes und darum widerstandsfähiges Recht vorhanden war, konnte das fremde nicht so viel Boden fassen. Die Umkehrung dieses Satzes und ihre geschichtliche Nutzanwendung ergibt sich von selbst: das Gottesurtheil des Erfolges als Richter anzuerkennen über sein Leben ist das Schicksal der Völker wie der Einzelnen.

Der Gegensatz zwischen germanischem und römischem Rechte liegt, abgesehen von dem Familien- und Erbrecht, auf socialem Gebiete. Unser deutsches Genossenschaftsrecht hat zu Umgestaltungen geführt, für welche in Rom kein Bedürfniß bestand. Man hat dem römischen Rechte den Vorwurf gemacht, daß es antisocial sei. Bedenkt man, daß die freie Arbeit in Rom gegenüber der unfreien je länger desto mehr zurücktrat, so wird man wol zugeben dürfen, daß unser Recht und unsere Gesetzgebung auf diesen Gebieten andere Wege zu gehen haben, ohne daß hieraus dem römischen Rechte, das den Verhältnissen seiner Zeit zu genügen hatte, subjectiv ein Vorwurf erwachsen könnte. Die verschiedene Stellung der Landwirthschaft prägt sich in dem von dem Mobiliarrecht völlig verschiedenen Rechte der Liegenschaften aus, von dem sich in dem römischen Rechte kaum die Anfänge finden. Daß dieses dem Einzelnen eine größere, fast unumschränkte Macht innerhalb seiner Rechtssphäre zuweist, während das unsere dieselbe zu Gunsten der Gesammtheit beschränkt, pflegt jetzt mit Vorliebe betont zu werden. Es scheint mir gerade hier nöthig, von allgemeinen Erwägungen Abstand zu nehmen und nur auf das Einzelne besonders einzugehen. Um nur eins, aber vielleicht das Wichtigste zu nennen: die jetzt zum Stichworte der Gegenwart gewordenen Massenversicherungen der Arbeiter sind uralt deutsches Recht: die alten Bergwerksbezirksgenossenschaften hatten sie seit Jahrhunderten bei sich eingeführt: auch die Vertheilung der Kosten auf Leiter und Arbeiter findet sich schon dort.

Es hängt dies mit einem tiefen und wichtigen Gegensatze zwischen römischem und deutschem Rechte zusammen, der gerade in der neuesten Phase unserer Socialpolitik eine entscheidende Rolle zu spielen berufen ist. Das römische Recht macht denjenigen ersatzpflichtig, der durch schuldhaftes Thun oder Unterlassen einem andern einen Vermögensschaden zugefügt hat: das deutsche dehnt eine solche Ersatzpflicht grundsätzlich auf alle Fälle aus, in denen ein Vermögensschaden auch durch völlig schuldloses Thun oder Unterlassen, also lediglich durch einen Dritten, z. B. zufällig, erfolgt ist. Es liegt noch aus neuester Zeit ein sehr bemerkenswerthes höchstgerichtliches Erkenntniß vor, das in einem bestimmten Falle, wo von Schuld auch nicht im entferntesten die Rede sein kann, eine solche doch schließlich festzustellen sucht, und das man kaum verstehen wird, wenn man sich nicht vor Augen hält, daß der Gerichtshof hier in der peinlichen Lage war, das geltende

Digitized by Google

Recht mit seinem eigenen, dem widerstrebenden, Rechtsgefühle zu vereinen.*

So ist es denn eine einfache Wiederbelebung des deutschen Alterthums, was unsere gesammten Parteibildungen, die deutschen Verhältnissen und dem deutschen Charakter von vornherein widersprachen, derartig neutralisirt hat, daß sie ohne jede reale Bedeutung, d. h. ohne wirkliche principielle Unterschiede — denn als solche wird man weder die Vertretung von Privatinteressen, noch die Befriedigung persönlicher Abneigung, noch den Wunsch, seine eigene Person geltend zu machen, ansehen — ihr Dasein von der Macht der Gewohnheit und dem stets vorhandenen Bedürfnisse nach Schlagworten noch fristen. Die Ansprüche des vierten Standes zu befriedigen, soweit es sein kann, und niederzuschlagen, wenn es sein muß, ist der eigentliche Inhalt des politischen Lebens der Gegenwart: die wirksamste Waffe in ihm bietet das altdeutsche Recht.

Die Bedeutung des römischen Rechts nicht blos an sich, sondern auch für uns wird durch diese Auffassung nicht geschmälert. Man hört jetzt zuweilen selbst von ausgebildeten Juristen die Meinung aussprechen, es könne das neue Privatrecht eine vollständige Loslösung von dem römischen derart herbeiführen, daß die juristische Schulung lediglich aus dem deutschen Rechte und den modernen deutsch geschriebenen Rechtsbüchern künftighin gewonnen und das Studium des fremden einfach gestrichen würde. Es zeigt das, wie wenig im ganzen das Verständniß für den Werth des römischen Rechts und für die Gründe seiner allgemein gültigen Bedeutung verbreitet ist. Der Niederschlag einer tausendjährigen Entwickelung ohnegleichen bietet dasselbe, wie es uns vorliegt, nicht blos die Ergebnisse eines zu immer Höherm hinaufstrebenden organischen Wachsthums, sondern, was wichtiger ist, auch den Einblick in dieses freie Wachsthum selbst unter der Sonne der nationalen Theilnahme, die ihre edelsten Kräfte Jahrhunderte hindurch der Ausgestaltung des Privatrechts als einem Werke zuwandte, das als hervorragender Gegenstand der öffentlichen Wohlfahrt empfunden wurde. Ein Künstler, der Jahre hindurch in der Werkstatt seines Meisters dessen Thätigkeit beobachtet und studirt, würde unzweifelhaft hieraus nicht blos wichtige technische Kunstgriffe, sondern schließlich sogar die Fähigkeit entnehmen, seiner eigenen Auffassung der Dinge mit dem Pinsel oder Meißel Ausdruck zu leihen. So würden auch wir, wenn es sich blos um mechanische Anwendung eines unabänderlichen — und für alle Fälle ausreichenden — Rechtsbuches handelte, mit dem Studium dieses letztern uns begnügen können; da aber das Recht wie jede Wissenschaft eine Entwickelung hat, da das Leben täglich neue Anforderungen stellt, denen sie gerecht werden muß, so wird der tiefe Einblick in die schaffende Werkstätte der römischen Juristen immer werthvoll, weil dasjenige bleiben, was zur höchsten Production auf juristischem Gebiet befähigt.

7) Die Gegenwart.

So fährt ein recht edler Sinn
Ueber alles Widrigs hin.
Alter Spruch.

Zwei Generationen leben heute in Deutschland, die nur schwer das gegenseitige Verständniß ihrer Weltanschauungen zu finden vermögen. Die ältere,

* Das Urtheil rührt von dem in München noch bestehenden obersten Landesgericht her und findet sich in Seuffert's „Archiv", Bd. 41, Nr. 271. Die Ersatzfrage mit Rücksicht auf den Entwurf hat neuerdings auch Planck in seinem „Archiv für civilistische Praxis" (1889) gestreift.

Digitized by Google

in der Blüte ihres Lebens Verhältnissen gegenüberstehend, über deren Unerträgkeit kein Zweifel vorhanden war, sah mit freudigem Bangen unvermeidlichen Katastrophen entgegen, von denen alles den Beginn einer neuen Zeit erwartete. Nicht blos die langersehnte Einheit Deutschlands mußte als reife Frucht in diesen Stürmen herabgeschüttelt werden: eine allgemeine und aufwärts tragende Bewegung erfaßte die Geister und erfüllte sie mit Idealen, für die es ein bestimmtes Ziel so wenig wie eine greifbare Formulirung gab. Zufrieden, als bescheidenes Glied der unendlichen Reihe sich vertiefender Herzensbildung und fortschreitender Erkenntniß anzugehören, stolz, die die Welt umspannenden Gedanken zu vertreten, welche ihre Brust erfüllten. Eine Generation, die in ihrer schöpferischen Thätigkeit aufging und deren Schranken übersah, ja verkannte, riß aber auch die Grenzpfähle der menschlichen Erkenntniß mit starkem Arme aus dem Boden und trug sie schier unabsehbar weit in das unbekannte Land hinaus. Ueber Zeiten und Völker hinweg drang der Flug dieses hochherzigen Geistes, und vor seinem Auge erstanden die Altäre von Olympia und Pergamon als „Zeugen jener Erhebung und Beseligung, welche zur Gottheit emporträgt".

Man kann diese Stimmung* noch heute in Gegenden herrschend finden, denen, wie meiner Heimat Königsberg, die Gunst oder Ungunst ihrer geographischen Abgeschiedenheit das Glück und die Illusionen der Vergangenheit bewahrte. Denn wie anders ist die Stimmung der Gegenwart! Wer heute Dichtungen der beliebtesten zeitgenössischen Schriftsteller liest, hat das Gefühl, als ob eine Ewigkeit seit dem Tage verflossen ist, an dem echte Dichter hier den Herzschlag ihres Volkes belauschten. Wenn früher die aufs höchste gesteigerte Energie des Strebens, die selbst die nationalen Schranken durchbrochen hatte, zugleich eine Ablenkung und Concentration der Gedanken und in der Hingabe an eine ungeheuere Idee das selbstvergessene Glück gewährte, so finden wir jetzt, nachdem das Handgreifliche jener Ziele erfüllt ist, diese Bewegung zum Stillstand gekommen, die jüngere Generation dem Erreichten und Erreichbaren zugewandt und aufgewachsen in dem Gefühl des gehobenen Nationalstolzes, der fremdartige Culturen lebhaft abzulehnen bemüht ist. Man will auf eigenen Füßen stehen und in dem eigenen Boden wurzeln. Die Menschen richteten sich in ihrem neuen Hause ein und gelangten zum Nachdenken über sich und ihre Stellung im Universum. Die Blicke wandten sich nach dem Himmel, da die Erde den meisten kein Ziel mehr zu bieten schien, das ihrer idealen Sehnsucht werth war. Nüchterner und farbloser wurden die Gedanken, gestaltloser die Hoffnungen der Menschen. Ibsen's „Nora", „Gespenster", „Wildente", „Rosmersholm", die nihilistischen Ausbrüche

* Daß dieselbe auch bei dem Beginn und ihr Rückschlag bei der Beendigung des sogenannten Culturkampfes eine erhebliche Rolle spielte, soll hier nur angedeutet werden. Auf der einen Seite handelte es sich um die Abwehr des Staatsregiments gegen kirchenregimentliche Ansprüche, auf der andern um die Opposition unkirchlicher Kreise gegen kirchliche Dogmatik. Ganz ähnlich liegen die Dinge augenblicklich in Rom, wo Speculationswuth und Abneigung gegen die römische Curie, deren regierungsfeindliche Haltung als wachsende Gefahr empfunden wird, zur Befriedigung des angeblichen Wohnungsmangels durch Zerstörung weltgeschichtlich berühmter Orte geführt hat. Wer sich in Rom eingelebt hat, empfindet das bald und erfährt es wol auch gelegentlich an Stellen, deren Urtheil darüber unanfechtbar ist.

Digitized by Google

düsterer Stunden wurden mit Interesse aufgenommen, wie denn in der Verzweiflung am Ideal die Sehnsucht nach ihm vielleicht am ergreifendsten hervortritt.

Aus dieser Stimmung heraus gelangt man zur Ablehnung der Antike, die den nationalen Ansprüchen und religiösen Bedürfnissen der Gegenwart zu widersprechen scheint. Man übersieht heute, daß in allem, was geschieht, es sich immer nur um Strahlenbrechungen derselben menschlichen Empfindung handelt. Vor Jahrtausenden lebten Menschen wie heute, und die Entwickelungen und Conflicte vergangener Epochen finden eine höhere Bestätigung in den Zuständen der Gegenwart. Die Ueberzeugung von dieser Einheit ist die unerläßliche Voraussetzung jeder auf die Erkenntniß und Wiedergabe der Vergangenheit gerichteten Thätigkeit. Noch kennt die Weltgeschichte keine geschlossenen Phänomene, sondern nur eine Kette fortrollender Entwickelung: eine Offenbarung ewiger Naturgesetze gegenüber der unzerstörbaren Einheit des Menschengeschlechts.

Die Antike auf die Gegenwart wirken zu lassen, ist in der That noch nicht versucht worden. Unsere Geschichtschreiber — auch die englischen, welche neben den deutschen fast allein in Betracht kommen — beurtheilen die Vergangenheit vom Standpunkte der heutigen Politik und Technik. Diese scheinhafte Modernisirung ist populär. Die herrschenden Geschichtsbücher über das Alterthum, wenn auch einige von ihnen mit unendlicher Begabung geschrieben, sind politische Broschüren in kolossalem Maßstabe. Wer dürfte es schelten, daß kämpfende Weltanschauungen den Versuch machten, nicht blos die Zukunft, sondern auch die Vergangenheit für sich mit Beschlag zu belegen? Auf dem Gesammtgebiet geistiger Production wird jetzt im Sinne der Panoramentechnik, der meiningenschen Costümtreue gearbeitet. Wir schreiben Geschichte wie sie Alma Tadema und Muncaszy malen. Erheblich unpopulärer ist das Gegentheil: die Gegenwart vom Standpunkte der Antike zu beurtheilen, ein seltener Irrthum, wenn man es einen Irrthum nennen darf, dem sogar Lehrs' geniale Natur erlag. Der Mittelweg, jeder Cultur ihren eigenen Maßstab zu lassen, die Gegensätze durch keine Decoration zu verkleiden, sondern auf die Gegenwart davon wirken zu lassen, was ihr heilsam sein mag, ist in neuerer Zeit kaum je versucht worden.

Wie diese Verschmelzung gedacht ist, möge an einem einzelnen Beispiele verdeutlicht werden, das zugleich zeigen wird, was aus dem wörtlichen Uebersetzen herauskommt: an jener bekannten Stelle Hesiod's, die besagt, daß eine vollendete Entwickelung der Erfolg heißer Arbeit ist. Voß übersetzt bekanntlich: „Vor die Tugend setzten den Schweiß die unsterblichen Götter." Ganz abgesehen davon, daß „Tugend" heute nicht mehr gesagt werden darf, wenn man nicht im Schülerjargon spricht oder auf Stelzen steht: es handelt sich um die Wahl eines Bildes, welches die Ueberwindung der denkbar größten Schwierigkeiten bezeichnet. Hesiod wählte es aus der Ringschule und denkt an die heißen Mühen der Palästra. In der frühen Jugend eines Volkes überwiegt das körperliche Dasein, wie denn auch die Könige von Sparta, das auf dieser Stufe am längsten stehen blieb, als Auszeichnung und Ehrengabe eine doppelte Portion beim Mittagessen erhielten. Bei uns könnte von jenem Bilde, so beliebt das Turnen mit Recht wieder geworden ist, nicht die Rede sein. Wir würden das vertiefte und durchgeistigte Bild denkbar größter Schwierigkeiten unzwei-

Digitized by Google

felhaft aus der Leidensgeschichte Christi entnehmen: die Dornenkrone ist das Symbol alles Schweren, das überwunden emporträgt. Hiernach wäre in unserm Sinne zu übersetzen: Dornig machten zur Größe den Weg die unsterblichen Götter.

Es liegt etwas Anmaßung darin, wie wir den Trägern ehrwürdiger Namen ins Gesicht sehen und ihnen ziemlich derb unsere Meinung sagen. Ehrfurcht in diesem Sinne ist heute vor der Antike nicht vorhanden. Dazu fehlt schon die nothwendige Vorbedingung: das Verständnis. Die Dinge liegen augenblicklich so, daß neben einer kleinen Gemeinde traditioneller Enthusiasten eine große Zahl von Leuten steht, die, von der öffentlichen Meinung und der täglich wachsenden Verbilligung der Verkehrswege nach Italien getrieben, sich veranlaßt sehen, das Gefühl innerer Bereicherung und Befriedigung zur Schau zu stellen, welche seit Winckelmann und Goethe für das typische Merkmal echter Bildung, wie sie Italien darbot, gehalten wird. Aus dem Grimm über diese erzwungene Heuchelei erkläre ich mir das Entstehen und die Verbreitung von Stinde's „Buchholzens in Italien". Endlich ein erlösendes Wort. Endlich eine Anzahl Leute von übrigens vorzüglichen Eigenschaften, die geistig nicht mehr sein wollten als sie waren, folgerichtig genug, die Wirklichkeit dessen zu leugnen, was über ihre Fassungskraft hinausging, die offen, ja herausfordernd mit dem hervortraten, was so viele empfanden, aber auszusprechen sich nicht recht getrauten. Vielleicht die herbste Kritik der Alterthumsstudien in Deutschland, daß dieses Buch geschrieben und mit Beifall aufgenommen werden konnte!

Ich glaube ebendeshalb, daß die Wirksamkeit der Antike auf uns noch und daß sie erst bevorsteht. Kein Land scheint ihrer mehr zu bedürfen als das unsere: gerade für uns ist sie die von der Natur geschaffene Ergänzung gegenüber unserm nie ganz abzustreifenden Subjectivismus, dem Preise der deutschen Gedankentiefe.

Unsern Dichtern mangelt die Fähigkeit, Gestalten auf den Markt zu stellen, welche die Kraft zu einem von ihren Urhebern unabhängigen Dasein in sich tragen. Die erzählende Dichtung hat den Versuch gemacht, der Gegenwart ihren Spiegel vorzuhalten: allein Momentphotographie und Porträtmalerei sind zwei verschiedene Dinge. Wenn glänzende Seifenblasen lustig aufsteigen und bunt schillernd in der Luft zerplatzen, ist der widrige Schaum das Einzige, was zurückbleibt, und bezeugt, daß ein geschicktes Gaukelspiel hier die Sinne getäuscht hat. Es gibt davon natürlich Ausnahmen; neben Bekanntem, wie Freytag's „Soll und Haben", auch einiges wenig Bekannte.

Von den neuesten Erscheinungen der deutschen dramatischen Literatur werden diejenigen zu sprechen Bedenken tragen, die der Meinung sind, daß gegen unerfreuliche Erscheinungen, soweit die Verhältnisse einen unmittelbaren Erfolg gestatten, Schweigen die tödliche Waffe ist. Sieht man von dieser neuesten Poesie ab, so wird man im übrigen zwar ein geringeres Misverhältniß zwischen Wollen und Können, aber beides auf einer beschämend niedrigen Stufe finden. Immer wieder die alten, nie wirklich gewesenen Figuren aus einer — Gott sei Dank! — nie dagewesenen Welt: und je geschickter die Technik ist, mit der in diesen verbrauchten Schablonen ein Anschein von Lebensfähigkeit uns immer wieder vorgetäuscht wird, um so deutlicher erkennt man, daß keine Brücke von uns und unsern Ideen, unsern Wünschen und Befürchtungen zu der

Digitized by Google

exotischen Gedankenwelt, den chimärischen Zielen dieser Fabelwesen führt. Dieser Gegensatz zu der alltäglichen Wahrheit und Erfahrung ist zuweilen schon mit gewollt parodistischer Wirkung betont und verstärkt worden: die Durchbrechung des Causalitätsgesetzes entzückt. Freytag's „Journalisten" haben keinen Nachfolger gefunden: die Epigonen von Dumas bis Björnson wühlen unermüdlich und meist krankhaft in den Problemen des Lebens. Ferrari's Lustspiel „Le due donne" („Die beiden Damen"), vielleicht das beste italienische Drama der Gegenwart, ist eine wol unbewußte, aber geniale Kritik der um den jüngern Dumas sich gruppirenden Dramatik. Sonst hat nur Augier in seiner „Gabrielle" der Welt eine Dichtung geschenkt, die an echt deutscher Gemüthstiefe und Reinheit — man darf so wol ohne Ueberhebung sprechen — nicht blos in Frankreich ihresgleichen sucht.*

Eine gesonderte Stellung nimmt hier Ibsen ein. Seine bekanntesten Dichtungen sind oben nihilistisch genannt. Diese Bezeichnung wird wol keiner Rechtfertigung bedürfen. Die „Lebenslüge", zu der der Dichter der „Wildente" jedes höhere Lebensziel verzerrt, und die „Ordnungsbestie" der Anarchisten sind untrennbare Seitenstücke. Ueber „Kaiser und Galiläer" ist oben gesprochen worden. Leider entziehen sich die werthvollsten Werke des Dichters, wie es scheint durch ihre Gedankentiefe, der allgemeinern Kenntnißnahme, und so kommt es, daß, wenn von Ibsen als einer dichterischen Persönlichkeit die Rede ist, der unerfreuliche Eindruck der letzten Dramen den Ausschlag gibt, in denen sich der Dichter die Aufgabe gestellt zu haben scheint, systematisch herunterzuziehen, was freundlich ist auf dieser Erde. Es sei indessen gestattet, darauf hinzuweisen, daß das Räthselhafte, was einer solchen Erscheinung unleugbar anheftet, gemildert wird, wenn man die nordische Poesie der Gegenwart in ihrer Gesammtheit berücksichtigt.

Der einzige vielleicht, der die zeitgenössische Welt, wie sie einmal ist, mit Ideen zu erfüllen sucht, ist Uhde, der Maler des evangelischen Bekenntnisses im Sinne Rembrandt's. Wie gewaltsame Mittel man anwenden muß, um sich vor dieser Zerfahrenheit zu retten, zeigt Böcklin. Aber auch hier kein Ziel und kein Weg. Das geistige Leben der Gegenwart ist aus der Ordnung gerathen.

Ein Gedanke beseelt diese nach allen Richtungen auseinanderstrebenden Energien: daß, nachdem die Fragen der Vergangenheit zum Abschlusse gebracht sind, wir neuen und ungeahnten Gestaltungen des allgemeinen Lebens entgegengehen, deren noch unbekannten Anforderungen zu genügen wir uns vorbereiten. Diese schöpferische Thätigkeit ist das Bedürfniß des Tages. Lieber eine ernst betriebene Thätigkeit, die sich als von irrigen Voraussetzungen geleitet einmal herausstellen könnte, als gar keine. Positive, fördernde Arbeit heißt die Losung. Von einer unsichtbaren Instanz im Dienste des öffentlichen Wohles angestellt, seine Pflicht zu thun, ist der Rechtstitel der heute arbeitenden Gesellschaft.

Die Stimmen mehren sich, daß Erscheinungen gegenüber, die man als geistige Stagnation vielleicht ansehen könnte, die Antike Abhülfe zu schaffen befähigt und berufen sei. Wie die Durchdringung mit dieser Culturwelt noch jedesmal in der Weltgeschichte die Verjüngung der Völker, eine Epoche erhöhter und erneuter Schaffenskraft bedeutete, wie sie

* Beide Dramen sind übersetzt worden; „Gabrielle" ungewöhnlich schlecht.

Digitized by Google

diese Kraft unsern großen Schriftstellern gegenüber bewährte und in welcher Weise diese Wirkung schon auf Gymnasien zu erzielen sei — nach unsern Verhältnissen ist sie nur auf Gymnasien und Universitäten möglich — das ist oben versucht anzudeuten. Die auch nach meiner Ueberzeugung unerläßliche stärkere Betonung des deutschen Unterrichts aber widerspricht so wenig dem hier vertretenen Gedankengange, daß ich in dem Rahmen desselben oben auf diese Nothwendigkeit gerade hinweisen durfte. Daß auf unsern Universitäten drei ordentliche Professuren der alten und eine der deutschen Philologie als eine angemessene Vertheilung und Vertretung des Lehrstoffes angesehen werden, ist eine Erscheinung, die man vielleicht bald als etwas Unmögliches betrachten wird. Ein ordentlicher Lehrstuhl für neuere deutsche Literatur auf jeder Universität ist gewiß kein unbilliges Verlangen. Schwierigkeiten wird die Besetzung machen. Denn daß zur Ausfüllung dieser Stellen nur jemand befähigt ist, der zugleich classischer Philologe im strengsten Sinne des Wortes ist, werden wenigstens diejenigen annehmen, die es für nothwendig halten, den außerordentlichen Einfluß des Alterthums auf unsere nationale Literatur bei der Beurtheilung der letztern in Betracht zu ziehen. Die Gleichstellung der Antike mit dem Germanenthume ist eine so maßvolle Forderung und zugleich so sehr in der Natur der Sache begründet, daß der Sieg hier unabwendbar erscheint. Mit den Universitäten werden sicher auch die Schulen dazu kommen, äußerlich und innerlich der eigenen Sprache und Geschichte einen annähernd gleichen Einfluß wie der Antike in Vertretung und Stundenzahl einzuräumen.

Ich befürchte hiervon eine Zurückdrängung des Alterthums ebenso wenig, wie ich glaube, daß das künftige bürgerliche Recht dem Studium des römischen einen geringern Spielraum lassen wird als das jetzige.

Hier wie überall wird allein die wissenschaftliche Erkenntniß der alten und neuen Cultur den Weg zeigen, das Zufällige von dem Ewigen zu trennen und so die Einheit beider Welten herbeizuführen, die das Ziel der geschichtlichen Entwickelung ist.

Niemals war größerer Dank zu verdienen als heute, wenn jemand von der Natur die Macht hatte, das Allgemeine in dem Besondern, das Ewige in dem Wechselnden zu vertreten.

* * *

Hie guet Zolre allweg.

Diese Ausführungen sind in einem Augenblicke abgeschlossen worden, wo der Zusammentritt der von der königlichen Staatsregierung zur Erörterung der Schulfrage in Aussicht gestellten Versammlung von Fachmännern in nicht zu ferner Zeit wol zu erwarten steht. Von der Bedeutung geschichtlichen Fühlens für das Leben durchdrungen, hat die königliche Staatsregierung die Befürchtungen zerstreut, daß mit der Continuität des geschichtlich Gewordenen jemals bei uns könnte gebrochen werden: Deutsche aller Lande vertrauen, daß der kaiserliche Herr nach den Traditionen seines Hauses vaterländische Geschichte wie das griechische Alterthum beschützen wird. Die preußische Initiative trifft ein Problem, von dem die deutsche Nation in ihren Tiefen erregt wird, und man darf heute schon hoffen, daß die Lösung sich nicht auf Preußen beschränken wird. Die schließliche Erledigung der Unterrichtsfrage wird hoffentlich von Reichs wegen geschehen, und dies bei

Digitized by Google

den verbündeten Regierungen um so weniger auf Schwierigkeiten stoßen, je mehr man an die in den Einzelstaaten vorhandenen werthvollen Elemente, wie an Thiersch's in einem Theile von Baiern geltenden Lehrplan* anknüpft. Es ist ein hohes Spiel, das hier gespielt wird: eine falsche Maßregel auf diesem Gebiete würde Deutschland im Innersten treffen und die Nation an dieser Wunde verbluten.

Daß es sich in Deutschland immer um Vereinigung von Gegensätzen, um Zusammenfassung mannichfach getrennter Bestandtheile zu einem gemeinsamen Ganzen handelt, muß, wer sich nicht absichtlich dagegen verschließt, über der Landkarte wie über dem Texte der Reichsverfassung, ja über dem der Sondergesetze einsehen: ihre nüchternen Artikel erzählen dem, der sie zu lesen weiß, von lieb gewordenen heimatlichen Erinnerungen und Ueberlieferungen, die mehr als Einer dem Ganzen zu Liebe ungern und entschlossen über Bord warf. So werden selbst berechtigte Wünsche Einzelner dem Vaterlande in einer Epoche zum Opfer fallen, die für alles Große, dessen Erfüllung sie ihren Söhnen gebracht hat, Freud' und Leid der Parteinahme versagte.

Wie vor 3000 Jahren tönt die Losung des großen Patrioten: „Eine Weissagung gilt: für das Vaterland sich zu wehren."

* Vgl. oben, S. 119, Anm.

Das römische Passionsspiel im Mittelalter und in der Renaissance.

Von **Ferdinand Gregorovius.**

Ein Geschichtschreiber der Cultur Deutschlands in der letzten Hälfte des 19. Jahrhunderts wird berechtigt sein, das Urtheil zu fällen, daß in diesem großen Zeitalter das Baiernland eine Renaissance des mystischen Idealismus aufzuweisen hat, welche in unserer mit den wichtigsten praktischen Aufgaben politischer, socialer, volkswirthschaftlicher und wissenschaftlicher Natur erfüllten Gegenwart höchst fremdartig erscheint. Er wird dies hauptsächlich aus drei Thatsachen darthun.

Während ganz Europa das jeden Philanthropen und Denker abstoßende Schauspiel eines von den furchtbarsten Waffen starrenden, immer stärker sich verschanzenden Kriegs- und Heerlagers darbietet, sodaß die Völker nur den Augenblick zu erwarten scheinen, um wie mit Elektricität überladene Wolken aufeinanderzustoßen und die civilisirte Welt in Brand zu setzen: ziehen friedliche Pilgerscharen aller Nationen, selbst von jenseit des Oceans, im Frühling und Sommer nach dem bairischen Lande. Sie wollen hier drei ideale Erscheinungen anstaunen: die feen- und fabelhaften Königsschlösser Ludwig's II., die Opernspiele in Baireuth und die geistlichen Spiele in Oberammergau.

Diese drei Culturerscheinungen sind Mysterien und sie hängen miteinander zusammen, weil sie ein und derselbe

Digitized by Google

Zug mittelalterlicher Mystik durchdringt. Die Schlösser, die jener unglückliche König erbaute, in welchem sich der romantische Schwanenritter Lohengrin mit dem Schatten des Roi Soleil, Ludwig's XIV. auf wundersame Weise zu einer Gestalt verschmolzen hatte, stehen wie phantastische Gral-Burgen in den Alpen und an ihren Seen. Die baireuther Spiele Richard Wagner's durchweht dieselbe mittelalterliche Mystik; sie gipfeln im Parcifal-Gral und stehen in geistiger Verwandtschaft zu den Passionsspielen in Oberammergau.

Beide, die baireuther und diese, hat man neue Olympien Deutschlands genannt. Allein unser großes, neu erstandenes Vaterland wird es doch wol ablehnen, in diesen Spielen einen Ausdruck seines modernen Nationalbewußtseins zu sehen.

Als ich am Pfingsttage das Spiel in Oberammergau sah — in der Nähe stehen Gral-Schlösser des Baiernkönigs — regte dasselbe in mir hauptsächlich die Vorstellung an, daß es auf vorchristliche Mythen zurückweist, daß es uralte syrische und ägyptische Tempelmysterien des Adonis und Osiris in christlicher Gestalt durchscheinen läßt. Ich bin nicht der einzige, der davon betroffen wurde; denn vor kurzem hat Rudolf Kleinpaul diesen Zusammenhang religiöser Mysterien in einem Aufsatze: „Die Vorbilder des oberammergauer Passionsspiels", dargestellt.*

Mich selbst veranlaßte dieses zu den folgenden Bemerkungen über das Osterspiel in Rom während des Mittelalters und der Renaissance.

Das römische Passionsspiel gehörte in seiner literarisch abgeschlossenen Gestalt dem Ende des 15. Jahrhunderts an. Seine Anfänge sind uns nicht schriftlich überliefert worden, während ein glücklicher Zufall ein altes Osterspiel aus dem Kloster Tegernsee vom 12. Jahrhundert erhalten hat. Es ist der „Ludus paschalis de adventu et interitu Antechristi". In Rom wurden lange vor dem 15. Jahrhundert solche Osterspiele in Kirchen aufgeführt, während man in Palästen, wahrscheinlich auch noch in den Ruinen antiker Theater, weltliche Schauspiele mythologischen Inhalts gab. Das berühmte Mirabilienbuch der Stadt Rom spricht ausdrücklich von Schauspielern profaner Natur, welche Histriones und Thymelici heißen, aber es hat kein Wort über ein geistliches Schauspiel.

Dies ging in Rom wie an vielen andern Orten aus den geistlichen Brüderschaften hervor, und deren Einrichtung fällt in die zweite Hälfte des 13. Jahrhunderts. Sie wurde wesentlich durch das Auftreten der Flagellanten oder Geißler veranlaßt.

Die älteste und berühmteste Brüderschaft Roms ist die Archiconfraternita del Gonfalone, welche noch fortbesteht. Sie entstand um das Jahr 1264. Zwölf römische Edle gründeten sie, und ihren Schutz übernahm der große Heilige, Cardinal Bonaventura. Sie gaben ihrem zu Zwecken der Pietät gestifteten Verein den Namen „Raccomandati di Santa-Maria", weil sie ihre Zusammenkünfte in der Basilika Santa-Maria maggiore hielten. Sie nahmen sodann ihren Sitz in einer nahegelegenen kleinen Kirche Sant-Adalbert am alten Vicus Patricius, wo sie ein Hospital gründeten.

Diese Genossenschaft von Geißelbrüdern wuchs durch den Zutritt von Römern aus allen Ständen und Vierteln der Stadt, und endlich durch ihre Vereinigung mit andern Brüderschaften. Im 14. Jahrhundert nahm sie vom

* Vgl. „Allgemeine Zeitung", Nr. 174.

Digitized by Google

Banner der Madonna, welches in ihren Processionen einhergetragen wurde, den Namen del Gonfalone an.

Am Anfange des 15. Jahrhunderts verließ sie die Kirche Sant-Adalbert und das dort in Verfall gerathene Hospital, um nach dem Stadtviertel Regola überzusiedeln, wo sie bereits eine alte Kirche besaß, Santa-Lucia della Chiavica. Diese noch dauernde Kirche hieß seither Santa-Lucia del Gonfalone. Bei Gelegenheit ihrer Wiederherstellung schrieb ein zu ihr gehöriger Geistlicher Luigi Ruggieri im Jahre 1866 die Geschichte der Erzbrüderschaft del Gonfalone.

Unter andern ihr zu Recht stehenden Kirchen besaß sie auch eine im Colosseum, Santa-Maria della Pietà al Colosseo genannt. Diese Kapelle war von der Brüderschaft im Jahre 1517 über Sitzreihen des Amphitheaters nahe an dem großen Durchgangsbogen erbaut, und dann von der Höhe nach unten verlegt worden. Bis zum Falle der weltlichen Herrschaft des Papstes war ihr Wächter ein Eremit. Wahrscheinlich ist ihr Bau im Jahre 1517 nur die Erneuerung einer schon ältern Kapelle gewesen, denn in einem Register der Besitzungen der Lateranischen Basilika vom Ende des 13. Jahrhunderts wird im Colosseum bereits eine Kirche Santa-Maria de Stara aufgeführt.

Diese Kapelle war die einzige, die man in den Ruinen des Amphitheaters selbst errichtet hatte, aber andere kleine Kirchen umgaben dasselbe bereits im frühen Mittelalter. Schon im 12. Jahrhundert wurden dort genannt Salvator de Rota Colisaei, Salvator de Insula et Colisaeo, Santi-Quadraginta Colisaei und Sanct-Jacobus Colisaei, welche alle untergegangen sind. Das Christenthum umkränzte die gewaltigste aller Ruinen Roms mit Kapellen und pflanzte in der Mitte des Amphitheaters das Kreuz auf, die bösen Geister des Heidenthums auf jener blutgetränkten Stätte zu bannen, wo die schrecklichsten Schauspiele des Alterthums waren gegeben worden, und wo Tausende von Christen den Martertod durch das Schwert des Henkers oder den Biß wilder Thiere gefunden hatten. Noch im 16. Jahrhundert galt das Colosseum als Sitz der Dämonen, wie jene Geisterbeschwörung beweist, welche Benvenuto Cellini mit so köstlichem Humor erzählt hat.

Das Colosseum, stets und noch jetzt das Eigenthum der Stadt Rom, hatten seit dem 11. Jahrhundert römische Adelsfamilien in Besitz genommen, erst die Frangipani, die es zu ihrer Festung machten, dann die Anibaldi, welche jene daraus verdrängten. Die römische Stadtgemeinde nahm ihre Rechte auf das Amphitheater wieder in Anspruch, nachdem der Adel zur Zeit des Volkstribuns Cola di Rienzo zu Fall gekommen war. Im Jahre 1381 schenkte der römische Senat den dritten Theil des Colosseums der Brüderschaft von Sancta-Sanctorum am Lateran, und diese errichtete in einem Theile der Galerien desselben ein Hospital, indem sie die Bogen vermauern ließ. Sie besaß auch jene schon genannte Kirche Sanct-Jacob und wol auch die andern Kapellen, da ihr der Senat überhaupt die ganze Gerichtsbarkeit im Gebiete vom Lateran bis zum Amphitheater verliehen hatte.

Von dieser Brüderschaft nun erhielt jene des Gonfalone die Erlaubniß, das Colosseum für ihre Zwecke zu benutzen. Wie man bis zum Jahre 1870 an jedem Freitage eine Procession nach dem Colosseum ziehen sah, so zogen die Brüder del Gonfalone auch in alten Zeiten dahin, um am Kreuze in der Arena zu beten und sich zu geißeln. Vielleicht führten sie schon im 13. Jahrhundert am Osterfreitage ebendaselbst das Pas-

Digitized by Google

sionsspiel auf, aber wir haben davon keine schriftliche Ueberlieferung. Dagegen wird von weltlichen Carnevalspielen der Römer schon in jener Zeit gemeldet. Rennen um den Besitz von Pallien hielt man am Monte Testaccio, womit andere Volksbelustigungen verbunden waren, die man im allgemeinen Ludi de Testaccio nannte. An demselben Scherbenberge führten noch im Jahre 1414 zur Carnevalszeit Spieler des Stadtviertels Monti ein geistliches Schauspiel auf, nämlich die Kreuzigung St.-Peter's und die Enthauptung St.-Paul's.

Erst seit dem Ende des 14. Jahrhunderts finden sich bestimmte Nachrichten von Spielen, welche die Brüderschaft del Gonfalone am Osterfreitage aufführen ließ. Sie wurden ohne Frage zuerst in irgendeiner Kirche gegeben, dann wegen des wachsenden Zudranges des Volkes in das Colosseum verlegt, und erhielten so ein Theater ohnegleichen in der Welt.

In dies Amphitheater, wo sich einst das weltbeherrschende Volk der Römer versammelt hatte, die großartigen oder schrecklichen Schauspiele zu genießen, die ihm seine verschwenderischen Kaiser gaben, strömten jetzt wieder die Römer zusammen, um Schauspieler zu bewundern, welche die Passion und den Martertod Christi darstellten. Wir würden heute viel darum geben, besäßen wir ein Abbild der römischen Passionsspieler und Zuschauer in dem welthistorischen Rahmen des Colosseums, von dessen zerfallenen Sitzreihen im 14. und 15. Jahrhundert kaum mehr als die Hälfte ausreichte, um die ganze Bevölkerung der Ewigen Stadt aufzunehmen.

Die Römer schauten stehend zu oder sie saßen auf Bänken zusammengedrängt in der Arena selbst. Denn nicht tief unter den Zuschauern, sondern über ihnen wurde jetzt das Schauspiel aufgeführt, auf einem Theile des Gemäuers nämlich, welches über der Kapelle Santa-Maria lag. Als sich mit der Zeit das Spiel erweiterte, benutzte die Brüderschaft del Gonfalone dafür auch den Ueberrest des Palastes der Anibaldi, der in das Colosseum hineingebaut worden war. Dort werden sich die Schauspieler versammelt und angekleidet haben. Dieser Palast gehörte der Brüderschaft von Sancta-Sanctorum, von welcher ihn jene andere im Jahre 1490 in Pacht nahm. In dem auf dem Capitol vollzogenen gerichtlichen Act erklärten die Guardiane del Gonfalone denen von Sancta-Sanctorum, daß ihnen Innocenz VIII. die Erlaubniß ertheilt habe, im Colosseum geistliche Spiele zu halten, und daß sie für diesen Zweck jenes Palastes bedürften. Wenn diese Urkunde den ersten sichern Beweis dafür gibt, daß die Passionsspiele im Colosseum gehalten wurden, so darf man aus ihr doch nicht schließen, daß sie erst seit 1490 daselbst ihre Scene halten.

Amati, der Herausgeber des römischen Passionsspiels jener Zeit, hat im Archiv del Gonfalone Urkunden gesehen, welche über die Einrichtung der Bühne Aufschluß geben. Der Ort der Handlung war ein erhöhtes Stück Mauer über der Capella della Pietà; er vergrößerte sich von Jahr zu Jahr, und das Schauspiel selbst wurde reichhaltiger und prächtiger. Die Scene war von Künstlern gemalt, welche der geistlichen Genossenschaft angehörten, so von Jacovello, Antonazzo, Savio, Antonio von Tivoli und vom Meister Francesco, deren in der Geschichte der Kunst meist dunkle Namen in den Rechnungen der Brüderschaft für gemachte Auslagen verzeichnet sind.

Auf der Leinwand des Hintergrundes sah man Jerusalem und Bethania

Digitized by Google

abgebildet. Der Oelberg und Golgatha waren in Relief und mit Holzzimmerung außerhalb der Leinwand angebracht. Auf der einen Seite erhob sich das Tribunal des Pilatus, welches im Jahre 1490 40 Dukaten kostete. In der Höhe sah man eine Galerie in Wolkenform, worin die Engel, die Chöre und die Musikanten standen. Die Rechnungen besagen unter anderm: „15 Bolognini (Soldi) bezahlt für die Handschuhe des Christus; 15 Bolognini für zwei Paar lange Strümpfe der Schächer; 22 Carlin an den Meister Antonio von Tivoli für seine Einrichtung des Schaukelns der Engel." Die Schauspieler erschienen in antiken Gewändern mit römischen Togen, Helmen und Panzern. Alle spielten in Handschuhen. Im Passionsspiele zu Oberammergau ist man von diesem Gebrauche abgewichen, aber er besteht noch als feste Tradition in den Passionsspielen Tirols. In Thiersee bei Kufstein sah ich vor Jahren die Schauspieler, selbst den Teufel, mit baumwollenen Handschuhen versehen, mit Ausnahme Jesu und der Jünger, was mir auffiel.

Im Zeitalter der Renaissance wird auch das Passionsspiel im Colosseum einen hochkünstlerischen Charakter gehabt haben. Die Heiligenbilder berühmter Meister wird man zu den Erscheinungstypen benutzt haben. Die Spieler, unter welche keine Frauen aufgenommen wurden, gehörten der anständigen Bürgerklasse an, und sie wurden von den Regionen der Stadt gestellt. In den Rechnungen des Jahres 1500 werden sie mit Namen genannt; der Papierhändler Tomasso gab damals den Christus (Tomasso cartaro che è Messia); ein Bürger Marcello den Herodes; es werden unter den Spielern ein Leinwandhändler und ein Goldschmied genannt. Nur des Abends bei Fackel- und Lampenlicht fand die Aufführung statt. Arnold von Harpf sah das römische Passionsspiel am Osterfreitage des Jahres 1497; er war davon so sehr erbaut, daß er in seiner „Pilgerfahrt" von den Spielern sagte: „Dit waren allit rijcher lude kinder, den it gar ordentlich ind köstlich aff gynck."

Dasselbe Spiel, welches der kölnische Ritter im Colosseum bewunderte, haben wir im Text vor uns. Seine Verfasser waren Brüder der Companie del Gonfalone, zwei Römer, Mariano Particappa und Bernardo di Mastro Antonio, und der Florentiner Giuliano Dati. Dati, welcher den meisten Antheil daran hatte, war Pönitenziar unter Alexander VI. Borgia, sodann Bischof von San-Leo, und starb in Rom 1523. Er schrieb für das Volk italienische Poesien, von denen sich manche im Druck erhalten haben. Sein Passionsspiel ist am Schlusse des 15. Jahrhunderts zum ersten male in Rom gedruckt worden mit diesem Titel: „La Representazione del Nostro Signore Jesù Christo; la quale si rappresenta nel Coliseo di Roma il Venerdi Santo con la sua SS. Resurrezione istoriata."

Der Druck wurde im Laufe der Zeit mehrmals wiederholt, und zuletzt im Jahre 1866 in Rom von Girolamo Amati, doch nur in 200 Exemplaren erneuert und mit einer Einleitung versehen.* Amati bemerkt, daß er im Archiv der Brüderschaft einen Band sah, welcher die verschiedenen Bearbeitungen des römischen Passionsspiels enthalte bis zu seiner abgeschlossenen Gestalt.

Die Vorstellung begann mit der

* Der Titel der letzten Ausgabe ist: „La Passione di Christo in rima volgare secondo che recita e rappresenta di parola a parola la degnissima compagnia del Confalone di Roma il Venerdi santo in luogo detto Coliseo."

Digitized by Google

Hinabfahrt der Seele Jakob's in den Limbus der Unterwelt, wo er die Erscheinung des Messias auf Erden verkündigt. Darauf versammelt Lucifer die Dämonen und faßt den Beschluß, Christus in der Wüste zu versuchen. Dies war nach der Angabe Amati's die erste Handlung des Dramas. Es folgte die Versuchung Christi, seine Rückkehr zu den Jüngern, die Erweckung des Kindes von Nain. Sodann ein Chorgesang. Der Entschluß des Judas, den Herrn zu verrathen. Das Abendmahl mit den Jüngern, als Ende des zweiten Actes.

All dies fehlt in dem gedruckten Text, dessen Inhalt ich nun kurz angebe. Die Form des Gedichtes ist die italienische Ottave, die Sprache volksmäßig naiv und derb, doch nicht bis zu dem Grade, als sie die deutschen Osterspiele bisweilen hören lassen. Es fehlt nicht an ergreifenden Partien lyrischer Natur, wie namentlich in der Marienklage.

Der Engel tritt auf und declamirt den Prolog in Ottaven als Inhalt des Stückes. Sodann singen zwei Halbchöre aus der Galerie der Wolken treffliche Strophen, deren Sinn ist: daß das Leben ein von Stürmen bewegtes Meer sei, aus welchem nur die Tugendhaften, die ihren Blick auf Gott richten, den Rettungshafen erreichen.

Judas kommt zu den Pharisäern. Er erbietet sich, ihnen Christus zu verrathen. Unterhandlung mit Kaiphas und Anna. Man zählt Judas die Silberlinge auf.

Christus kommt vom Abendmahl. Er steigt auf den Oelberg. Sein Gebet. Die Jünger schlafen. Der Engel erscheint vor ihm mit dem Kelche.

Judas mit den Kriegsknechten. Der Judaskuß. Petrus haut dem Knechte das Ohr ab.

Die Pharisäer führen Christus zu Anna. Die Mishandlungen beginnen. Petrus verleugnet den Herrn.

Die Pharisäer führen Christus zu Kaiphas. Er schweigt. Er beginnt zu reden. Man führt ihn zu Pilatus. Der Landpfleger erklärt den Pharisäern, daß er keine Schuld an ihm finde.

Christus wird zu Herodes geführt. Petrus spricht seine Reue aus. Der Chor singt eine schöne Strophe, deren Sinn ist: wenn der Sterbliche die Flüchtigkeit des Erdendaseins bedächte und wie bald sein Ende kommt, so würde niemand sündigen; aber die Weltlust besiegt uns und verdunkelt unsere Erkenntniß.

Die Juden verlangen von Herodes die Bestrafung Jesu. Der König schickt ihn zu Pilatus zurück. Die Juden sollen zwischen ihm und Barnabas wählen.

Ein Jude verkündigt dem Verbrecher seine Freilassung; er dankt dafür dem Pilatus. Pilatus befiehlt seinem Ritter (il cavaliere) die Geißelung Jesu.

Mishandlung und Verhöhnung des Heilands. Seine Krönung. Der Ritter führt ihn vor das Tribunal des Pilatus. Die Juden verlangen seinen Tod. Pilatus wäscht sich in einer Schale die Hände.

Hier muß was im Text fehlt eingeschoben werden, nämlich daß der Schreiber Ser Leucio sich erhebt und das Todesurtheil vom Blatte in italienischer Sprache abliest: „Wir Pontius Pilatus durch den Willen der unsterblichen Götter, der römischen Fürsten und der Autorität des Senats, General-Präsident in ganz Judäa, wünschend die vorgenannte Provinz, die unserer Treue und Sorge anbefohlen ist, von Uebelthätern zu reinigen, urtheilen und verordnen, wie folgt."

Verzweiflung des Judas. Er bringt den Pharisäern das Blutgeld zurück. Er erhängt sich am Baum, nachdem er

Digitized by Google

eine Leiter bestiegen hat. Seine letzten Worte sind:

Così me privo e la mia vita casso
Dando l'anima e 'l corpo a Satanasso.

Während dieser Scene sitzt noch Pilatus auf dem Tribunal und die Juden stehen vor ihm. Der Ritter, welcher die executive Gewalt darstellt, empfängt Jesus zur Vollstreckung des Urtheils und übergibt ihn seinen Knechten.

Christus wird entkleidet. Er betet am Kreuze. Während der Heiland an das Kreuz befestigt wird, singt der Chor der Heiden eine Strophe voll Zorn gegen die Juden.

Johannes' Klage. Die Marien suchen Jesus. Die Mutter fragt Johannes nach ihm. Sie fällt in Ohnmacht. Sie erhebt sich wieder. Marienklage.

Christus betet. Die Knechte Malchus, Geta und Chimel würfeln um seine Kleider. Maria bittet den Ritter, ihr zu erlauben, die Blöße ihres Sohnes mit einem Tuche zu verhüllen, da er „schamhaft" sei.

Die beiden Schächer reden. Maria und Christus reden. Jesus befiehlt die Mutter dem Johannes. Man gibt ihm zu trinken. Longinus gibt ihm den Lanzenstich. Chor der Engel.

Der Ritter meldet Pilatus, daß Jesus verschieden sei. Joseph von Arimathia fordert seine Leiche zur Bestattung. Vier Pilger kommen an das Kreuz, um anzubeten. Kreuzesabnahme. Gesang der Engelchöre. Die Mutter empfängt den Sohn in ihren Armen. Marienklage.

Ein Centurio kommt zu Pilatus und beklagt sich über die ungerechte Verurtheilung Christi. Der römische Landpfleger entschuldigt sich durch den Zwang, den ihm die Juden auferlegt haben. Der Ritter berichtet von den Zeichen beim Tode Christi, und der Centurio hält den Schlußepilog dieses Inhalts: Solche Zeichen und Wunder beweisen, daß Jesus nicht ein Verführer und boshafter Zauberer gewesen ist, wie ihn die Juden darstellen. Mögen diese nun darauf gefaßt sein, daß über sie, ihre Kinder und ihr ganzes Land der Untergang hereinbrechen wird.

Man stelle sich vor, welche Erbitterung gegen die Juden dies aufregende Passionsspiel hervorrufen mußte. Die unglücklichen Hebräer, welche seit den Zeiten des Pompejus in Trastevere und an den Tiberbrücken wohnten, haben wol jeden Osterfreitag mit Angst erwartet. Allein die Römer waren hochherziger und duldsamer gegen den unterdrückten Stamm als andere Völker. Wenn die Tausende von Zuhörern nach beendigtem Spiele aus dem Colosseum bei Fackellicht heimkehrten, konnte der Anblick zweier alten Denkmäler ihre Aufregung beschwichtigen, indem diese bewiesen, daß die Prophezeiung jenes Centurio vollkommen erfüllt war. Denn nur wenige Schritte vom Amphitheater des Titus entfernt sahen sie den Triumphbogen dieses Kaisers, das Denkmal der Zerstörung Jerusalems, und den besser erhaltenen Bogen Konstantin's, das Denkmal des Sieges der christlichen Religion über Judenthum und Heidenthum. Das römische Passionsspiel hatte in der That ein Theater von weltgeschichtlicher Erhabenheit.

Seit dem Jahre 1525 wurde es nicht mehr jährlich gefeiert. Dies war die Folge der schrecklichen Plünderung Roms durch das Kriegsheer Karl's V.; wahrscheinlich war in dieser der ganze Apparat des Spiels mit anderm Eigenthum der Brüderschaft del Gonfalone vernichtet worden. Man gab das Passionsspiel nur noch alle vier Jahre, und schon im Jahre 1539 zum letzten male. Pius IV. verbot es endlich für immer, wegen der Aufregung, die es

Digitized by Google

zu veranlassen pflegte. Das erhitzte Volk warf mit Steinen nach den Spielern, den Juden und Häschern. Es gab wol auch aus andern Ursachen, wie bei den alten Circusspielen, Streit und Todtschlag unter den Zuschauern, von denen manche durch Blutrache miteinander verfeindet waren.

Die Passionsspiele werden nirgends mehr in Italien gegeben. Sie haben sich überhaupt nur zu Oberammergau und in einigen tiroler Orten am Inn erhalten, oder nach langer Unterbrechung wieder erneuert. Die alte Handelsstraße, zugleich die Straße der romfahrenden Kaiser, welche aus dem Innthale über die Alpen in das Etschthal führt, hat gerade jene beiden deutschen Länder, Baiern und Tirol, mit Italien in lebhafte Verbindung gebracht, und noch heute gibt die Bauart deutscher Orte an jener berühmten Straße davon Zeugniß. Auch das Passionsspiel ist, wie alle dramatische Kunst, ursprünglich aus Italien nach Deutschland herübergekommen. Jenes in Oberammergau hat mehrmals eine moderne Ueberarbeitung erfahren, und ist zu einer künstlerischen Vollendung vorgeschritten, die ihm den einfachen und volksthümlichen Charakter geraubt hat.

George Kennan und die Nihilisten.

Von einem Russen Ostsibiriens.*

Lasciate ogni speranza voi ch' entrate.

Unter diesem Motto erhielten wir hier gegen Ende des Jahres 1889 ein Werk des hier wohl bekannten und auch vielfach geschätzten Amerikaners George Kennan. Man kannte ja allgemein, was er früher über unser Land veröffentlicht hatte, und wenn dasselbe auch nicht immer der Richtigkeit entsprach, sondern hie und da etwas an den Zeitungsreporter erinnerte, so konnte man doch nicht in Abrede stellen, daß er sich nach Möglichkeit bestrebt hatte, objectiv, ohne Voreingenommenheit, zu urtheilen. Und dafür sind wir Sibirier, alteingesessene als auch aus Europa eingewanderte, stets sehr erkenntlich gewesen — wir empfinden es jedesmal als eine hohe Tugend, wenn jemand unser so vielfach verschrienes Land als ein solches darstellt, in welchem auch Menschen wohnen und gut wohnen, als ein solches, wo ein menschenwürdiges Dasein geführt werden kann und wirklich geführt wird. Dieses Vorurtheil sicherte dem Werke, dessen Erscheinen man mit Lebhaftigkeit erwartete, schon ein freundliches Entgegenkommen, ja man hoffte, das Erscheinen desselben werde günstig auf unsere große Schäden der Gegenwart einwirken und die Augen an solchen Orten öffnen, von wo uns allein Hülfe kommen könnte.

Das Werk wurde also mit dem besten Interesse in die Hand genommen, als es erschien. Daß demselben das Verbot der Censur anhaftete, hatte weiter nicht

* Der Verfasser ist seiner Stellung nach sehr wohl in der Lage, alles, was sich auf die nach Sibirien Verschickten bezieht, genau zu kennen, und vollen Vertrauens würdig.
D. Red.

Digitized by Google

viel auf sich. Man ist bei uns ja schon lange gewohnt, das subjective Gefühl des Censors, der Amtsfehler mit Amtsverlust zu büßen hat, nie als die Ansicht der obersten Kreise unserer Residenz zu betrachten; daß das Werk trotz aller Verbote doch genügend verbreitet und gerade des Verbots wegen von vielen gelesen werden würde, die es sonst nicht in die Hand genommen hätten, war zu selbstverständlich, also es kam nur darauf an, daß dasselbe Wahrheit enthielt. War letzteres der Fall, so konnte man mit einem hohen Grade von Wahrscheinlichkeit hoffen, daß unsern Nöthen mehr Aufmerksamkeit geschenkt und von höchster Höhe energische Versuche gemacht werden würden, den Dunstschleier zu zerreißen, der so vieles verbirgt und so vieles ganz anders darstellt, als es sich in Wirklichkeit verhält.

Und es läßt sich nicht leugnen: das gute Vorurtheil, das man dem Werke entgegenbrachte, war ein berechtigtes gewesen; der Autor erzählte, wenn auch nicht immer Wirklichkeit, so doch im großen und ganzen Wahrheit, die reine unverfälschte Wahrheit. Es ist wahr, daß sich unsere Gefängnisse in einem höchst trostlosen Zustande befinden, daß die chronische Ueberfüllung derselben Zustände geschaffen hat, denen alle Energie und aller guter Wille unserer Beamten nicht abhelfen kann. Es ist wahr, daß alle Vorstellungen von hier aus, die sich in einer Weise gehäuft haben, daß man nicht selten bei furchtsamen Gemüthern die Ansicht äußern hörte, man dürfe nicht weiter gehen, man dürfe nicht mehr immer dasselbe vorstellen, es könne das höchsten Orts als Vordringlichkeit aufgefaßt werden — daß das alles bisher vergeblich gewesen ist. Als im Jahre 1882 Herr Galkin Wrasski die Gefängnisse im Auftrage der Regierung besuchte, hat man ihm alles gezeigt; man hat ihm nicht verhehlt, daß z. B. in Werchne-Udinsk die Lage derart war, daß der Gefängnißvorsteher, wenn er des Morgens die Thür der „Kammer" öffnen ließ, nicht sicher war, ob er die Inhaftirten noch am Leben treffen werde; der Jammer der Etappengefängnisse ist ihm in seiner ganzen Erschrecklichkeit ad oculos demonstrirt worden, kurz er, der aus Petersburg kam und dort melden sollte, wie sich die Dinge hier verhielten, hat alles so gesehen, wie es damals war — und wie es noch jetzt ist. Als er Sibirien verließ, wußte man bereits, daß er zu der höchsten Stelle im Gefängnißwesen ausersehen sei, und die obersten Gewalten hier haben wirklich gehofft, daß es nun besser werden und daß wenigstens ein Theil des Jammers und Elends aufhören werde. Wir andern haben das freilich nicht gehofft; wir, die wir ihn gesehen und mit ihm verkehrt haben, wo er sich nicht beengt fühlte, sondern sich in vollem Gefühle seiner hohen Stellung gehen lassen konnte, haben schon damals geahnt, daß da nichts werden würde, daß ein so vollkommen sittlich bankrotter und hohler Mensch nur für sich und sein Fortkommen, nicht aber für Unglück und Noth Sinn habe.

Das war aber das geringere der beiden Uebel, die Kennan in seiner fesselnden Darstellung vor den Augen des Lesers entrollt in einer Reihe erschütternder Schilderungen; auch das größere, tief trostlosere, hat er gestreift — das System der administrativen Verbannung, das seit einer Reihe von Jahren auf unserm Lande lastet und eine Unsumme von erschütterndstem Familienleben und zerstörtem Menschenglücke herbeigeführt hat. Es muß durchaus erwähnt werden, daß das über die administrativ Verschickten Gesagte hier und wol auch in Europa, d. h. im europäischen Rußland,

Digitized by Google

das größte Aufsehen und die höchste Befriedigung erzeugt hat; denn das hatte offenbar niemand von dem Werke erwartet. Daß er über die Verschickungsweisen und über die Gefängnisse schreiben wollte, wußte man hier sowol wie in Petersburg sehr wohl; wie man sich dort dazu verhielt, entzieht sich unserer Beurtheilung, wohl aber glauben wir nicht fehlzugehen, wenn wir sagen, daß hier bis in die höchsten Verwaltungskreise hinauf der wenn auch unausgesprochene Gedanke vorherrschte, er werde nichts beschönigen, er werde alles so schwarz darstellen, wie es in der That schwarz ist. Das werde wirken, denn vor der ganzen gebildeten Welt an den Pranger gestellt zu werden, passe den Herren in Petersburg denn doch nicht, und wenn darin auch ein guter Theil Schadenfreude mitlief — man gönnte es ihnen, dafür, daß sie allen Klagen und Vorstellungen von hier aus taube Ohren entgegengebracht hatten. Es muß sich das so verhalten, weil sonst ja kein Grund vorlag, den beiden Amerikanern so viel zu zeigen, als sie gesehen haben; die Empfehlungsbriefe aus Petersburg waren in einer Weise abgefaßt, daß hier volle Macht freigeblieben war, zu verfahren, wie man es für gut hielt, man also gefällig und ungefällig sein konnte; man ist aber gefällig in einer Weise gewesen, die sich nur aus dem sehr entschieden bei den höchsten Spitzen vorherrschenden Wunsche erkennen läßt, die ganze Sachlage offen darzulegen. Daß man aber in unsern Regierungskreisen gewünscht haben könne, der Verfasser möchte auch das System der administrativen Verbannung einer Besprechung unterwerfen, können wir nicht annehmen. Das ist ein wunder Punkt, über den nur mit Vorsicht unter Bekannten geredet wird, den man sonst nie erwähnt, und den man nicht vor Fremden enthüllt hätte, und dessen Enthüllung man mit leichter Mühe hätte verhindern können, wenn man etwas derartiges in den Absichten Kennan's vermuthet haben würde. Es läßt sich aus dem Gesagten mit Leichtigkeit schließen, mit welcher Spannung wir den weitern Schilderungen Kennan's entgegensahen, und daß wir sofort Maßregeln trafen, die Fortsetzung des Werkes sofort bei seinem Erscheinen hier zu erhalten. Das ist denn auch gelungen und seit einigen Tagen liegt der zweite Band hier auf unserm Tische.

Mit großer Hoffnung haben wir das dünne Bändchen erhalten und geöffnet, mit Eifer durchgelesen und es schließlich mit dem Gefühle der bittersten Enttäuschung aus der Hand gelegt. Wir sehen denselben Verfasser, der uns so erschütternd das unverdiente Elend so vieler um ihr Lebensglück Gebrachter vor die Seele und in die Seele gemalt hat, sich mit derselben sittlichen Entrüstung über das wohlverdiente Schicksal einer Gruppe Ruchloser ereifern; wir hören, daß er sich nie so wohl gefühlt, nie einer solchen Summe von Menschengröße gegenübergestanden habe, als da er sich in Gesellschaft der Nihilisten von Kará befand. Wie sollen wir das fassen und wie uns ein solches Verfahren erklären? Allbekannte Thatsachen und Vorgänge werden in ganz gefälschter Weise wiedergegeben und Menschen Huldigungen entgegengebracht, die über ein ganzes, großes Land unsaglichen Jammer heraufbeschworen haben. Die Genossen und Theilhaber jener Männer des Dolches und des Dynamits, des Giftes und der Schwefelsäure werden zu Märtyrern erhoben von dem freien Bürger des freiesten Landes der Welt, das doch vor nicht zu langer Zeit auch zwei seiner edelsten Männer unter der Pistole des Meuchelmörders dahinsinken sah. Soll-

Digitized by Google

ten Kennan und Frost vielleicht auch der Ansicht sein, daß man die Mörder Lincoln's und Garfield's den Wohlthätern der Menschheit beizuzählen habe? Ist Kennan nie der Gedanke beigekommen, daß wir all den namenlosen Jammer, den er im ersten Theile seines Werkes uns vorführt, den Helden des zweiten Theils zu verdanken haben, daß wir ohne die Nihilisten von Kará keine administrativ Verbannten hätten?

Selbstverständlich wird das Buch Kennan's viel gelesen und gern geglaubt werden; denn ist der erste Theil wahr, — und daß er auf Wahrheit beruht, haben wir gern anerkannt — so ist nicht abzusehen, warum der zweite in den Augen des großen Publikums nicht auch wahr sein sollte? Das ist aber in unsern Augen ein sehr großes, ein schwer wieder gut zu machendes Unglück, das wol vermögend sein dürfte, alle und jede gute Wirkung, die wir uns vom ersten Theile mit dem größten Anscheine von Wahrscheinlichkeit versprechen konnten, zunichte zu machen. Nicht darin liegt Heil für uns, wie das Ausland von uns und unsern Zuständen denkt, — eine Reihe mehr oder weniger entrüsteter, mit der schon zu häufig gebrauchten Phrase der Humanität wohlversehener Zeitungsartikel baut uns keine neuen Gefängnisse und verhindert auch nicht eine administrative Verschickung. Wir benöthigen eines geneigten Ohrs der höchsten und allerhöchsten Personen in St.-Petersburg, und da finden wir und können wir keine Sympathie erwarten mit den Worten eines Bewunderers des Nihilismus und seiner Heroen. Gegenüber dem Unanfechtbaren des ersten Theils wird man den Kaiser einfach auf die gänzlich falschen Berichte des zweiten hinweisen und ihm sagen, daß dem Urtheile eines Mannes kein Vertrauen zu schenken sei, der den goldenen Schatz eines bestrickenden Stils und die edelsten Gefühle der Menschen Leuten zu Dienste stellt, die für empörendste gemeine Verbrechen, die sie begangen, von ordentlichen Gerichtshöfen zum Tode durch den Strang verurtheilt wurden und nur der unbeschränkten Gnade des Monarchen ihr Leben verdanken. Darin liegt das Beklagenswerthe dieser Schrift und das Gefühl der bittern Enttäuschung, die sie hier hervorgebracht hat: sie wird nicht nur keinen Einfluß haben auf das Schicksal der Unglücklichen, die bereits unter dem System der administrativen Verbannung leiden, sie kann sehr leicht benutzt werden, dieses selbe System als unentbehrlich vor der höchsten Autorität darzustellen. Es ist daher unserer Meinung nach durchaus nothwendig, daß von hier aus, wo man das alles täglich und stündlich vor Augen hat, man Protest einlegt gegen die Schilderung des Amerikaners, und der Welt so objectiv, als das bei der unvollkommenen Natur eines jeden Menschen nur irgend möglich ist, das wirklich hier Geschehene und noch jetzt Geschehende darlegt. Vielleicht gelingt es uns damit doch noch, die allerhöchste Theilnahme dem unverdienten Unglück zuzuwenden; ist es aber damit schon zu spät, so haben wir unsere Pflicht gethan, und uns kann nicht vorgeworfen werden, wir hätten durch Stillschweigen zugestimmt.

* * *

Das System der Verschickung für gemeine Verbrechen ist ja schon sehr alt; wir wollen hier nicht untersuchen, ob es gut oder nicht gut ist, Leute, die man nicht mehr in seiner Gesellschaft zu dulden allen Grund hat, einer andern Gesellschaft zuzuschicken; genug es bestand seit alten Zeiten der Brauch, die für gemeine Verbrechen von ordentlichen

Digitized by Google

Gerichtshöfen Verurtheilten nach Sibirien zu schicken: theils um sie sofort anzusiedeln, d. h. den verschiedenen Städten, Flecken und Dörfern einfach zuzuzählen, oder sie vorerst noch längere oder kürzere Zeit in schwerer oder leichter Gefangenschaft zu halten und dann erst anzusiedeln. Die Gefängnisse waren nie sehr schön, das waren sie ja auch im europäischen Rußland nicht, aber sie waren für den gemeinen Mann, der doch den weitaus größten Beitrag zur Zahl ihrer Insassen stellte, nicht zu schlecht, der Unterhalt genügte, kurz, an der ganzen Sache ließ sich wol manches verbessern, aber unbedingt schlecht war sie auch nicht, wenigstens nicht im Vergleiche mit der Lebensführung des freien gemeinen Mannes. Auch die Etappenstationen und Gefängnisse, die ein gesondertes System bildeten, waren leidlich gut, die Leute machten nur sehr mäßige Märsche, hatten öfter Rasttage und gingen im Winter, d. h. wenn die Kälte, wenn ich nicht irre, 10 Grad Réaumur unter Null sank, überhaupt gar nicht. Nie hörte man die Leute klagen, im Gegentheile, sie äußerten sich sehr günstig über das lange gemüthliche Wanderleben, das oft zwei Jahre dauerte, währenddessen sie nicht zu arbeiten brauchten und sich bei den damaligen billigen Preisen für ihr Tagegeld auskömmlich ernähren konnten. Gerade diese Zufriedenheit der Leute mit den Etappenzügen war der Grund, daß man vielfache Versuche machte, des Tages dieselben zu beschleunigen; denn die sibirischen Behörden machten die unliebsame Bemerkung, daß die Verschickten durch das zwei und mehr Jahre lange Wandern und Nichtsthun so sehr in unüberwindliche Faulenzerei hineingeriethen, daß sie, an Ort und Stelle angelangt, nur sehr schwer sich wieder an ordentliche Arbeit gewöhnten. Man hatte keinen Zufluß von höchst nöthigen und im allgemeinen sehr gut bezahlten Arbeitskräften zu verzeichnen, sondern nur einen Zufluß von Nichtsthuern. Man dachte also schon früher an eine Weiterbeförderung der Verschickten durch Pferde, und führte in Westsibirien, wo der ungemein große Viehreichthum ein billiges Anmiethen von Fuhrwerken erleichterte, diesen Plan schon vor 20 Jahren durch. In Ostsibirien ist das bisher immer noch nicht geschehen, obwol die örtliche Behörde dringend um ein Vorgehen in dieser Hinsicht gebeten und immer wieder gebeten hat. Schließlich hat man, seit die Dampfschiffahrt sich auf dem System des Ob entwickelte, zum Verschiffen der Verschickten in großen Arrestantenbarken gegriffen, wodurch dieselben, bis Tjumen per Eisenbahn gebracht, von dort aus in Tomsk in großen Mengen auf einmal eintrafen und damit das ganze alte Verfahren auf den Kopf stellte. Es ist leicht begreiflich, daß die Gefängnisse, namentlich die für die Etappen hergerichteten, nicht groß waren, da sie ja auf einmal nur eine geringe Anzahl von Insassen haben sollten, daß das Verfahren also nur eingehalten werden konnte, wenn es vollkommen regelmäßig gehandhabt wurde, also die folgende Truppe erst eintraf, nachdem die vorhergehende schon abmarschirt war. In unbedingter Ordnung ist das für eine mehrere Tausende von Werſten lange Strecke mit Hunderten von Etappengefängnissen durchzuführen niemals möglich gewesen, und theilweise Stauungen und Anhäufungen von Verbrechern haben stets stattgefunden. Aber es war das nicht von Belang; man konnte, namentlich da der Hauptzufluß und die unangenehmsten Stockungen immer noch in den Spätherbst oder Frühwinter fielen, doch stets Abhülfe schaffen, und es ging daher, wenn

Digitized by Google

nicht gut, so doch nicht ganz schlecht. Aber die Zahl der jährlich Verschickten stieg von Jahr zu Jahr, wie ja auch die Bevölkerung von Jahr zu Jahr sehr rasch zunahm und durch Einführung der Eisenbahn und eines lebhaften Treibens in Rußland die Zahl der Verbrecher an sich stieg. Dazu kam die Massenbeförderung im Westen und die langsame Beförderung im Osten Sibiriens, wie sollte da das alte System noch irgend brauchbar sein? Die sibirischen Beamten haben redlich ihre Pflicht gethan, sie haben gebeten und gebeten, vorgestellt und vorgestellt und mittlerweile versucht, das Schlechte für die Betroffenen möglichst erträglich zu gestalten. Ein ehrlicher Beobachter muß das zugestehen und sie von aller Schuld freisprechen. Sie haben sogar gebeten, ihnen Pauschalsummen anzuvertrauen, und sie würden in wenigen Jahren die Sache so einrichten, daß alle billigen Wünsche befriedigt wären; es ist ihnen aber nicht gelungen. Alles ist centralisirt und muß in Petersburg entschieden werden; dort aber hat man auch ohne Sibirien genug zu thun und denkt an das, was man täglich vor Augen hat, und sucht demselben nach Vermögen gerecht zu werden. Das Land hinter dem Ural ist zu weit, da hilft man sich mit Schreiben, mit Durchlesen der Berichte, mit neuen Anfragen u. s. w., sodaß die Schreiberei nie aufhört, aber die Lage nicht gebessert wird. Es ist hier auch nicht weiter nöthig, sich über diesen Gegenstand auszulassen, in dieser Hinsicht kann jeder, den die Sache interessirt, den Kennan nachlesen: jeder Sibirier kann, unter dem Eide befragt, nur bestätigen, was dort mitgetheilt ist.

Auch die administrative Verschickung ist alt, sehr alt in Rußland, aber es steht jedem Russen wohl an zu sagen, sie wird jetzt in ganz anderer Weise gehandhabt als früher. Stets haben die Herrscher Rußlands es als ihr Recht betrachtet, Lettres de cachet zu erlassen, falls sie es mit politischen Wirren zu thun hatten, aber es ist dieses Recht nur vom Herrscher selbst ausgeübt worden und in sehr ausnahmsweisen Fällen; es hatte sich infolge dessen beim Volke die Anschauung festgesetzt, der Zar thue, was seines Rechtes und seines Amtes sei. Es darf nicht außer Acht gelassen werden, daß das russische Volk monarchisch bis in die tiefsten Tiefen seiner Seele ist, daß der einfache Mann namentlich es sich gar nicht vorstellen kann, der Zar thue etwas, was nicht recht sei. Dazu kam nun noch der Umstand, daß die auf früherer Grundlage politisch und administrativ Verschickten auch meist das gethan hatten, um dessentwillen sie in Sibirien internirt wurden, sodaß ihr Schicksal weiter durchaus kein Aufsehen machte und niemand sich weiter darüber ausließ. Da kam das Attentat Karakosow's, das einige seiner Genossen ins Land führte, ihre Zahl war aber unbedeutend, und die ganze That mit allem, was drum und dran hängt, hatte dermaßen den allgemeinen Abscheu erregt, daß es natürlich für ein Mitleiden mit solchen Menschen keinen Raum gab. Größer und zwar sehr bedeutend größer war aber schon früher die Zahl sowol der politisch Verurtheilten als auch der administrativ politisch Verschickten mit dem polnischen Aufstande geworden. Sibirien war von diesen Leuten überschwemmt, und es ist nicht zu leugnen, daß man dieselben bedauerte und sich vielfach ihrer annahm, und zwar nicht nur die Privatpersonen, sondern auch die Behörden bis in die obersten Spitzen derselben. Das hat seinen guten Grund in dem Umstande, daß im russischen Volke, von dem weit abliegenden Sibirien zu geschweigen, niemals

Digitized by Google

ein Verständniß für die polnische Sache und die Handlungsweise der Regierung zu bemerken gewesen ist. Dem Russen selbst sind Menschen anderer Nationen, seien es nun Polen, Deutsche, Franzosen, wie sie wollen, wenig sympathisch, er will dieselben also gar nicht als Landsleute ansehen. Diejenigen von ihnen, die sich trotz ihrer fremden Nationalität als Russen betrachten, läßt er zu, hat aber durchaus keine Achtung oder gar Freundschaft für sie; fühlen sie sich aber als Fremde und nicht als Unterthanen des gemeinsamen Zaren, so haßt er sie. Daß man aber Leute, die nicht Russen sein wollen, zwingt, es zu sein, ist ihm im Grunde seiner Seele unverständlich. Man konnte namentlich zur Zeit des polnischen Aufstandes in Petersburg sowol als auch in Irkutsk sehr häufig äußern hören, es sei natürlich, daß man die Polen zur Ruhe zwänge, denn Empörung dürfe nicht geduldet werden; habe man sie aber mit Waffengewalt bezwungen, so sei es das Vernünftigste, nicht nur die Polen, sondern auch Finländer, Deutsche und alles, was sich nicht zu Rußland gehörig betrachte, lieber loszulassen, als Geld und Mühe an Menschen zu wenden, die nicht als Russen glücklich werden wollten. Ja es hatte sich in Irkutsk, ich kann nicht sagen aus welcher Quelle, eine Anekdote gebildet, die vielfach besprochen wurde, daß nämlich die Regierung Preußen angeboten habe, Polen zu übernehmen, dieses aber dankend abgelehnt habe. Diese auch sonst wol auftauchende Dichtung hat an und für sich nicht viel auf sich, interessant aber für den Standpunkt unsers Volkes ist der Umstand, daß man sich, mit verschwindenden Ausnahmen, bedauernd äußerte, die Regierung habe eine so schöne Gelegenheit, die verhaßten Juden los zu werden, unbenutzt verstreichen lassen. Man hatte daher mit den polnischen Verschickten ein sehr bedeutendes Maß von Mitleiden, das sich seitens des Publikums darin äußerte, daß sich denselben die Häuser freundlichst öffneten und ihnen eine entgegenkommende Haltung bei allen sich zeigte, mit denen sie in Berührung kamen. Die Behörden aber bekundeten ihre Theilnahme dadurch, daß damals zuerst ein Unterschied in der Haltung der politischen Gefangenen und der für gemeine Verbrechen Festgesetzten sich einbürgerte, der an und für sich vollkommen ungesetzlich war und es noch jetzt ist.

Das russische Strafrecht kennt keinen Unterschied der Strafen für gemeine und politische Verbrechen; die Strafen sind in ihrer Reihenfolge von dem höchsten Maße bis auf das niedrigste ein für allemal festgesetzt, und der Richter erkennt in seinem Urtheile, der Schuldig Gesprochene habe für das und das Verbrechen die Strafe nach dem oder jenem Paragraphen zu erleiden. Er behandelt daher in seinem Wahrspruche das Verbrechen in ausführlicher Weise, auf die Strafe aber hat er nur insofern Einfluß, als er ausspricht, welchen Paragraphen der Strafleiter er als den zu Recht bestehenden angewendet wissen will. Hat er also, um ein Beispiel zu geben, Zwangsarbeit nach Paragraph so und so, Punkt so und so, angeführt, so ist seine Thätigkeit zu Ende und es tritt diejenige der Polizei ein, die auszuführen hat, was in jenem Paragraphenpunkte steht. Das wurde nun den Polen gegenüber in großem Maßstabe nicht angewandt, man hielt sie wol im Gefängnisse, man schickte sie auch allenfalls auf die Arbeit, wenn es gerade gutes Wetter war; aber man hielt sie ganz anders wie die gemeinen Verbrecher und ließ sie namentlich nicht zwangsweise arbeiten, sondern nur die frische Luft genießen.

Digitized by Google

Wie gut oder nicht gut das war, haben wir hier nicht zu untersuchen, aber im allgemeinen muß doch darauf hingewiesen werden, daß es ein sehr übles Ding ist, wenn die Behörden selbst sich bemüßigt finden, richterliche Urtheile zu bemängeln und dieselben nicht in Ausführung zu bringen, wenn sie ihnen nicht richtig erscheinen. Zur Stärkung der Achtung vor Recht und Gesetz führt so ein Weg sicherlich nicht. Es soll hier nur auf eine geschichtliche Thatsache hingewiesen werden und auf die Stimmung, die in Sibirien wenigstens gegen die Verschickten herrschte. Man konnte es sowol unter Privatpersonen, als auch unter Behörden nicht über sich bringen, trotz richterlichen Wahrspruchs Leute, die eigentlich nichts verbrochen hatten, als daß sie, da sie nicht Russen waren, auch nicht Russen sein wollten, auf gleiche Linie mit Einbrechern, Räubern und Mördern zu stellen. Freilich waren der nächtliche Ueberfall und die Ermordung der ruhig schlafenden russischen Soldaten sowie das Wirken der Hängegensdarmen Dinge, die in Sibirien anfangs viel Redens machten und in schlimmer Weise auf das Verhalten gegen die Verschickten einwirkten; aber dieser Eindrnck verblaßte. Viele der Polen erklärten sich selbst mit diesen Maßregeln nicht einverstanden, und da man außerdem annahm, daß die bei solchen Schandthaten Betheiligten wol kaum zur Verschickung, sondern zum Tode verdammt würden, so war man gern geneigt, die Polen, die man vor Augen sah, von der Theilnahme freizusprechen und sie als Verfolgte anzusehen. So lebte man im besten Einvernehmen mit den sowol nach richterlichem Spruche als auch administrativ Verschickten; sie hatten nicht zu klagen und thaten es auch nicht, sondern suchten sich auf verschiedene Weise in ehrlicher Arbeit ihren Unterhalt zu erwerben, was ihnen ja auch in den meisten Fällen in hohem Grade gelang, da unter ihnen das Handwerk in sehr starker Weise vertreten war und gerade in Sibirien dieser Stand kaum vorhanden ist.

Nach und nach verließen die Polen das Land, das ihnen ihr schweres Los so leicht zu machen versucht hatte, als das nur irgendmöglich war; man wünschte denen, die fortzogen, Glück auf die Reise, und beide Theile waren bestens miteinander zufrieden.

Dann aber kamen andere, weit schwerere Zeiten. Es hatte sich in Rußland eine Bande von Menschen höchst zweifelhafter Gattung gebildet, die die Befreiung des Landes auf ihre Fahne geschrieben hatten. Von wem sie uns befreien wollten, haben sie uns nicht gesagt; was sie an die Stelle des Bestehenden setzen wollten, wußte niemand, sie selbst nicht ausgenommen, anzugeben; ihre Thaten aber erregten den Abscheu und das Entsetzen eines Volkes von hundert Millionen. Das Vaterland befand sich damals in einer sehr schweren Krisis. Das Unglück, daß es unserer Regierung nicht gegeben ist, richtige Neuschöpfungen erst nach langer und gründlicher Vorbereitung ins Leben treten zu lassen und dadurch das Land vor Erschütterungen, die man wol vermeiden konnte, zu bewahren, hatte sich bei der Emancipation des Bauernstandes wieder in ganz besonders starker Weise fühlbar gemacht. Mit der besten Absicht von der Welt hatte man sowol die Gutsbesitzer als auch die Bauern an den Rand des Verderbens gebracht und Zustände erzeugt, die damals ganz ungemein schwer zu überwinden, ja nur zu ertragen waren, und auch jetzt noch, soweit wir wenigstens hier aus der Ferne zu beobachten vermögen, keineswegs ins

Digitized by Google

richtige Gleis gerathen sind. Damals aber gab es, das haben wir selbst noch ansehen können, Noth und Drangsal an allen Orten und eine hoch gesteigerte Unzufriedenheit, und um der abzuhelfen, bildeten sich jene Vereine, die den Umsturz auf ihre Fahne schrieben. Sie wollten, wie sie das nannten, unter das Volk gehen, um dasselbe zu bilden, d. h. nach ihrer Ausdrucksweise es gegen die bestehende Gewalt aufreizen. Damit machten sie aber im allgemeinen sehr schlechte Erfahrungen, sie wurden gar nicht verstanden oder, wo man sie verstand, verlacht oder gar ausgeliefert. Es war aber ein thörichtes Beginnen, einem durch und durch monarchischen Volke den Aufstand gegen seinen Zaren begreiflich machen zu wollen. Das hat nie Boden in den Herzen der Leute gefunden und wird auch in Zukunft kein besseres Ergebniß liefern. Man kann dem gemeinen Manne bei uns sehr leicht klar machen, daß der Isprawnik, der Regierungsrath u. s. w., ein schlechter Mensch sei, ein Tyrann, der den Leuten ihr Recht verkümmere u. dgl. m. Solche Worte werden immer willige Hörer finden, denn allerdings treffen sie auch sehr häufig das Richtige; aber weiter kommt man nicht; die Zuhörerschaft stimmt allem bereitwillig zu, doch stets mit dem Hintergedanken, daß das alles nur geschehe, weil der Zar davon nichts wisse und daß derselbe schon mit starker und gerechter Hand eingreifen werde, sobald es nur gelänge, ihm die Dinge richtig vorzustellen. Ein Tadelsvotum gegen den Träger der Krone werden aber solche Reden und überhaupt kein Redner zu Stande bringen, er steht jedem Russen und namentlich dem einfachen Manne hoch über jedem Tadel.

Wir sprechen hier wiederum kein Urtheil aus und suchen keine Erscheinungen zu erklären, wir wollen nur die Thatsache feststellen, die besteht, und die auch jeder Ausländer, der sich nur etwas die Mühe nicht verdrießen läßt, in die breiten Schichten des Volkes einzudringen, unschwer wahrnehmen kann. Nun erschienen allmählich in Sibirien Verbannte dieser Gattung — es war das gegen Anfang der siebziger Jahre —, man sah sie sich wohl an und schüttelte den Kopf, daß so junge und in jeder Hinsicht unreife Menschen beiderlei Geschlechts, die noch zum größten Theile höchst unsittlich untereinander verkehrten, es unternommen hatten, Besseres an die Stelle des Bestehenden zu setzen, dachte aber sonst nicht weit über den Gegenstand nach, sondern meinte, denen sei die Lection wol sehr zu gönnen. Freilich hatte man es damals fast nur mit solchen Personen zu thun, die auf richterlichen Spruch Verbannung und Kerker zu erdulden hatten, denen man also, da man ihr ganzes Treiben für höchst läppisch und unnütz hielt, auch keine Theilnahme entgegenzubringen für nöthig fand.

Aber es wurde schlimmer und schlimmer in unserm Vaterlande; jenes damals noch ganz allein stehende Verbrechen des Karakosow wiederholte sich in erschreckender Weise mehreremal, Mesenzow wurde auf offener Straße erdolcht, Krapotkin erschossen, Dynamit und Gift begannen ihr furchtbares Walten, und der Kaiser, den wahrhaft und unverfälscht sein ganzes, großes Volk liebte und verehrte, nicht nur weil er die Krone auf seinem Haupte trug, sondern noch weit mehr, weil er ein weiches, warmes Herz hatte für jeden Gedrückten und Leidenden, war in seinem Lande seines Lebens keinen Augenblick sicher. Und wer that das alles? Eine Bande junger Menschen, verdorbene Schüler, Studenten, halbgebildete und überbildete junge Mädchen und Frauen

Digitized by Google

hatten sich zusammengethan, um das Land zu befreien, und um dieses Zweckes willen vollbrachten sie die unerhörtesten Greuelthaten mit einer Sicherheit und Abgeseimtheit des Verbrechens, um die sie die schlimmsten Insassen von Karà und Alpatschinsk billig beneiden konnten. Es ist wol nie in irgendeinem Lande der Welt etwas diesem Aehnliches vorgekommen, seit es eine Geschichte der Menschheit gibt. Daß bei uns nicht alles so war, wie es sein sollte, daß vielfacher Nothstand herrschte, daß die Beamtenwillkür schlimme Ungerechtigkeiten zeitigte, war und ist uns allen wohlbekannt, aber niemals war es dem Volke in den Sinn gekommen, deshalb eine Verschwörung zu Gunsten des Umsturzes der Regierung zu unternehmen. So was hat nicht bestanden; man war noch nicht so weit, namentlich hat niemand an das Staatsoberhaupt gedacht. Wie konnte sich also eine Bande unreifer Menschen für berechtigt halten, ihren Willen und ihr Gutdünken zum obersten Gesetze im Lande zu machen? Es war das toller, als Satan durch Beelzebub austreiben. Die Entrüstung war daher an allen Enden des weiten Vaterlandes nun allgemein, man vergaß alle, leider bestehenden Uebelstände, man dachte nur an die grausigen Mörder und Mörderinnen, die aus sicherm Verstecke heraus Tod und Verstümmelung über jede ihnen aus irgendeinem Grunde misliebige Person verhängten. Dazu kam noch der Umstand, daß Kaiser Alexander II. in der großen Milde seines Herzens fortwährend die Theilnehmer an jenen ruchlosen Thaten durch sein Begnadigungsrecht der tausendfach verdienten Todesstrafe entzog und dieselbe in Zwangsarbeit in den transbaikalischen Bergwerken umwandelte. Es liegt nicht in der Art des Russen, über seinen Kaiser zu urtheilen; er greift stark das Thun seiner Beamten, auch der höchsten an, der Kaiser aber steht ihm über dem Urtheile des Menschen, er bemäkelt daher sein Thun nicht, am mindesten wenn er Gnade übt; damals hat man aber allgemein von diesem Verfahren abgesehen, und laut war das Murren über das ewige Begnadigen von Menschen, die kalten Blutes nach langer, sorgfältiger Ueberlegung Greuelthaten beschlossen und ausübten, zu denen sogar jeder vernünftige Grund fehlte. Ohne Mandat, ohne Partei hinter sich, mordeten Knaben und Mädchen, „so jung und so schüchtern, daß sie bei jeder Anrede errötheten", wie Kennan sagt, Männer, die in Amt und Würde standen, auf offener Straße hin, ohne daß jemand errathen konnte, um welchen Verbrechens willen den Unglücklichen ein so schmachvolles Schicksal traf. Es half nichts: die Thatsache bestand, daß im weiten Russischen Reiche kein Mensch seines Lebens sicher war, wo es einer Anzahl 16—23 Jahre alter Mädchen und junger Burschen beliebte, ihn im Namen der Freiheit aus dem Wege zu schaffen. Sie lebten in freier Liebe, jeder und jede für alle, Religion und Sitte waren in ihren Augen altfränkische Vorurtheile — sie hatten nur ein Wort, das sie beständig im Munde führten, die Freiheit, und im Namen derselben mordeten sie nach eigener Auswahl vermittels Dynamit, Dolch, Schwefelsäure, es war ihnen das Mittel gleichgültig, wenn nur der Zweck erreicht wurde.

Mit Menschen dieser Gattung begannen sich nun die Gefängnisse von Transbaikalien zu füllen zum großen Aerger der Verwalter derselben, die lieber mit jedem andern zu thun haben wollten als mit derartigen Leuten. Im Publikum herrschte eine unglaubliche Erbitterung, sodaß man allen Ernstes vielfach den Gedanken aussprechen hörte,

Digitized by Google

sie würden es dort nicht lange machen. Die Arbeiten seien an und für sich nicht schwer, aber diese arbeitsscheuen, sowie jeder körperlichen Anstrengung ungewohnten jugendlichen Mörder und Mörderinnen würden bei derselben doch zu Grunde gehen. Unter den Beamten herrschten aber andere Ansichten: seit den Zeiten der Polen war man gewohnt gewesen, unter Verbrecher und Verbrecher Unterschiede zu machen und die politischen nicht die ganze Schwere des Gesetzes fühlen zu lassen. Das war, wie gesagt, früher wol gegangen, jetzt aber stellte sich diesem ein schwerwiegender Widerstand entgegen im Personal der Gefangenwärter und im Bestande der wegen gemeiner Verbrechen verurtheilten Gefangenen. In den Augen dieser Leute waren die Nihilisten Mörder wie jeder andere, der seine Hand mit Menschenblut besudelt hatte, ja noch weit schlimmere Mörder, denn sie hatten sich gegen das Leben des Zaren selbst verschworen. Als nun aber die Kunde vom Tode Alexander's II. das Land mit Entsetzen erfüllte, mußten Vorkehrungen getroffen werden, um die Nihilisten vor der Rache der Gefängnißinsassen zu schützen, sonst hätten dieselben blutige Justiz an ihnen ausgeübt.

Dieses alles muß man im Auge behalten, wenn man den Vorfall mit Kononowitsch und seinen Rücktritt vom Posten des Gefängnißdirectors zu Kará richtig beurtheilen will. Kononowitsch, den wir persönlich zu kennen die Ehre hatten, war ein durchaus ehrenhafter Mann, aber auch einer, mit dem es sehr schwer war, im dienstlichen Verkehr zu stehen; denn mit einem sehr lebhaften Gefühl für eigene Tüchtigkeit und Würde, das allerdings wohlberechtigt war, verband er ein starkes Gefühl der Nichtachtung gegen andere, das durchaus nicht immer richtig angebracht ward. Dabei erlaubte er sich, oder wie er es nannte, seiner bessern Einsicht Freiheiten, die seine Befugnisse weit überschritten.* Das Gesetz schreibt genau vor, wie mit den Gefangenen in den Bergwerken verfahren werden muß, und so lange dieses Gesetz besteht, kann daran nichts geändert werden. Es wäre ja wol der Fall denkbar, daß der Minister oder sonst ein hoher Beamter, wie z. B. der Generalgouverneur, mündlich dem Director auftrüge, mit den politisch Verurtheilten anders zu verfahren als mit den gemeinen Verbrechern, und daß so ein Befehl ja wol auch erfüllt werden würde, nie aber könnte sich ein solcher Beamter für befugt halten, in einem schriftlichen Erlasse Nichtbefolgung der Gesetze anzubefehlen. Hat Kennan seine Erzählung von den politisch Verurtheilten in Kará oder sonst von jemand erfahren, so hat seine Quelle entweder die Sachlage nicht gekannt oder absichtlich die Unwahrheit gesagt; Kononowitsch selbst hat geglaubt, er könne den Dynamithelden eine Erleichterung verschaffen, hat aber dafür eine Bemerkung erhalten und alsdann diesen Dienst aufgegeben. Ebenso fabelreich wie der Anfang, ist auch Kennan's weitere Erzählung über die Schicksale Kononowitsch's. Feinde hatte er eigentlich nicht, er war ein etwas schwerer Charakter, aber man hielt ihm vieles zugute, weil man seine Ehrenhaftigkeit und Brauchbarkeit schätzte. Er wurde Ataman der III. Abtheilung des transbaikalischen Kosakenheeres und lebte als solcher in Nertschinsk; das ist richtig, weiter aber herrscht eine reiche Mythenbildung. Kononowitsch, der längere Zeit in Sibirien gelebt hatte, bat es sich als Vergünstigung aus, als Kosakendeputirter

* Vgl. Kennan, „Sibirien", Neue Folge, S. 113 fg.

Digitized by Google

nach Petersburg geschickt zu werden, und das wurde ihm bewilligt. Das beruht auf der Verfügung, daß die Kosaken von Transbaikalien stets einen ihrer Offiziere in Petersburg zu unterhalten verpflichtet sind, der sie bei der Oberverwaltung der Kosakenheere vertritt und ihre Interessen daselbst wahrnimmt. Diese Herren werden immer auf drei Jahre dahin geschickt und kehren dann auf ihren Dienst zurück. Damals war gerade Oberst Jerofajew von diesem Posten abgetreten, und als Kononowitsch sich denselben ausbat, erhielt er ihn auch. Es ist dies ein sehr gesuchtes Intermezzo im einförmigen Dienste, und die Gewährung einer solchen Bitte wird immer als eine Belohnung angesehen.

Wer sollte aber sein Nachfolger im Amte sein? Leute, die den Posten mit Freuden angenommen hätten, gab es in Fülle, aber solche wollte der Generalgouverneur Anutschin, von dem die Bestätigung abhing, aus verschiedenen Gründen nicht dorthin haben, und so fiel die Wahl endlich auf den Major Potulow, der zur Zeit Verwalter des Gefängnisses zu Alpatschinsk war. Für Potulow war das entschieden eine Erhöhung im Dienste; denn Alpatschinsk ist ein kleines Bergwerk mit nur 150 Mann, allerdings der allerschwersten Verbrecher; Kará aber ist das größte Gefängniß in Transbaikalien. Doch er hatte große Bedenken und nahm schließlich den Posten nur an, weil er sonst höchst wahrscheinlich seinen Abschied erhalten und damit sein Brot verloren hätte. Wir haben Potulow sowol in seiner Stellung zu Alpatschinsk als auch in Kará häufig besucht und kennen daher seine Ansichten vollkommen gut; es ist uns also wohl gestattet, ein Urtheil über die Sache zu haben und auszusprechen. Er fühlte sich in Alpatschinsk wohl, es war ein öder, trostloser Ort, aber er fand Befriedigung in seinem Amte und hat es oft geäußert, daß die Leute, die ihm anvertraut waren, durchaus nicht so schlimm wären, als man gewöhnlich annähme, man müßte sie nur richtig behandeln. Er verlangte mit eiserner, unerbittlicher Strenge die Durchführung der Disciplin: die Versuche, die in Alpatschinsk früher häufig gemacht wurden, aus dem Gefängnisse zu entfliehen, hörten unter seiner Verwaltung sehr bald auf; denn da wurde einfach vorgegangen nach dem Gesetze: die Wachen brauchten ohne Besinnen ihre Feuergewehre, und nachdem gegen fünf Ausreißer auf der Flucht erschossen worden waren, gaben die Leute alle derartigen Versuche auf. Es könnte sonderbar erscheinen, daß eine so einfache Sache wie das Schießen auf einen Gefangenen als besondere Energie betrachtet werden muß. Aber in der That birgt das russische Wesen so viel Sonderbarkeiten, daß man dieselben anderwärts nicht recht verstehen kann. Das Gesetz befiehlt dem Wächter, Feuer zu geben, wenn der Gefangene entweichen will, und macht den Wachthabenden nicht verantwortlich für Verwundungen oder Tödtung, die bei einem Fluchtversuche stattgefunden haben, macht aber den Vorbehalt, daß alle andern Mittel erschöpft seien, ehe zum Gewehr gegriffen wird. Dieser letztere Einwand lähmte stets die Thätigkeit der wachthabenden Soldaten, die bei dem Kreuzverhöre vor dem Untersuchungsrichter gar nicht im Stande waren, mit Klarheit auf so heikelige Fragen zu antworten, ob sie nicht doch noch bei größerer Aufmerksamkeit und Wachsamkeit die Flucht hätten verhindern können u. s. w. Kurz die Leute schossen nie oder nur in die Luft, um sagen zu können, sie hätten gezielt, aber der Entfernung wegen gefehlt, und die Aus-

Digitized by Google

reißer nahmen unerhört zu. Die einfache Erklärung Potulow's jedoch, daß jeder Schuß auf einen fliehenden Gefangenen als auf seinen speciellen Befehl geschehen anzusehen sei, änderte die Sache; die Leute gehorchten, da sie sich dem Untersuchungsrichter gegenüber gedeckt sahen, und als vollends der Generalgouverneur ihnen eine Belohnung für stramm ausgeführte Dienstpflicht zuerkannte, war die Sache in Ordnung, und aus Alpatschinsk fand weiter kein Ausreißen statt. Gehorchten aber die Gefangenen, thaten sie, was die Gefängnißordnung verlangte, so war Potulow ein gerechter und wohlwollender Vorgesetzter, und hat für sie manchen harten Strauß ausgefochten. Um das zu verstehen, muß man mit der ökonomischen Lage der Gefangenen bekannt sein. Das Gefängniß ist Staatsanstalt und wird von dem Staate erhalten; die Arbeiten aber der Gefangenen in den Bergwerken kommen dem kaiserlichen Cabinet zugute und werden von demselben bezahlt. Der ganze transbaikalische Bergwerksbezirk ist nämlich Privateigenthum der kaiserlichen Familie, und wird somit zu Gunsten der kaiserlichen Schatulle vom Cabinet verwaltet. Die Bergwerke sind aber zum größten Theile sehr wenig werth und liefern Fehlbeträge; nur die Wäschen haben einen namhaften Ueberschuß. Die Verwaltung also im Nertschinski Sawod sieht stets sehr schel auf die Bergwerke, möchte sie daher gern los werden und bemäkelt alle Zahlungen in dieser Hinsicht. Nun haben die Gefangenen der Bergwerke, ebenso wie die freien Arbeiter derselben jeder für sich eine bestimmte Arbeitsleistung für jeden Tag, den sogenannten Urok, über den nicht hinausgegangen werden darf. Haben sie diesen geleistet, so sind sie für den Rest des Tages frei, und diese freie Zeit dürfen die Gefangenen verwenden, wie sie wollen. Diejenigen unter ihnen, die irgendein Handwerk verstehen, arbeiten in demselben, wobei sie Material und was sie sonst dazu brauchen von der Verwaltung vorschußweise erhalten, und nachdem sie dasselbe abgearbeitet, dürfen sie den Gewinn für sich behalten. Das Geld gibt man ihnen freilich nicht in die Hände, das gestatten die Regeln nicht; aber es wird Buch geführt, sie können sich für ihr Geld allerhand erlaubte Dinge anschaffen, den Rest jedoch erhalten sie, sobald sie die Strafzeit abgesessen, ausgezahlt. Die Leute nun, die kein Handwerk können, haben die Möglichkeit, beim Bergwerksbetriebe Extraarbeiten zu leisten, die ihnen nach Abmachung in Geld vergütet werden. So hatte zu Potulow's Zeit die Verwaltung vom Nertschinski Sawod angeordnet, die sehr armen Silbererze sollten von den Arbeitern aufgepocht werden, und dafür als Extraarbeit einen bestimmten Preis angeboten. Die Gefangenen waren darauf eingegangen und hatten wacker gearbeitet, da sie ja wußten, daß das Geld in ihre Tasche ging. Als es zur Abrechnung kam, hatten die Gefangenen nach ihrer Rechnung ein hübsches Stück Geld zu erwarten und waren, es war kurz vor Weihnachten, in höchst angenehmer Stimmung. Im Sawod war man aber sehr unzufrieden: die Erze hatten sich als so arm erwiesen, daß die Aufpochungskosten so gut wie fortgeworfenes Geld anzusehen waren, was man doch nicht gern buchen wollte. Man griff also zu einem sehr wenig empfehlenswerthen Mittel, indem man nur eine sehr geringe Summe nach Alpatschinsk schickte und hinzufügte, die Leute hätten auf Procente vom Gewinn gearbeitet, ein solcher sei nicht erzielt worden; sie hätten also gar nichts zu erhalten, indessen wolle man ein Ein-

Digitized by Google

sehen haben und ihnen für die gehabte Mühe eine kleine Anerkennung nicht versagen. Potulow aber hatte einen solchen Abschluß nicht gemacht, es war einfach vom Aufpochen nach Gewicht des aufgepochten Erzes die Rede gewesen, und er stand sehr scharf für seine Leute ein. Das war keine leichte Sache, denn in Tschita sowol als in Irkutsk nimmt man solche Streitigkeiten nur sehr ungern an, weil der Sawod immer die Person des Kaisers vorzuschieben pflegt und behauptet, das Interesse des Monarchen dürfe nicht leiden u. s. w. Obwol ein jeder leicht einsehen kann, daß der Monarch sehr energisch eingreifen würde, wenn er je erführe, wie sein Name gemisbraucht wird, so liegt es eben daran, daß er so was nie erfährt, man aber Unannehmlichkeiten mit sehr hochgestellten Personen seiner Umgebung haben dürfte, falls man sich in die Angelegenheiten der Cabinetswirthschaft mischte. Angenehm war den Herren dieser Streit also gar nicht, sie gaben aber schließlich Potulow recht und er kam zu seinem Gelde; denn den Gefangenen hatte er es sofort aus eigenen Mitteln erstattet, da er sein Wort verpfändet hatte und wohl fühlte, daß er alles Vertrauen der Gefangenen verlieren würde, wenn sie nicht sofort ihr Erarbeitetes erhielten. Dafür galt ihnen aber sein Wort auch als unverbrüchlich im Guten wie im Bösen, und sie gehorchten ihm gern, sodaß daselbst alles vortrefflich stand.

Das war noch unter der Verwaltung des Generalgouverneurs Fredriks geschehen; Anutschin hatte aber wol Kenntniß von diesen Angelegenheiten nehmen können, und dieselbe sowie der befriedigende Zustand gerade des Gefängnisses, das als Internirungsort der schwersten Verbrecher sonst im schlechten Rufe stand, mochte bei der Neubesetzung der Controlestelle von Kará den Gedanken in ihm angeregt haben, Potulow sei der Mann, dort Ordnung und gute Verwaltung zu schaffen.

Potulow war nun freilich dieser Ansicht durchaus nicht; denn er urtheilte wie folgt: Hier habe ich Ordnung schaffen können, weil ich hier ein festes, klares Gesetz und eine vollkommen deutlich niedergeschriebene Instruction im Band XIV des Reichsgesetzes vor mir habe, nach der ich verfahre und die mich immer deckt im Falle von Klagen und Conflicten. In Kará ist das anders, dort habe ich außer dem gemeinen Verbrecher auch noch mit der politischen Schwefelbande zu thun, an der seit den polnischen Zeiten immer noch ein gewisser Nimbus hängt. Unsere Vorgesetzten lieben, wie alle höhern Beamten, stets zu liberalisiren, wo sie selbst nicht in Betracht kommen, und da sind sie den Klagen solcher Leute gegenüber immer sehr geneigt einzugreifen und sich störend hineinzumischen. Bittet man sie um genaue Vorschriften, so erklären sie, solche nicht geben zu können, man solle sich an das Gesetz und die kaiserlich bestätigte Instruction halten, aber sie möglichst milde anwenden. Was heißt das? Doch nichts anderes, als daß ich im Falle der Renitenz den gemeinen Gefangenen aller Strenge der Gefängnißdisciplin zu unterwerfen habe, den Mörder aber, der behauptet, politisch gemordet zu haben, mit einer Bemerkung bedenken soll, die ihn natürlich nur noch unverschämter macht. Das widerstrebt erstens meinem Gefühl, denn ich kann todeswürdige Verbrechen nicht als gemildert ansehen, wenn man sie mit dem Worte „politisch" deckt, andererseits verliere ich jedes Ansehen unter den gemeinen Verbrechern, die selbst Unterschiede in keiner Weise für zulässig halten, sondern sagen werden: „Gut, ich

Digitized by Google

bin ein Schurke, ich habe ein Verbrechen begangen, aber ich büße auch hart dafür; gegen das heilige Leben meines Zaren habe ich meine Hand aber nicht erhoben; Gott wolle ihn segnen! Jene jedoch, die das gethan haben und sich ihrer That noch rühmen, arbeiten nicht, stolziren in ihrer eigenen Kleidung einher, während ich den Schandrock trage, müssen mit «Sie» angeredet werden, dürfen zu mir aber «Du» sagen, kurz gelten für achtbare Menschen: und das soll Gerechtigkeit sein?!"

Es ist doch nicht zu leugnen, daß in solch einem Raisonnement sehr viel gesunder Verstand enthalten ist, selbst wenn es das Raisonnement eines als Mörder ins Gefängniß gesetzten Verbrechers ist. Ferner muß doch darauf hingewiesen werden, daß die freien Nordamerikaner, die Landsleute der Herren Kennan und Frost, ganz anders über sogenannte politische Verbrecher haben urtheilen lernen, seit dieselben sich auch in ihrem so hoch gepriesenen Vaterlande mit Dolch, Pistole und Dynamit eingefunden haben. Wenigstens melden die Zeitungen, daß der Henker an ihnen seines Amtes unentwegt gewaltet hat, und keine liberalen Gefühlsmenschen haben sich gefunden, die Meuchelmord als entschuldbar angesehen haben, sobald der Thäter so vorsichtig war, politische Motive seiner blutigen That unterzuschieben. Aber Potulow hatte vollkommen recht, den ihm zugedachten Posten nicht zu wünschen; denn unsere hohen Beamten lieben es allerdings, liberal zu scheinen, sind es aber in der That gar nicht. Wären sie das, so könnten sie bei ihrer hohen Stellung ja sehr wohl im Reichsrathe darauf antragen, die Strafen für politische Verbrecher anders festzusetzen als für gemeine Verbrecher, dann wäre mit einem Schlage die Sachlage eine reine und ungefälschte, die ausführenden Beamten wüßten, was sie zu thun hätten — aber freilich, was würde das Volk dazu sagen, wenn es z. B. lautete: für Todtschlag im Affect oder aus Gewinn oder sonst einer gemeinen Ursache hat der Verbrecher harte Zwangsarbeit auf so und so viel Jahre und Verlust der Rechte zu erdulden, hat aber jemand die hohen Reichsbeamten in Erfüllung ihrer Amtspflicht oder gar den Kaiser ermordet, so ist er, da er, wie er gesagt, solches aus politischen Gründen gethan, nur im Gefängnisse zu halten, unterliegt nicht der Gefängnißzucht, trägt kein Schandkleid und erleidet nur eine Beschränkung der Rechte.

Wir fragen, ist solch ein Urtheilsspruch überhaupt nur möglich? Könnte irgendein Gesetzgeber eine solche Rechtsprechung einem Volke ins Gesicht zu schleudern wagen? Wir meinen, selbst die freien Amerikaner wären nicht im Stande, so etwas zu thun, sie würden sagen: Verbrechen ist Verbrechen, Mord und Todtschlag können nicht durch politische Deckmäntel geschützt werden, wer das Verbrechen begangen, habe auch seine Strafe dafür zu erleiden. Wenn aber das Urtheil so lautet, so thun unsere Beamten unrecht, daß sie allerdings die bestehenden Gesetze nicht überall gleichwerthig anwenden. Aber da kommt in Betracht, daß sie über jene jungen Leute Winke ihrer Vorgesetzten erhalten, die nicht zu befolgen ihrem Fortkommen schädlich wären, andere fühlen, durch das gebildete Aeußere der Politischen bestochen, ein Mitleiden, das nicht nur ganz falsch angebracht ist, sondern ihnen auch in ihrer vom Gesetze genau geregelten Stellung gar nicht zukommt.

Unter solchen Erwägungen trat Potulow in seine neue Stellung. Wir besuchten ihn im Frühjahre 1882, nur etwa einen Monat vor der Katastrophe, die Kennan nach der Aussage seiner

Digitized by Google

politischen Freunde in Kará ebenso drastisch und effectvoll wie unwahr schildert. (S. 130 fg.) Wir fanden den sonst so ruhigen Mann in einer nervösen Aufregung, die höchst besorgnißerregend war. Auf unsere Frage, wie es ihm ergehe, wies er auf einen Haufen Papierzettel, die auf seinem Arbeitstische lagen und sagte: „So geht es uns, lesen Sie selbst.“ Die Zettel, ihrer waren gegen zwanzig, betrafen alle Klagen der Politischen: dem war es zu warm in seiner Zelle, den hatte ein gemeiner Verbrecher im Vorübergehen geschimpft und er verlangte Genugthuung, dem war das Brot nicht frisch genug; kurz es war eine Masse der gewöhnlichsten Klagen, dem Ansehen nach unnützes Gezänk, über welches man einfach hinwegzusehen hätte, sodaß wir nicht umhin konnten, ihm unsere Verwunderung zu äußern, daß ihn so etwas zu erregen vermöchte. Er meinte, das sei es auch nicht, er habe zuerst versucht, persönlich unter den Leuten Ruhe zu schaffen und sie aufzufordern, friedlich untereinander und mit den andern Gefangenen zu leben. Es habe das aber nichts geholfen, fortwährend stritten sie untereinander und mit allen, verklagten die Wächter und Gefängnißaufseher; diese hinwieder beklagten sich, die Gefangenen ließen sich von ihnen bedienen und verlangten Dienstleistungen, ohne dafür zu bezahlen, wozu sie aber nicht verpflichtet seien — kurz, tagtäglich habe er mit den widerwärtigen Menschen zu thun. Das sei jedoch noch zu ertragen, aber da hätte sich einer von ihnen mit Zündhölzchen vergiftet und ein anderer äße schon seit acht Tagen nichts und wollte Hungers sterben; das würde wieder eine große Untersuchung geben. Wir konnten ihn insofern beruhigen, als er ja nicht gezwungen werden könne, die Gefangenen essen zu lassen, wenn sie nicht wollten; auch solle er doch erst ordentlich aufpassen lassen, ob die Hungernden nicht am Ende heimlich von den Genossen gefüttert würden; denn das bloße Stehenlassen ihrer Portion sah uns doch zu theatralisch aus. Andererseits ist es aber den politischen Verbrechern gestattet, in ihrem Gefängnisse zu rauchen, sie dürfen also Zündhölzchen haben; somit kann die Gefängnißverwaltung nicht verantwortlich gemacht werden, wenn sie sich dieses Mittels bedienen, um ihrem Leben ein Ende zu machen. Hier können wir gleich hinzufügen, daß es sich allerdings erwies, daß die Hungernde Komödie gespielt hatte und, als man ihr das nachwies, ruhig fortfuhr, ihre tägliche Portion zu verzehren.

Diese täglichen Nergeleien hatten Potulow allerdings aufgeregt, aber der Hauptgrund seiner verzweifelten Stimmung war der, daß er der Masse der Gefangenen es nicht recht machen konnte. Diese Leute haben ja, trotz ihres Gefängnisses, immer Nachrichten aus der Außenwelt, und so hatten sie auch über Potulow manches erfahren und ihn gern als ihren Vorgesetzten empfangen. Sie hatten gehofft, er werde, da er ein strenger, aber gerechter Herr sei, endlich einmal den Politischen gegenüber den Standpunkt einhalten, daß zwischen Verbrecher und Verbrecher kein Unterschied bestehe als der Unterschied des vom Strafrichter gefällten Urtheils; aber sie hatten einsehen gelernt, daß er ebenso maß wie Kononowitsch, und daher murrten sie, waren störrisch, kurz er mußte gegen sie Strafe anwenden, welche die politischen Verbrecher, die leer ausgingen, in weit höherm Maße verdient hatten. Das kränkte ihn tief und regte ihn im höchsten Grade auf.

Als wir mit ihm die Gefängnisse besahen, fiel natürlich sofort der Unterschied auf zwischen den hellen großen

Digitized by Google

Zimmern, in welchen verhältnißmäßig nur wenige politische Gefangene saßen, und den übervollen übelriechenden Räumen der gemeinen Verbrecher. Aber, was noch mehr auffiel, war der Umstand, daß die politischen Verbrecher frei im Hofe der Niederlassung umhergingen, während den andern das streng untersagt war. Potulow erklärte dieses Unwesen damit, daß er nicht allzu plötzlich die Zügel anziehen wolle, die Kononowitsch so sehr schlaff hatte hängen lassen. Auf Kononowitsch war er überhaupt nicht gut zu sprechen und schob ihm, wol nicht ganz mit Unrecht, die Zügellosigkeit der ganzen Bande zu. Er hatte ihr allerhand Freiheiten gestattet, ja sogar erlaubt, daß solche, die noch im Gefängnisse wohnen mußten, sich in Ust Kará frei, nur unter polizeilicher Aufsicht, bewegen durften. Dann hatte er das für dieselben von der Regierung hergestellte Gefängniß in einer Weise aufgebaut, mit großen, niedrig stehenden Fenstern, daß die Flucht aus demselben eine ungemein leichte gewesen wäre. Nun ist wol die ganze Niederlassung, welche aus verschiedenen Gebäuden besteht, wol wieder mit einem Zaune umgeben; der ist aber sehr niedrig und leicht passirbar, sodaß ein Gefangener, der einmal aus seinem Gefängnisse heraus ist, sich eigentlich schon als frei betrachten kann. Es sind daher alle übrigen Gefängnisse jedes mit einem hohen Palissadenzaune umgeben; nur bei den für die politisch Gefangenen erbauten hatte Kononowitsch, um ihnen einen Gefallen zu erweisen, den Zaun fortgelassen. Natürlich konnte das dem Generalgouverneur Anutschin nicht gefallen, und bei seiner Durchreise und Visitation der Gefängnisse befahl er, sofort die Umzäunung herzustellen. Hiermit hätten freilich auch alle Spaziergänge der Insassen auf den kleinen Hof beschränkt sein müssen; daher hatten sie gebeten, man möchte ihnen doch erlauben hinauszugehen, theils um frische Luft zu schöpfen, theils auch um in der Stunde zu ihrem Vergnügen zu arbeiten, da sie nicht wüßten, was sie mit ihrer Zeit anfangen sollten. Um ihre ewigen Klagen und Nergeleien loszu werden, hatte Potulow bei Anutschin die Erlaubniß dazu mündlich ausgewirkt, denn schriftlich konnte sie nach dem oben Dargelegten eben nicht gestattet werden.

Wir waren noch nicht nach Irkutsk zurückgekehrt, sondern befanden uns noch auf dem Amur, als sich dort die Nachricht verbreitete, aus Kará seien Verbrecher ausgebrochen und hätten ihren Weg nach Nikolajewsk genommen. Niemand wollte anfangs der Sache Glauben schenken, nicht weil man meinte, daß sie nicht ausgebrochen wären, das kam alle Jahre in bedeutendem Maße vor, aber weil man wohl wußte, die Verbrecherstraße führe nie nach Osten, sondern stets nach Westen, zum europäischen Rußland. Aber es war doch wahr, sie waren ausgebrochen, wenn ich nicht irre, acht Personen, und zwar lauter politische Verbrecher, und hatten versucht, die Mündung des Amur und irgendein Schiff zu erreichen. Es gelang der Plan aber nicht, man fing sie alle wieder ein. Natürlich interessirte uns die Sache in hohem Grade Potulow's wegen; wir besuchten ihn daher auf unserer Rückreise wieder und konnten von ihm selbst den ganzen abenteuerlichen Vorgang mit all seinen für Potulow glücklicherweise nicht verderblichen Folgen erfahren.

Ende April oder Anfang Mai — das genaue Datum ist uns entfallen, thut aber auch nichts zur Sache — wurde Kará vom Gouverneur von Transbaikalien, General Iljaschewitsch, und von

Digitized by Google

einem hohen Beamten der Obergefängnißverwaltung aus St.-Petersburg, Galkin-Wrasski, besucht und, wie die Herren, die dort eigentlich nur dinirt hatten, sofort nach Petersburg meldeten, sorgfältig untersucht, wobei alles in gehöriger Ordnung befunden worden war, sodaß der Major Potulow seinen Posten gut verwaltete. Die Herren fuhren fort, und bald darauf erwies es sich, daß eine Anzahl politisch Verurtheilter fehlte. Man sandte ihnen sofort einen Boten nach, sie kamen zurück, und es begann eine sehr ärgerliche und für Potulow nichts Gutes versprechende Untersuchung. Es stellte sich nämlich heraus, daß die Politischen die ihnen gewährte Vergünstigung, im Freien herumzugehen und in der Werkstatt arbeiten zu können, natürlich wieder benutzt hatten, um zu entfliehen. Uns war dieser Umstand höchst interessant, denn als wir auf unserer ersten Reise nach Kará Potulow auf solche Gefahr aufmerksam machten, meinte auch er, der sonst nicht gerade gut über die Leute dachte, sie hätten alle mit Ehrenwort versprochen, die Vergünstigung nicht zu misbrauchen, und würden sicherlich ihr Wort halten; jetzt stand er in Sorge, sein Brot zu verlieren und mit seiner Frau und kleinen Kindern ins Elend zu gehen, einzig aus dem Grunde, weil er geglaubt hatte, in den Leuten sei noch ein Funken Ehrgefühl enthalten. Galkin-Wrasski namentlich nahm die Sache sehr ernst und hatte große Lust, ein Exempel zu statuiren, und als solches konnte nur Potulow herhalten; denn es ist sehr die Frage, ob Anutschin, wenn er auch gewollt hätte, im Stande gewesen wäre, ihn zu schützen, da Galkin-Wrasski von sich aus nach St.-Petersburg zu berichten hatte.

Während die Untersuchung noch im Gange war, beschlossen Iljaschewitsch und Galkin-Wrasski, die politischen Verbrecher fürs erste nicht im untern Kará zu belassen, sondern sie unter die obern Gefängnisse und die Bergwerke zu vertheilen: sie sollten also abgeführt werden. Da geschah das Sonderbare, daß dieselben sich weigerten, dem Befehle Folge zu leisten, und die Wärter mit Stöcken und allerhand sonstigem Material, das sie zur Hand hatten, bedrohten. Der Gouverneur befahl, Soldaten herbeizuholen und sie mit Gewalt herauszuführen. Die tollen Menschen hatten aber zu oft erfahren, daß man gegen sie Milde walten ließ, während mit den gemeinen Verbrechern kurzer Proceß gemacht wurde, als daß sie das nicht auch hier hätten erproben sollen. Sie verbarrikadirten die Zellenthüren von innen und erklärten, jeden todtschlagen zu wollen, der hereindränge. Unter solchen Umständen pflegt man, wenn die Zahl der Gefangenen eine große ist, sodaß man annehmen kann, die Soldaten könnten beim Hineindrängen in der That schwere Verletzungen, wenn nicht Schlimmeres erleiden, einfach von der Schußwaffe Gebrauch zu machen, bis der Widerstand aufhört, was gemeiniglich sehr bald geschieht. Der befehlende Offizier fragte also, ob er Feuer commandiren solle, erhielt jedoch vom Gouverneur den Bescheid, das sei nicht angezeigt; die Leute sollten Gebrauch von ihren Kolben machen. Das geschah denn auch; die Meuterer waren sehr bald handfest gemacht, worauf sie dann abgeführt wurden. Wohl möglich, daß die erbitterten Soldaten unterwegs, wo sie ohne Aufsicht ihrer Offiziere die Gefangenen führten, denselben noch manche überflüssigen Kolbenstöße beigebracht haben; es ließe sich das wenigstens aus den blauen Flecken wohl erklären, mit denen die Wurfgeschosse der Gefangenen sie gezeichnet hatten. Bald darauf wurden

Digitized by Google

auch schon die ersten der Entsprungenen wieder eingebracht, und nun erwies sich ein Umstand, der Potulow vom Verderben errettete, sodaß er selbst sagte, er sei wie durch ein Wunder dem Untergange entronnen. Es trat nämlich aus den Aussagen der Leute selbst und aus den Ergebnissen der Untersuchung zu Tage, daß die beiden ersten Verbrecher schon aus Kará fort waren, als Iljaschewitsch und Galkin-Wrasski hinkamen und daselbst, wie sie gemeldet hatten, genaue Besichtigung abhielten. Sie hätten also jetzt melden müssen, daß sie trotz ihrer genauen Untersuchung und persönlichen Unterredung mit den politischen Verbrechern nicht bemerkt hatten, daß zwei derselben gar nicht vorhanden gewesen waren. Das ging nicht an — die Untersuchung mußte niedergeschlagen werden, und Potulow verblieb somit auf seinem Posten, den er noch heute zur Zufriedenheit seiner Vorgesetzten bekleidet, da er nur mit den gemeinen Verbrechern zu thun hat, die Politischen aber sich unter der wohlverdienten eisernen Faust des Gouverneurs befinden, der durchaus keine Neigung zeigt, denselben auf ihr Ehrenwort hin irgendwelche Vergünstigungen zu gewähren.

Es ist nicht wahr, daß sie schlecht behandelt werden; solche Dinge, wie die großen Hungerstreike, das Verbot, mit Verwandten und Bekannten zu correspondiren, und der Behauptungen mehr, die in Kennan's Buche anzutreffen sind, beruhen auf Unwahrheiten seitens der Verurtheilten, die Kennan als Wahrheit weiter gibt. Wir haben in Irkutsk nie von diesem Streik irgendetwas vernehmen können und glauben daher nicht an das Bestehen desselben. Die Gensdarmerie ist weder freundlich noch grausam: sie verfährt nach der ihr vom Minister gegebenen Instruction und nach der Gefängnißregel, also kann sie weder Zugeständnisse noch Verbote erlassen, auch fällt es ihr nicht zur Last, wenn Gefangene nicht essen wollen. Mit einem Worte, die ganze Erzählung nebst dem theatralischen Beiwerk der weinenden Gattinnen trägt so sehr den Stempel des Gemachten, daß man sie ruhig beiseitelegen kann, nach allem, was wir sonst von der Wahrheitsliebe jener Menschen kennen. Standen die Politischen auch nicht mehr unter Potulow's Aufsicht, so wußte er doch alles, was bei denselben vorging, und ein solches Ereigniß, wie der von Kennan mitgetheilte Hungerstreik, hätte ihm nicht unbemerkt bleiben können. Was aber die Correspondenz anbetrifft, so ist solche laut Gesetz jedem Gefangenen gewährt; nur darf er Briefe empfangen wie abschicken blos durch die Gefängnißverwaltung; das ist allgemeines Gesetz für sämmtliche Gefangene und in dieser Beschränkung denselben nie und zu keiner Zeit vorenthalten worden. Schließlich wäre noch der Carcer Erwähnung zu thun; dieselben sind allerdings sehr unbequem, sollen es aber auch sein, und waren namentlich für die Politischen, die körperlicher Züchtigung nur mit Genehmigung des Generalgouverneurs unterworfen werden konnten, das einzige Mittel, dieselben irgendwie im Zaume zu halten. Es ist somit vollkommen richtig, daß die Politischen, die vom Gesetze und vom Strafrichter zum Verluste der Rechte verurtheilt waren, in der That nur einen Theil dieser Rechte verloren hatten; denn das Furchtbarste dieser härtesten Strafe des Strafgesetzes bestand eben darin, daß die Gefangenen der Gefängnißdisciplin, die jeden Ungehorsam mit Carcer und körperlicher Züchtigung ahndet, unterworfen wurden; von demselben aber waren sie insofern befreit, als zur körperlichen Züchtigung die Genehmigung des Generalgouver-

Digitized by Google

neurs erforderlich war, die nie ertheilt wurde.

Wir haben diese Thatsachen in so ausführlicher Weise behandelt, weil es uns nothwendig schien, darzuthun, in welch ausgedehntem Maße Kennan von seinen politischen Freunden in Kará irregeführt worden ist. Allerdings kann gegen unsere Darstellung von seiner Seite der Einwand erhoben werden, dieselbe sei einfach unwahr, und damit hätte die Sache sein Bewenden, da sich wol schwerlich Kononowitsch oder Potulow in ihren amtlichen Stellungen zu einem Schriftwechsel bereit finden werden, der seines ganzen Inhalts wegen streng verboten bleiben muß. Indessen glauben wir doch auf eine hinreichende Menge wirklicher Thatsachen hingewiesen zu haben, die darthun dürften, daß die Aussagen der Politischen nicht der Wahrheit entsprechen und daß Kennan hierin nicht die richtigen Wege eingeschlagen hat, um die Wahrheit zu finden, die er doch jedenfalls finden wollte, wie wir ihm die bona fides auch in keiner Weise absprechen.

Nun hat Kennan auf die zahlreichen Fälle von Wahnsinn und Selbstmord unter den Politischen hingewiesen, immer mit dem Schlußrefrain, so schreckliche Ergebnisse brächte die Mishandlung in den Gefängnissen mit sich, ja sie sei der einzige Grund ihres Vorkommens. Wir geben das historische Factum des häufigen Vorkommens von Wahnsinn und Selbstmord unter den Politischen vollkommen zu, ja könnten das Register Kennan's noch bedeutend erweitern, bestreiten aber entschieden jede Mitschuld der Gefängnißverwaltung an diesen entsetzlichen Trauerspielen menschlichen Unglücks und Frevels. Wir geben aus voller Ueberzeugung den Vorwurf zurück und behaupten, Selbstmord und Wahnsinn seien die nothwendigen Folgen des Nihilismus, dem ausnahmslos alle Politischen bis ins strengste Extrem huldigen. Nur diesen Nihilismus allein haben Kennan und seine politischen Freunde anzuklagen, nicht aber die Regierung und die Gefängnisse.

Was soll denn schließlich aus einem menschlichen Gemüth werden, das, aufgewachsen in einem vielleicht frommen, aber bigoten Vaterhause, mechanisch die Gebräuche einer fast ausschließlich aufs Aeußere gerichteten Religion mitmachen gelernt hat, dann ins Gymnasium eintritt und daselbst sehr bald merkt, wie das Lehrercollegium formell sich streng gläubig verhält, weil das die hohe Obrigkeit so fordert, bei jeder möglichen Gelegenheit aber nicht unterläßt, seine geistige Ueberlegenheit durch Verachtung der altväterischen Ceremonien und Gebräuche darzuthun. In demselben Gymnasium wird das junge Gemüth wol unterrichtet, aber nicht erzogen; denn grundsätzlich behaupten unsere russischen Pädagogen, sie seien nur dazu da, zu unterrichten, aber nicht zu erziehen. Das Aelternhaus hat mit der Abgabe der Kinder ins Gymnasium seine Pflicht gethan und huldigt der Ansicht, daß alles weitere nun Sache der Schule sei; denn dafür erhalte sie ja das Schulgeld und die Kronbesoldung. So wird der Schüler und die Schülerin älter und älter, sie lernen allerlei und erhalten nach abgelegter Prüfung das Maturitätszeugniß. Nicht nur ist der Glaube unwiderleglich fort, es ist auch an seine Stelle nichts anderes getreten, kein Ideal, kein Gesetz der Sittlichkeit; denn von alledem steht in dem Schulprogramm nichts; also haben die Lehrer sich mit solchen Dingen auch gar nicht befaßt. Das Leben auf der Universität bringt die endlich ersehnte Befreiung vom schwer empfundenen Schulzwange, aber da die

Digitized by Google

Selbstbeherrschung, das Sittengesetz gar nicht anerzogen und entwickelt sind, gesellt sich dem Gefühl der Freiheit sofort das der Zügellosigkeit hinzu, und die Losung unserer Jugend lautet mit schreckenerregender Einstimmigkeit: „Was ich will, das kann ich thun", und ihr einziges Ideal, oder das, was sie ein Ideal nennen, besteht in dem Satze: sich keinen Zwang anthun zu lassen, von niemand in der Welt, auch nicht von sich selbst. Unter solchen Auspicien wird die Jugend genossen von denen, die dazu die Mittel haben; die sehr viel größere Zahl derjenigen aber, die solche Mittel nicht haben, nähren den Grimm in der Seele gegen alles, was besser im Leben gestellt ist als sie selbst. Da tritt der Versucher heran und die Versucherin, und die letztere ist die bei weitem gefährlichere, wie denn das alte Wort „Cherchez la femme" in seiner grausenvollen Bedeutung für die Ausbreitung des politischen Verbrechens in unserm Vaterlande noch durchaus nicht in gebührender Weise berücksichtigt worden ist. Vor dem jungen Menschen öffnet sich jetzt in glühender Beleuchtung ein Schaudergemälde der Zustände des Vaterlandes, wie alles daniederliegt, wie Unrecht und Gewalt überall herrscht und wie nur ein gänzlicher Umsturz aller gegebenen Verhältnisse Rettung bringen kann. So entstehen unsere Umsturzhelden; das Volk als solches, das ganze, große russische Volk hat damit durchaus gar nichts zu thun, es hat sie nicht aufgefordert, für es einzutreten, es hat ihre blutige Hülfe stets zurückgewiesen; das alles hat aber keinen Einfluß auf jene gehabt, denn sie benöthigten durchaus keines Mandats zu ihrem Thun, da sie solches auf ihren Grundsatz: „Was ich will, das kann ich thun", allein gegründet hatten.

Und nun erhitzt man sich gegenseitig bei den geheimen Zusammenkünften nur mehr, man stellt die strengsten Regeln der Vereine auf, man hat kein Maß in den Strafen für Abfall oder Verrath; denn es ist die Eigenthümlichkeit der Jugend, kein Maß halten zu können und sich in Ueberschwenglichkeiten zu ergehen. Was aber sonst die Ueberschreitungen der Jugend entschuldbar erscheinen läßt, ihr hoher Schwung, ihre Begeisterung für alles Ideale, fehlt diesen traurigen, in sich selbst verbitterten Seelen, daher enden ihre Beschlüsse gräßlich, daher entschließen sie sich, nicht nur jeden Verrath, sondern auch jede Sinnesänderung und jeden Abfall mit Schwefelsäure zu ahnden — wer sich einmal in ihrem Netze befindet, soll ihnen auf ewig verfallen sein. Sind die Vereine gegründet, so entwirft man, ohne auch nur irgendeine Kenntniß der Daseinsbedingungen eines so verwickelten Mechanismus, wie unsere modernen Staaten es sind, zu haben, Pläne zur energischen Thätigkeit. Aber der Natur der Sache nach ist es nur eine zerstörende Thätigkeit, die die Vereine entwickelt haben, ja nicht nur das, sie haben vielfach erklärt, daß sie grundsätzlich sich nicht mit dem Aufbau beschäftigen, an den soll erst dann herangetreten werden, wenn die Greuel der Verwüstung über dem ganzen, großen Vaterlande lagern; dann erst hat ihre Thätigkeit ein Ende und dann erst sollen neue Vereine sich bilden, deren Sache alsdann der Aufbau sein werde. Wenn es nicht so schrecklich wäre, so könnte man lächeln über die an Blödsinn grenzende Theorie, alles Bestehende, es möge gut oder schlecht sein, in Strömen Blutes erbarmungslos niederzureißen, ohne daß man irgendetwas Besseres als das Bestehende auch nur in der Vorstellung sich aufgebaut. So faul, so entsetzlich faul ist das ganze Phantasiegebäude dieser Blutmenschen von 18—25 Jahren, die ohne

Digitized by Google

Ideale, ohne Sittengesetz, ohne Achtung für Familie, Vaterland, Besitz, nur ihrer eigenen verbrannten Einbildungskraft folgend, Blut und Verderben um sich her verbreiten. Solange man noch mitten in der Thätigkeit ist, kommt man nicht zur Besinnung; hat die Gerechtigkeit Einen erfaßt, so weiß er, daß die Blicke der Genossen auf ihn gerichtet sind, und er hält sich wacker, aber verlangt auch möglichst öffentliches Gericht mit Stenographen, weil das der Eitelkeit fröhnt; aber ist man im Gefängnisse angelangt, dann tritt der Umschlag ein. Hier kann keine Propaganda getrieben werden, hier kann man nicht durch neue Aufregungen die nun sprechende Stimme des Geistes betäuben, hier laufen die Tage in schrecklichem Einerlei dahin, endlos; es bleibt nur die Erinnerung, und die besteht aus Blut. Wohl dem, der die endlose Zeit durch ernste wissenschaftliche Arbeit kürzen kann; es geschieht das auch nicht selten, aber nicht unter den Verurtheilten von Kará, sondern, wie wir weiter unten sehen werden, vorherrschend unter den politischen und administrativ Verbannten. Es hat das seinen sehr guten Grund: um sich wissenschaftlich in gediegener Weise beschäftigen zu können, bedarf es nicht nur eines Schatzes von Kenntnissen, es gehört auch dazu ein ruhiges Gewissen, ein festes Gemüth, das in sittlich gegründetem Geiste sich innerlich zu erheben vermag über unverdientes Leiden — mit einem Worte, es ist dazu unumgänglich nothwendig, daß man zu sich sagen kann: „Ich setze mich über alle meine Beschwernisse hinweg, denn ich bin unschuldig.“ Gerade das aber können jene Schreckensmenschen sich nicht sagen, denn ihre Hände triefen von Blut, sie haben für sich nur den schrecklichen Spruch ihres eigenen Herzens: „Ich habe umsonst gemordet.“

Ist es, fragen wir, unter solchen Umständen nicht verwunderlich, daß Wahnsinn und Selbstmord nicht noch weit häufiger das Ende solcher Existenzen herbeiführen, als es in der That geschieht?

Es ist wol möglich, daß man uns vorwerfen wird, wir zeichnen schwarz in schwarz, so arg sei es gar nicht mit den jugendlichen Meuchelmördern bestellt. Nun, die politischen Processe in unserm Vaterlande bestätigen unser oben gezeichnetes Bild, ja dasselbe erhält seine Beglaubigung aus dem Leben der Frau Korba, die Kennan als eine der talentvollsten und hervorragendsten seiner Freunde zu Kará nennt, und deren Leben er mit dem ausgesprochenen Wunsche mittheilt, uns ein Bild der ganzen Gesellschaft und ihrer Anschauungen und Ziele zu geben. Wir bitten diese Lebensskizze bei Kennan S. 145 fg. nachzulesen, bis es klar und deutlich heißt: „Sie nahm in den Jahren 1879—82 thätigen Antheil an allen Versuchen, die gemacht wurden, die autokratische Regierung zu stürzen.“ Sie stellt sich also in ihren Bekenntnissen neben die Perowska, neben Sheljabin und die andern Blutmenschen, deren fluchbeladenem Leben der Henker ein Ende machte, und ist demselben Schicksal nur entgangen, weil nicht genug Belastungsmaterial herbeigeschafft werden konnte. Vor dem Gerichte hat sie sich natürlich gehütet, so offen zu sprechen; daselbst hat sie allerdings zugegeben, zur aufständischen Partei gehört zu haben, hat aber in weiser Entrüstung weiter behauptet, sie wisse nichts vom Bestehen einer Blutpartei und würde einer solchen, falls sie sich bilden sollte, niemals angehören. Kurz ein trostloses Leben voll Meineid, Aufruhr, Blut und feiger Lüge. Aus dieser „fähigsten und hervorragendsten“ Ge-

Digitized by Google

stalt mag nun jedermann auf ihre Gesinnungsgenossen schließen.

Wie aber auch das Urtheil freier Männer Amerikas über jene Bande ausfallen mag, es ist unanfechtbare Thatsache, daß das ganze Rußland in allen seinen Theilen über dieselbe ein vollkommenes Verdammungsurtheil ausgesprochen hat. Es hat zu diesem Verdict allerdings Grund genug gehabt, denn außer den vielen Schandthaten, die jene Buben und Dirnen verübt, und die ja aller Welt durch die Zeitungen und gerichtlichen Untersuchungen bekannt geworden sind, haben sie noch unendliches Weh über unser unglückliches, schwer heimgesuchtes Vaterland gebracht durch das System der administrativen Verschickung, das infolge der Schandthaten über weite Kreise des Landes verhängt wurde. Als die Mordthaten sich häuften, die Attentate auf das Leben Alexander's II. immer wiederkehrten, wobei die Verbrecher sich nicht scheuten, Versuche zum in die Luft Sprengen ganzer Eisenbahnzüge zu machen, und man nun ihrer nicht habhaft werden konnte, oder wenn man sie auch faßte, nicht genügendes Belastungsmaterial anschaffen konnte, hat man sich entschlossen, zu dem entsetzlichen Mittel zu greifen und die Prärogative der Krone verschiedenen Beamten derselben zur Ausübung anzuvertrauen. Man erfand das System des „Verstärkten Schutzes" und verfügte, daß in jenen Gemeinden, über welche dieses System vom Minister verhängt worden sei, der Generalgouverneur das Recht habe, solche Personen, die ihm verdächtig vorkommen, administrativ nach Sibirien zu verschicken. Es war ein Beschluß, gefaßt in der gräßlichsten Noth, als von ruchlosen Händen Mord und Todtschlag überall verbreitet wurde und niemand die Mörder finden konnte, jeder befürchten mußte, auf offener Straße durch Dynamitexplosion ums Leben zu kommen und kein anderer Ausweg möglich erschien, die im Dunkeln schleichenden Unholde unschädlich machen zu können; aber es war ein unglücklicher Entschluß und ein großer Fehler. Trotz der schrankenlosen, unverantwortlichen und uncontrolirbaren Gewalt, die den Beamten in die Hand gegeben worden war, haben wir doch den Tod unsers geliebten Kaisers beweinen müssen, erleben wir noch jetzt Attentate auf Attentate, und der Mord hat auch nicht aufgehört, wenn er auch nach dem Tode Alexander's II. seltener ausgeübt worden ist. Die Unsumme von Elend und zerstörtem Menschenglück jedoch, das jenes unselige System über uns alle gebracht, ist nicht in Worten wiederzugeben und wird wol auch in seiner ganzen Gesammtheit nie bekannt werden — aber schon die bekannten Einzelheiten sind traurig und entsetzlich genug. Was Kennan hierüber erzählt, ist wahr, vollkommen wahr, wir müssen das eingestehen, es gibt dafür keine Beschönigung und keine Rechtfertigung. Das Wort „neblagonadjeshni" (unzuverlässig, gleich verdächtig) ist zu einem Fluchworte der russischen Sprache geworden, und auch die spätern Nachkommen werden sich desselben mit Schaudern erinnern.

Anfangs wurde ja wol mit dieser Bezeichnung sachlicher vorgegangen und man faßte und verfolgte nur Leute, die mit jenen Ruchlosen in Verbindung standen. Aber schon damals traten sehr bedenkliche Erweiterungen jenes Begriffs hervor. Es steht ja vieles bei uns in Rußland schlecht; die liberalen Reformen, die die Regierung Alexander's II. im Anfange der sechziger Jahre ins Werk setzte, hatten zu großen Hoffnungen Anlaß gegeben, die sich in der Folge nicht verwirklichten. Die Bauernemancipation

Digitized by Google

brachte schwere wirthschaftliche Kämpfe, die neuen Gerichte boten neben vielem Guten auch mancherlei, was wenig besser war als das Alte, namentlich erregten vielfach Freisprechungen bei ganz offenbar entgegengesetztem Ergebnisse der Untersuchung billiges Aufsehen, und die Einrichtung der Semstwos, von welcher man sich das Beste erhofft hatte, erwies sich als eine verfehlte Schöpfung, die auch bald so eingeschränkt wurde, daß von dieser neuen Selbstverwaltung nicht mehr die Rede sein konnte.

Es kann und soll nicht behauptet werden, daß die Regierung allein die Schuld am Mislingen so schöner Hoffnungen, namentlich der, die sich auf die Selbstverwaltung der Semstwos bezogen, trage: wir alle sind in gleich starker Weise am Mislingen betheiligt. Dem Plane nach sollten die Semstwos die Gouvernements heranbilden zur selbständigen, nicht von der Regierung bevormundeten Verwaltung ihrer innern wirthschaftlichen Angelegenheiten. Trotz des heftigsten Widerspruchs der Beamtenwelt waren ihnen große und werthvolle Rechte eingeräumt worden, nur sollten sie sich nicht mit Politik befassen. Es galt damals allgemein für ausgemacht, der Kaiser bezwecke mit seiner Semstwo nur die Heranbildung kräftiger, ihre Angelegenheiten mit Verstand selbst leitender Körperschaften, um allendlich, nachdem dieses erreicht sei, auch politische Rechte zu verleihen und eine Volksvertretrng ins Leben treten zu lassen. Wie weit dieses allgemein als feststehend geglaubte Gerücht wirklich den allerhöchsten Absichten entsprach, können wir nicht beurtheilen, andernfalls aber wäre es ein staatsmännischer Gedanke gewesen, nur dann politische Rechte zu verleihen, wenn solche auch an einsichtige und vernünftige Körperschaften verliehen werden könnten, dagegen die Zügel straff in eigener Hand zu halten, solange die weitaus überwiegende Masse unsers Volks unter politischen Rechten nur Zügellosigkeit und schrankenlosen Eigenwillen verstand.

Die Semstwos verstanden die Sache aber gleich in ihrem Sinne und legten sich sofort wesentliche politische Rechte, namentlich das Recht der Interpellation bei, während sie zu gleicher Zeit ihre innere Wirthschaft unendlich schlecht führten, sodaß bald öffentliche Gelder spurlos verschwanden, Fehlbeträge von mächtigem Umfange chronisch wurden, Verbindlichkeiten nicht eingehalten werden konnten, mit einem Worte das Verständniß für eine solide Selbstverwaltung noch stark fehlte. Das machte den Kaiser im höchsten Grade misvergnügt und somit sehr zugänglich den unausgesetzten Klagen der Gouverneure und ihrer Beamten, daß alles drunter und drüber ginge, die Steuern, sowol die der Krone als auch die der Semstwos, schlecht eingingen, daß somit allgemeiner Ruin bevorstände, wenn nicht schleunigst Abhülfe geschaffen werde. Der Kaiser griff daher ein, ein Recht nach dem andern wurde den Semstwos wenn nicht direct genommen, doch so unter Aufsicht der Behörden gestellt, daß schließlich die Macht des Gouverneurs stärker wurde denn je zuvor, die Semstwos aber nur ein Schattenregiment behielten.

Wie sollte da Zufriedenheit herrschen, wenn die Gouverneure in ihrer Allmacht alles niederdrückten und natürlich ihrerseits viel weiter gingen, als das in der Absicht des Kaisers lag. Man sah und fühlte, daß das auf die Dauer das ganze Land zu Grunde richten werde und laut protestirten auch die einsichtigsten Männer gegen diese Wirthschaft. Es ist aber hier mit großer Entschiedenheit darauf hinzuweisen, daß der all-

Digitized by Google

gemeine Unwille sich durchaus nicht gegen die autokratische Regierungsgewalt des Trägers der Krone richtete, im Gegentheile, von ihr allein erwartete man Rettung. Denn die großen Fehler und Misgriffe der Semstwos hatten wol, es ist das nicht zu viel gesagt, bei allen Einsichtigen, deren Zahl doch noch immer eine recht bedeutende war, das Eine als ganz unzweifelhaft erscheinen lassen, daß wir Russen mit einer constitutionellen Regierung jetzt wenigstens nichts anzufangen wissen würden, daß wir noch lange Zeit unter einem unumschränkten Herrscher weit besser führen als unter der Leitung politischer Demagogen und wortereicher Kammerredner. Man wollte allgemein eine starke, möglichst starke Regierung; aber man wollte keine Beamtenwillkür. Darin unterschied sich der allgemeine Unwille fundamental von dem Gedanken jener Ruchlosen, in deren hirnverbrannten Köpfen, ohne Kenntniß der Sachlage und ohne irgendwelche praktische Erfahrung der Plan ausgebrütet worden war, den Kaiser, die kaiserliche Familie und nach Möglichkeit die höchsten Spitzen im Civil- und Militärdienste zu morden, um dann ein Chaos entstehen zu lassen, aus welchem, einem Phönix gleich, die junge Freiheit erblühen sollte. Als nun aber der Kaiser, erfüllt vom Entsetzen über die scheußlichen Mordversuche, dem seine ersten Vertrauten und Rathgeber sowie er selbst unaufhörlich ausgesetzt wurden, zu jenem verzweifelten Mittel sich überreden ließ, die administrative Verbannung, die früher der Monarch nur persönlich, nach Anhörung der höchsten Beamten seiner über alle stehenden Kanzlei verhängt hatte, seinen Beamten freizugeben, da griffen diese begierig zu und dehnten den Begriff neblagonadjeshni sehr bald auf jeden und auf alle aus, die, vom besten und tiefergebenen Gefühle gegen das Staatsoberhaupt erfüllt, nicht übereinstimmen konnten mit den Uebergriffen und Willkürlichkeiten seiner Beamten in den Provinzen.

Darin bestand das namenlose Elend, von dem wir behaupten, daß die Terroristen mit ihren Mordthaten es über uns gebracht haben; denn nun war niemand sicher, nicht plötzlich aufgegriffen und ohne Urtheil, ja oft ohne Verhör ins Gefängniß oder nach Sibirien geführt zu werden. Und in ausreichendem Maße ist dieses Verfahren ausgeübt worden, und zwar nicht nur, weil jemand der Regierungsgewalt verdächtig geworden, sondern für jede irgendeinem Gouverneur, ja schließlich nur dem Isprawnik gegenüber geäußerte Misbilligung oder Unzufriedenheit, nicht selten aber hat die einfach persönliche Rache genügt, ein Menschenleben und ein Menschenglück zu Grunde zu richten. Für uns hier in Sibirien war es nicht nöthig, Kennan's Buch zu lesen, d. h. wohl verstanden, immer nur den ersten Theil, um mit diesem Jammer bekannt zu werden: die Unglücklichen, die dem fluchwürdigen System der administrativen Verschickung zum Opfer gefallen sind, leben ja zum großen Theile unter uns hier in und um Irkutsk und die Schicksale ihrer trostlosen Lage liegen offen vor uns allen — das ist fürchterlich, und was das Schlimmste ist, es ist kein Ende des Elends abzusehen; denn nicht nur denkt man in Petersburg an keine Beschränkung der Beamtenrechte, im Gegentheile, man dehnt sie noch mehr aus.

Wir sind zu Ende; wir hatten nur die Absicht, Protest einzulegen gegen eine poetische Verherrlichung blutiger Tiger in Menschengestalt, die so unsägliches Weh über unser großes Land gebracht haben, um derer willen unser Kaiser sich auf sein einsames Schloß in

Digitized by Google

Gatschina zurückgezogen, von wo aus er sein Land nicht sieht und über dasselbe nur das erfährt, was einer kleinen Gruppe von Männern genehm ist, denen trotz aller großen prahlerischen Phrasen nur ihr eigenes Interesse am Herzen liegt — mag auch alles sonst in Trümmer fallen.

Das neue politische Programm der siebenbürger Sachsen.

Von Professor **Dr. J. H. Schwicker**,
Mitglied des ungarischen Reichstages in Budapest.

In der politischen Stellung des sächsischen Volkes in Siebenbürgen ist in diesen Tagen eine bedeutsame Wendung eingetreten. Der am 17. Juni 1890 in Hermannstadt abgehaltene „Sachsentag" hat mit erhebender Einmüthigkeit und in Anwesenheit von mehr als 700 Theilnehmern aus allen Theilen und Gegenden des ehemaligen siebenbürgisch-sächsischen „Königsbodens" eine Reihe von „ausschließlich geltenden, gemeinsamen Richtpunkten" angenommen, durch welche die Haltung dieses Sachsenvolkes im öffentlichen Leben eine wesentlich andere Gestalt empfangen wird.

Die Annahme dieses neuen „sächsischen Volksprogramms", dessen Inhalt hier des nähern angedeutet werden soll, begrüßt Schreiber dieser Zeilen mit um so größerer Freude, als dadurch nur jener Standpunkt, den er selber seit Jahren in der sogenannten „Sachsenfrage" eingenommen, nunmehr vom ganzen siebenbürgisch-sächsischen Volke als richtig anerkannt worden ist, und weil damit zugleich sich jener Wunsch erfüllt hat, welchen ich schon im Jahre 1881 in dieser Zeitschrift ausgesprochen habe*, daß nämlich der Friede und die Eintracht unter den Sachsen selbst je früher hergestellt und sodann die Verständigung dieses Volkes mit der ungarischen Regierung und mit der führenden Nation in Ungarn baldigst herbeigeführt werden möge.

Von einem Aufgeben wohlerworbener Rechte und Besitzthümer, von einem Verzichtleisten auf die nationale Eigenart und lebenskräftige Fortentwickelung derselben sollte und durfte dabei keine Rede sein. Wir sogenannten „Regierungs-Sachsen" haben in keiner Minute eine derartige Politik der Selbstvernichtung befürwortet. Im Gegentheile! Wir wußten und „wissen uns Eins mit allen übrigen Volksgenossen in all denjenigen Fragen und Interessen, welche das nationale, das culturelle und das wirthschaftliche Gedeihen des siebenbürgisch-sächsischen Volkes betreffen" und waren und sind nicht gesonnen, uns in dieser Beziehung weder von den übrigen Theilen des sächsischen Volkes zu trennen, noch weniger aber diese nationalen Culturinteressen selbst aufzugeben. Nur lebten und leben wir der Ueberzeugung, daß die Politik fortgesetzter Ablehnung und Fernhaltung, der Theilnahmslosigkeit und des Schmollens die Sache der Sachsen als des unendlich schwächern Theiles in diesem Streite nur verschlim-

* Vgl. „Die nationale Stellung der siebenbürger Sachsen", in „Unsere Zeit", 1881, I, 262 fg.

Digitized by Google

mern müsse. Die Folgen hiervon zeigen sich in den heutigen Zuständen auf dem „Königsboden", welche ebenso zu einer Versumpfung des öffentlichen Geistes wie zu einem wirthschaftlichen Verfalle des Volkes führen müssen.

Diese Anschauungen trafen bei dem größern Theile der Sachsen im Jahre 1881 und später auf einen mehr oder minder entschiedenen Widerspruch, und noch in demselben Jahre wurde aus Anlaß der damaligen Wahlen für den ungarischen Reichstag auf einer Sachsenversammlung zu Kronstadt in Siebenbürgen das aus dem Jahre 1872 stammende „sächsische Nationalprogramm" einer verschärfenden Abänderung unterzogen und in diesem neuen Wahlprogramm der „sächsischen Volkspartei" die Fernhaltung der sächsischen Reichstagsabgeordneten von jeder politischen Landespartei im Reichstage ausdrücklich beschlossen.

Aber diese verschärfte Schroffheit in der Parteistellung der siebenbürger Sachsen erhöhte nicht nur die bösen Folgen der Vereinzelung und Abseitshaltung, sondern es wurde dadurch auch bewirkt, daß einzelne sächsische Wahlkreise in richtiger Erkenntniß der Umstände diese nachtheilige Stellung aufgaben und sich der Regierungspartei anschlossen. Das geschah namentlich im Jahre 1887 auch in Schäßburg, wo Schreiber dieser Zeilen die Ehre hatte, auf Grund seiner im Obigen angedeuteten politischen Anschauungen einstimmig gewählt zu werden.

Auf solche Weise hatten sich von den 14 „sächsischen" Wahlkreisen bereits 6 der Regierungspartei angeschlossen, und auch in den übrigen Theilen des Sachsenvolkes wuchs die Neigung zu einer ehrenhaften Verständigung erstlich mit diesen „Regierungs-Sachsen" und dann des ganzen Volkes mit der Regierung selbst. Das gerechte Walten des jetzigen ungarischen Ackerbauministers, des Grafen Andreas Bethlen, als Obergespan der Comitate Kronstadt und Hermannstadt und einstweiliger Sachsengraf, hatte zur Erstarkung dieser versöhnlichen Stimmung gleichfalls vieles beigetragen.

Als nun im Laufe des Monats Mai 1890 von hervorragenden Männern der sächsischen Volkspartei an uns Mitglieder und Anhänger der Regierungspartei die Anfrage erging, ob wir an vertraulichen Besprechungen behufs einer Verständigung theilnehmen wollen: da sagten wir gern und freudig zu. Denn die Absicht unserer im andern Lager stehenden Volksgenossen, ihr bisheriges politisches Programm einer Revision unterziehen zu wollen, konnte nur die Bedeutung und den Zweck haben, daß diese Abänderung eine Annäherung an unsern politischen Standpunkt herbeiführen sollte, damit dadurch zugleich eine Einigung aller Theile des siebenbürgisch-sächsischen Volkes auf Grund eines gemeinsamen Actionsprogramms im öffentlichen Leben geschaffen werden könnte.

Die eingeleiteten Verhandlungen eröffneten bald die frohe Aussicht auf ein Gelingen des Unternehmens, welches auch von seiten der ungarischen Regierung mit begreiflichem Interesse und entschiedenem Wohlwollen aufgenommen wurde. Zu Ende Mai 1890 erschien dann von Hermannstadt aus ein von etwa 200 sächsischen Männern unterzeichneter „Aufruf" zur Abhaltung eines „Sachsentages" in Hermannstadt.

Dieser einladende Aufruf weist auf die im sächsischen Volke „zunehmende Gleichgültigkeit gegen die Arbeit auf dem Gebiete des öffentlichen Lebens" und darauf hin, daß die bestehenden Programme der Sachsen vom Jahre

Digitized by Google

1872 und 1881 „nach mehr als einer Richtung hin revisionsbedürftig" seien. „Manches in denselben", heißt es wörtlich weiter, „ist von der Zeit überholt worden; beide Programme stellen außerdem Richtpunkte nur für das Verhalten der sächsischen Abgeordneten im Reichstage auf, während die für unser Volksthum wichtigere, weil der Bethätigung seiner Kraft freiern Spielraum gewährende Arbeit außerhalb des Reichstages auf dem Gebiete der Volkswirthschaft, des gesellschaftlichen Lebens, der Selbstverwaltung in Gemeinde und Municipium und der geistigen Cultur einer zielweisenden und planmäßigen Regelung entbehrt."

Diese Lücke des Programms, welche für das sächsische Volk von großem Nachtheile war, galt es demnach auszufüllen, und es wurde von jenen Männern in ihrem Aufrufe dem Sachsentage als Aufgabe gestellt: „Das von der Zeit Ueberholte beiseitezulassen, das, was uns gemeinsam ist und eint, zum Zielpunkte gegenseitig aneifernder Reformarbeit in unserm Innenleben zu machen und das, was dieselbe stört und uns trennt, fernzuhalten, erachten wir für dringend nothwendig."

Dem „Sachsentage" mußte aber natürlicherweise die Anbahnung einer Verständigung zwischen den beiden getrennten politischen Richtungen im sächsischen Volke, d. i. zwischen den Anhängern und Mitgliedern der liberalen oder der Regierungspartei und den Angehörigen der „sächsischen Volkspartei" vorangehen. Zu diesem Behufe legten die hermannstädter Ausgleichsfreunde den sächsischen Abgeordneten in der Regierungspartei einen revidirten Entwurf des Programms der „sächsischen Volkspartei" zur Berathung und Meinungsabgabe vor.

Dieser Entwurf wurde von diesen Reichstagsabgeordneten eingehend geprüft. Als Ergebniß ihrer gemeinsamen Besprechungen übermittelten sie den Hermannstädtern eine Reihe von Gegenbemerkungen als freundschaftliche Rathschläge. Diese bezeugten bereits eine wesentliche Uebereinstimmung mit der meisten Punkten des revidirten Entwurfes aus Hermannstadt. Trotzdem blieb noch ein erheblicher Zwiespalt zwischen beiden Richtungen, welcher indessen seine Lösung fand auf Grund eines Vermittelungsentwurfes, dessen Verfasser, der Landesadvocat Heinrich Melas in Schäßburg, in glücklicher Weise die vorhandenen Schwierigkeiten beseitigte. Dieser „Schäßburger Entwurf" wurde dann nicht blos von der liberalen Partei und ihrem Reichstagsabgeordneten in Schäßburg vollinhaltlich angenommen, sondern es traten demselben auch die übrigen sächsischen Deputirten in der Regierungspartei bei und es sprachen sich auch die Hermannstädter für denselben aus. Die Folge hiervon war, daß dieser „Schäßburger Entwurf" den am 14. Juni 1890 in Hermannstadt begonnenen „vertraulichen Besprechungen" zu Grunde gelegt und nach dreitägigen, eingehenden und zuweilen heftigen, doch stets sachlich geführten Berathungen mit unwesentlichen Abänderungen im allgemeinen und im besondern von allen Betheiligten als Vorlage für den „Sachsentag" angenommen wurde.*

* Ein ganz wesentliches Verdienst um das Zustandekommen dieser Einigung gebührt außer dem Anreger des Sachsentages, dem hermannstädter Sparkassendirector Dr. Karl Wolff, noch dem hermannstädter Stadtpfarrer Dr. Friedrich Müller, dann dem Seminardirector Dr. Friedrich Teutsch und den Advocaten Albert Arz von Straußenburg in Hermannstadt und Karl Roth in Schäßburg. Dabei darf aber nicht außer Acht gelassen werden, daß bei dem Ausgleichswerke die leitende Hand des evangelischen Bischofs Dr. G. D. Teutsch, dieses allverehrten und hochverdienten

Digitized by Google

Das neue „sächsische Volksprogramm", wie es der „Sachsentag" einstimmig angenommen hat, ist vor allem kein „Parteiprogramm", sondern das Programm des siebenbürgisch-sächsischen Volkes überhaupt, in dessen Mitte auch gegenwärtig verschiedene politische Parteien bestehen und ebenso in Zukunft vorhanden sein werden. Die Erkenntniß, daß es unmöglich ist, das ganze Volk in einem politischen Programm zu vereinigen, hat ja eben die Revision des bisherigen Volksparteiprogramms wesentlich veranlaßt.

Indem ich nur in Kürze hervorhebe, daß alle die hochpolitischen und staatsrechtlichen Fragen über die Untheilbarkeit der Oesterreichisch-Ungarischen Monarchie unter der Herrschaft der Dynastie Habsburg-Lothringen, über die Untheilbarkeit der Länder der ungarischen Krone, über die gemeinsame Vertretung und Vertheidigung dieser Monarchie nach außen und über die constitutionelle Regierung aller ihrer Theile im Innern, daß alle diese für ein Volk der rechtlichen und gesetzlichen Ordnung selbstverständlichen Angelegenheiten im neuen wie im alten Programm der siebenbürger Sachsen als „erhaben über jeder Discussion und derselben völlig entrückt" hingestellt werden, weise ich vor allem darauf hin, daß in dem revidirten Programm die Festhaltung am staatsrechtlichen Ausgleiche vom Jahre 1867 mit stärkerm Nachdrucke als früher betont und hinzugefügt wird, daß „alle Bestrebungen, welche auf eine Lockerung dieses Ausgleiches hinzielen oder dieselbe herbeiführen könnten, abgelehnt und bekämpft werden müßten".

Die siebenbürger Sachsen betrachten demnach die Real-Union zwischen den beiden Staaten der Oesterreichisch-Ungarischen Monarchie als das mindeste Maß von Einheitlichkeit, welches die habsburgischen Königreiche und Länder im Innern gedeihlich zusammenhält und nach außen hin als eine einheitliche europäische Großmacht erscheinen und handeln läßt. Damit sind auch die Anstrebungen jener politischen Richtung nach Herbeiführung einer bloßen „Personal-Union" oder gar nach einer völligen „Lostrennung" Ungarns von Oesterreich von dem siebenbürgisch-sächsischen Volke als unannehmbar und verwerflich gekennzeichnet.

Im weitern Verlaufe des Programms beharren die Sachsen als Vollbürger des ungarischen Staates, „mit dessen Bestand ihr Geschick eng verknüpft ist", auf der breiten Basis dieses Staatswesens, an dessen Entwickelung und Befestigung zu einem Rechtsstaate sie bereitwilligst mitarbeiten wollen. „Die wahrhaften Bedingungen seines Bestandes, einer guten Gesetzgebung, einer ehrlichen und starken Regierung, einer gerechten Justiz und einer guten Verwaltung dürfen niemals verweigert werden." Auch wünscht das sächsische Volk eine stärkere Betheiligung seiner Söhne am Staatsdienste.

Der Negations- und Obstructionspolitik ist damit entschieden der Rücken gekehrt und einer thatkräftigen Mitarbeit am öffentlichen Leben die Bahn geebnet worden; aber die Sachsen wollen in diesem ihrem Vaterlande keineswegs nur Staatsbürger zweiter Klasse sein. Sie betrachten sich mit Recht „als ein entwickelungs- und leistungsfähiges Glied dieses ungarischen Staatsganzen" und erklären deshalb, daß „der an sich vollberechtigte Staatsgedanke sowie die nothwendige Einheit und Existenz des Staates niemals zum Vorwande dienen dür-

---

Hauptes der siebenbürger Sachsen, in wohlthätiger und vielfach maßgebender Weise mitthätig war. Der übrigen zahlreichen Mitarbeiter am guten Werke sei hier nur im allgemeinen anerkennend gedacht.

Digitized by Google

fen für etwaige Eingriffe, durch welche berechtigte Lebensgebiete des sächsischen Volkes gefährdet oder geschädigt werden können. Auch darf die innerliche Theilnahme der Staatsbürger an der staatserhaltenden und culturfördernden Selbstverwaltung in Gemeinde und Municipium, in Kirche und Schule durch übermäßige Centralisation und Vielregiererei nicht ertödtet werden".

Unter Einem erhebt der „Sachsentag" seine Stimme gegen jene „der Achtung des Staates und dem Frieden der Bürger gleich abträglichen Uebergriffe der Träger der vollziehenden Gewalt und ihrer Organe, wie sie innerhalb des Königsbodens vorgekommen sind", und verlangt die Heilung der diesbezüglichen gerechten Beschwerden. Desgleichen sollen anderweitige Schädigungen an Recht und Vermögen der Sachsen wieder gut gemacht werden.

Obgleich das siebenbürgisch-sächsische Volk die Einmischung des Staates und seiner Organe in die kirchlich-confessionellen Angelegenheiten seiner Bürger entschieden ablehnt, so erkennt es dem Staate dennoch die „Verpflichtung" zu, „nicht nur selbst das religiöse Innenleben seiner Bürger und das Rechtsgebiet der von ihm anerkannten Religionsgenossenschaften zu achten, sondern auch für die gegenseitige Rechtsachtung der Religionsgenossenschaften untereinander zu sorgen". „Die von der Gesetzgebung des Jahres 1868 neuerdings verbürgten, die vollkommene Rechtsgleichheit und Autonomie der einzelnen Kirchen gewährleistenden siebenbürgischen Religionsgesetze sind als unantastbare Staatsgrundgesetze zu betrachten."

Ein nicht minder heikeliges Gebiet behandelt derjenige Punkt des Programms, der den Satz an seine Spitze stellt: „Die (ungarische) Staatssprache als solche hat ihre Berechtigung." Dieser Anerkennung folgt jedoch der selbstverständliche Vorbehalt: „Die Bestimmungen des Gesetzartikels 44 vom Jahre 1868 über die Gleichberechtigung der Nationalitäten aber und die später zu Stande gekommenen Gesetze, inwieweit sie das der Staatssprache durch den obigen Gesetzartikel eingeräumte Uebergewicht zum Nachtheile der Nationalitäten nicht vermehren, enthalten das mindeste Maß von Freiheit und Berechtigung, welches den nichtungarischen Nationalitäten dieses Landes gebührt."

Einen besonders breiten Raum im neuen Programm der siebenbürger Sachsen nimmt die Aufzählung der auf dem Gebiete der materiellen und geistigen Cultur nothwendigen Maßregeln und Reformen ein. „Das sächsische Volk wird danach jede, auf die Wohlfahrt aller Bürger des ungarischen Vaterlandes gerichtete, insbesondere jede dem wirthschaftlichen Fortschritte und die geistige und sittliche Fortentwickelung fördernde Thätigkeit und Hülfe der Gesetzgebung und Regierung dankbar begrüßen."

„Zugleich aber fühlt sich dasselbe im Interesse der Selbsterhaltung von der Pflicht durchdrungen, aus eigener Kraft im Wege der Presse, in Vereinen, in communalen, municipalen, kirchlichen und andern Körperschaften an der Verbesserung seines Loses zu arbeiten, seinem Fortschritte schädliche Gewohnheiten zu bekämpfen, seinen Wohlstand durch Hebung der Production und weise Sparsamkeit zu fördern und unhaltbar gewordene Einrichtungen auf dem Gebiete des wirthschaftlichen, gesellschaftlichen und culturellen Lebens durch zweckmäßigere Betriebsweisen und Organisationsformen zu ersetzen."

Diesen allgemeinen Sätzen folgt hierauf die eingehende Angabe über einzelne zunächst anzustrebende Reformen und

Digitized by Google

Verbesserungen in den Land- und Stadtgemeinden, sowie in Kirche und Schule.

Den langwierigen Zankapfel unter den Sachsen beseitigt dann Punkt 6 des Programms, indem er erklärt: „Den Reichstagsabgeordneten der sächsischen Wahlkreise steht es frei, im Einverständnisse mit ihren Wählern, außerhalb der Parteien des Abgeordnetenhauses zu bleiben oder einer und derselben Partei oder auch verschiedenen Parteien beizutreten, inwiefern diese auf der Basis des staatsrechtlichen Ausgleiches vom Jahre 1867 stehen.“ Dieser letztere Zusatz ist eine logische Folge jener obenwähnten Bestimmung, wonach die Sachsen an diesem staatsrechtlichen Ausgleiche vom Jahre 1867 nicht nur festhalten, sondern auch alle Anstrebungen, welche auf eine Lockerung desselben hinzielen oder diese herbeiführen könnten, ablehnen und bekämpfen wollen.

Eine andere Folgerung aus dieser Freigebung der politischen Parteistellung war die fernere Unhaltbarkeit einer besondern „sächsischen Volkspartei“; denn man konnte ja nicht einmal die Statthaftigkeit des Zugehörens der sächsischen Reichstagsabgeordneten zu verschiedenen politischen Landesparteien aussprechen und dann wieder verlangen, daß diese Abgeordneten zugleich auch der „sächsischen Volkspartei“ beitreten sollen. Aus diesem Grunde, und weil man es mit keinem „Partei-“, sondern mit einem „Volks“-Programm zu thun hatte, war es ganz unmöglich, in der zur Förderung der Aufgaben dieses Programms vom sächsischen Volkstage geschaffenen Organisation eines Parteistandpunktes überhaupt nur zu gedenken.

Das ist denn auch geschehen. Der bestellte Centralausschuß mit dem Sitze in Hermannstadt, dessen Bildung und Zusammensetzung sowie der demselben verliehene Wirkungskreis schließen jedwede parteiliche Wirksamkeit, namentlich in politischer Hinsicht, völlig aus. Das Schwergewicht der gesammten Thätigkeit dieser Organisation ist in die in jedem Wahlkreise durch die Reichstags- und Universitätswähler zu bestellenden Kreisausschüsse gelegt. Zur Erhaltung und Förderung des lebendigen Bewußtseins der Zusammengehörigkeit sowie zur Kräftigung der Volkseinheit wird endlich der von fünf zu fünf Jahren zusammentretende „Sachsentag“ vieles beitragen. Es ist damit eine ebenso volksthümliche als wirkungsvolle Einrichtung geschaffen, deren Segen man allseitig dankbar erkennen wird.

Und da sowol „die Reichstagsabgeordneten der sächsischen Wahlkreise als auch die auf dem Boden dieses neuen Programms stehenden Reichstagswähler und die von ihnen bestellten Kreisausschüsse, sowie überhaupt alle jene, welche zur Erreichung der im Vorstehenden bezeichneten oder aus der Fortbildung dieses Programms sich ergebenden Ziele im privaten wie im öffentlichen Leben berufen sind, es als ihre Pflicht betrachten, die Erreichung dieser Ziele nach Möglichkeit anzustreben und zu fördern“: so ist damit die bisherige Zerfahrenheit in der Wirksamkeit des sächsischen Volkes abgelehnt und an deren Stelle eine zielbewußte, verpflichtende Einheitlichkeit gesetzt.

Wer diese Richtpunkte für das öffentliche Leben des siebenbürgisch-sächsischen Volkes unbefangen prüft, der wird zugestehen müssen, daß diese ebenso loyal und patriotisch im Inhalte wie gemäßigt in der Form sind, daß sie dem Staate, seiner Gesetzgebung und Regierung im vollen Maße geben, was ihnen gebührt und wozu die Sachsen als getreue Söhne und Bürger Ungarns verpflichtet sind: daß diese aber zugleich mit männlichem Ernste und mit muth-

Digitized by Google

voller Offenheit unentwegt festhalten an ihren guten Rechten und Freiheiten und hierin nichts aufopfern; daß sie namentlich ihre Kirchen- und Schulautonomie ebenso wenig schmälern lassen wie etwa von ihrer deutschen Nationalität und Sprache abgehen wollen. Es ist kein Kampf-, sondern ein reichhaltiges Arbeitsprogramm, welches der jüngste siebenbürger Sachsentag seinem Volke vorgezeichnet hat.

Soll aber die Lösung der darin gesetzten Ziele und Aufgaben gelingen, so muß allerdings in erster Reihe das in sich geeinigte Sachsenvolk selbst seine volle Kraft mit Ausdauer einsetzen. Aber das allein wäre noch lange nicht ausreichend. Die numerische Schwäche des siebenbürgisch-sächsischen Volkes sowie die eigenthümlichen Zustände und Verhältnisse, unter denen es lebt, aber auch die hohe politische, culturelle und volkswirthschaftliche Bedeutung dieses Culturvölkchens an der Südostgrenze des ungarischen Staates erfordern gebieterisch die Hülfe und Unterstützung auch von seiten der übrigen Machtfactoren im Staate. Das staatstreue sächsische Volk in Siebenbürgen hat ein gutes Recht, zu erwarten, daß man ihm namentlich von jetzt an nicht mehr das bisherige, oft schmerzlich-beleidigende Mistrauen entgegenbringe; daß in der sogenannten „öffentlichen Meinung" oder in der Tagespresse Ungarns die häufig beliebte Manier unbegründeter Anklagen und Verdächtigungen der Sachsen verschwinde; daß man ihnen vielmehr mit Gerechtigkeit und Wohlwollen begegne und ihnen die Bedingungen zur gedeihlichen Fortentwickelung ihrer nationalen und culturellen Interessen innerhalb der Gesetze des Landes ungeschmälert und rückhaltslos einräume und gewährleiste; daß man mit einem Worte im Interesse des ungarischen Staates selbst dem in seiner Vereinzelung gefährdeten siebenbürgisch-sächsischen Volksstamme alles das bieten werde, was zu seinem Schutze, zur Erhaltung und zur Fortentwickelung der Cultur und Gesittung dieses Volkes als eines deutschen Volksstammes in Ungarn nothwendig und dienlich ist.

Die Sachsen haben den erforderlichen ersten Schritt zur friedlichen Verständigung mit der Regierung gethan und damit zugleich den Beweis einsichtiger Klugheit und Besonnenheit geliefert. Es ist kein Grund zur Annahme vorhanden, daß dieser bedeutsame Schritt in den maßgebenden Kreisen des ungarischen Staates die ihm gebührende Anerkennung und Würdigung nicht finden werde. Alsdann geht das siebenbürgische Sachsenvolk einer neuen Aera des gedeihlichen Aufschwunges entgegen, und dessen werden nicht nur wir selber uns herzlich und dankbar erfreuen, sondern es wird eine solche glückliche Wendung in der Lage des sächsischen Volkes, das durch mehr denn 700 Jahre unter den schwierigsten Verhältnissen sein Deutschthum ungebrochen gewahrt hat, sicherlich auch von der großen deutschen Nation mit voller Sympathie und Anerkennung begrüßt werden.

* * *

Nachwort der Redaction. Indem wir unsere wackern Stammesbrüder im südöstlichsten Alpenlande Europas zu dem wiedergewonnenen innern Frieden und zu der aus ihm sich ergebenden Stärkung ihrer socialen Machtstellung in ihrer Heimat von Herzen beglückwünschen, müssen wir uns doch gegen die etwaige Annahme verwahren, als ob wir der Anschauung des geehrten Herrn Verfassers, seine politische Haltung sei die richtige und die entgegenstehende die falsche gewesen, zustimmten. Es wäre nicht angemessen,

Digitized by Google

in einem Nachworte die Fragen der Ersprießlichkeit des Opportunismus oder des Intransigententhums eingehend zu erörtern, und um so weniger, wenn es wie hier bei dem verschiedenen Verhalten sich nicht um die Kampfmittel zur Wahrung der persönlichen Lebensanschauung, sondern um die zur Wahrung des nationalen Rechts und des nationalen Daseins einer großen Gemeinschaft handelt. Dafür wäre eine eigene Studie wohl angethan. Wir wollen die ersten sein, die Richtigkeit des vom Herrn Verfasser eingeschlagenen Wegs zuzugestehen, sobald seine Zuversicht mit Erfolg gekrönt wird, daß der innere Frieden unter den Sachsen Siebenbürgens den äußern mit der magyarischen Nation nach sich ziehen, daß die loyale Anerkennung des ungarischen Nationalstaats durch die Gesammtheit der Sachsen auf die loyale Anerkennung des an ihr durch die Gesetzgebung und Regierung verübten Rechtsbruchs und auf seine Austilgung nicht werde zu warten haben. Bis wir das erleben, begnügen wir uns, als greifbares Ergebniß des hermannstädter Sachsentages zu begrüßen: einmal die Einigung und Festigung der sächsischen Nation zu gemeinsamer nationaler Culturarbeit trotz der Verschiedenheit der politischen Standpunkte und ferner die im Programm enthaltene Rechtsbewahrung gegen die erlittene nationale und vermögensrechtliche Vergewaltigung. Und der geeinten und erneuten Thatkraft unsers tüchtigen Bruderstammes wünschen wir den reichsten Erfolg, in der Ueberzeugung, daß einzig und allein ihm, nimmer aber der Unterstützung und Fürsorge das magyarischen Nationalstaats die Erhaltung des deutschen Volksthums in den siebenbürger Alpen zu danken sein wird.

Die brüsseler Antisklaverei-Conferenz.

Von M.

Am 17. Nov. 1889 traten auf Anregung der belgischen Regierung die Vertreter der Staaten, welche an dem Congo-Congresse von 1884/85 theilgenommen, in Brüssel zu einer Conferenz zusammen, die es sich zur Aufgabe machte, durch gemeinsames Vorgehen der betheiligten Mächte auf die Ausrottung der Sklaverei hinzuwirken. Die brüsseler Conferenz wollte mit dem Werke, welches sie begann, den in der Congo-Acte enthaltenen Vereinbarungen praktische Bethätigung geben, indem sie den Unterzeichnern jenes internationalen Vertrages die gemäß Erklärung II der genannten Acte übernommene Verpflichtung in das Gedächtniß zurückrief. Diese Verpflichtung, welche allen in Afrika Souveränetätsrechte oder einen Einfluß ausübenden Staaten auferlegt ist, bezieht sich bekanntlich auf das Versprechen der Vertragsmächte, den Sklavenhandel mit allen zu Gebote stehenden Mitteln zu bekämpfen und diejenigen, die ihm obliegen, zu bestrafen.

Der Zeitpunkt, in welchem die Conferenz ihre Arbeit begann, war ganz besonders geeignet, die Erwägung nahezulegen, wie es ebensowol im Interesse der Civilisation und Humanität wie der colonialpolitischen und wirthschaftlichen Zweckmäßigkeit liegt, nicht

Digitized by Google

länger einen Zustand zu ertragen, der auf die Dauer eine beständige Bedrohung der in Afrika mühsam geschaffenen Culturwerke bedeuten würde. Die Eroberung der von Emin-Pascha lange behaupteten Aequatorialprovinz und die Festsetzung des Mahdismus in derselben hatten alle Hoffnung vernichtet, daß der schon halb und halb für europäische Culturbestrebungen gewonnene Sudan noch länger zu halten sein würde. Immer deutlicher ließ sich erkennen, wie die über ungeheuere Länderstrecken sich ausbreitende mohammedanische Bewegung zwei Zielpunkte hatte. Einmal ging sie, gestärkt und neu belebt durch die Erfolge, die der Mahdi in den obern Nillandschaften errungen, mit zäher Ausdauer auf die Rückgewinnung der östlichen Congo-Stationen aus, die den fanatisirten Scharen nach dem Abzuge Stanley's und seiner Macht sehr viel mehr ausgesetzt waren. Ferner zielte sie auf die Insurgirung und Beunruhigung der südlichern ostafrikanischen Landstriche ab. Unter den mit wachsender Kühnheit betriebenen Raub- und Beutezügen, welche von den wilden und grausamen Menschenjägern nach diesen zwei Seiten hin unternommen wurden, ward das Innere Afrikas mehr und mehr seines größten Schatzes beraubt, als den man längst die durch körperliche Leistungsfähigkeit so sehr bevorzugte heimische Rasse anzusehen gewohnt ist. Nach den Angaben und Schätzungen ortskundiger Missionare und Reisenden werden jährlich 100000 Menschenleben in jenen Ländern vernichtet, und auf jeden gefangenen Sklaven kann man fünf Menschenleben rechnen, die dabei mit zerstört werden.

Tief erschütternd sind die Zeugnisse, die von Forschern wie Cameron, Thompsen, Stanley, Wißmann u. a. vorgelegt werden, und die, da das Elfenbein in neuester Zeit noch seltener und der Sklavenhandel im Innern dadurch noch lebendiger geworden, immer düsterer ausfallen.

Die Frage, welche Mittel nach Lage der augenblicklichen Verhältnisse am zweckmäßigsten erscheinen, um der Bewegung Herr zu werden, hatte nach verschiedenen Richtungen hin Beantwortung gefunden, aber die nach mehrern Seiten hin gemachten Vorschläge scheiterten stets an der Unerreichbarkeit der über endlose Flächen und unwegsames Gelände zerstreuten, an Klima und Natur gewohnten Feinde; weder Gewaltmittel noch die Bemühungen des Cardinals Lavigerie, Abhülfe zu schaffen, haben hieran etwas zu ändern vermocht.

Welcher Weg immer zur Bekämpfung des Uebels eingeschlagen wurde, im Interesse der civilisatorischen Arbeiten und der menschenfreundlichen Bestrebungen, die in unserer Zeit unablässig den Antrieb zu zielbewußtem thatkräftigen Vorgehen gegen Barbarei und Uncultur abgeben, war die in Fluß gebrachte Anti-Sklavereibewegung ebenso als unzertrennbar von der Frage nach der Erschließung Afrikas für wirthschaftliche und productive Zwecke, wie von derjenigen nach der Eroberung dieses Erdtheils für die christliche Welt anzusehen.

Von diesem Gesichtspunkte ausgehend, wandte sich das öffentliche Interesse in regster Weise den Arbeiten der in Brüssel vereinigten Diplomaten zu und begleitete dieselben mit ihrer Sympathie.

Zur Erledigung der ihr übertragenen Arbeit setzte die Conferenz gleich nach ihrem Zusammentritte zwei Commissionen ein. Der ersten Commission fielen die auf den Sklavenhandel zu Lande, der zweiten, der maritimen Commission fielen die auf den Sklavenhandel zur See bezüglichen Verhandlungen zu.

In der ersten Commission, deren

Digitized by Google

Berathungen der Entwurf der belgischen Bevollmächtigten Lambermont und Banning zu Grunde lag, erörterte man die im ersten Kapitel des vorgelegten Programms enthaltenen Vorschläge. Diese Vorschläge bezogen sich auf die Verpflichtung der europäischen Staaten, in ihren afrikanischen Besitzungen überall feste Stationen zu errichten, um in deren Bereiche dem Menschenhandel zu steuern. Sie bezogen sich ferner auf den Plan, längs der alten Karavanenstraßen, die zugleich für den Sklavenhandel dienen, möglichst viele Schienenwege anzulegen und auf den großen centralafrikanischen Seen und Strömen Dampferlinien herzustellen. Freilich war die Lösung dieser Fragen, über die man sich verhältnißmäßig schnell verständigt hat, zunächst eine mehr theoretische als praktische, denn an den Punkten, wo es sich um wirklich eingreifende Anordnungen handelte, stieß man mehrfach auf Schwierigkeiten. So erregte zunächst der belgische Antrag, daß den an der Conferenz theilnehmenden Regierungen die Verpflichtung auferlegt werde, auf dem Wege ihrer nationalen Gesetzgebung gegen den Sklavenhandel einzuschreiten, und zwar dergestalt, daß alle Urheber des Sklavenhandels und alle Theilnehmer an demselben in gewissen Fällen, so bei Ertappung auf frischer That, mit dem Tode, sonst aber mit Zuchthaus bestraft würden, vielfach Bedenken. Frankreich, Portugal und andere Mächte erklärten sich zwar mit dem Princip des Gesetzes vollständig einverstanden, aber sie verlangten, daß die Bestimmungen desselben den örtlichen Verhältnissen ihrer Besitzungen angepaßt würden; es hieß dies mit andern Worten, daß jede Macht Sondergesetze erlassen solle, die für ihre überseeischen Colonien Geltung hätten. Eine andere Forderung des belgischen Entwurfes bezog sich auf das Verbot der Einfuhr der Feuerwaffen. Hier gaben fast alle Vertreter ausweichende Antworten, selbst England, welches sonst gern in allen humanitären Fragen die Führung nimmt, weigerte sich, auf diesen Vorschlag einzugehen*, sodaß die bezüglichen Verhandlungen zunächst noch zu keinem Ergebnisse führten.

Die Berathungen der maritimen Commission fanden auf der Grundlage der von den britischen Delegirten gestellten Anträge statt. England wünschte, daß eine weite Zone im Süden von Madagaskar, alle Gestade des Indischen Oceans umfassend, auch die Küsten des Persischen Golfes, sowie die von Arabien und des Rothen Meeres und im Norden diejenigen von Kleinasien, durch eine internationale Abmachung festgestellt werde, innerhalb welcher die Durchsuchung aller mohammedanischen Fahrzeuge gestattet sei, gleichviel unter welcher Flagge dieselben segelten. In dem englischen Vorschlage war der afrikanischen Küsten des Mittelmeeres nicht gedacht, weil man für dieselben besondere Vorschriften der internationalen Seepolizei für erforderlich erachtete. Dieser Vorschlag der englischen Bevollmächtigten stieß namentlich bei Frankreich auf lebhaften Widerstand. Die französische Regierung hielt aus mehrfachen Gründen an ihrem Standpunkte fest, daß Fahrzeuge unter französischer Flagge nicht von fremden Kriegsschiffen angehalten werden dürfen. Sie ging dabei von der Ansicht aus, daß solche Durchsuchungen leicht den Charakter von Gewaltacten annehmen und zu Conflicten führen, wobei die Engländer

* Obwol Stanley die Beschränkung des Gebrauchs der Feuerwaffen einzig auf die Europäer und deren Streitkräfte für die Grundbedingung der Rettung Afrikas vor den Sklaven- und Elfenbeinjägern erklärt.

D. Red.

Digitized by Google

wegen der größern Zahl ihrer Kriegsschiffe den andern Nationen gegenüber immer im Vortheil sein würden. Auch lag nach französischer Anschauung die Gefahr dabei nahe, daß mit einem solchen der eigenen Auslegung überlassenen Rechte allzu leicht Misbrauch getrieben werden könnte. Eine ganz eigenartige Stellung nahm die Türkei den in den beiden Commissionen berathenen Fragen gegenüber ein. Die ottomanische Regierung will nämlich die Einfuhr von Sklaven in das türkisch-afrikanische Gebiet auch ferner gestatten, weil dasselbe für die Schwarzen eine wesentliche Verbesserung der Lage in ihrer Heimat bedeute. Dagegen verspricht sie gleich allen andern Mächten die Sklavenausfuhr aus Afrika mit allen Mitteln zu hindern. Zum Schlusse dieser Erklärungen machte der Sultan noch den Vorbehalt, daß die Maßregeln, welche die Conferenz vorschlagen würde, sich nicht auf den Handel mit weißen Circassierinnen erstrecken sollen, da dieser Handel in mehrern Landschaften des Osmanischen Reichs nicht nur mit der Einwilligung, sondern sogar auf Veranlassung der Bevölkerung geschieht. Von diesen theilweise einander entgegengesetzten Anschauungen auf einen Boden zu gelangen, der ein festes Fundament und einen sichern Ausgangspunkt für den Entwurf von Vereinbarungen zur Unterdrückung des Sklavenhandels abgab, blieb eine der schwersten Aufgaben, vor welche die Conferenz gestellt war. Als eine heilsame Wirkung, welche die Conferenz äußerte, durfte es bezeichnet werden, daß durch dieselbe die Autorität eines im Dienste der Humanität vereinigten europäischen Areopags der gesammten Culturwelt und namentlich den Amerikanern, die so viel in der Sklavenfrage geleistet haben, in das Gedächtniß gerufen worden ist.

Im weitern Verlaufe der maritimen Conferenz erklärten darauf der englische und der französische Bevollmächtigte die Zustimmung ihrer Regierungen zu den englisch-französischen, von Herrn von Martens codificirten Vorschlägen. Frankreich nahm die Anwendung des Durchsuchungsrechts für die einheimischen Schiffe von unter 500 Tons nach den englischen Vorschlägen an. England stimmte dafür den französischen Anträgen hinsichtlich der Maßnahmen zu, welche den Misbrauch oder die Usurpation der Flaggen civilisirter Staaten durch die einheimischen Schiffe verhindern und unterdrücken sollten.

Nachdem in dieser wichtigen Materie ein Einverständniß hergestellt worden, kann künftighin eine arabische Dhau unter französischer Flagge vor einem englischen Kreuzer in jener Zone nicht mehr passiren. Die Sklavenhändler müßten sich dann schon größerer Schiffe bedienen, um vor der Seepolizei sicher zu sein, und diese Sicherheit mit der Unbequemlichkeit erkaufen, nicht unmittelbar an der Küste landen zu können. Für Frankreich kommt es in der Hauptsache nur darauf an, seinen Seehandel mit Indien vor den Chicanen englischer Kreuzer zu schützen, da thatsächlich das Schiffsdurchsuchungsrecht in den ostafrikanischen Gewässern von keiner andern Seemacht in gleicher Weise geübt werden kann wie von England. In einer im Februar 1890 neu gebildeten (dritten) Commission der Conferenz wurde die Bekämpfung des Negerhandels in denjenigen Ländern berathen, in die besonders die Sklaven eingeführt werden und zu denen vorzugsweise die Türkei und Persien gehören.

Bei der Verhandlung über diesen Gegenstand nahm der Vertreter der Türkei in der genannten Commission das Wort zur Bekämpfung der Hauptbestimmungen des bezüglichen Entwurfes.

Digitized by Google

Der genannte Bevollmächtigte führte bei dieser Gelegenheit Nachstehendes aus: „Die Türkei beansprucht das Recht, die häusliche Sklaverei in ihrem Gebiete, wie sie jetzt den Sitten und Gebräuchen gemäß besteht, zu erhalten. Sie gibt die Nothwendigkeit von Maßregeln gegen den Sklavenhandel zu, wie denn durch Gesetz vom 30. Dec. 1889 die Türkei aus eigenem Antriebe den Handel mit Sklaven, sowie die Ein- und Durchfuhr derselben mit allgemein anerkannten Ausnahmen untersagt. Sie will auch die im Entwurfe beantragten Maßnahmen ergreifen, um die Einfuhr und den Verkauf schwarzer Sklaven zu verhindern, besteht aber auf der Achtung ihrer erworbenen Rechte und dem hundertjährigen Brauche, will also die gegenwärtig im Osmanischen Reiche dienenden schwarzen Sklaven im Besitze ihrer Herren lassen, die sie übrigens mit größtem Wohlwollen behandelten und die für die Schwarzen wie für sich selbst jede Staatshandlung, welche diese Dienerschaft wegnähme, als unheilvoll betrachten würden. Die Einfuhr neuer Sklaven dagegen wäre durch eine Conferenzacte zu untersagen, was auch schon durch jenes Gesetz geschehen sei.“ Baron Lambermont, der Vorsitzende der Conferenz und der dritten Commission, machte hierzu einige Vorbehalte.

Die sogenannte maritime Commission sah ihre Arbeiten als beendet an und trennte sich zunächst.

Die Commission, welche über die Unterdrückung des Negerhandels auf dem Festlande Afrikas berieth, traf bei ihren weitern Arbeiten auf keine wesentlichen Hindernisse.

Neue und wichtige Vorlagen wurden der Conferenz im letzten Drittel ihrer Thätigkeit durch zwei Anträge zugeführt, welche, wenn auch strenggenommen nicht in den Bereich ihres eigentlichen Arbeitsfeldes fallend, doch sachlich mit demselben in nahem Zusammenhange standen. Es war dies die von seiten der Congo-Staatsregierung erhobene Forderung der Einführung von Werthzöllen im Gebiete dieses Staates, sowie ein aus dem Schoße der Conferenz gestellter Antrag auf Verbot der Branntweineinfuhr. Wie eine der Conferenz unterbreitete Denkschrift näher ausführte, sollten diese Einfuhrzölle mit einer 10 Proc. ad valorem der eingeführten Waaren nicht übersteigenden Abgabe normirt werden. Bei Einhaltung dieses Zollsatzes, so wurde gesagt, würde es möglich sein, den Handel von allen Belästigungen freizuhalten, zumal wenn man dabei in dem Steuererhebungsverfahren den Interessenten möglichst weitgehende Erleichterungen gewähre.

Außerdem betonte die Denkschrift, daß der Grundsatz freien Handels im übrigen aufrecht erhalten bleiben würde. Ebenso solle das Recht der freien Schifffahrt und des Transits unangetastet bleiben. Ausgeschlossen wäre die Erhebung von Differentialzöllen und die Zulassung irgendwelcher Ausnahmebegünstigungen. Wenn die Beschaffung finanzieller Hülfsmittel unumgänglich und dringend geboten sei einerseits, um Straßen und Eisenbahnen zu bauen, sowie um die Justizpflege und eine Wehrkraft zu organisiren, so wäre dies andererseits nicht minder nothwendig, um den Ausgaben gerecht zu werden, welche der neue Vertrag zur Unterdrückung des Sklavenhandels mit sich bringe.

Die Signatarmächte hätten sich dazu verpflichtet, neue Stationen zu gründen, die auf den Sklavenfang abzielenden Raub- und Jagdzüge, die das Land entvölkern, zu bekämpfen, die Karavanenwege zu überwachen und die Sklaventransporte zu verhindern. Alle diese Ziele würden aber nur zu erreichen

Digitized by Google

sein, wenn bei dem Inkrafttreten der brüsseler General-Acte vom Jahre 1890 reichliche Geldmittel zur Verfügung ständen. Dies gelte ganz besonders für diejenigen Staaten, welche, wie der Congo-Staat, der Schauplatz des Sklavenhandels und die unmittelbar genöthigt wären, den Kampf gegen die Barbarei zu führen, deren Unterdrückung sich die brüsseler Conferenz zur Aufgabe gemacht hat. Diese Mittel könne allein der Zoll gewähren, und unter den verschiedenen Zöllen müssen diejenigen als die zweckmäßigsten angesehen werden, welche in der Besteuerung der Einfuhr beständen.

In einer darauf zur Verlesung gebrachten Denkschrift wies der erste Bevollmächtigte des Congo-Staates die Dringlichkeit der Forderung näher nach, indem er, auf die gedeihliche Lage des Congo-Staates und den Aufschwung, den derselbe in neuerer Zeit genommen, eingehend, auseinandersetzte, wie dem Handel schwere Belästigungen erwachsen könnten, wenn man dem Lande nicht ausreichende finanzielle Hülfsmittel in den Einfuhrzöllen beschaffe. Die Handelsniederlassungen, die früher nur am untern Congo bestanden, hätten sich gegenwärtig bis tief in das Innere des Stromgebietes hinein ausgebreitet. Für ihre Sicherheit sei die Errichtung neuer Militärposten und neuer Handelsstationen nothwendig. Wenn es dem Congo-Staate an den erforderlichen Mitteln gebräche, werde es nicht möglich sein, den Sklavenhandel wirksam zu bekämpfen, noch sonst in einer Weise an der Lösung der Aufgaben, die sich die Conferenz gestellt habe, mitzuwirken. Die Regierung des Congo-Staates sei nun fest entschlossen, an der Unterdrückung des Sklavenhandels mitzuarbeiten; ohne die Einführung der geforderten Werthzölle wäre sie aber außer Stande, in wirksamer Weise das Werk der Conferenz zu fördern.

Nach Vorlesung dieser Erklärung nahmen die Vertreter der an der Conferenz betheiligten Mächte das Wort, um dem warmen Interesse Ausdruck zu geben, welches ihre Regierungen dem jungen Staatswesen, seiner Kräftigung und seinem fernern Gedeihen entgegenbrächten. Gleichzeitig erklärten sie, mit Ausnahme des Vertreters von Holland und desjenigen der Vereinigten Staaten von Nordamerika, sich ermächtigt, im Namen ihrer Regierungen dem Antrage ihre Zustimmung zu ertheilen. Der Delegirte Amerikas ließ indeß seinen auf rein formelle Gründe gestützten Widerspruch bald darauf fallen.

Zusammengefaßt sind die gesammten, von der Versammlung sanctionirten Beschlüsse in einer sogenannten General-Acte, welche, nach Materien geordnet, die auf Grund gemeinsamen Einverständnisses erzielten Vereinbarungen in genauer Fassung aufzählt.

Im ersten Kapitel der General-Acte sind die Mittel und Wege bezeichnet, von deren Anwendung sich die Mächte den größten Erfolg zur Unterdrückung der Sklavenjagden und des Sklavenhandels in Innern Afrikas versprechen. Das zweite Kapitel der General-Acte bezeichnet die Mittel zur Verhinderung des Sklaventransportes auf dem Landwege. Mit der Unterdrückung des Sklaventransportes auf dem Seewege beschäftigt sich das dritte Kapitel. Das vierte Kapitel enthält Maßregeln für diejenigen Signatarmächte (Türkei, Persien, Sansibar), in deren Gebietstheilen die häusliche Sklaverei sich noch erhalten hat, und welche bisher den Sklavenhändlern als Absatzgebiete dienten. Die betreffenden Mächte sind bereit, mit allen Mitteln die Ein- und Ausfuhr sowie den Transit und den Handel mit

Digitized by Google

schwarzen Sklaven im Innern des Landes zu hindern. Das fünfte Kapitel ist den Einrichtungen gewidmet, durch welche die genaue Ausführung der Conferenzbeschlüsse gesichert werden soll. Hierher gehört 1) das Internationale Auskunftsbureau in Sansibar, dessen Aufgabe darin besteht, sämmtliche auf die Unterdrückung des Sklavenhandels zur See Bezug habende Documente zu sammeln und den Kreuzerschiffen alle wünschenswerthen und nützlichen Auskünfte zu ertheilen. 2) Zweigbureaus des Bureau von Sansibar, welche an verschiedenen Küstenpunkten innerhalb der festgesetzten Zone errichtet werden können. 3) Ein besonderes Bureau in Brüssel, welches die von dem Bureau in Sansibar erhaltenen Documente klassificirt und von Zeit zu Zeit eine Uebersicht über die Gesammtentwickelung des Kampfes gegen die Sklaverei veröffentlicht. 4) Freilassungsbureaus, welche in möglichst großer Anzahl in den afrikanischen Besitzungen der verschiedenen Mächte behufs Ausstellung von Freibriefen errichtet werden sollen. Ein besonderes Kapitel, das sechste, ist den Maßregeln zur Verhinderung der Branntweineinfuhr gewidmet. Diese Maßregeln kommen jedoch nur zur Anwendung innerhalb einer Zone, welche von 20° nördlicher und von 22° südlicher Breite, sowie vom Atlantischen und Indischen Ocean begrenzt wird. In denjenigen Gebieten innerhalb dieser Zone, deren Bewohner sich bisher, sei es aus religiösen oder andern Gründen des Branntweins enthielten, wird die Einfuhr und Herstellung von Alkohol fernerhin gänzlich verboten sein. Das siebente Kapitel endlich enthält einige Schlußbestimmungen, unter andern diejenige, daß der vorliegende Vertrag innerhalb eines Zeitraumes von höchstens einem Jahre ratificirt werden muß, und daß derselbe am 60. Tage nach der Ratification in Kraft tritt.

Das in allen seinen Theilen zum Abschluß gebrachte Conferenzwerk hat im letzten Augenblick eine unliebsame Störung erfahren durch die endgültige Weigerung Hollands, die die Erhebung eines Einfuhrzolles von 10 Proc. ad valorem sämmtlicher Waaren festsetzende Anhangsdeclaration der Signatarmächte zu unterzeichnen. Dieser Widerspruch findet seine Begründung in dem Umstande, daß Holland ein bedeutendes materielles Interesse an der Aufrechthaltung des Freihandels gerade im Congogebiet hat. Es findet nämlich von den Niederlanden, namentlich von Rotterdam aus ein lebhafter Handelsverkehr nach dem Congogebiet statt, und besonders im Congostaat haben die Niederländer längst den Vorsprung vor den Belgiern gewonnen, obwol dieser Staat bekanntlich fast allein aus den Mitteln des hochherzigen Königs Leopold geschaffen wurde, der ja auch der Souverän desselben ist.

Der Weigerung Hollands wird in der europäischen Presse ziemlich allgemein eine weittragende Bedeutung beigemessen. Der Vertreter Englands ließ in der Schlußsitzung der Conferenz keinen Zweifel daran, daß die englische Regierung die Beschlüsse der Conferenz für werthlos erachtet, wenn nicht auch Holland beitritt. — Man hat Holland eine Frist von sechs Monaten zur nachträglichen Unterzeichnung der Beschlüsse der Antisklaverei-Conferenz gewährt, und England soll sich anheischig gemacht haben, die niederländische Regierung zur Unterzeichnung innerhalb dieser Frist zu bestimmen. Ob dieses Streben von Erfolg gekrönt sein wird, steht dahin. Im Interesse des großen humanitären Zweckes der Conferenz ist es lebhaft zu wünschen.

Digitized by Google

Ferdinand von Lesseps.

Eine biographische Skizze von **Karl Seefeld.**

Wenn man in Paris die Auslagkästen der Kunsthandlungen betrachtet, so wird der Blick öfters durch ein Bildniß angezogen, welches einen alten Herrn darstellt, dessen Gestalt inmitten einer Schar junger Leute beiderlei Geschlechts und verschiedenster Altersabstufungen aufragt. Zuerst meint der fremde Beschauer, das Gruppenbild des Leiters einer Erziehungsanstalt und seiner Zöglinge vor sich zu haben. Sieht er aber genauer zu, oder läßt er sich darüber belehren, so wird er inne, daß das Bild keinen geringern vorstellen soll als den Erbauer der Kanäle von Suez und Panama, den „großen Franzosen", wie ihn seine Landsleute schlechtweg nennen, kurz: Ferdinand von Lesseps, der nicht blos in der Welt der Ideen eine ungewöhnliche Fruchtbarkeit entwickelt und auf dem Bilde von der Schar seiner eigenen (13 lebenden!) Kinder umgeben erscheint.

Je mehr sich die Franzosen bei maßloser Selbstüberschätzung in einseitigem Nationalismus gefallen, je feindseliger und neidischer sie gegen fast alle andern Culturvölker auftreten und je mehr sie Sinn und Verständniß für die gemeinschaftlichen Interessen der Menschheit zu verlieren scheinen, desto wohlthuender ist es, sich einmal auch mit einem Angehörigen ihrer Nation beschäftigen zu können, der, trotzdem niemand seinen glühenden Patriotismus auch nur in Zweifel zu ziehen wagt, doch niemals von kleinlichen Gesichtspunkten ausgegangen ist, niemals mit Chauvinisten gemeinschaftliche Sache gemacht hat und durch sein erfolgreiches Wirken sich nicht nur um sein eigenes Volk, sondern um die ganze Menschheit unvergängliche Verdienste erworben hat.

Ferdinand von Lesseps entstammt einem südfranzösischen Adelsgeschlechte, dessen Mitglieder sich wiederholt in Hof- und diplomatischen Diensten ausgezeichnet haben. Unter ihnen verdient besonders Johann Baptist Bartholomäus von Lesseps, der Oheim Ferdinand's, hervorgehoben zu werden, welcher die berühmte Entdeckungsreise La Pérouse's mitgemacht hatte und als einziger unter allen Theilnehmern mit dem Leben davongekommen war. Dieser war es auch, unter dessen Leitung Ferdinand von Lesseps im Jahre 1825 die diplomatische Laufbahn zu Lissabon betrat, wo Bartholomäus das Amt eines französischen Geschäftsträgers bis zu seinem 1832 erfolgten Tode versah. Auch Ferdinand's Vater, Matthäus von Lesseps, hatte verschiedene diplomatische Stellungen in Ehren bekleidet und war nacheinander Generalcommissar zu Cadiz, dann in Aegypten und Toscana, Präsident des Jonischen Senats, Präfect und Graf unter dem Kaiserreiche, Generalconsul der Vereinigten Staaten von Nordamerika und endlich Geschäftsträger in Tunis geworden, in welchem Amte er starb.

Ferdinand von Lesseps wurde am 19. Nov. 1805 zu Versailles geboren und folgte, nach Vollendung der Studien am Collége Henri IV., dem Beispiele seiner Vorfahren, indem er, wie erwähnt, im Jahre 1825 zuerst dem lissaboner Consulat zur Dienstleistung zugetheilt wurde. Drei Jahre später kam er als Consulargehülfe nach Tunis

Digitized by Google

und von da im Jahre 1830 nach Aegypten, wo er sieben Jahre lang blieb und durch seine Wirksamkeit nicht wenig zur Vergrößerung des französischen Einflusses beitrug. Hier keimte auch zum ersten male der Gedanke der Durchführbarkeit des Suezkanals in seinem Geiste auf. „Er mußte sich", so erzählt uns Berteaut, einer seiner treuesten Freunde, „der Quarantäne unterziehen und fühlte infolge der ihm dadurch aufgezwungenen Unthätigkeit große Langeweile. Da übersendete Mimaut, der damalige französische Generalconsul zu Alexandria, seinem jugendlichen Mitarbeiter eine Anzahl von Büchern, unter welchen sich zufällig auch die Gedenkschrift Lepère's, des Chefingenieurs der ägyptischen Expedition Bonaparte's, über die Vereinigung der beiden Meere befand. Diese Arbeit machte auf den jungen Consulareleven einen sehr lebhaften Eindruck und wurde so zum Samenkorne des großen Gedankens, welcher später in seinem Geiste heranreifte." Auch Lesseps selbst bestätigt in seinen „Souvenirs de quarante ans"*, daß er durch diese Lektüre die erste Anregung zu dem großen Unternehmen seines Lebens erhielt.** Während seines Aufenthalts in Alexandria, wohin er, schon früher zum Consul in Kairo ernannt, zur interimistischen Leitung der Geschäfte des Generalconsulats berufen worden war, wüthete die Pest in solchem Grade, daß von 1834 auf 1835 nicht weniger als ein Drittheil der Bewohner der Stadt hinweggerafft wurde. Lesseps ließ das Amtsgebäude in ein Spital umwandeln und erwies sich während jener schrecklichen Tage so muthig und aufopferungsvoll, daß sein Verhalten allgemeine Bewunderung hervorrief und er durch den Orden der Ehrenlegion ausgezeichnet wurde.

Nachdem er aus Aegypten als Consul nach Malaga versetzt worden, finden wir ihn im Jahre 1842 als Generalconsul in Barcelona wieder. Diese Stadt befand sich damals im Aufstande gegen die madrider Regierung und hatte eine furchtbare Beschießung durch die Truppen Espartero's auszuhalten. Wieder gab Lesseps Beweise seiner hohen Kühnheit und Entschlossenheit, indem er, ungeachtet der Drohungen Espartero's, auf dem französischen Consulate und den französischen Schiffen sowol seinen eigenen Landsleuten als auch den Angehörigen aller andern Nationen sichere Zuflucht gewährte und überhaupt so erfolgreich vorzugehen verstand, daß das ärgste Schicksal von der stark bevölkerten Stadt abgewendet wurde. Diese Ruhmesthat trug ihm neben der allgemeinen Anerkennung auch Ordensauszeichnungen seitens der meisten europäischen Regierungen ein.

Im Revolutionsjahre 1848 wurde Lesseps von Herrn von Lamartine als bevollmächtigter Minister Frankreichs nach Madrid geschickt, aber schon im folgenden Jahre wieder zurückberufen, um in gleicher Stellung nach Bern entsendet zu werden. Doch kam es nicht zu letzterer Mission, denn inzwischen war die Expedition nach Rom beschlossen und Lesseps von dem Prinz-Präsidenten Louis Napoleon dazu ausersehen worden, die verwickelte römische Frage zu lösen und mit dem Triumvirat zu unterhandeln. Aber hier schon zeigte sich die Unaufrichtigkeit und Doppelzüngigkeit der Napoleonischen Politik, von der Europa

* Vgl. „Souvenirs de quarante ans, dédiés à mes enfants" (2 Bde., Paris, in der „Nouvelle Revue", 1887); deutsche Uebersetzung unter dem Titel: „Vierzig Jahre Erinnerungen" (2 Bde., Berlin, Allgemeiner Verein für deutsche Literatur, 1888), nach welcher wir im Folgenden ausschließlich citiren.

** Ebend., I, 157.

Digitized by Google

im weitern Verlaufe der Dinge noch so manche starke Probe bekommen sollte. Während nach den in allerdings ziemlich allgemeinen Ausdrücken abgefaßten schriftlichen Instructionen des Ministers Drouyn de l'Huys Herr von Lesseps die Unabhängigkeit des römischen Freistaates achten und schützen sollte, hatte der Commandirende der französischen Besatzungstruppen, General Oudinot, ganz entgegengesetzte Weisungen erhalten. Lesseps hielt sich an seine Instructionen und verkehrte in sehr versöhnlichem Sinne mit Mazzini und den andern Triumvirn; Oudinot aber ging gegen die römischen Machthaber auf die schroffste und feindseligste Weise vor. Infolge dieser Meinungsverschiedenheiten des diplomatischen und militärischen Vertreters Frankreichs kam es zum offenen Conflicte zwischen denselben, welcher mit der am 29. Mai 1849 erfolgten Abberufung des erstern von seinem Posten endete. Ja, noch mehr: Lesseps wurde wegen seines Verhaltens in Rom zur Verantwortung gezogen vor dem Staatsrathe und letzterer sprach mit allen Stimmen gegen eine über ihn den Tadel aus.*

Die Welt hat alle Ursache, sich und Herrn von Lesseps zu diesem Tadelsvotum zu beglückwünschen. Denn damit schließt seine diplomatische Laufbahn ab, und jetzt erst konnte er Gelegenheit und Muße finden, sich jenen großen Unternehmungen zu widmen, welche den Ruhm seines Lebens bilden sollten.

Nach seinem Austritte aus dem activen Staatsdienste zog sich Lesseps auf ein Landgut zurück, das seine Schwiegermutter Frau Delamalle in Berri besaß. Hier brachte er fünf Jahre zu, während welcher er wie ein echter Landjunker lebte und sich mit Ackerbau und Viehzucht beschäftigte. Daneben aber trieb er sehr ernste und gründliche Studien über die Handelsbeziehungen zwischen dem Occident und Orient und insbesondere über alles, was sich auf den Plan der Durchstechung der Landenge von Suez bezog.

Mitten in diesen ländlichen Beschäftigungen und Studien traf ihn im September 1854 die Nachricht von dem Tode des Vicekönigs Abbas-Pascha und der Thronbesteigung Mohammed-Said's, seines Jugendfreundes, den er reiten gelehrt hatte. Derselbe beantwortete seinen Glückwunsch sofort mit einer Einladung nach Alexandria für den Monat November. Lesseps war, wie man wol denken kann, pünktlich und wurde vom neuen Beherrscher Aegyptens mit größter Zuvorkommenheit und Rücksicht aufgenommen und behandelt. Er war auch nicht lässig, die günstigen Umstände für seine Zwecke auszubeuten. Fast beständig in der Gesellschaft des Chedive und insbesondere auch sein steter Begleiter bei einem militärischen Marsche nach Kairo, benutzte er jede Gelegenheit, um seinen hohen Gönner von dem großen Werthe und der Durchführbarkeit des Kanalbaues zu überzeugen, und überreichte ihm auch eine Denkschrift über diesen Gegenstand. Seine Bemühungen sollten nicht vergeblich bleiben; denn noch auf der Reise, und zwar am 15. Nov. 1854, gab der Chedive seine principielle Zustimmung zu Lesseps' Plan. Bezeichnend für das trotz europäischen Firnisses doch im Grunde genommen orientalisch-despotische Wesen jenes Herrschers, wovon uns die „Erinnerungen" manche recht erbauliche Probe liefern, ist es, daß Lesseps als einen der Hauptgründe, welche den Willen Mohammed-Said's

* Dieser ganze interessante Conflict ist in zum Theil dramatisch bewegter Weise in den angeführten „Erinnerungen" (I, 3—140) durch Vorlage der documentarischen Belege geschildert.

Digitized by Google

in solch glücklicher Weise beeinflußten, die Geschicklichkeit ansieht, mit welcher er (Lesseps) an dem bezeichneten Tage mehrmals vor den Augen des Vicekönigs und seiner Generale mit dem ihm von ersterm gegebenen Pferde über hohe Erdwälle hinwegsetzte.* Diese Bravourstücke machten auf den Herrscher und dessen Umgebung sichtlich großen Eindruck: einem Manne, der mit solcher Kühnheit Hindernisse nahm, konnte die angesuchte Concession nicht verweigert werden.

Aber wenn hiermit auch der erste erfolgverheißende Schritt geschehen war, wie weit war der kühne Unternehmer noch von dem ersehnten Ziele entfernt, und welcher rastlosen Arbeit, welcher großartigen Energie und durch nichts abzuschreckenden Willensstärke bedurfte es, um an dasselbe zu gelangen! Liest man die Briefe und Tagebuchblätter, in denen Lesseps in schmuckloser Weise über die Thätigkeit der folgenden Jahre berichtet, so muß man unwillkürlich die größte Bewunderung für den Genius und die Thatkraft eines Mannes empfinden, der, auf sich allein gestellt, gegen eine Welt von Schwierigkeiten und Ränken siegreich anzukämpfen wußte. Es galt, die technischen Vorarbeiten für den Kanalbau zu unternehmen; es galt, die finanziellen Grundlagen des Riesenwerkes zu schaffen; es galt endlich — und das war wol die schwerste Aufgabe unter allen — die politischen Hindernisse zu beseitigen, die sich dem Unternehmen entgegenstellten. Denn von Anbeginn an hatte es mit der entschiedensten Opposition Englands zu rechnen, und der Hauptgegner Lesseps' war kein geringerer als Lord Palmerston.

England suchte auf jede mögliche Weise zu verhindern, daß die Pforte ihre Zustimmung zu der vom Vicekönig ertheilten Concessionsurkunde gäbe. Und obwol der Großvezier Reschid-Pascha sowie die übrigen Minister persönlich dem Plane durchaus nicht abgeneigt waren, so stand doch alles in Konstantinopel in solcher Abhängigkeit vom englischen Gesandten (der deshalb auch im Publikum Sultan Stratford oder Abd-ul-Canning genannt wurde), daß sich die Pforte nicht anders als durch jahrelanges Hinausschieben der Entscheidung — ihr stets bewährtes Auskunftsmittel — zu helfen wußte. Um den Widerstand Englands, welches, um seinen politischen Bedenken mehr Nachdruck zu geben, die Durchführung des Projects überhaupt für materiell unmöglich erklärte, zu brechen, begab sich Lesseps wiederholt nach London und suchte in persönlichen Unterredungen mit Lord Palmerston die Einwendungen gegen den Kanalbau zu widerlegen. Anfangs schienen dieselben einen guten Erfolg zu versprechen. „Ich will mir nicht anmaßen", schreibt Lesseps aus London unter dem 25. Juni 1855*, „daß ich in einer ersten Unterredung, so lange dieselbe auch gedauert haben mag, einen Mann wie Lord Palmerston in seiner Ueberzeugung wankend gemacht habe, aber ich habe mit Genugthuung gesehen, daß meine Argumente unerwidert blieben, daß er trotz seiner Beredsamkeit und Geistesschärfe keinen begründeten Widerspruch erheben konnte. Er hatte sich augenscheinlich noch andere Einwendungen vorbehalten, welche bisher nicht zur Sprache gekommen waren. «Ich zögere nicht», sagte er mit einer gewissen Gutmüthigkeit, «Ihnen meine Befürchtungen auszusprechen. Ich fürchte zunächst, daß die commerziellen und maritimen Verbindungen Englands durch die Eröffnung

A. a. O., I, 16.

* A. a. O., II, 179.

Digitized by Google

des Suezkanals geschädigt werden. Derselbe eröffnet der Schiffahrt aller Länder eine Verkehrsstraße und beraubt uns auf diese Weise der Vortheile, welche wir augenblicklich vor ihnen voraushaben. Ich gestehe Ihnen auch, daß ich hinsichtlich der Zukunft unsers Verhältnisses zu Frankreich Befürchtungen habe, der Zukunft, mit der jeder Staatsmann in ihren traurigsten Eventualitäten rechnen muß. Wir hegen zwar volles Vertrauen zu den aufrichtigen und loyalen Gesinnungen des Kaisers, haben aber keine Garantien, daß nach seinem Tode nicht in den guten Beziehungen eine Aenderung eintrete.»... Als ich Herrn von Persigny an demselben Abend bei Lord Palmerston traf, konnte er sich überzeugen, daß der Premierminister von der Unterredung keinen schlechten Eindruck zurückbehalten hatte." In Wahrheit aber blieb der englische Staatsmann unbeugsam, und Lesseps ist genöthigt, über einen demselben im folgenden Jahre abgestatteten neuerlichen Besuch zu berichten: „Lord Palmerston ist heute noch derselbe wie im Jahre 1840, er ist erfüllt von Mistrauen und Vorurtheilen gegen Frankreich und gegen Aegypten. Er war zwar sehr höflich gegen mich und legte eine gewisse Offenheit an den Tag, aber er sprach sich, nachdem ich ihm den Bericht meiner Unterredung mit Lord Clarendon vorgelesen hatte, über den Suezkanal in der denkbar widersprechendsten, zusammenhanglosesten, ja, ich wage zu sagen unvernünftigsten Weise aus. Er ist der Ansicht, daß Frankreich seit langer Zeit in Aegypten eine machiavellistische Politik gegen England verfolgt habe, daß das Geld Ludwig Philipp's oder seiner Regierung die Festung von Alexandria bezahlt hat. Er sieht in dem Suezkanal die Folge dieser Politik. Andererseits besteht er auf seiner Meinung, daß die Ausführung des Kanals vom materiellen Standpunkte aus unmöglich, daß er darüber besser unterrichtet sei als alle europäischen Ingenieure, und daß ihre Meinung nicht die seinige erschüttern könnte. (sic!) ... Er hat mir endlich erklärt, daß er auch fernerhin mein offener Gegner sein werde. Ich habe mir bei seinen Worten von Zeit zu Zeit die Frage vorgelegt, ob ich einen Wahnsinnigen oder einen Staatsmann vor mir habe.... Ich habe zwar auf alle seine Einwendungen, so wie es sich geziemte, geantwortet, sah aber bald ein, daß ich es hier mit einem eingewurzelten Vorurtheil zu thun hätte und daß ich mit einer längern Unterredung nur meine Zeit verlieren würde." (Brief vom 7. April 1856.)*

Lesseps aber verlor keine Zeit; er war rastlos, unermüdlich und von einer Beweglichkeit, welche einen seiner Bewunderer, Jules Clarétie, dazu veranlaßt, ihm die Gabe der Allgegenwart zuzusprechen. Von 1854 bis 1858 legte er jährlich nicht weniger als 10000 franz. Meilen zurück, bald hier, bald dort im Interesse seines großen Unternehmens thätig.

Die mächtigste Stütze besaß Lesseps an dem Vicekönig, der das Unternehmen als seine eigenste Angelegenheit betrachtete. Saïd-Pascha ließ die technischen Vorarbeiten auf seine eigenen Kosten durchführen und war auch mit der Art der Finanzirung des Unternehmens, wie sie Lesseps im Auge hatte, völlig einverstanden. „Mein Ziel ist", so erklärt letzterer, „in allen Ländern eine möglichst große Anzahl von kleinen Actionären alle von der Gesellschaft gebotenen Vortheile genießen zu lassen."** ... Und weiter: „Sie werden begreifen, daß

* A. a. O., II, 301.
** A. a. O., II, 120.

Digitized by Google

ich, einer solchen Stütze (nämlich des Chedive) gewiß, nicht willens bin, mein Unternehmen den Geiern und Wehrwölfen der Finanz auszuliefern. Ich arbeite nicht, um ihren Beutel zu füllen; ich will ein großes Werk vollbringen, ohne Hintergedanken, ohne persönliches Geldinteresse." In diesem Sinne ging er auch vor. Nachdem die internationale Commission von Sachverständigen die Localverhältnisse an Ort und Stelle geprüft hatte, legte sie nach zweijährigen Studien ihr dem Unternehmen günstiges Gutachten vor, auf Grund dessen sich Lesseps nunmehr an die Kapitalskräfte aller Länder wendete. Er ließ Aufrufe ergehen, veranstaltete überall Versammlungen und ließ sich dabei in keiner Weise durch den ungeschwächt fortdauernden Antagonismus Englands und die schwankende Haltung der Türkei beirren. Wie groß dieser Antagonismus war, der gerade durch die von Lesseps in ganz Großbritannien veranstalteten Meetings noch verstärkt zu sein schien, geht aus der Rede hervor, in welcher Lord Palmerston in der Sitzung des Unterhauses am 7. Juli 1857 Lesseps' Project mit den schärfsten Ausdrücken bekämpfte und geradezu als ein Unternehmen bezeichnete, „welches vom commerziellen Standpunkte aus in die Klasse jener zahlreichen Schwindelprojecte gehört, die von Zeit zu Zeit der Leichtgläubigkeit einfältiger Kapitalisten eine Schlinge legen".* Diese Rede dürfte wol kaum als Ruhmesblatt in dem Wirken des edlen Lords zu verzeichnen sein.

Trotz alledem gelang es Lesseps, die zur Gründung der Actiengesellschaft nöthige Summe von 200 Mill. Frs. im Subscriptionswege aufzubringen, sodaß die Gesellschaft Ende 1858 in Paris constituirt werden konnte. Nicht unberücksichtigt darf auch gelassen werden, daß Kaiser Napoleon von Anfang an dem Unternehmen günstig gesinnt war, wenngleich er, um die Empfindlichkeiten Englands zu schonen und von der Angelegenheit soviel als möglich den politischen Charakter fernzuhalten, jede directe und offene Einflußnahme vermied. Besonders dankbar aber gedenkt Lesseps der Kaiserin, die er als den „Schutzengel" des Unternehmens bezeichnet und der er nachrühmt, „daß sie für die Vereinigung der beiden Meere das sei, was Isabella die Katholische für die Entdeckung Amerikas war".*

Am 25. April 1859 konnte endlich zu Port-Saïd der erste Spatenstich vorgenommen werden und am 15. Mai 1860 fand die erste Generalversammlung der Actionäre statt.

Noch einmal schien dem Unternehmen Gefahr zu drohen, als nämlich am 18. Jan. 1863 Mohammed-Saïd, der mächtige Begünstiger desselben, seinen Leiden erlag. „Ich bin verzweifelt", schreibt Lesseps anläßlich dieses Todesfalls in sein Tagebuch, „nicht wegen meines Unternehmens, auf dessen glückliches Gelingen ich doch trotz aller Schwierigkeiten fest vertraue, sondern weil ich von einem treuen Freunde, der mir 25 Jahre hindurch so viele Beweise von Zuneigung und Vertrauen gegeben hat, für ewig getrennt bin." Doch es zeigte sich bald, daß auch der neue Vicekönig Ismail-Pascha dem Unternehmen die besten Absichten entgegenbrachte. „Dieser Fürst wiederholt mir unaufhörlich, daß er nicht würdig wäre, Vicekönig von Aegypten zu sein, wenn er nicht mehr «Kanalist» als ich selbst wäre."**

Der Kanalbau schritt also rüstig

* A. a. O., II, 400.

* A. a. O., II, 496.
** A. a. O., II, 540.

Digitized by Google

vorwärts und war mit Ablauf der vorherbestimmten Zeit vollendet. Der 17. Nov. 1869, der Tag der feierlichen Eröffnung des Suezkanals, mag wol der schönste im Leben Lesseps' gewesen sein. Die Kaiserin Eugenie, der Kaiser von Oesterreich, die kronprinzlichen Paare von Preußen und von den Niederlanden sowie hohe Vertreter aller andern Mächte waren der Einladung des Chedive gefolgt, um an dem erhebenden Acte theilzunehmen.* Als sich die Flotte von etwa 50 stattlichen Schiffen mit diesen hohen Persönlichkeiten an Bord von Port-Saïd aus in Bewegung setzte, — allen voran die kaiserliche Jacht „L'Aigle", auf welcher sich die damals noch so schöne und mächtige Beherrscherin der Franzosen und ihr zur Seite Herr von Lesseps befanden, und als von beiden Ufern die begeisterten Zurufe der ungeheuern Zuschauermenge erschallten und Eugenie mit anmuthiger Handbewegung Lesseps als denjenigen bezeichnete, dem die Huldigungen vor allem zu gelten haben** —, da mag wol ein Gefühl berechtigten Stolzes die Brust des genialen Mannes geschwellt und er mag sich gesagt haben, daß er nicht vergeblich so viele Jahre unausgesetzter Mühe und Arbeit dem großen Werke gewidmet hatte. Wie sehr sich das letztere auch praktisch bewährt und durch seine großartigen commerziellen und finanziellen Ergebnisse die schlimmen Voraussagungen von mehr oder minder übelwollenden Schwarzsehern Lügen gestraft hat, ist allbekannt und gehört auch nicht weiter in diesen Lebensabriß. Nur beiläufig sei zur Charakterisirung des Verkehrsaufschwunges bemerkt, daß der Kanal (welcher allerdings im Laufe der Jahre vielfache Verbesserungen und Erweiterungen erfuhr) im Jahre 1870 von 486 Schiffen mit 436,609370 Tonnen Gehalt passirt wurde, welche 4,345758 Frs. 42 C. Transitgebühren entrichteten, während im Jahre 1887 bereits 3137 Schiffe mit 5903,024094 Tonnen Gehalt denselben durchfuhren und 56,995298 Frs. 28 C. an Abgaben bezahlten.*

Man hätte meinen sollen, daß Lesseps sich nunmehr, nach dem glücklichen Gelingen seines großen Werkes, auf seinen Lorbern ausruhen würde; aber sein Feuergeist ließ ihn nicht rasten, und bald wandte er sich der Durchführung eines andern, nicht minder großartigen Unternehmens zu. Die Idee, einen Verbindungskanal zwischen dem Atlantischen und dem Stillen Oceane herzustellen, war freilich keine neue, ebenso wenig als die der Durchstechung des Isthmus von Suez es gewesen war. Denn so wie, wenn wir den arabischen Geschichtschreibern Glauben schenken dürfen, schon der Pharao, der zur Zeit Abraham's regierte, den Plan gefaßt hatte, die afrikanische Landenge zu Ehren des Besuches des Patriarchen und seiner Frau Sarah zu durchstechen, um zwischen Arabien und Aegypten eine schiffbare Straße herzustellen; so wie auch, im Laufe der spätern Jahrhunderte, insbesondere Leibniz den König Ludwig XIV. auf dieses seiner Machtstellung würdige Unternehmen aufmerksam gemacht hatte und zur Zeit der Französischen Revolution das Directorium die ägyptische Expedition mit dieser Aufgabe betraute,

* Vgl. Heinrich Stephan, „Der Suezkanal und seine Eröffnung", in „Unsere Zeit", Neue Folge, VI, 1., 1 fg.

** Vgl. F. de Lesseps, „Lettres, journal et documents pour servir à l'histoire du Canal de Suez", 15. Serie, S. 338 fg. (Paris, Didier u. Comp.).

* Vgl. „Rapport de M. Ferdinand de Lesseps à l'Assemblée générale des actionnaires. 34me réunion. 15. Mai 1888".

Digitized by Google

ebenso reichen auch die Anfänge jenes andern Projects der Zeit nach sehr weit zurück. Schon bald nach der Entdeckung Amerikas, zu Beginn des 16. Jahrhunderts, dachten die spanischen Abenteurer daran, quer durch die Cordilleren einen Kanal anzulegen; aber es vergingen zwei Jahrhunderte, bis der Gedanke von kühnen Denkern und Seeleuten, wie Nelson, Childs, Lloyd, Garella u. a. wieder aufgenommen und zum Gegenstande gründlicher Forschungen gemacht wurde. Im Jahre 1842 beschäftigte sich der Prinz Ludwig Napoleon, der damals in Ham gefangen saß, mit dem Plane, den Kanal durch den Nicaraguasee ausführen zu lassen, und veröffentlichte auch eine Abhandlung über seine diesbezüglichen Studien. Er erhielt im Jahre 1846 die Vollmachten der Regierung von Nicaragua zur Gründung einer Actiengesellschaft mit dem Bedeuten, daß das große Werk, welches dem Welthandel eine neue Bahn eröffnen sollte, den Namen Canale Napoleone führen würde. Da brach die Revolution von 1848 aus, welche den Prinzen von der weitern Verfolgung des Planes ablenkte und zu ganz andern Aufgaben berief.*

Durch die glückliche Vollendung des Suezkanals erhielt der Plan der Erbauung des interoceanischen Kanals neuen Anstoß. Seit dem Jahre 1870 folgten Entwurf auf Entwurf, Forschungsreise auf Forschungsreise, die sich alle mit der Isthmusfrage beschäftigten. Der Pariser Congreß vom Jahre 1875 beschloß unter Lesseps' Vorsitze „demnächst einen speciellen Congreß oder, besser gesagt, eine internationale Jury zu berufen, die alle vorhandenen Documente vereinigen, sichten und in voller Kenntniß der Sache eine definitive Ansicht über die technische und finanzielle Möglichkeit des Werkes aussprechen sollte.* Diese für die weitere Entwickelung des Unternehmens hochwichtige Versammlung trat am 15. Mai 1879 im Hause der Geographischen Gesellschaft zu Paris zusammen. Dem Rufe Lesseps' Folge leistend, hatten nicht nur die europäischen Länder, sondern auch die Vereinigten Staaten von Nordamerika, ferner Mexico und China ihre hervorragendsten Fachmänner (Geographen, Ingenieure und Seeleute) zu derselben entsendet. Nach vierzehntägiger gründlicher Berathung und Prüfung aller vorliegenden Projecte sprach sich der internationale Congreß für die Herstellung eines Niveaukanals, ohne Schleusen und ohne Tunnel, mit der Trace vom Simongolf bis zur Panamabucht aus; die Länge desselben sollte 74 Kilometer betragen, die Kosten wurden mit 1200 Mill. Frs. veranschlagt und der Bau sollte im Jahre 1889 vollendet sein. Lesseps hatte auf dem Congresse mit seinen Anschauungen zwar einen vollständigen Sieg davongetragen, aber die feindselige Haltung der Amerikaner, welche für den billigern Nicaraguakanal eintraten und überhaupt das ganze Unternehmen Lesseps vom Standpunkte der Monroe-Doctrin bekämpften, blieb unverändert. Die Folge davon war, daß die von Lesseps am 6. und 7. Aug. 1879 eröffnete Actienzeichnung (es sollten 800000 Actien à 100 Frs. gezeichnet werden) ein ungünstiges Ergebniß hatte. Da begab sich der unermüdliche Mann Ende 1879 in Begleitung seiner Familie und mehrerer Ingenieure selbst zuerst nach Panama und von da im Februar 1880 nach den Vereinigten Staaten Nordamerikas, deren größere Städte er nacheinander besuchte, überall Vorträge hal-

* Vgl. „Erinnerungen", II, 141 fg.

* A. a. O., I, 284.

Digitized by Google

tend, durch welche er die gegen den Panamakanal bestehenden Einwendungen und Bedenken zu widerlegen und die Vortheile dieser Route zu beweisen suchte.

Der Erfolg blieb nicht aus; denn als am 7., 8. und 9. Dec. 1880 eine abermalige Actienzeichnung (auf 600000 Actien à 500 Frs.) stattfand, wurde mehr als das Doppelte des Betrags gezeichnet. Am 23. März 1881 fand die constituirende Versammlung der „Compagnie universelle du Canal interocéanique de Panama" statt. Gegen Ende 1882 begannen die Erdarbeiten. Im ganzen sind 120 Mill. Kubikmeter Erd- und Gesteinmassen auszuheben (gegen 75 Mill. Kubikmeter beim Suezkanal), wovon bis 1889 kaum der dritte Theil ausgehoben worden. Unvorhergesehene Schwierigkeiten haben sich gegen das Unternehmen aufgethürmt und die Vollendung desselben in ungewisse Ferne gerückt. Lesseps müßte nicht der bedeutende Mann sein, der er ist, um in seinen großen Unternehmungen den Optimisten und Idealisten ganz verleugnen zu können. Wer Großes schaffen will, muß von Begeisterung getragen sein und die Idee als Ganzes vor Augen haben, wobei nun allerdings die realen Verhältnisse im einzelnen nicht immer genügende Beachtung finden.

Es ist hier nicht der Ort, um diese Schwierigkeiten und Hemmnisse einer ausführlichen Erörterung zu unterziehen. Wir müssen uns darauf beschränken, hervorzuheben, daß dieselben in erster Linie finanzieller Natur sind. Besonders sind es die zur Regulirung der neben dem Kanale laufenden und infolge der großen Regenmenge sehr reißenden Ströme Chagres, Obispo und Rio Grande erforderlichen Schutzbauten, welche ungeheuere Summen verschlingen. Dazu kommt, daß die Gesellschaft sich weitere Geldmittel (im Jahre 1888 wurde ein neues Kapital von 600 Mill. gegen 10 Proc. Verzinsung erworben) infolge der von Speculanten ausgestreuten schlimmen Gerüchte und des dadurch im Publikum genährten Mistrauens gegen die ganze Geschäftsgebarung nur sehr schwer und theuer verschaffen konnte. Rechnet man dazu noch das mörderische Klima und die zum Theile ungeahnten Bodenschwierigkeiten, welche das Fortschreiten der Arbeiten verzögern, so hat man wenigstens die Haupterklärungsgründe für die misliche Lage, in welche die Panama-Gesellschaft gerathen ist.

Wie dem auch sei, ob es nun Herrn von Lesseps noch beschieden ist, auch dieses Werk zu glorreichem Ende zu führen, oder ob er die Vollendung desselben andern Händen überlassen muß, so viel ist gewiß, daß es über kurz oder lang zu Ende geführt werden wird und daß der Name Lesseps damit ebenso unzertrennlich für alle Zeiten verbunden bleiben wird wie mit der Erbauung des Suezkanals. Auf alle Fälle aber kann man nicht umhin, der Bewunderung und Hochachtung für einen Mann Ausdruck zu geben, welcher nach einem bereits so thatenreichen Leben es auf sich genommen hat, noch als Achtziger für eine neue, große Idee mit dem Feuereifer eines Jünglings einzutreten und zu kämpfen.

An äußern Ehrenzeichen hat es Lesseps nicht gefehlt: neben den schon erwähnten erhielt er auch das Großkreuz des Ehrenlegionordens. Am 21. Juli 1873 wählte ihn die Académie des sciences zu ihrem Mitgliede; in dieser Eigenschaft suchte er in wiederholten Vorträgen die Möglichkeit und Nützlichkeit der Schaffung eines Binnenmeers in Algerien sowie der Erbauung einer Eisenbahn durch Centralasien nachzuwei-

Digitized by Google

sen und zu befürworten. Ferner ist Lesseps unter anderm auch Präsident der Geographischen Gesellschaft von Frankreich.

Am meisten dürfte ihn aber wol seine Erwählung zum Mitgliede der Académie française erfreut haben, wo er auf den Sitz berufen wurde, den vor ihm Thiers und Henri Martin eingenommen hatten. Die feierliche Aufnahmesitzung fand am 23. April 1885 statt, wobei Lesseps die (sehr kurze) Gedenkrede auf seinen unmittelbaren Vorgänger Henri Martin hielt und Ernest Renan den neuen Akademiker begrüßte. Mit seiner Wahl war die Akademie nach langer Zeit wieder von ihrem Gebrauche, in erster Linie die literarischen Verdienste der Aufzunehmenden zu berücksichtigen, abgewichen. Denn Lesseps zählt — und er selbst ist sich dessen sehr wohl bewußt — nicht zu den eigentlichen literarischen Persönlichkeiten, sondern er ist vor allem ein Mann der That. Seine oben citirten „Lettres, journal et documents etc." sowie seine neuester Zeit erschienenen „Vierzig Jahre Erinnerungen", die großentheils nur eine Wiedergabe des erstern Werkes sind, haben zwar, soweit sie die Geschichte des Suezkanals und Lesseps' Mission in Rom betreffen, sicherlich bedeutenden historischen Werth, — literarisch stehen sie aber ohne Zweifel auf keiner hohen Stufe. Dies gilt besonders von den „Erinnerungen", welche ein Gemenge von zum Theile recht unbedeutenden und herzlich schlecht geschriebenen Aufsätzen enthalten. Mit Lesseps' Wahl ist die Akademie wieder zu den Traditionen früherer Jahrhunderte zurückgekehrt, wo sie ebenfalls Männer der That in ihren Schoß berief. Diesem Gedanken gab auch Renan in seiner Begrüßungsansprache beredten Ausdruck: „Die Leute, welche Ihre Wahl im ersten Augenblick überrascht hat, kennen nur in sehr ungenügender Weise den Geist, der unsere Gesellschaft beherrscht. Sie haben sich eine der schwierigsten Aufgaben gestellt und das bei uns seit langer Zeit verlassene Gebiet der großen Action wieder betreten; Sie sind einer von den wenigen gewesen, die, der alten französischen Sitte treu bleibend, ihr Leben mit glänzenden, ruhmreichen und aller Welt nützlichen Thaten ausgefüllt haben. . . . Der Marschall von Belle-Isle, der Marschall von Richelieu und der Marschall von Beauveau hatten sich ebenso wenig wie Sie durch schriftstellerische Leistungen hervorgethan, sie hatten Schlachten gewonnen. In Ermangelung solcher Persönlichkeiten, die heute selten geworden sind, haben wir den gewählt, der es mehr als irgendjemand verstanden hat, aller Schwierigkeiten Herr zu werden, den kühnen Spieler, der nie seine Wette bei der Verfolgung des Möglichen verloren hat, den Virtuosen, der mit vollendetem Takt die verloren gegangene große Kunst, zu leben, zu üben gewußt."*

„Die große Kunst, zu leben" — er hat sie, nebenbei bemerkt, auch stets nach der privaten Sphäre hin zu üben verstanden. Beweis dessen die angenehmen äußern Verhältnisse, die ihn stets umgeben haben, und besonders das glückliche Familienleben, dessen er sich bei einer schier eisernen Körperbeschaffenheit und Gesundheit bis in das höchste Alter erfreut. Sein Kindersegen, dessen bereits eingangs dieser Skizze Erwähnung geschah, grenzt an das Märchenhafte. Aus erster Ehe stammen zwei Söhne, Karl und Victor von Lesseps, in denen der Vater zwei tüchtige und hingebungsvolle Mitarbeiter an seinen großen Unternehmungen besitzt. Als Sechziger ging Herr von Lesseps eine zweite Ehe mit einer jungen Creolin englischer Abkunft

* A. a. O., I, 343 fg.

Digitized by Google

(Hélène Autard de Bragard) ein, welche ihn nacheinander mit nicht weniger als elf lebenden Kindern beschenkte!

Lesseps ist Zeit seines Lebens der Politik ferngestanden, außer insoweit ihn der diplomatische Beruf oder das Interesse seiner Unternehmungen nothwendigerweise mit ihr in Berührung brachte. Er hat sich niemals am Parteigetriebe betheiligt und ist überhaupt alles eher als eine politische Persönlichkeit. Mit Recht durfte er daher von sich sagen: „Mein ganzes Leben ist dem Dienste meines Vaterlandes gewidmet gewesen, ohne daß ich mich je um innere Politik gekümmert hatte.“* Diese Abneigung gegen Politik erklärt es auch, daß Lesseps niemals eine parlamentarische Rolle gespielt hat. Er trat zwar einmal, in den sechziger Jahren, zu Marseille als officieller Candidat des Kaiserreichs für die Deputirtenkammer auf; dies geschah aber nur, um Herrn von Morny, der ihm nicht günstig gesinnt und ein Gegner des Suezkanalbaues war, für sich zu gewinnen, beziehungsweise unschädlich zu machen. Lesseps unterlag im Wahlkampfe; allerdings hieß sein Gegencandidat — Gambetta.

Gerade diese Seite seines Wesens, das gänzliche Fehlen des politischen Moments, ist es, die Lesseps auch für das Ausland zu einer so sympathischen Gestalt macht, deren großartige und nützliche Thätigkeit auf die gerechte und vorurtheilslose Würdigung der Gebildeten des ganzen Erdkreises Anspruch erheben darf. Dies gilt insbesondere auch von uns Deutschen. Denn obwol Lesseps für die Größe und den Ruhm seines Vaterlandes, wozu ja gerade er durch sein Wirken den glänzendsten Beitrag geliefert hat, sicherlich nicht weniger warm als irgendeiner seiner Mitbürger empfindet, so hat er doch, sein ganzes Leben hindurch, einen zu erhabenen, auf wahrhaft große und nützliche Aufgaben gerichteten Standpunkt eingenommen, um sich jemals jenen gewissenlosen Schreiern und Hetzern unter seinen Landsleuten beizugesellen, die, weil sie selbst etwas Positives zu schaffen unfähig sind, sich dadurch eine wohlfeile Volksthümlichkeit zu erringen oder zu erhalten bestrebt sind, daß sie die bösen Instincte der Volksseele unablässig aufstacheln, und durch Vorgaukeln von Trugbildern, sowie durch Lüge und Verleumdung die Beziehungen zweier hochentwickelter, schon durch ihre geographische Lage auf ein friedliches Beisammenleben angewiesener Culturvölker zu vergiften suchen. Lesseps durfte es daher auch wagen, im März 1887 einen Besuch am Deutschen Kaiserhofe abzustatten, wo er sich der auszeichnendsten Aufnahme und Behandlung zu erfreuen hatte. Freilich hatte er sich trotz alledem dadurch die Angriffe der gekennzeichneten pariser Hetzer zugezogen; aber Lesseps blieb die Antwort nicht schuldig und hat ihnen so gründlich heimgeleuchtet, daß die Angriffe mit einem male und für immer verstummten.

Wer das Königsschloß in Versailles besucht, liest über den Eingangspforten die stolze Aufschrift: „A toutes les gloires de la France!“ Tritt er aber in das Innere der Bildergalerie ein und ist er die endlose Reihe der Säle durchgewandert, was hat er gesehen? Nichts als Schlachtengemälde, nichts als Bilder von siegreichen Feldherren und Königen, nichts als Darstellungen von blutigen Kämpfen, von wildem Gemetzel, von Verwüstung, Zerstörung, Tod und Verderben. Sind denn dies wirklich „alle Ruhmesthaten Frankreichs“? Gibt es für dieses Land wirklich keinen andern, keinen höhern Ruhm als denjenigen,

* A. a. O., II, 501 fg.

Digitized by Google

den der Pinsel eines Horace Vernet, Delacroix u. a. mit so erschreckender Naturwahrheit auf die Leinwand gezaubert hat? Uns dünkt, Ferdinand von Lesseps' unblutiges Wirken habe seinem Lande echtern und vor allem dauerndern Ruhm und Nutzen eingetragen als alle Napoleonischen Feldzüge zusammengenommen; außerdem aber kommt es der gesammten Menschheit zugute.

Denkwürdiges.

Fortschritte in der Physik.

Der Eiffelthurm in Paris ist vielfach zu meteorologischen Beobachtungen verwendet worden. Wiederum liegen interessante Temperaturmessungen von Alfred Angot vor. Der Thurm liegt 336 Meter über dem Meeresspiegel; die Vergleichsdaten wurden in der berühmten Beobachtungsstation Parc Saint-Maur gewonnen, welche die Höhe von 50 Meter hat. Die betreffenden Temperaturunterschiede „Saint-Maur und Thurm" wollen wir für das Minimum, Maximum und Mittel geben:

	Mittel	Minima	Maxima
Juli . .	+ 2,25°	+ 0,02°	+ 4,47°
August .	+ 1,51°	— 0,96°	+ 3,97°
September	+ 0,68°	— 1,92°	+ 3,27°
October .	+ 1,18°	— 0,67°	+ 3,03°
November	— 0,11°	— 2,01°	+ 1,78°

Auch wurde festgestellt, daß zu Zeiten, wo sich das Wetter ändert, diese Aenderung auf der Höhe des Thurmes schon mehrere Stunden, ja zuweilen sogar mehrere Tage vorher eintritt als am Boden.

Es ist eine lange bekannte Erscheinung, daß die Geschwindigkeit des Schalles mit sinkender Temperatur abnimmt. Kürzlich sind nun neue Daten veröffentlicht worden, welche während der Polarexpedition nach der Lady Franklin-Bai erhalten wurden. Aus diesen ergibt sich im allgemeinen, daß eine Abnahme der Schallgeschwindigkeit von 0,603 Meter, auf eine Temperaturverminderung von 1° der hunderttheiligen Scala, zu bemerken ist. Dieser Satz wurde aus 544 Beobachtungen hergeleitet, die bei Temperaturen zwischen 8 und 48° C. unter Null gewonnen sind.

Professor Leonhard Weber, welcher im Auftrage des elektrotechnischen Vereins in Berlin ausgedehnte luftelektrische Versuche zu Breslau angestellt hat, theilt jetzt die Vorstellungen mit, zu denen er über die Entstehung der Luftelektricität gelangt ist. Wir geben im Folgenden seine Sätze nach der Originalabhandlung:

1) Von der Sonne aus erfolgt auf der Tagseite der Erde eine dauernde Einstrahlung negativer Elektricität.

2) Die gleiche Menge negativer Elektricität wird von der Erde nach allen Richtungen in den Weltraum ausgestrahlt.

3) Die an diesen Strahlungsvorgängen meist betheiligten Punkte der Erde sind die obersten und untersten Ausläufer der Wolken, die in der Atmosphäre schwebenden Körperchen, wie Eisnadeln, Wassertropfen und Staubtheilchen, und die hervorragendsten Punkte der festen Erde.

4) Das in verhältnißmäßig niedriger Schicht unmittelbar über der Erdoberfläche, insbesondere den Ländermassen lagernde Staub- und Rauchmeer wird negativ geladen, theils durch directe Einstrahlung von der Sonne, theils durch das Hineinstreifen über die hervorragenden, mit dichterer Elektricität bedeckten Punkte und Spitzen der Erdoberfläche.

5) Indem die Verdichtung des Wasserdampfes, insbesondere diejenige des aufsteigenden Luftstromes, an den negativen Staubtheilchen stattfindet, erhalten die entstehenden Wolken eine negative Ladung.

6) Durch Influenzwirkung seitens

Digitized by Google

der negativ geladenen Erde wird in jedem in der Luft schwebenden Wassertropfen oder Eiskrystall eine untere positive und eine obere negative Schicht hervorgerufen, deren Dichtigkeit bei den kugelförmigen Wassertropfen höchstens derjenigen der glatten Erdoberfläche gleichkommt, bei den Eiskrystallen dieselbe jedoch übertreffen kann.

7) Innerhalb einer Wolke findet ein langsamer Ausgleich der durch Influenz getrennten Elektricitätsmengen der einzelnen Tropfen statt, sodaß, abgesehen von der Schnelligkeit des Vorganges, die Wolke als Ganzes betrachtet einem Conductor verglichen werden kann. Die untere Seite der Wolke wird hierdurch positiv geladene Tropfen, die obere negativ geladene enthalten.

Seit dem Jahre 1860 wurden auf der münchener Sternwarte Bestimmungen der Bodentemperatur in verschiedenen Tiefen angestellt, welche K. Singer neuerlich mit den Witterungsverhältnissen und ihren Schwankungen verglich. Hieraus hat sich die wichtige Thatsache ergeben, daß für die Schwankungen der Bodentemperatur nicht nur die Abweichungen der Lufttemperatur, wie man bisher annahm, sondern auch die Niederschlagsverhältnisse maßgebend sind.

Franz Bendt.

Todtenschau.

Carnarvon (Henry Howard Molyneux Herbert, Lord), ehemaliger englischer Colonialminister, 1885/86 Vicekönig von Irland (geb. 1832), starb 28. Juni d. J. in London.

Ebert (Adolf), Professor der romanischen Sprachen an der Universität Leipzig (geb. 1820), starb 1. Juli d. J. daselbst.

Erbstein (Heinrich Albert), bedeutender Münzkenner, Director des Historischen Museums zu Dresden (geb. 1839), starb daselbst 25. Juni d. J.

Grad (Charles), volkswirthschaftlicher Schriftsteller, elsässischer Reichstagsabgeordneter und Mitglied des Landesausschusses von Elsaß-Lothringen (geb. 1842), starb in der Nacht zum 3. Juli d. J. in Logelbach.

Keil (Christian), Bildhauer (geb. 1826), starb 20. Juni d. J. zu München.

Keller (Gottfried), der große schweizer Erzähler (geb. 1819), starb 15. Juli d. J. zu Zürich.

Koller (Alexander Freiherr von), österreichischer Feldzeugmeister, ehemals Statthalter von Böhmen und Kriegsminister (geb. 1814), starb 29. Mai d. J. in Baden bei Wien.

Leitner (Karl Gottfried Leopold, Ritter von), österreichischer Lyriker (geb. 1800), starb 20. Juni d. J. in Graz.

Löwe (Feodor Franz Ludwig), Schauspieler und Regisseur am Hoftheater zu Stuttgart (geb. 1816), starb 21. Juni d. J. daselbst.

Pejacsewicz von Verócze (Nikolaus, Graf), Landescommandirender von Pest (geb. 1833), starb 6. Juli d. J. in Gastein.

Schreiber (Friedrich von), Erzbischof von Bamberg (geb. 1819), starb 23. Mai daselbst.

Stoll (H. W.), Verfasser der „Sagen des classischen Alterthums" und mythologischer Jugendbücher (geb. 1819), starb 19. Juni d. J. zu Weilburg a. d. Lahn.

Stöpel (Franz), socialpolitischer Schriftsteller (geb. 1833), starb 25. Mai d. J. in Berlin.

Wassiltschikow (Alexander), bedeutender Kunstschriftsteller, ehemals Director der kaiserlichen Eremitage zu St. Petersburg (geb. 1832), starb 23. Mai d. J. daselbst.

Wiener (Wilhelm, Ritter von), Chefredacteur der „Presse" (geb. 1828), starb 18. Juni d. J. in Wien.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Friedrich Bienemann in Leipzig.
Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Prinzessin Schneeflocke.

Eine berliner Erzählung von **O. von Oberkamp.**

(Schluß.)

Die Uhr schlägt zehn in dem großen Prunkgemache. Jetzt muß er kommen zur „ersten Lection", die er der Aristokratin ertheilt, der Plebejer. Und er kommt.

„Ich möchte in erster Reihe bitten, mir Ihre Zeichnungen vorzulegen, gnädiges Fräulein", sagt er, indem er Hut und Stock in die Ecke stellt.

Und nun eilt Clara von Mehrheim, das Gewünschte herbeizuschaffen, und wie sie die zahlreichen Mappen vor Fritz Lebrecht ihres Inhalts entleert, zieht sie die Stirn kraus, als wolle sie mit und durch dieses Stirnrunzeln ihrer im Lehnstuhle hingegossenen Schwester sagen: „Ich fürchte, er wird strenges Gericht halten."

Und er hält strenges Gericht: „Es ist merkwürdig, mein gnädiges Fräulein", sagt der Gefürchtete, sich, nachdem er die Zeichnungen durchblättert, zu Helene von Mehrheim wendend, „daß Sie keine feste, gerade, ehrliche Linie zu zeichnen vermögen, gerade als ob Ihnen selbst der richtige Grundstrich, der innere, harmonische Zuschnitt fehle."

Bei der ersten Rüge sitzt Helene still, bei der zweiten Rüge aber, die in den letzten Worten liegt, fährt sie auf; jedoch nur einen Augenblick, dann sinkt sie in ihre alte Apathie zurück: ist's nicht im Grunde gleich, was der Mann da vor ihr sagt? Ein Warteck-Milten vermöchte sie zu beleidigen, ein armer Maler, der von dem Ertrage seiner Stunden lebt, vermag es nicht. Sie findet es nicht einmal der Mühe werth, den Fehdehandschuh aufzuheben, den er ihr hinwirft, der Proletarier, sie verzeiht es seinem Mangel an Lebensart, wenn er derb und ausfallend wird in Worten. Aber die eisige Gleichgültigkeit, die sie seinen Verweisen entgegenbringt, verläßt sie, sobald er thätlich wird. Ihre Nerven sind zu reizbar, um ein Zunahekommen von seiner Seite zu vertragen. Als seine verbessern wollende Rechte zum ersten male die ihrige berührte, zog es wie dunkle Zornesglut über ihr Angesicht, und in der darauffolgenden Stunde erschien sie in Halbhandschuhen.

Fritz Lebrecht aber blickte auf diese Halbhandschuhe nieder und lächelte.

„Ich denke, mein gnädigstes Fräulein, Sie haben es nun zur Genüge erfahren, daß es unmöglich ist, mit eingeengter Hand zu zeichnen", sagt er nach Ablauf der Stunde; „da es indessen Ihr Zartgefühl zu verletzen scheint, wenn die derben Finger des Proletariers Ihre aristokratische Rechte berühren, so ge-

Digitized by Google

statten Sie wenigstens, daß wir die Rollen wechseln und daß ich künftighin in Handschuhen erscheine, um meine Verbesserungen in Handschuhen zu vollziehen."

Dieser gesunde Verweis hat zur Folge, daß Fräulein Clara, die abwechselnd mit Tante von Barnheim während der Zeichenstunde zugegen ist, in ein halb unterdrücktes Lachen ausbricht.

Indessen Herr Fritz Lebrecht erscheint das nächste mal umsonst in tadellosen neuen Handschuhen.

„Die gnädige Baroneß befinden sich heute im Salon; Fürst Warteck-Milten sind soeben vorgefahren, und Sie werden sich etwas gedulden und warten müssen, Herr Lebrecht", empfängt das Kammermädchen den jungen Maler sofort unter der Thür.

Und Herr Lebrecht geduldet sich in der That auch etwas, das heißt er zieht die Uhr und wartet; er wartet eine Viertel-, er wartet eine halbe, er wartet dreiviertel Stunden, bis sich eine kleine, rosige Hand auf seine Schulter legt, die niemand anders angehört als Fräulein Clara.

„Was thun Sie denn hier, Herr Lebrecht?" fragt die letztere lachend.

„Warten!" Es fließt so bitter, so wild, in solch drastisch verhaltenem Zorne von seinen Lippen, daß sein zierliches Gegenüber von neuem in ein leises, lustiges Kichern ausbricht.

„Warten, auf meine schöne, stolze Schwester? O, um Gottes willen, mein Herr Lebrecht. Nach einer Unterredung mit diesem Fürsten Warteck-Milten, der mir und Tante freilich ein ganz unausstehlicher Mensch ist, schwingt sich Helene jedesmal auf den hohen Kothurn. Was wollen Sie, sechzehn Ahnen und sechzehn Orden, man hat meine liebe Schwester «en princesse» erzogen, und sie findet nun einmal an prinzlichen Titeln, prinzlichen Mitteln und prinzlichem Nimbus ein eitles Wohlgefallen."

„Warum auch nicht, ein Fürstendiadem würde das passendste Relief sein für die königliche Stirn Ihrer königlichen Schwester", erwidert der Maler in verdrossen finsterer Ueberzeugung.

„So, meinen Sie? Und für die meinige?"

„Für die Ihrige?" Er muß plötzlich lächelnd zu ihr aufsehen. „Ein Häubchen, mein gnädiges Fräulein, ein weißes, spitzenbesetztes Häubchen!"

„Wirklich? O das ist schön, daß Sie das sagen", murmelt sie, im Herumtrippeln vor einem Spiegel stehen bleibend. „Sehen Sie", fährt sie etwas verschämt fort, „ich bin nicht eitel, gewiß nicht, aber vor ungefähr acht Tagen kam mir hier vor diesem Spiegel die Idee, daß ich am Ende doch nicht so übel wäre, um mich von einem Maler porträtiren zu lassen, und das Beste an der Sache ist, daß ich diesen Maler bereits gefunden habe."

„Sie?"

„Ich!"

„Sie erlauben mir eine Frage, mein gnädiges Fräulein, heißt dieser Maler vielleicht Fritz Lebrecht?"

„Daß mich Gott bewahre, Fritz Lebrecht findet keinen Gefallen daran, bescheidene Gänse- und Butterblümchen zu malen; ein anderer dagegen" — sie hat sich lachend in einen Lehnsessel geworfen, und die drastische Redeweise des Herrn Emil von Treweiß nachahmend, sagt sie mit unbeschreiblich reizendem Mienenspiele:

„Zweibeinige Katze . . . vornehm . . . Angoraraſſe . . . reizendes Geschöpfchen . . . möchte sie gleich porträtiren."

„Um Gottes willen, mein gnädiges Fräulein", ruft Lebrecht in komischer Bestürzung, „Sie haben also damals gehört?"

Digitized by Google

„Ja doch, ja doch", jubelt sie aufspringend, „ich habe gehört, habe alles gehört, was bei nur angelehnter Thür und einigermaßen offenen Ohren auch nicht zu verwundern war. Und da ich's nun einmal gehört habe, so sagen Sie Herrn von Treweiß, daß ... daß ... die Sitzungen hier unter Aufsicht meiner sehr gestrengen Tante in diesem unserm artistischen Salon stattfinden werden und daß ..."

Es hat den Anschein, als wolle sie noch etwas hinzusetzen; jedoch ihre kleinen Füße eilen plötzlich in jäher Flucht nach dem angrenzenden Gemache, und nur durch die Spalte der hohen Flügelthür streckt sich verstohlen beobachtend ihr krausgelocktes Köpfchen noch einmal herein. Und dies krausgelockte Köpfchen nickt fast etwas schadenfroh befriedigt, als der junge Maler, statt länger den geduldigen Warter zu spielen, nach Hut und Stock greift, um sich zum Rück- und Heimgange anzuschicken.

„Wo ist Herr Lebrecht; ich habe ihn doch durch das Kammermädchen bitten lassen, zu warten?" fragt Fräulein Helene von Mehrheim nach einer Viertelstunde sehr ungnädig die Schwester.

„Wo er ist? Ei nun, ich denke zu Hause, liebe Helene", erwidert Clara anscheinend harmlos. „Er saß eine geschlagene Stunde, mit der Uhr in der Hand, auf demselben Flecke, aber seine Mienen sagten mir, daß diese seine erste Wartestunde auch seine letzte gewesen. Der junge Herr — schien mir eben kein Ritter Toggenburg zu sein, der in Ausdauer und Geduld zu warten vermochte: bis die Liebliche sich zeigte."

* * *

„Calamität, Fatalität und kein Ende!" grollt Treweiß, der in der Bodenkammer seines Freundes in tiefsinnigen Gedanken und eingehender Kritik vor einem Ueberzieher steht, der daselbst trübselig am Thürnagel hängt.

„Uf! Verteufelte Geschichte! Ich mag den Rock da drehen und wenden wie ich will, es ist und bleibt eine Thatsache — der Rock hat die Motten! Aber nicht genug, daß er die Motten hat, nein, eben weil er die Motten hat und weil die Motten ihn haben, näht mir (grandiose Idee!) meine besorgte Hauswirthin sechs Düten voll Kampher in die Rockschöße, zwischen Futter und Oberzeug ein! Daß die alte Hexe der Teufel hole! Mein Ich, von diesem kampherdurchdufteten Gewand umhüllt, ist in schlechten Geruch gekommen. Und die tragischen Folgen dieser verwünschten Kamphercur? Tod und Hölle, wenn ich an sie zurückdenke! Fräulein Clara hat während der ganzen Sitzung genießt, genießt und immer wieder genießt, und so bleibt mir denn nichts übrig, als den Rock mit seinem polizeiwidrigen Apothekengeruch hier am Nagel hängen zu lassen, um so wie ich stehe und gehe zu Mehrheims zu laufen."

„Du stehst und gehst aber heute ausnahmsweise in einem ganz anständigen Flaus", lächelt Lebrecht auf diese lange Rede seines Freundes hin, „und fast will es mir scheinen, als wolltest du Fräulein Clara gefallen."

„Larifari!" entgegnete Treweiß, indem er plötzlich sehr eilfertig nach der Thür rennt; aber auf der Schwelle der letztern bleibt er stehen, sieht sich noch einmal nach Lebrecht um und sagt: „Heillose Gedächtnißschwäche: da hätte ich schier vergessen dir mitzutheilen, daß die Damen von Mehrheim heute Nachmittag Ansprüche auf deine Person erheben. Man scheint höhern Orts untersuchen zu wollen, was du als Künstler werth bist, und ersucht dich höflichst, deine Zeichnungen und Skizzen mitbringen zu wollen."

Digitized by Google

„Es ist gut", fährt Lebrecht auf, indem er, dem davongehenden Freunde nachblickend, zornig die Hand auf den Tisch schlägt: „Wenn sie meine Zeichnungen und Skizzen begehren zum Behufe meiner Werthschätzung, so sollen sie denn endlich einmal erfahren und wissen, daß aus dem Straßenjungen von ehemals, der zur Weihnachtszeit mit Hampelmännern hausiren ging — der Fritz Lebrecht von heute geworden ist!"

Der Maler sprach's und suchte seine Skizzen zusammen.

Er geht, die Mappe unter dem Arme, ein Lächeln auf den Lippen, er geht mit energischen, festen Schritten, wie einer geht, der es gewohnt ist, sich Bahn zu brechen über alle Hindernisse hinweg.

„Hat Ihnen Herr von Treweiß unsere Bitte ausgerichtet, haben Sie die Bilder mitgebracht?" fragt Fräulein Clara bereits unter der Hausthür den jungen Mann, indem sie ihn in den Salon drängt.

„Ich habe sie mitgebracht."

„Viele?"

„Viele!"

„Ach das ist schön! Schwester Helene mag einstweilen einen Blick in Ihre Schätze thun, ich aber werde Tante von Barnheim von Ihrem Hiersein benachrichtigen."

Das kleine Fräulein hat sich zur Flucht gewandt. Im Gemache herrscht ein bestrickender Duft, jener Duft, der von einem schönen Weibe auszugehen pflegt. Und dies schöne Weib sitzt vor dem geschnitzten Eichenholztische, lässig in den Lehnstuhl zurückgeneigt, und die schlanken, blutlosen Finger beginnen zerstreut und mechanisch in den der Mappe entnommenen Skizzen des jungen Malers zu blättern.

Zerstreut? Mechanisch? Nein, nicht immer, denn jetzt zittern die weißen Hände kaum merklich, und in das kühle Antlitz, auf die halb geöffneten Lippen scheint sich eine Frage drängen zu wollen.

Wer ist das Kind mit dem blütenweißen Gesichtchen, mit den nachtdunkeln Augen und den goldblonden Locken, dem sie wieder und wieder in seinen Studien begegnet, in tiefem Schnee von weißen Flocken umtanzt, in flimmerndem Mondesglanze, im dämmerumflossenen Walde, im gaukelnden Elfenreigen begegnet?

Helene von Mehrheim hebt das Haupt und blickt zu dem Maler empor, der vor ihr steht; und dann regen sich ihre Lippen, wie zwei purpurne Rosenblätter sich regen im Winde, und leise tönt es von diesen Lippen:

„Wer ist das Kind hier, das immer wiederkehrt in Ihren Skizzen?"

Er aber, der Gefragte, zieht die Brauen zusammen und entgegnet finster und trotzig: „Das Kind sind Sie selbst."

Tiefe Stille. In Helene von Mehrheim's Antlitz tritt eine sichtbare Bewegung. Ein Glück, daß jetzt Clara ins Gemach fliegt und hinter den Stuhl der Schwester eilt.

„Wie langweilig und wie gelangweilt du dasitzest; interessiren dich Herrn Lebrecht's Bilder denn gar nicht?" ruft das kleine Fräulein, und mit dem Ungestüme, das ihr eigen, beginnt sie nun die Mappe zu durchblättern: „Halt, was ist das hier: «Das Märchen meiner Kindheit»? Sieh, der Titel gefällt mir, das klingt fast, als ob es wahr wäre." Und jetzt neigt sich Fräulein Clara, das Haupt eng an das der Schwester geschmiegt, über eine größere, wunderbar fein ausgeführte Zeichnung. Die Zeichnung aber stellt einen Weihnachtsabend vor; draußen auf den Dächern der Häuser der Schnee, drinnen Wärme, Leben und Lichterglanz, und von dem Lichterglanze umflossen fünf Gestalten — ein frohes Aelternpaar, das mit strahlenden Augen

Digitized by Google

auf zwei elfenhafte Mädchengestalten blickt, und im Hintergrunde ein Knabe in Lumpen, der mit jenem Blicke der Heimatlosen hineinstarrt in die ihm ungewohnte, funkelnde, fremde Lichterpracht.

„Das ist unsere liebe, todte Mutter!" Clara von Mehrheim hat es aufgeschrien und ist in die Knie gebrochen.

Einen Augenblick wird es todtenstill im Gemache, man hört nichts als das leise Weinen Clara's, manchmal nur unterbrochen von den hervorgeschluchzten Worten: „Vater!" „Mutter!" Dann aber von der Zeichnung empor hebt Clara das Haupt, und zu dem jungen Manne aufblickend stammelt sie: „Und Sie? Wer sind Sie, daß Sie die Zeichnung hier «Das Märchen meiner Kindheit» nennen?"

Und da lächelt der Gefragte wehmüthig und entgegnet: „Ich bin der zerlumpte Knabe im Hintergrunde dieser Zeichnung, gnädiges Fräulein; der zerlumpte Knabe, der an einem Weihnachtsabende vor zwölf Jahren einmal mit Ihnen unter demselben Weihnachtsbaume gestanden; der Abend ist längst hinabgesunken, aber noch immer wie ein leuchtendes Märchen grüßt er mich aus den Tagen meiner Kindheit herauf, mit seiner schuldlosen Freude und seinem strahlenden Lichterglanze." Der junge Mann hat es bewegt gesagt, und Clara ist aufgesprungen, und die großen Hände des jungen Mannes ergreifend, ruft sie ebenso bewegt:

„Sie ... also Sie sind der fremde, namenlose Knabe, den ich so oft in meinen Träumen gesucht. O für diese Kunde möchte ich Sie gleich umhalsen und herzen und küss ..."

„Clara!" unterbricht jetzt die strenge, kalte Stimme Helene von Mehrheim's diesen allzu offenherzigen Erguß der Schwester.

Und Clara verstummt auch plötzlich, über und über erglühend, und rennt auf leichten Füßchen zur Thür hinaus.

„O Tante ... Tante, denke dir nur, höre nur, liebe Tante! ..."

Der jubelnde Ausruf schallt noch von draußen herein; hierauf aber wird es still auf dem Gange, und still auch zwischen dem jungen Manne und der jungen Dame, die allein im Salon zurückgeblieben sind.

Die letztere hat sich langsam aufgerichtet; sie schauert zusammen, als ob sie fröstle, sie sieht auf den Maler mit den großen, starren Augen einer Nachtwandlerin, und als ob sie trotz ihrer starken Apathie eine Fortsetzung seiner Erzählung wünsche, murmeln ihre Lippen nun fragend, tonlos:

„Und dann?"

„Und dann?" Fritz Lebrecht hat mit einem seltsamen Lächeln das entsunkene Skizzenheft vom Boden aufgehoben. „Dann ging der Knabe; hören Sie, er ging", flüstert er bitter; „aber das schneeblütenweiße Mädchengesicht, das ihm aus den grünen Tannenzweigen entgegengeleuchtet, es leuchtete fortan in sein Leben hinein. Er sah es allüberall, es schwebte ihm vor im Traume, im Wachen, im Mondesglanze und im Sonnenscheine. Es lächelte ihn an in seiner Lust und weinte mit ihm in seinem Leid; es wurde das Ideal des Knaben, das Ideal des Jünglings, das süße, blasse Mädchengesicht."

Der Sprecher hält jetzt hochaufathmend inne; seine breitgewölbte Brust hebt sich zugleich wie in Zorn und Qual, und die Rollen des eichenen Tisches, auf die er die Hand stützt, klirren unter der Wucht dieser Hand.

Helene von Mehrheim aber steht noch immer auf demselben Flecke, ohne ein Glied zu rühren; nur ihr Oberkörper hat sich kaum merklich vorgeneigt,

Digitized by Google

und von ihren Lippen tönt wieder jenes steinerne, klanglose:

„Und dann?"

„Und dann durch Zufall, meine Gnädige, nach zehn Jahren zum Manne gereift, stand der Knabe von einst seinem Ideal von neuem gegenüber, und der Mann blickte in ein Antlitz so schön, so reizvoll bestrickend, wie es ihm kein Traum gezeigt, keine Phantasie je vor die Sinne gezaubert. Als er aber die Seele, die Natur, den Gott suchen ging in seinem Ideal, da fand er statt der Seele einen Stein, statt der Natur gleisnerische Unnatur und statt des beseelten Gottes hohle Götzen; da fand er statt des idealen Weibes eine jener gemachten, gekünstelten, kränkelnden Salondamen, eins jener übertünchten Producte moderner Erziehung, die außen Glanz und innen Hohlheit sind."

Der junge Mann hat die Worte wild und bitter in das große Schweigen hineingeschleudert. Helene von Mehrheim aber steht wie ein Bild von Stein, und nur die Lippen regen sich jetzt kaum merklich an dem Bilde von Stein, und über diese Lippen tönt jetzt zum dritten male jenes kalte:

„Und dann?"

„Und dann, meine Gnädige, wenn man zu der bittern Enttäuschung gelangt, daß es kein Stern ist, sondern nur eine Sternschnuppe, zu der man aufgesehen — dann vom Himmel seiner Seele reißt man das falsche Meteor, und sollte es auch darüber Nacht werden für immer und ewig in der armen Seele."

Tiefe Stille! Nur ein Seufzer, nur das leise Rauschen eines Gewandes, und Helene von Mehrheim ist verschwunden aus dem Gemache.

Fritz Lebrecht aber steht wie verloren — zerstreut und geistesabwesend sieht er die Gestalten der Frau von Barnheim und Clara's kommen und gehen.

Die beiden Damen haben ihn zum Abendbrot eingeladen — und er nimmt die Einladung an in der Hoffnung, daß sie wiederkehre, sie, die er so tödlich beleidigt hat.

Aber seine Hoffnung ist vergeblich. Fräulein Helene läßt durch das Kammermädchen sagen, daß sie sich nicht wohl genug fühle, um am gemeinsamen Mahle theilnehmen zu können.

Und wieder nimmt die Unterhaltung ihren Fortgang. Die Gläser klingen aneinander und die Speisen dampfen von den Tellern, und nur einmal fragt Frau von Barnheim das ab- und zugehende Mädchen:

„Ist Fräulein Helene schon zu Bett?"

„Mitnichten, gnädige Frau", lautet die Erwiderung; „das gnädige Fräulein haben befohlen, Feuer im Kamin ihres Schlafgemaches anzumachen, und nun sitzen Fräulein vor dem Kamin, in die Lektüre eines Buches vertieft."

„Was Helene nur hat, um Feuer an einem solch warmen Frühlingsabend wie dem heutigen machen zu lassen", sagt Fräulein Clara.

Aber Frau von Barnheim nimmt keine Notiz von Clara's Bemerkung; sie unterhält sich soeben mit Lebrecht über Rom und Venedig, und in ihre Unterhaltung tönt das Ticktack der großen Standuhr und das Rollen der Wagen, die drunten vorüberjagen — aber da, auf einmal, was ist das?

Ein halberstickter Schrei, wo kam der her? Er zitterte durch die Luft klagend, hülfeflehend, er scheint ein Echo in den Winkeln zu wecken.

Man lauscht einen Augenblick mit angehaltenem Athem, und wieder gedämpfter, leiser, mehr ein wehes Stöhnen läßt sich der Laut von neuem vernehmen.

Und zugleich ein Hin- und Wiederrennen, ein Laufen auf dem Gange.

Digitized by Google

Das Kammermädchen stößt schreckensbleich die Thür auf:

„Retten Sie, retten Sie!“ schreit sie mit greller Stimme. „Es brennt in dem Schlafgemach Fräulein Helenens. Sie muß ohnmächtig geworden sein vor dem offenen Kamin, ihr Kleid wurde von der Flamme erfaßt; retten Sie, retten Sie!“

Ein brandiger, athembeklemmender Geruch in der That! Er leitet die Schritte der Vorwärtseilenden. Grauer Rauch wirbelt, einer schlangenähnlichen Säule gleich, unheimlich, gespenstisch durch den Gang, durch die Flucht der Gemächer.

„Feuer!“ ertönt es von der Straße herauf — „Feuer“, ertönt es von innen. Fußtritte erschallen auf der Treppe. Fremde Gesichter tauchen aus dem Dunste. Helfende Hände reißen die brennenden Portièren von den Thüren, die Vorhänge von den Fenstern.

Und Helene von Mehrheim? Die rothe Glut beleuchtet mit unheimlichem Glanze ihr bleiches, kaltes Antlitz mit den geschlossenen Lidern. Die Flamme züngelt gierig-begehrlich an ihrer Gestalt empor; in der nächsten Minute schon müssen die rothen Feuerzungen ihr Gewand, ihr gelöstes flatterndes Goldhaar ergreifen.

Da aber neigt es sich rettend, helfend zu der Ohnmächtigen nieder.

Es ist Fritz Lebrecht.

Er war der erste zur Stelle, er durchdrang der erste den qualmenden Rauch, und der erste hebt er die Hingesunkene vom Boden empor. Was mag der junge Mann empfinden, wie er in dies süße, entseelte Antlitz sieht? Es erfaßt ihn wie Schmerz, wie Verzweiflung und Reue.

Er stürzt mit seiner Last über den Gang, und am Ende dieses Ganges angelangt, reißt er die Thür des nächsten Gelasses auf.

Gott sei's gedankt! Hierher drang noch nicht der erstickende Dunst.

Aber das Gewand, das die herrliche Gestalt umschließt? Glimmt nicht noch ein Funke in seinen lichten Falten?

Der Maler starrt auf das regungslose Weib hernieder mit angstvoll suchendem Blicke, er umschließt den holden Leib mit gewaltigem Arme, hastig, fiebernd löst sein Finger die versengten Saffianpantöffelchen von den Füßen; welch ein Fuß und wie klein! Die Spitzen, die den götterschönen Nacken, den keuschen Busen einsäumen, sie zittern, berührt von dem fliegenden Hauche seines Athems. Und nun langsam, fragend, schlägt die Gerettete die Lider auf.

Welch ein Auge! Es sieht zu ihm empor in feuchtem, schwimmendem Glanze, und er seiner nicht mehr mächtig, neigt das Haupt nieder auf ihre durchsichtigen Hände und stammelt leid- und freudgebrochen:

„Erklimme die Höhen des Lebens, du schönes Weib, drücke ein Fürstendiadem auf deine Stirn, wenn dein Herz danach verlangt. Du weißt es ja: «Der Sterne der begehrt man nicht, man freut sich ihrer Pracht.» Aber mir, mir lächle aus der wolkenhohen Ferne, sei dem ringenden, strebenden Künstler wieder das Ideal, das du ihm schon als Knabe gewesen; das Ideal, das sein Blut, sein Leben geworden; das Ideal, mit dem er selbst in Nichts vergehen, in Nacht versinken müßte, wenn es nichts gewesen wäre als ein verlöschendes Meteor, als ein verglimmender Stern.“

Er hat sie bei den letzten mehr geflüsterten denn gesprochenen Worten sanft auf ein Ruhebett niedergelassen, um dann verhüllten Angesichts zu entfliehen.

Er sieht nicht mehr zurück, er sieht nicht, wie sie sich erhebt, langsam, bebend; er sieht nicht, wie sie ihm nach-

Digitized by Google

starrt, wie sie die blutlosen Finger ans Herz preßt, als rühre sich dort ein ungeahntes Leben oder ein ungeahnter Schmerz. Er eilt den Gang entlang, die Stufen hinab wie auf der Flucht.

„Es ist alles gelöscht und alles in Ordnung, der Schrecken war größer als die Gefahr", tönen ihm, da er im Hofraume angelangt, wirre Stimmen entgegen.

Er aber hört und vernimmt die Stimmen unklar wie in tiefem Traume; die Straße hat ihn aufgenommen, und unter der Menge von neugierigen Gaffern, die sich um die Brandstätte gesammelt, verschwindet seine hohe Gestalt.

* * *

„Wenn du nur nicht seit der verfluchten Brandgeschichte im Mehrheim'schen Hause so grämlich und so finster dreinschauen wolltest, daß man ordentlich nicht wagt, dir etwas Freudiges mitzutheilen", ruft Emil von Treweiß einige Wochen später, indem er mit großen Schritten in der Kammer des Freundes auf- und niederschreitet.

„Erzähle nur, du weißt ja, daß ich regen Antheil nehme an allem, was dich betrifft", entgegnet der junge Maler, der mit einer gewissen innern Versunkenheit und Andacht an einem größern Gemälde arbeitet.

„Ja, Mensch, wie erzählt man so etwas, man erzählt es nicht, man jubelt es lustberauscht in alle vier Weltgegenden hinaus. Donnerwetter, weiß ich denn selbst, wie es gekommen ist? Da stehe ich gestern an der Staffelei meiner kleinen Baronesse gegenüber. Ich war auf den Hund, ich war unter den Hund gekommen, auf Ehrenwort. Das Bild, wie du weißt, fix und fertig, nichts mehr dran herumzupinseln, absolut gar nichts! Unwiderruflich letzte Sitzung; mir ward's mit jeder Secunde blümeranter um die Seele.

„«Was haben Sie denn eigentlich heute, Herr von Treweiß?» fragt mich da der kleine Schelm von seinem erhöhten Sitze herunter.

„«Was ich habe?» lege ich, da weder die gnädigste Tante noch sonst eine feindliche Fregatte in Sicht, mit vollen Segeln los. «Sehnsucht nach irgendeinem katerstillenden Mittel, mein gnädiges Fräulein. Sehnsucht gleich unserm großen Heinrich Heine nach einer ausgiebigen Ohrfeige, die mich der Wirklichkeit wiedergibt, denn ich bin — hol's der Teufel — in einem ganz verdammten Zustande, meine Gnädige, ich bin verliebt!»

„«Sie? Aber, Herr von Treweiß, in wen denn?» meint sie mit neugierig zugespitztem Mündchen.

„«In wen? In eine Dame, die Ihnen aufs Haar, die Ihnen zum Verrücktwerden ähnlich sieht», donnere ich da mit einer Berserkerwuth heraus.

„«Mir? Aber ich wüßte nicht, wüßte rein gar nicht», lispelt sie verlegen, mit ihrer braunen Flechte spielend, «wo, wo haben Sie denn die Dame kennen gelernt?»

„«Ueber vier Stiegen unter den Wolken, himmelnah und erdenfern.»

„Und jetzt lächelt sie! Ach, Lebrecht, wie lächelte sie! Die lieben Engel im Himmel droben müssen so lächeln.

„«Aber ich begreife nicht. Warum sagen Sie ihr das nicht, warum halten Sie nicht um sie an?» ... tönt es zögernd von ihren Lippen.

„«Anhalten! ... Was? Wie? In optima forma?» rufe ich consternirt. «Ein armer Schelm und um eine Millionärin anhalten! Uf! Zu unterst in den Dante'sche Höllentrichter mit mir, wenn ich solch ein Ehrvergessener wäre.»

„Und bei meinen vorsündflutlichen

Digitized by Google

Kraftausdrücken, die ich dir natürlich hier der Kürze halber nicht alle citiren kann, da lächelt sie von neuem und erhebt sich und kommt leibhaftig auf mich zugetrippelt, und sagt mit einem verschämten Knickse:

„«Also Furcht vor eingebildeten Millionen, da muß wol das reiche Mädchen sich ein Vorbild nehmen an jener Kammerzofe in Lessing's ‚Minna von Barnhelm'» und — gesagt, gethan, bei den Worten verbirgt der süße Schelm das über und über erglühende Gesicht unter dem schneeweißen Schürzchen und stammelt zwischen Lachen und Weinen:

„«Herr Maler, braucht Er keine Frau Malerin?» Und wie sie das stammelt, da hält sie mir, als bedürfe sie einer Stütze, die Hände entgegen, die kleinen, zehn rosigen Fingerchen — nun — und das übrige kannst du dir denken, und hier bei dir bin ich nur, um dich zu fragen, was du eigentlich dazu sagst, daß ein so knorriger, rauher, früchteloser Baum wie ich mit einem male aus der Wüste des Lebens in den Garten Eden versetzt werden soll?"

Lebrecht schaut traum- und gedankenverloren von der Arbeit empor.

„Du wirst glücklich werden", murmelt er endlich, „sie ist so natürlich und so schlicht, diese kleine Clara."

Er hat es fast etwas bitter vor sich hingemurmelt, der junge Mann an der Staffelei, und er blickt noch immer so finster und geistesabwesend ins Leere, nachdem sein Freund schon längst die Thür hinter sich ins Schloß hat fallen lassen.

Des andern Tages aber kommt statt des tollen Collegen Treweiß ein toller Brief von seiner Hand, eine drastische Epistel folgenden Inhalts:

„Vivat hoch, altes Haus!

„Pro primo zehn Unterwämser.

„Pro secundo zehn Nachtmützen.

„Dito vierundzwanzig paar Socken heute Morgen per Post an mich angekommen; von wem, kannst du dir selbst zusammenreimen. Rannte natürlich gleich stante pede zu ihr. Rührender Empfang! Sturm gelaufen! Bresche geschlagen! Tante schon halb capitulirt, Baronesse Helene freilich, sauer wie eine Essiggurke, nebenbei auch etwas nervös angegriffen . . . Frauenzimmergethue! Schließt sich in ihre Kemenate ein vor dem Schwager in spe! Ha, ha, ha! Werde sie schon wieder ins richtige Gleis bringen.

„Heute Nachmittag Partie nach Wansee verabredet. Bist feierlichst eingeladen. Absage gilt nicht.

„Erwarte dich um Zwei bei Mehrheim. Dein T."

Lebrecht lächelt über den Lapidarstil dieses Schreibens; er lächelt, wenn auch trübe. Man läßt ihm keine Wahl. Er wird gehen. Der Zeiger seiner Taschenuhr zeigt auf Zwölf. Noch anderthalb Stunden Zeit. Wenn nur die schwarze Melancholie nicht wäre, die seit jenem Abende im Mehrheim'schen Hause seine Sinne umspinnt.

Eine bleischwere Trägheit liegt ihm bei Tage in den Gliedern, und die schlaflosen Nächte bringen ihm wache, fiebernde Träume.

Sein Hirn glüht und grübelt in diesen Nächten und seine Seele brennt. Die Flamme, die damals so hoch, so jäh aufzüngelte, verzehrt ihm das Mark in den Gebeinen.

Sieh, da fällt ihm in seiner überwachen, unsichern Mattigkeit der Hut aus der Hand und gleitet auf das wackelige Kanapee seiner einsamen Stube, und wie sich der junge Mann bückt, da taumelt er selbst auf das alte, in seinen Fugen ächzende Sofa, und unten auf dem Hofe da läßt sich eine berliner Drehorgel herbei, plötzlich launisch anzu-

Digitized by Google

stimmen: „Das Kanapee, das Kanapee", bis dem Grübler auf dem letztbenannten Möbel wirklich und wahrhaftig die schweren Lider über die müden Augen sinken.

Aber Gott sei's gedankt, es wird ihm von neuem wohler, freier strömt der Athem aus seiner Brust, und nunmehr geht alles seinen glatten, ebenen, normalen Gang. Oder däucht es ihn nur so?

Er schlendert die Leipziger Straße hinab. Sein Kopf sitzt fest auf den Schultern und sein Hut sitzt fest auf dem Kopfe, nur die Laternenpfähle und Litfaß-Säulen, die nicht ausweichen wollen, kommen manchmal mit seinen Ellbogen in Conflict. Jedoch nun steht er ja bereits vor dem bekannten Gebäude im Potsdamer Viertel: „Vivat hoch, du altes, trautes Haus!"

Er stürmt die Treppen zum ersten Stocke hinauf. Oben erwartet man ihn schon, und nun geht's zum Potsdamer Bahnhof.

Freund Treweiß nimmt ihn unter den Arm, und er läßt sich auch ins Schlepptau nehmen, und nach der allbekannten Melodie: „Das Kanapee, das Kanapee", die College Treweiß zwischen den Zähnen summt, marschiren sie hinter den Damen drein, den Mittelperron hinab.

Und dann sitzt Lebrecht im Coupé der Eisenbahn der kalten, stolzen Helene von Mehrheim gegenüber; die trägt heute zum ersten male ein bis ans Kinn geschlossenes Kleid, und das blasse, süße Antlitz bewegt sich auf dem schlanken Halse hin und her, wie eine weiße Lilie auf schwankendem Stengel.

Freilich, die tiefschwarze Toilette gibt der jungen Dame etwas Todtenhaftes, und um ihre ganze Erscheinung schwebt und webt von neuem ein geheimnißvoller, ein zitternder, ein traumhafter Duft.

Aber merkwürdig, die stolze Aristokratin ist heute weniger zurückhaltend gegen den bürgerlichen Maler aus der Bodenkammer.

Die Verlobung ihrer Schwester mit diesem allerdings etwas sehr natürlichen, sehr derben Emil von Treweiß scheint ihr in der That im höchsten Grade zuwider, und das vornehm-steife Wesen ihrer Mimosennatur macht sich diesmal in fast verletzender Weise geltend; denn am Ufer des Wansees angelangt, bleibt sie plötzlich stehen, wie jemand, der fernerhin keine Lust verspürt, mit einer Gesellschaft Schritt zu halten, die ihm nicht zusagt, und fragt, auf Lebrecht blickend, mit einem Gemisch von Schwermuth, Bosheit und Koketterie:

„Wollen Sie eine Kahnfahrt mit mir wagen, Herr Lebrecht?"

Ob er sie wagen will? Sein Blut grollt schwer und wild in seinen Adern und der Nachen schwankt und schaukelt bereits in der nächsten Minute auf der Flut.

Verschwunden die Gesellschaft. Verrauscht die Stimmen des Lebens. Tiefe Stille ringsumher!

Wie still! Wie athemlos!

Leise Ruder-, leise Wellen- und noch leisere von überquellender Leidenschaft erstickte Herzensschläge.

Und er ist mit ihr allein. Die Nebel weben sich von ihm zu ihr herüber und die weißen Dünste, die den Wellen entsteigen, umspinnen sie beide gleich einem geheimnißvollen Schleier, der sie den Augen der Welt entrückt.

Er aber, seiner nicht mehr mächtig, bricht vor ihr in die Knie. „Helene! Helene!" aufschluchzend und aufjubelnd zugleich ruft er ihren Namen in die große, lautlose Stille hinaus.

Sie aber scheint zu erwachen bei dem Rufe wie aus einem Traume. Ihre Züge verändern, ihr Leib ver-

Digitized by Google

wandelt sich. Es ist, als belebe ein Dämon mit einem male ihre todten, reglosen Glieder, die Locken werden zu Schlangen, ihre Hände stoßen ihn zurück, und leise, in seltsam vibrirendem Tone, schallt es von ihren Lippen zu ihm herüber: „Ich habe mich gestern mit dem Fürsten Warteck-Milten verlobt.“

Er aber starrt sie an und stößt einen Schrei aus, schneidend und wehevoll, und bricht zusammen, wie ins Herz getroffen, und über ihn hin fluten und wogen die grauen, unheimlichen, gespenstischen Nebel der Dämmerung.

— — — — — — — — — —

„Zum Teufel, Lebrecht, wo steckst du denn?“ donnert es da plötzlich an sein Ohr. „Grundloses Chaos um dich her. Heidenwirthschaft, als hätten Türken und Hottentotten in deiner Kammer gehaust. Unglaublich! Hast ja im Schlafe mit den Absätzen dein Sofa rein außer Rand und Band getreten; Polster zerrissen, Hut zerknillt, wie vom bösen Feind besessen.“

„Ich vom bösen Feind besessen?“ stammelt Lebrecht, erstaunt emporfahrend. „Ich nicht, beim ewigen Gott, ich nicht, aber sie!“

„Zum Kuckuck, willst du wol einmal aufwachen und Vernunft annehmen, oder muß ich dir, damit du deine fünf Sinne zusammenfindest, einen Eimer kalten Wassers über dein traumumnachtetes Hirn gießen?“

„Wasser? Traumumnachtetes Hirn? Aber ich begreife nicht!“ Lebrecht sieht sich noch immer etwas mistrauisch in der Runde um und macht dabei die seltsame Entdeckung, daß er auf seinem alten Möbel von Schlafsofa liegt, das er in Wahrheit und Wirklichkeit aus dem Leim und aus der Façon getreten. Und auf der rauhen Diele der Kammer treibt sich zum Ueberflusse sein Hut herum, aber in welchem Zustande!

Und unten vom Hofe herauf tönt übermüthig wie Koboldsgelächter noch stets die Leierkastenweise:

„Das Kanapee, das Kanapee.“

Vor ihm aber steht sein Freund Treweiß und fragt mit dem inquisitorischen Tone eines Peter Arbues:

„Bärenhäuter, Siebenschläfer, vorsündflutliches Murmelthier, was hast du denn eigentlich getrieben an diesem ganzen gottverfluchten Nachmittag?“

Und Lebrecht erwidert auf diese Gewissensfrage des Freundes hin noch immer sehr wehmüthig und sehr kleinlaut:

„Ich war auf der Partie, und mein Gott, mein Gott, was ich da alles erlebt habe.“

„Erlebt? Dummkopf, nichts hast du erlebt. Geschlafen hast du, geträumt hast du, währenddem unsere projectirte Partie mit Ach und Krach ins Wasser fiel.“

„Ins Wasser?“

„Nun ja doch, ins Wasser; denn meine Schwägerin in spe liegt auf der Nase und hat ärztlich constatirt die Blattern.“

„Gott sei's gedankt!“ ruft Lebrecht aufathmend.

„Gott sei's gedankt? Mensch, bist du wahnsinnig geworden? Die wirklichen, die echten Blattern“, murmelt Treweiß, den Freund bei den Schultern rüttelnd und schüttelnd; „es wird sie ihre Schönheit kosten, hörst du?“

„Gott sei's gedankt!“ jubelt Lebrecht im selben Tempo.

„Gott sei's gedankt? Dieser verdammte pietistische Stoßseufzer! Hol' dich der Kuckuck! Betbruder, Philister, Pharisäer, ich will nichts mehr mit dir zu schaffen haben. Leb' wohl!“

Und Treweiß ist in einer Anwandlung wirklicher und unverfälschter Wuth nach der Thür gerannt; hier aber bleibt er stehen und sagt lachend:

Digitized by Google

„Apropos, noch Eins: diesen Fürsten Warteck-Milten hättest du sehen sollen, als ihm im Vorzimmer des Mehrheim'schen Hauses das Wort «Blattern» entgegentönte. Ha, ha, ha! Wie ein Hasenfuß liefen Se. Erlaucht bei der Schreckenskunde an mir vorbei und zum Tempel hinaus, und dieser fürstliche Porzellannippes wird nicht wiederkehren, Parole d'honneur! und mit dem Prinzeßwerden ist es aus und Amen, und zwar für immer — arme Prinzessin Helene!"

„Gott sei's gedankt!" jauchzt Lebrecht erleichtert von neuem.

„Hör' einmal, College", murmelt Treweiß, der nun allen Ernstes die Hand zum Rückzuge auf die Klinke legt, „mit dir scheint's mir nicht mehr ganz richtig im Oberstübchen zu sein; denn anstatt daß du Zeter und Mordio schreist bei dem Unglücke, das ich dir vor Augen führe, stehst du da wie ein Meßbube, der, nachdem der Priester sein «Ite missa est» verkündet, frohlockend sein «Deo gratias» aus der Kehle schmettert. Hol's der Teufel, heute vertragen und verstehen wir uns nicht. Also Adieu!"

Und Treweiß schreitet jetzt in der That mit einer gewissen, unerbittlichen Feierlichkeit über die Schwelle, steigt mit dieser selben Feierlichkeit die Treppe hinab und sagt mit derselben solennen Miene und Würde, auf dem letzten Treppenabsatze angelangt:

„Unbegreiflich — räthselhaft, beste, gemüthvollste Kauz von der Welt, der Lebrecht, und nun?

Erklär' mir Oerindur,
Diesen Zwiespalt der Natur."

* * *

Ein Vierteljahr ist vergangen seit den letzten Ereignissen. Stille, brütende Stille herrscht in dem uns bekannten Salon der Potsdamer Straße, selbst die große Standuhr an der Wand scheint leiser zu ticken, als fürchte sie durch ihr eintöniges Ticktack die schlanke Mädchengestalt zu wecken, die dort in dem großen Lehnstuhle liegt.

Aber sie schlummert nicht, die schlanke Mädchengestalt; die weiße Hand, die jetzt noch viel weißer erscheint, so weiß, daß das bläuliche Adernnetz durch die Blässe der Haut schimmert, streift über den Tisch, und auf dem Tische liegen verschiedene Papiere, darunter eine etwas zerknitterte Zeitung und eine Anzeige auf steifem Velincarton in Golddruck.

Aber die Zeitung sowol wie die Anzeige, beide sind schon Wochen alt.

Die Spalten der erstern enthalten eine eingehende, glänzende Kritik über einen gewissen Maler Fritz Lebrecht, der ein großes, meisterhaftes Gemälde zur letzten Ausstellung geschickt, das die Köpfe erhitzt, die Herzen begeistert und die Federn der Recensenten in Bewegung setzt.

Und die Goldlettern auf dem Velinblatt?

Auch keine Tagesneuigkeit mehr, nur die fettgedruckte Ankündigung:

„Fürst Max Emil zu Warteck-Milten
Freifräulein Marie von Ettinghausen.
Verlobte."

Helene von Mehrheim streift mit gleichgültig kaltem Blicke diese beiden engverschlungenen Namen.

Vorbei, vorbei!

Das traf ihren Stolz, aber nicht ihr Herz.

Um ihre Schönheit hat ein Warteck-Milten geworben; und als jene verheerende Krankheit über sie hereinbrach, da wandte er sich von ihr ab, einer andern zu.

Arme Helene!

Tiefer hat sie den schwarzen Schleier herabgezogen, der das Blondhaar deckt. Sie weiß es ja jetzt. Man muß doch mehr, unendlich mehr als schön sein,

Digitized by Google

um überhaupt etwas zu sein auf der Welt, mehr sein, unendlich mehr sein als schön muß man, um auch nur einen einzigen aus der großen Billion, Menschheit genannt, voll und ganz zu beglücken.

Und sie?

Gibt es einen Menschen auf der Erde, dem sie etwas zu sein vermöchte, einen Mann, dem sie etwas ist, etwas gilt, etwas bedeutet?

Die Einsame wagt sich die Frage nicht zu beantworten, nur ihr Herz schlägt lauter und lauter, schlägt fast verrätherisch laut, als die Kammerzofe jetzt mit der Anmeldung: „Herr Fritz Lebrecht", auf der Schwelle erscheint.

„Fritz Lebrecht!" Helene von Mehrheim ist jäh aufgefahren, ihr zitternder Fuß flüchtet sich zu der Marmorstatue einer Venus, und auf den kalten Marmorsockel herab senkt sich ihr Haupt, und über dies gesenkte Haupt hin, mitleidig, wie ein Goldregen, ergießt sich das blonde, losgelöste Haar.

Er aber steht jetzt vor ihr und legt die Hände wie segnend auf den tiefgebeugten Scheitel.

„Helene, Liebe, Liebste, Geliebte!" flüstert er.

Sie aber, der die Worte gelten, hebt das Haupt noch immer nicht; nur zwischen den schlanken Fingern, die sich fest gegen das Antlitz gepreßt, tönt es endlich in schüchterner Frage hervor:

„Und wenn unter der verheerenden Krankheit der Bau dieses Leibes zur Ruine zusammengesunken wäre?"

„So werden meine Gefühle, den Epheuranken gleich, auch noch die Ruine umschlingen in fester, unverbrüchlicher Liebe und Treue."

Ja so denkt, so spricht, so fühlt die echte Liebe, jene Liebe, auf die man das Glück eines Lebens bauen kann, und jetzt jauchzt sie, lebt sie auf, die reglose Mädchengestalt.

Zu Boden fliegt der Schleier, und in der nächsten Secunde steht sie vor ihm, lautlos, selig lächelnd wie ein Kind über die freudige Ueberraschung des geliebten Mannes. Denn dem Himmel Dank, sie hat kaum zu rühren gewagt an diese herrlichen Züge, die verheerende Krankheit; sie hat im Gegentheile viel mehr gegeben, als sie genommen hat. Das Antlitz ist nicht mehr kalt und starr wie die Antike, es ist verklärt, beseelt vom Sonnenscheine der Liebe, und aus den dunkeln Augen blickt mit einem male eine große, eine schöne Seele, die sich durch Nacht zum Lichte gerungen.

Er aber war zu ihren Füßen hingesunken, das trotzige Haupt demüthig in ihren Schoß geneigt; er erzählt ihr nun alles, seinen Zorn und seinen Groll, sein Hassen, und doch nicht Von-ihrlassen-können, und wie er von jenem bösen, bösen Traume berichtet, da schlingt sie, wie um Verzeihung bittend, die Arme um seinen Nacken:

„Verzeih', verzeih', der Dämon des Dünkels und des Hochmuths hätte mich zweifellos an die Brust des ungeliebten Mannes getrieben; dein Traum sprach wahr; wohl mir, daß es nur ein Traum gewesen."

Sie hat es leise, erschauernd vor sich hingeflüstert.

Im Raume aber wird es still, ganz still über den zwei, die sich umschlungen halten, so still, als zöge ein Engel auf weißen, lautlosen Schwingen durch das Gemach.

* * *

Es war am Weihnachtsfeste darauf — die Glocken klangen.

Die Schneeflocken wirbelten; zwei Bräute schritten zum Altar. Ob sie glücklich geworden?

Ich glaube, ja!

Die eine der beiden war keine problematische Natur, um so besser für sie.

Digitized by Google

Und die andere?

Ja nun, von der konnte man singen und sagen:

Es war einmal eine Prinzessin, „Prinzessin Schneeflocke" genannt, die that gar spröd' und stolz und wollte gar hoch hinaus und hinauf. Aber es ging ihr eben nicht anders als ihren weißen, spröden Schneeflockenschwestern allen; als der Frühling, das heißt als Lenz und Liebe kamen, da schmolz sie hin, ein loser Sonnenstrahl hatte sie zum Schmelzen gebracht.

Der Hypnotismus.*

Von Professor **E. Kraepelin** in Dorpat.

Wissenschaftliche Entdeckungen wachsen und reifen heran wie die Kinder der Menschen. Anfangs unbeholfen, unsicher, mit unentwickelten, ausdruckslosen Zügen, über deren Zugehörigkeit die Pathen miteinander streiten, lernen sie ganz allmählich unter der sorgsamen Pflege von Generationen selbständig aufzutreten, gewinnen sie in der Schule der kritischen Forschung ihr bestimmtes individuelles Gepräge, und erstarken sie endlich zur dauernden Errungenschaft der Menschheit, um nun ihrerseits wieder neuer und immer neuer Geistesarbeit Leben und Nahrung zu geben. Allerdings, nur ein kleiner Bruchtheil der wissenschaftlichen Entdeckungen besitzt so viel innere Kraft, daß er wirklich dazu gelangt, in der Entwickelungsgeschichte unserer Cultur sich einen festen Platz zu erobern. Viele tragen den Keim des Todes schon beim Entstehen in sich; sie täuschen die Hoffnungen ihres sanguinischen Erzeugers durch ein frühes Absterben. Manche verkümmern aus Mangel an Nahrung und Lebensluft, bis ein genialer Geist ihnen seinen schöpferischen Odem einzuhauchen versteht. Einige werden mit aufopfernder Geduld im Laboratorium oder in der Stille des Studirzimmers behutsam gehegt und von ihren kleinen Schwächen auf das sorgfältigste befreit, um dann ausgereift, in sich abgeschlossen und gegen alle Angriffe gefeit, ihren Gang in die Welt anzutreten; wieder andere wachsen auf in voller Natürlichkeit, mit allen menschlichen Mängeln und Unarten behaftet und vernachlässigt, bis eines Tages ein Zufall die Aufmerksamkeit auf sie lenkt und die Wissenschaft sich staunend ihres Werthes bewußt wird.

Ein solches Naturkind ist der Hypnotismus. Die Kenntniß hypnotischer Zustände und die Kunst, dieselben zu erzeugen, reicht vielleicht bis in die Kindheit des Menschengeschlechts zurück. Zum wenigsten hat man, seitdem der Hypnotismus wieder einmal Modefrage geworden ist, in gewissen abergläubischen Gebräuchen mancher Naturvölker, im Segnen und Heilen durch Handauflegen, im Weissagen aus Edelsteinen, im Zauberschlafe des Märchens und überhaupt in allen möglichen Wundergeschichten die Spuren hypnotischer Anwandlungen und Beeinflussungen auffinden zu können geglaubt. Gegenstand einer wissenschaftlichen Betrachtung dagegen wurde der Hypnotismus erst im Jahre 1646, als

* Nach einem Vortrage.

Digitized by Google

der Jesuitenpater Athanasius Kircher das wunderbare Experiment mittheilte, daß Hühner, die man mit gefesselten Beinen auf den Tisch gelegt habe, auch nach Lösung der Fesseln regungslos liegen blieben, sobald man quer zu beiden Seiten der Augen einen Kreidestrich auf den Tisch male. Kircher führte diese merkwürdige Erscheinung auf die Einbildungskraft des Huhns zurück, welches den Kreidestrich noch immer für eine beengende Fessel halte. Die wirkliche Erklärung dieses Versuches und ebenso mancher anderer ähnlicher Erscheinungen, welche zum Theil im Volke ganz wohl bekannt waren, erbrachte erst Czermak im Jahre 1872, indem er zeigte, daß weder Fesseln noch Kreidestrich für das Gelingen des Experimentes nothwendig seien, sondern daß einfach ein sanftes Festhalten und unter Umständen die Benutzung irgendeines die Aufmerksamkeit in Anspruch nehmenden Fixirobjectes genüge, um Vögel der verschiedensten Art, Frösche, Eidechsen, Krebse in einen eigenthümlichen Zustand von Erstarrung zu versetzen, in welchem die Thiere unter heftigen Athembewegungen willenlos liegen bleiben und sich sogar herumwälzen lassen, um dann nach längerer Zeit plötzlich von selbst oder auf stärkere äußere Reize hin die Herrschaft über ihre Bewegungen wiederzugewinnen. Czermak betrachtete diese Zustände als „hypnotische" und stellte dieselben dadurch in Analogie mit gewissen Erfahrungen beim Menschen, welche schon ein Jahrhundert lang die wissenschaftliche Welt immer von neuem beschäftigt hatten und bald als Errungenschaft von allergrößter Tragweite bewundert, bald dagegen als nichtswürdiger Schwindel gebrandmarkt worden waren.

Die erste Anregung zur Aufrollung dieser Fragen ging aus von dem wiener Arzte Mesmer, welcher im Anschlusse an gewisse naturphilosophische Lehren seiner Zeit ein Heilverfahren ausgebildet hatte, als dessen wirksames Princip er den von ihm sogenannten thierischen Magnetismus ansah. Seine Methode bestand darin, daß der Magnetiseur durch bestimmte Kunstgriffe, namentlich leises Streichen mit den Händen, ein „Fluidum", welches er vermeintlich in seinem Körper besaß, auf die Erkrankten überströmen ließ und dadurch eine heilsame Umwälzung in ihrem Zustande herbeiführte. Die Lehren und Erfolge Mesmer's, der sich 1778 nach Paris begeben hatte, erregten außerordentliches Aufsehen, und es fanden sich alsbald zahlreiche Schüler, trotzdem die zur Prüfung seiner Behauptungen eingesetzten Commissionen sich energisch gegen ihn aussprachen. Einen wichtigen Fortschritt bedeutete die von Mesmer's Schüler, dem Marquis de Puységur, gemachte Entdeckung des künstlichen Somnambulismus, die experimentelle Erzeugung eines Zustandes, in welchem die Versuchspersonen dem Willen des Magnetiseurs in hohem Grade unterworfen waren. Allein Puységur glaubte noch an die elektrische Natur des geheimnißvollen Fluidums, mit dem er eine Ulme auf seinem Gute geladen hatte, durch deren Berührung dann die herbeigeströmten Kranken Heilung fanden. Dagegen erkannte der angebliche Bramine Abbé de Faria schon 1819 mit überraschender Klarheit und Sicherheit das Wesen aller heilmagnetischen Erfahrungen in der Beeinflussung der Phantasie des Erkrankten durch die Persönlichkeit des Experimentators. Wenn seine Versuchspersonen auf ein energisches „Dormez!" plötzlich in Schlaf verfielen, so fand er die Ursache dieser Erscheinung nicht in der Uebertragung einer bisher unbekannten Kraft, sondern vollkommen

Digitized by Google

richtig in der besondern Empfänglichkeit jener Individuen gegenüber äußern Eingebungen.

Trotz dieser bedeutsamen, aber kaum genügend gewürdigten Entdeckung, trotz der auffallenden praktischen Erfolge des Heilmagnetismus, der schon 1820 sogar zur Erzeugung von Gefühllosigkeit bei schmerzhaften Operationen angewendet worden war, verhielt sich die officielle Wissenschaft bei den immer wieder an sie herantretenden Aufforderungen zu einer Prüfung dieser Fragen im Ganzen durchaus ablehnend. Mit dem letzten derartigen Gutachten zu Anfang der vierziger Jahre schien die Angelegenheit endgültig abgethan zu sein, als sie mit einem male durch die Initiative des englischen Arztes James Braid in ein ganz neues Stadium hinübergeführt wurde. Braid war angeregt worden durch die Schaustellungen des französischen Mesmeristen Lafontaine, und gelangte durch sorgfältiges Experimentiren zu einer nahezu vollständigen Kenntniß derjenigen eigenthümlichen Schlafzustände, welche von ihm die Bezeichnung der „hypnotischen" erhielten. Er war es auch, der die grundlegende Bedeutung der Suggestion, der psychischen Eingebung, zuerst in ihrem vollen Umfange erkannte und über jeden Zweifel feststellte. Leider fand Braid's Arbeit und ebenso das in den gleichen Bahnen sich bewegende Werk des Amerikaners Grimes zunächst nicht die gebührende Beachtung. In Frankreich allerdings beschäftigten sich Aerzte und Laien ziemlich eingehend mit der praktischen Anwendung des Hypnotismus zu Heilzwecken; in Deutschland dagegen mußte wiederum erst ein gewerbsmäßiger Magnetiseur, der Däne Hansen, im Jahre 1880 den Anstoß zu einer Neubelebung des wissenschaftlichen Interesses an den hypnotischen Erscheinungen liefern. Die breslauer Physiologen Heidenhain und Grützner waren es, welche den Muth hatten, vorurtheilsfrei den thatsächlichen Kern aus den von Aberglauben und Mysticismus umsponnenen Schaustellungen herauszuschälen. Seit jener Zeit ist der Hypnotismus Tagesfrage geblieben, und wenn auch auf die erste literarische Hochflut zunächst eine kleine Ebbe folgte, so haben doch gerade die letzten Jahre wieder die hypnotischen Erscheinungen ganz in den Vordergrund nicht nur des wissenschaftlichen, sondern des allgemeinen Interesses geschoben. Der Urheber dieser neuesten Phase in der Geschichte des Hypnotismus ist der nancyer Arzt Liébault, der, auf dem Boden von Braid's Anschauungen stehend, vor allem die hypnotische Heilmethode ausbildete und dadurch der Begründer einer weitverbreiteten Schule wurde, als deren wichtigste Vertreter Bernheim in Nancy und Forel in Zürich augenblicklich gelten dürfen.

Die Hauptlehre der nancyer Schule ist der Satz, daß die Suggestion die Grundlage aller hypnotischen Erscheinungen darstelle. Hatte man früher die verschiedensten Verfahren zur Erzeugung jener Zustände in Anwendung gezogen, von Mesmer's magnetischen Strichen bis zu der von Braid geübten Fixirung eines glänzenden Gegenstandes, so zeigte Liébault unwiderleglich, daß allen Hypnotisirungsmethoden ein gemeinsames Princip zu Grunde liegt, nämlich die möglichst lebhafte Erweckung der Vorstellung, daß die Versuchsperson eingeschläfert werden solle. Alle besondern Veranstaltungen, welche von den verschiedenen Praktikern getroffen worden waren, die begleitende Musik, die Erregung einer gewissen feierlichen Spannung, das Hypnotisiren bereits eingeübter Individuen in Gegenwart der zum ersten mal einzuschläfernden

Digitized by Google

Personen u. s. f. hatten nur die Wirkung, daß durch sie die Phantasie gerade in der gewünschten Richtung mächtig angeregt wurde. Dafür spricht schon die häufig verzeichnete Erfahrung, daß bei öffentlichen Schaustellungen Personen aus dem Publikum mit einschliefen, mit denen sich der Experimentator gar nicht beschäftigt hatte; dafür spricht ferner der Umstand, daß die Schule von Nancy hypnotische Zustände fast ausschließlich durch das gesprochene Wort, durch die eindringliche Schilderung der beim Einschlafen eintretenden Empfindungen erzeugt, und dafür spricht endlich die Thatsache, daß es gelingt, auch Abwesende zu hypnotisiren, wenn man im Stande ist, durch geeignete Hülfsmittel bei ihnen die Vorstellung einer Beeinflussung durch den Experimentator mit der nöthigen Eindringlichkeit zu erwecken.

Es bedarf kaum einer weitern Auseinandersetzung, daß diese einheitliche Auffassung der hypnotischen Zustände außerordentlich viel zur Klärung zahlreicher auf diesem Gebiete auftauchender Fragen beigetragen hat. Die anscheinend so wunderbaren Thatsachen gewinnen durch sie eine Anknüpfung an die Erfahrungen des täglichen Lebens, denen sie nun nicht mehr als etwas völlig Neues und Unerhörtes, sondern nur als die Fortbildung normaler Zustände und Vorgänge unter besondern, eigenartigen Bedingungen gegenüberstehen. Dem entsprechend ist auch die Schule von Nancy geneigt, hypnotische Zustände als durchaus der Gesundheitsbreite angehörige Erscheinungen, gewissermaßen als einfache Abart des natürlichen Schlafes anzusehen, während eine andere Richtung der französischen Wissenschaft, an deren Spitze der ausgezeichnete Nervenarzt Charcot in Paris steht, die Hypnotisirbarkeit als das Zeichen einer nervösen, ja sehr häufig geradezu hysterischen Constitution betrachtet. Wie es scheint, entscheidet sich diese Frage mehr und mehr zu Gunsten der Schule von Nancy. Ihre Anhänger versichern, daß sie im Durchschnitt 80—90 Procent aller Versuchspersonen hypnotisirbar gefunden haben, ja daß gerade gesunde und kräftige, muskelstarke Personen in der Regel dem Hypnotismus leichter zugänglich seien als nervöse Individuen; maßgebend sei ausschließlich die Lebhaftigkeit, mit welcher die Einbildungskraft dem Versuche folgt. Aus diesem Grunde scheinen kleine Kinder und sehr alte Leute im allgemeinen weniger leicht hypnotisirbar zu sein, während Frauen zugänglicher sind als das männliche Geschlecht. Leute, die an blinden Gehorsam gewöhnt sind, oder denen der Experimentator als Respectsperson gegenübersteht, sind ebenfalls günstige Objecte. Ruhige, vorurtheilslose Hingabe an den Versuch erleichtert denselben, während ängstliche Erregung, Zerstreutheit oder gar lebhaftes Widerstreben wenigstens beim ersten male die Versetzung in den hypnotischen Zustand unmöglich machen. Dagegen wächst die Geneigtheit zum Verfallen in den hypnotischen Schlaf mit der Wiederholung der Versuche meist sehr rasch an, weil nunmehr die Macht der Suggestion offenbar durch die eigenen frühern Erfahrungen ganz außerordentlich verstärkt wird. Auf der andern Seite kann Ungeschick des Experimentators, welches den zuversichtlichen Glauben an das Eintreten des Schlafes zerstört, die Hypnotisirung für lange Zeit oder für immer unmöglich machen.

Wie man sieht, liefert die Annahme einer Suggestionswirkung für alle die aufgeführten Thatsachen eine durchaus befriedigende Erklärung. Wir erinnern uns dabei an die Erfahrung, daß ja schon jetzt der Arzt überaus häufig weit mehr durch seine Persönlichkeit,

Digitized by Google

durch das Vertrauen, welches er dem Kranken einflößt, zur Linderung seiner Leiden beiträgt als durch seine Arzneien. Ja, es hat den Anschein, als ob gewisse Heilmethoden, unter denen wir nur die sogenannte Metallotherapie anführen wollen, ausschließlich auf Suggestionswirkung beruhen. Tagtäglich erleben wir es, daß ungebildete und gebildete Laien durch die nichtssagendsten oder gar widersinnigsten Verfahren staunenswerthe Heilerfolge erzielen, sobald sie es nur verstehen, in irgendeiner Weise Macht über die Kranken zu gewinnen. Denken wir endlich noch daran, wie sehr wir auch sonst in unserm Denken, Fühlen und Handeln der Suggestion, der Beeinflussung durch unsere Umgebung, unterworfen sind! Denken wir an die ansteckende Macht des Gähnens und Hustens, des Klatschens und Singens, der Begeisterung und der Entrüstung, der politischen und wissenschaftlichen Schlagworte und — last not least — der unbesiegbaren Tyrannei auch der abgeschmacktesten Mode, so werden wir es zugeben müssen, daß das Einschlafen noch als eine der harmlosesten und nächstliegenden Wirkungen der Suggestion bezeichnet werden muß.

Wenn somit die bestimmte Erwartung des Schlafes als die wahre Ursache für das Eintreten des hypnotischen Zustandes gelten darf, so haben doch die früher erwähnten praktisch erprobten Hülfsmittel ihre volle Berechtigung. Wir wissen, daß für die Anregung der Aufmerksamkeit ein gewisser Wechsel der äußern Reize außerordentlich wichtig ist, daß das Monotone uns langweilt und endlich einschläfert. Schon Caelius Aurelianus bediente sich des eintönigen Geräusches fallender Tropfen, um seinen Kranken Schlaf zu verschaffen; sanfte Musik, das Rauschen des Meeres, das leise Säuseln der Blätter, das Plätschern des Regens versetzt uns in Träumerei, und es ist eine bekannte Erfahrung der Haarkünstler, daß manche ihrer Kunden bei lange fortgesetztem Kämmen von unwiderstehlicher Müdigkeit befallen werden. Diese einschläfernde Wirkung leiser, gleichartiger Reize ist es, welche der Experimentator zu Hülfe ruft, wenn er das Ticken einer Uhr oder die magnetisirenden Striche in Anwendung bringt. Auf der andern Seite ist es Charcot gelungen, gerade durch sehr heftige, plötzliche Sinnenreize, durch den Strahl des Drummond'schen Kalklichtes oder durch den schmetternden Ton eines „Gong" die Hypnose hervorzurufen, allerdings wol zumeist bei bereits eingeübten Personen, bei denen natürlich die Suggestion des Einschlafens an irgend beliebige äußere Eindrücke geknüpft werden kann. Es sei indessen daran erinnert, daß auch bei Thieren, namentlich bei Insekten, infolge plötzlicher Eindrücke eine augenblickliche Erstarrung sämmtlicher Glieder, ein „Sichtodtstellen" beobachtet wird, welches von Preyer als „Kataplexie" beschrieben worden ist und eine gewisse Verwandtschaft mit den lähmenden Wirkungen des Schreckes beim Menschen darzubieten scheint. Ob die Ähnlichkeit aller dieser Vorgänge untereinander eine mehr als äußerliche ist, muß freilich dahingestellt oder sogar bezweifelt werden. Was seit Braid am weitesten verbreitete Hülfsmittel zur Herbeiführung der Hypnose, die Fixirung eines glänzenden Gegenstandes oder der Pupille des Hypnotiseurs, wirkt ohne Zweifel wesentlich durch das Auftreten von Ermüdungsempfindungen in den Augenmuskeln, welche das Verschwimmen der Gesichtsbilder, das Senken der Augenlider und das Auftauchen des Schlafbedürfnisses begünstigen.

In der That werden manche dieser

Digitized by Google

Kunstgriffe auch noch heute, selbst von | im Traume zu wunderbarer Geschicklichkeit hat.

Digitized by Google

durch das Vertrauen, welches er dem Kranken einflößt, zur Linderung seiner Leiden beiträgt als durch seine Arzneien.

des Regens versetzt uns in Träumerei, und es ist eine bekannte Erfahrung der Haarkünstler, daß

Digitized by Google

Kunstgriffe auch noch heute, selbst von der nancyer Schule, zur leichtern Herbeiführung des hypnotischen Schlafes vielfach mit herangezogen. Daß dieselben aber in keiner Weise zur Erzielung hypnotischer Beeinflussungen unentbehrlich sind, wie das namentlich von Charcot angenommen wird, erweist sich am schlagendsten aus der Erfahrung, daß strenggenommen die hypnotischen Erscheinungen auch ohne das Einschlafen selber zu Stande kommen können, trotzdem sie ja gerade von diesem letztern ihren Namen ableiten. Wenn man nämlich auch absieht von den oben aus dem normalen Leben angeführten Beispielen der Abhängigkeit menschlichen Denkens und Handelns von der Umgebung, so haben neuere Untersuchungen gezeigt, daß unter günstigen Umständen selbst im vollen Wachen Suggestivwirkungen erzielt werden können, welche denjenigen der Hypnose in allen wesentlichen Stücken vollkommen gleichen. Auf pathologischem Gebiete, zumal bei Hysterischen, ist diese Thatsache schon lange bekannt, und eine große Anzahl von wunderbaren Heilungen, namentlich Gelähmter, durch Handauflegen oder kräftigen Zuspruch, wie sie von Heiligen, Curpfuschern und häufig genug auch jetzt noch in unsern Krankenhäusern ausgeführt werden, sind ohne jeden Zweifel auf „Wachsuggestionen" zurückzuführen. Das Einschläfern spielt daher bei den hypnotischen Erscheinungen keine andere Rolle, als daß es die Einwirkung der Suggestionen erleichtert, indem es die Klarheit der Ueberlegung trübt und die Selbständigkeit des Willens abschwächt.

Daß gerade Schlafzustände für die suggestive Beeinflussung einen besonders günstigen Boden abgeben müssen, leuchtet ohne weiteres ein, wenn man sich die Erfahrungen vergegenwärtigt, die man im Traume zu machen Gelegenheit hat. Können wir doch als die psychologische Eigenart des Traumes geradezu die gänzliche Unfähigkeit bezeichnen, unter den sich uns darbietenden Wahrnehmungen, Vorstellungen und Antrieben diejenige vernünftige Auswahl zu treffen, welche uns im wachen Leben die Selbständigkeit unsers Denkens und Handelns verbürgt. Die unsinnigste Verquickung der verschiedenartigsten Erinnerungsbilder, deren Unvereinbarkeit wir bei Tage auf den ersten Blick erkennen würden, wird im Traume kritiklos, ohne jedes Bedenken hingenommen; irgendein aufsteigender Antrieb führt uns ohne weiteres zu sinnlosen, ja verbrecherischen Handlungen, deren Bedeutung wir erst nach dem Erwachen wirklich zu erkennen im Stande sind.

Diese Sachlage ist es, welche der Experimentator mit geschickter Hand herbeiführt und weiterhin benutzt, um das regellose Spiel unserer innern Vorgänge nach seiner Willkür zu lenken. Es ist wahr, daß eine große Anzahl namentlich einfacherer Suggestionen schon gelingt, bevor von einem eigentlichen Traumzustande die Rede sein kann; doch lehrt die Erfahrung, daß verwickeltere und weiter gehende Beeinflussungen durchaus am besten bei tieferer Bewußtseinstrübung erreicht werden, ja, daß es unter Umständen möglich ist, Individuen aus dem normalen Schlafe in den Zustand der Suggestibilität hinüberzuführen, trotzdem sie sich den gewöhnlichen Hypnotisirungsmethoden unzugänglich erwiesen haben. Ueberdies ist natürlich die Grenze zwischen Traum und Wachen keine scharfe, sondern es gibt alle möglichen Uebergänge zwischen beiden, und wenn man auf der einen Seite sieht, daß bei sehr tiefem Schlafe die Wirksamkeit der Suggestion wiederum abnimmt, so gewinnt es den Anschein, als

Digitized by Google

ob gerade gewisse Zwischenstufen zwischen jenen beiden Zuständen in besonderm Maße die Beeinflussung durch den fremden Willen begünstigen.

Den Wirkungsbereich der Suggestion bildet das gesammte Gebiet unsers Seelenlebens. Was zunächst den Wahrnehmungsvorgang anbetrifft, so ist der Experimentator im Stande, der Versuchsperson Sinneseindrücke der mannichfachsten Art sowol zu erzeugen als auch zum Verschwinden zu bringen. Indem er dem Eingeschläferten beliebig erfundene Einzelheiten in lebhafter Weise schildert, entstehen in jenem die entsprechenden sinnlichen Wahrnehmungen, welche offenbar im großen und ganzen das Gepräge der Traumbilder besitzen, vielleicht indessen noch lebendiger sind als diese. Der Hypnotisirte erblickt unter allen Zeichen der Furcht mit geschlossenen oder selbst mit offenen Augen den Löwen, welchen ihm der Experimentator zeigt; er hört die Musik oder den Kanonendonner, er fühlt den Biß der Schlange oder das weiche Fell des eingebildeten Kätzchens, welches er auf dem Schoße hält. Er riecht das Veilchen, das er von der Diele gepflückt hat, und er trinkt aus demselben Glase oder auch ganz ohne ein solches, nacheinander Wein, bittere Arznei, Chocolade oder frisches Quellwasser. Ja, noch mehr! Nicht nur einzelne Wahrnehmungen, sondern ganze Situationen lassen sich mit der größten Leichtigkeit dem Hypnotisirten vorspiegeln. Ganz wie im Traume erlebt er in unmittelbarer Folge die buntesten und phantastischsten Abenteuer, indem er selbst die Einzelheiten zu den ihm vom Experimentator gelieferten Umrissen hinzufügt, etwa wie ein geschickter Maler dem vom Besteller gegebenen Stoffe erst durch die eigenartige Einzelausführung individuelles Leben einzuhauchen versteht. Auf der andern Seite ist der Experimentator im Stande, alle Wahrnehmungen dieses oder jenes Sinnesgebietes vorübergehend vollständig zu vernichten. Besonders leicht gelingt dies im Bereiche des Hautsinnes. Schon bei mäßiger Benommenheit kann man bisweilen Nadeln ziemlich tief in die Haut stechen, ohne daß die Versuchsperson das Geringste davon merkt, wenn man ihr suggerirt, sie sei vollkommen unempfindlich. In derselben Weise kann man das Individuum blind und taub machen, ihm Geruchs- oder Geschmacksvermögen rauben. Noch eigenthümlicher erscheint die Macht des Hypnotiseurs, wenn er nicht ein Sinnesorgan vollkommen functionsunfähig macht, sondern nur den Ausfall ganz bestimmter Einzelwahrnehmungen suggerirt und damit die sogenannten negativen Hallucinationen erzeugt. Man kann es auf diese Weise erreichen, daß die Versuchsperson z. B. sämmtliche Anwesende ohne Köpfe sieht, daß ihr die Thür des Zimmers verschwunden zu sein scheint, daß eine bestimmte Person der Umgebung für sie unsichtbar wird, obgleich sie ihre Stimme hört, die von ihr gerückten Stühle sich bewegen oder sogar den Hut in der Luft schweben sieht, den jene auf dem Kopfe trägt. Die so entstehenden Lücken in der Wahrnehmung werden auf ähnliche Weise mit Hülfe der übrigen Sinneseindrücke ausgefüllt, wie wir auch sonst die dem blinden Flecke unserer Netzhaut entsprechende Stelle des Sehfeldes durch die von benachbarten Partien gelieferten Bilder ergänzen.

In der Regel bestehen alle diese Beeinflussungen der sinnlichen Wahrnehmung nur so lange, als der hypnotische Dämmerzustand andauert. Nicht ganz selten gelingt es indessen, die Suggestivwirkung bis über das Erwachen hinaus kürzere oder längere Zeit hindurch fest-

Digitized by Google

zuhalten. Die Versuchspersonen sehen das eingebildete Veilchen in ihrer Hand auch nach dem Aufhören der eigentlichen Hypnose ganz deutlich und überreichen es auf Wunsch dem Experimentator; sie erblicken diesen letztern, wie ihnen während des Schlafes eingeredet wurde, beim Erwachen im himmelblauen Schlafrocke und mit ein paar großen Hörnern auf dem Kopfe, oder sie erkennen auf einem beliebigen weißen Blatte gehorsam ihr wohlgelungenes Porträt. Allerdings fallen bei dem Versuche, dasselbe nachzuzeichnen, die Linien meist sehr unsicher aus, und diese „posthypnotischen" Sinnestäuschungen scheinen überhaupt ziemlich verschwommener Art zu sein. Offenbar handelt es sich hier um Uebergangszustände zwischen Traum und Wachen, in denen die Suggestion noch eine gewisse Nachwirkung ausübt; bei vollständiger Rückkehr der klaren Orientirung verschwindet dann der ganze Spuk von selbst.

In ganz ähnlicher Weise wie die Wahrnehmungen können auch die Erinnerungen der Versuchsperson durch die hypnotische Suggestion geleitet werden. Diese von vornherein außerordentlich verblüffende Thatsache findet ebenfalls ihr Gegenstück im normalen Traume. Auch hier begegnet es uns zuweilen, daß in uns Erinnerungen an niemals erlebte Dinge aufsteigen, die wir trotzdem ohne weiteres als die Spiegelbilder thatsächlicher Begebenheiten auffassen. Obgleich man eigentlich meinen sollte, daß der einmal vorhandene wirkliche Inhalt unsers Erinnerungsschatzes jedem fremden Eindringlinge einen lebhaften und erfolgreichen Widerstand entgegensetzen müßte, so gelingt es doch durch dreistes, zuversichtliches Einreden, den Hypnotisirten davon zu überzeugen, daß er diese oder jene Person früher schon einmal gesehen, daß sie ihm vor acht Tagen seine Brieftasche gestohlen, oder daß er selbst bei der oder jener Gelegenheit irgendein beliebiges Verbrechen verübt habe. Ja, es ist sogar bisweilen möglich, die Macht einer solchen Suggestion bis in das wache Leben mit hinüberzuspinnen, sodaß die anscheinend in jeder Beziehung ihrer selbst mächtige Versuchsperson auch jetzt noch mit voller Ueberzeugung an jenen trügerischen Erinnerungen festhält, welche ihr in der Hypnose suggerirt worden waren. Gewöhnlich wird auch hier das gelieferte Material nicht sklavisch festgehalten, sondern die eigene Phantasie pflegt den vom Experimentator überkommenen Gedanken noch durch selbsterfundene Einzelheiten zu ergänzen und auszuschmücken, sodaß auf diese Weise die Aehnlichkeit mit wirklichen Erinnerungen noch vergrößert wird. Die Erinnerung an die Erlebnisse während der Hypnose ist bald erhalten, bald völlig erloschen, bald endlich kann sie, ähnlich wie bei manchen Träumen, durch irgendeinen äußern Anstoß plötzlich wieder wachgerufen werden. Die Gestaltung dieses Verhaltens ist ebenfalls in hohem Maße dem Willen des Experimentators unterworfen.

Weit wichtiger indessen als alle diese Wirkungen der Suggestion ist der bisweilen geradezu unheimliche Einfluß, welchen dieselbe auf den Willen des Menschen ausübt. Eine der ersten und überraschendsten Erscheinungen, welche schon bei leichter Hypnose die Unterwerfung der Versuchsperson unter die Macht des Experimentators ankündigt, ist die Unfähigkeit, die Glieder des Körpers aus eigenem Entschlusse zu bewegen. Da die Hypnose sich regelmäßig auf der Suggestion des Einschlafens aufzubauen pflegt, so sind es zunächst die Augenlider, welche sich senken und den Dienst versagen. Alsdann stellt sich eine Erschwerung des Sprechens und ziemlich

Digitized by Google

gleichzeitig die sogenannte „wächserne Biegsamkeit" der Glieder ein, sodaß dieselben jede beliebige Stellung, die ihnen vom Experimentator gegeben wird, widerstandslos so lange festhalten, bis die Muskelermüdung ihre Rechte geltend macht. Aber der Experimentator vermag noch weit mehr. Je nach der von ihm gegebenen Suggestion werden die Arme, der ganze Körper steif wie ein Bret, sodaß man sich auf den nur an beiden Enden unterstützten Leib einer muskulösen Versuchsperson setzen kann, oder aber sämmtliche Glieder sind gelähmt, kraftlos, sinken schlaff herab, ohne daß die Versuchsperson auch nur einen Finger zu rühren vermöchte. Eine beliebige rhythmische Bewegung, z. B. das Drehen der beiden Fäuste umeinander, wird ohne Aufhören fortgesetzt, sobald einmal der Anstoß dazu gegeben ist, ja es gelingt sogar dem Experimentator nicht selten, durch absichtsvolle Ausführung irgendwelcher Bewegungen den Hypnotisirten dazu zu veranlassen, mit automatischer Treue dieselben nachzuahmen, bestimmte Grimassen zu schneiden, im Takte durch die Stube zu gehen, unverstandene Sätze in ganz fremden Sprachen genau zu wiederholen u. dgl. Allein nicht nur diese niedern, auch im normalen Leben meist mehr reflectorisch sich abspielenden Bewegungen, sondern auch die eigentlichen Willkürhandlungen, wie sie gewöhnlich als frei aus dem Entschlusse der selbstbewußten Persönlichkeit entspringend angesehen werden, sind in sehr hohem Grade der Beeinflussung durch die hypnotische Suggestion unterworfen. Genau so, wie wir im Traume unbedenklich in nothdürftigem Anzuge einen Ball besuchen, ohne Rücksicht auf Beruf und Mittel eine Reise um die Welt unternehmen, so läßt sich auch der Hypnotisirte durch die Einflüsterungen des Experimentators willenlos leiten. Er trinkt ohne Widerspruch das ihm gereichte Gift, verbirgt die gestohlenen Banknoten in seiner Tasche und feuert den eingebildeten Revolver auf seinen besten Freund ab, der ihn angeblich tödlich beleidigt hat.

Finden alle diese Handlungen noch eine gewisse Motivirung in den Umständen, welche ihm der hypnotische Traum vorspiegelt, werden sie dem gesunden Verständnisse erklärlicher durch die gleichzeitige Trübung des Bewußtseins, so fallen jene Beobachtungen anscheinend vollständig aus dem Rahmen der normalen Erfahrung heraus, in denen die suggerirten Willenshandlungen nicht während der Hypnose, sondern erst nach dem Erwachen aus derselben wirklich ausgeführt werden. Häufig genug ist es möglich, den Hypnotisirten dazu zu veranlassen, daß er nach dem Aufhören des Schlafes irgendwelche harmlose oder sogar unsinnige und unpassende Handlung begeht, welche ihm vorher in geeigneter Weise eingeflüstert wurde. Er stellt vielleicht einen Stuhl auf den Tisch, stürzt den Papierkorb um, zündet am hellen Tage die Lampe an, zieht seinem Nachbar das Taschentuch aus der Tasche oder richtet an ihn wörtlich die vorher suggerirte Frage oder Bemerkung. Bei alledem kann er sich des Zwecklosen oder Unziemlichen seines Benehmens mehr oder weniger klar bewußt sein; er ist jedoch in der Regel nicht im Stande, dem in ihm mächtig emportauchenden Antriebe Widerstand zu leisten, und er ist, wenn nicht etwa noch eine Erinnerung an die ihm eingepflanzte Suggestion ihn eines andern belehrt, ganz fest überzeugt, aus freiem Entschlusse, aus eigener Willensregung zu handeln.

Noch eigenthümlicher sind jene Beobachtungen, in denen der Einfluß der Suggestion nach dem Erwachen aus

Digitized by Google

der Hypnose für kürzere oder längere Zeit gleichsam schweigt, in den Hintergrund tritt, um zu irgendeinem, vom Experimentator vorher bestimmten Zeitpunkte plötzlich sich wieder geltend zu machen. Es ist auf diese Weise möglich, einer Person Wahrnehmungen vorzuspiegeln, sie zu einer Handlung zu veranlassen, in einem Augenblicke, in dem jede unmittelbare Einwirkung durch den Experimentator völlig ausgeschlossen ist. Wie es scheint, kann die Zeit zwischen der Suggestion und dem Eintreffen des Ereignisses sich unter Umständen bis zu einem Jahre ausdehnen. Die Versuchsperson verfällt dann zu dem vorherbestimmten Zeitpunkte entweder von selbst in hypnotischen Zustand, oder sie vollführt den ihr gewordenen Auftrag in dem guten Glauben, aus eigener, freier Wahl zu handeln. Durch besonders darauf gerichtete Suggestionen kann sie in dieser Ueberzeugung bestärkt werden.

Schon von anderer Seite ist auf die große Bedeutung hingewiesen worden, welche diesen Erfahrungen für die Lehre vom sogenannten „freien Willen" des Menschen zukommt. Nicht als ob dieselben an sich in jener Frage eine größere Beweiskraft beanspruchen dürften als zahllose andere Beobachtungsthatsachen. Nur das Eine lehren sie uns unwiderleglich, daß das vielfach so sehr betonte unmittelbare Bewußtsein unserer innern Freiheit als etwas durchaus Trügerisches angesehen werden muß. Können wir doch hier mit voller Sicherheit den gebieterischen Zwang nachweisen, unter welchem die für das subjective Gefühl aus freier Willkür hervorgegangene Handlung der äußern Einwirkung entspringt. Wir werden dabei erinnert an jene Erfahrungen des täglichen Lebens, welche uns zeigen, wie sehr bisweilen eine zufällige Wahrnehmung, ein von andern in der Unterhaltung flüchtig hingeworfenes Wort, welches uns „nicht wieder aus dem Sinne kommen" will, die Richtung unsers Denkens und Handelns auf das Nachhaltigste beeinflußt. Freilich muß hier der Boden gewissermaßen schon vorbereitet sein, während in der Hypnose jede beliebige Anregung durch den Experimentator alsbald in unserm Innern feste Wurzel zu schlagen vermag.

Es ist indessen begreiflich, daß auch die suggestive Beeinflussung durchaus nicht in allen Fällen, ja nicht einmal so sehr häufig bis zu den hier geschilderten höchsten Graden der Willenlosigkeit gesteigert werden kann. Zunächst ist schon die Tiefe der erreichbaren Hypnose außerordentlichen individuellen Verschiedenheiten unterworfen. Während etwa 15 Proc. aller Versuchspersonen ein geringes Müdigkeitsgefühl empfinden, verfallen 40 Proc. in einen leichten Schlaf mit Verlust der Herrschaft über die willkürlichen Bewegungen, und nur bei 20 Proc. pflegt die Hypnose bis zur Erzeugung von Sinnestäuschungen fortzuschreiten; gut ausgebildete posthypnotische Suggestibilität, namentlich für längere Zeiträume, ist noch erheblich seltener. Dazu kommt, daß der Widerstand, den die Versuchsperson den Einflüsterungen zum Handeln entgegenstellt, ein sehr verschieden starker ist. Gleichgültige und harmlose Suggestionen werden im allgemeinen weit leichter ausgeführt als ungereimte, anstößige oder gar verbrecherische. Zumal nach Ablauf der Hypnose tritt die normale Persönlichkeit mit allen ihren Grundsätzen und Willensdispositionen wieder in ihre Rechte, und sie vermag auch sehr starke Antriebe zu unterdrücken, sobald dieselben mit dem eigenen Wollen in allzu grellen Widerspruch treten. Allerdings begegnen wir ja schon im täglichen Leben Individuen genug, die

Digitized by Google

sich gewohnheitsmäßig in ihrem Denken und Handeln durch fremde Einflüsse leiten lassen; von ihnen müssen wir fürchten, daß sie auch den posthypnotischen Suggestionen nur mattherzigen, leicht überwundenen Widerstand entgegenzusetzen im Stande sein werden.

Am allerdeutlichsten vielleicht wird die elementare Gewalt, mit welcher die hypnotische Suggestion das Seelenleben des Menschen sich zu unterwerfen vermag, wenn wir sehen, daß auch solche körperliche Vorgänge, die sich für gewöhnlich der willkürlichen Beeinflussung entziehen, innerhalb gewisser Grenzen vom Experimentator beherrscht werden können. Vor allem ist es der Schlaf, welcher geradezu für längere Zeit geregelt werden kann. Es ist ja bekannt, daß im Schlafe das Bewußtsein nicht vollständig erloschen zu sein pflegt, daß wir unter Umständen durch leise Geräusche einer bestimmten Art sicherer erweckt werden als durch gewohnten Lärm, und somit unzweifelhaft eine gewisse Kritik unserer Wahrnehmungen ausüben, ja, daß nicht wenige Menschen im Stande sind, nach Belieben zu einer ganz bestimmten Stunde zu erwachen. In alle diese mehr oder weniger unwillkürlichen Vorgänge vermag der Hypnotiseur einzugreifen, indem er den Zeitpunkt des Einschlafens wie des Erwachens vorher bestimmt, oder auch beide Momente an den Eintritt gewisser äußerer Ereignisse anknüpft. Ganz ebenso kann das Nahrungsbedürfniß, können, wie es scheint, sogar die Schnelligkeit des Herzschlages, ja nach manchen Angaben die Körperwärme und andere ähnliche unwillkürliche Functionen beeinflußt werden. Von ganz besonderm Interesse aber ist die in einzelnen Fällen von vertrauenswürdigen Beobachtern berichtete Thatsache, daß es durch lebhafte Suggestionen gelingen kann, in scharf umschriebenen Hautpartien Röthung, Schwellung und sogar Blasenbildung zu erzeugen. Sollten diese Erfahrungen sich weiterhin bestätigen, so würde durch sie ein gewisses Licht geworfen auf die in der Legende alter und neuer Zeiten so häufig wiederkehrenden Erzählungen von dem Auftreten der heiligen Wundmale bei religiösen Eiferern, namentlich solchen weiblichen Geschlechts. Es würde sich hier etwa um sogenannte „Autosuggestionen" handeln, um Einflüsterungen, welche gewissermaßen die glühende Phantasie dem eigenen Willen vorschreibt, und durch welche sie jene Macht über den Kreislauf des Blutes erlangt, welche für gewöhnlich nur den Gemüthsbewegungen zukommt, und welche in der Hypnose die Persönlichkeit des Experimentators an sich reißt.

Bis zu diesem Punkte allenfalls vermag die bisherige physiologische Erfahrung den Ergebnissen des hypnotischen Experimentes zu folgen. Wir sehen, wenn uns auch die exacte Erklärung der Thatsachen vielfach noch fehlt, doch wenigstens den Boden zu unsern Füßen, auf dem eine solche sich einmal wird aufbauen lassen. Es hat indessen nicht fehlen können, daß die mystische Neigung des Menschengeschlechts einen so auffallenden Gegenstand für sich in Anspruch genommen hat. Wie sich um einen Heros der Geschichte rasch ein Sagenkreis bildet, in dem die fruchtbare Phantasie der Zeitgenossen und noch mehr der Epigonen ihr eigenes schillerndes Gespinst an den gegebenen festen Punkt anknüpft, so hat auch der Hypnotismus dem Wunderbedürfnisse der Menge reiche Gelegenheit zu volksthümlicher und wissenschaftlicher Mythenbildung dargeboten. Schon die Jugendgeschichte dieser Erscheinungen wurde durch die naturphilosophischen Speculationen Mesmer's verdunkelt, die später Reichenbach, der

Digitized by Google

Begründer der Odlehre, aufs neue belebte. Eine andere Richtung, deren begeisterter Verfechter Justinus Kerner mit seiner Seherin von Prevorst war, knüpft an den in der Culturgeschichte so vielfach hervortretenden Aberglauben vom Weissagen und Hellsehen an. Für sie besitzt der Hypnotisirte gewisse übernatürliche Fähigkeiten. Die Seele vermag sich in solchem Zustande vom Körper loszulösen und so, befreit von den hemmenden Einflüssen der Zeit und des Raumes, Zukünftiges und Vergangenes zu schauen und alle jene Hindernisse zu überwinden, welche dem schwerfälligen Leibe durch die Undurchdringlichkeit der Materie entgegengestellt werden. Diese Lehren sind es gewesen, welche schon seit Mesmer bis auf den heutigen Tag zu einer ebenso schamlosen wie gewinnbringenden Ausbeutung der leichtgläubigen Menge mit Hülfe von „Somnambulen" Anlaß gegeben haben. Der Hang des Menschen zum Uebersinnlichen ist unsterblich, und gerade in solchen Zeitläufen, in denen die exacte Forschung ihre größten Triumphe feiert, pflegt auch die Reaction gegen die zünftige Gelehrsamkeit, der phantasievolle Dilettantismus, sein Haupt höher zu erheben. Das modernste Zerrbild der Wissenschaft, der Spiritismus, hat sich daher ebenfalls die Erscheinungen des Hypnotismus nicht entgehen lassen, um aus ihnen neue Beweise für die Unabhängigkeit der Seele vom Körper, für die Möglichkeit von Fernwirkungen der Gedanken, der Willensantriebe herauszulesen und sie so in einen künstlichen Gegensatz zu den bisher anerkannten Naturgesetzen zu bringen. Leider ist dieser mystischen Verwerthung verhältnißmäßig einfacher Erfahrungsthatsachen ein gewisser Vorschub geleistet worden durch Bestrebungen, welche, noch vor kurzem wenigstens, eine Zeit lang von namhaften französischen Gelehrten unterstützt wurden. Wir mußten mit Staunen die Nachricht vernehmen, daß es einigen Forschern gelungen sei, unzweideutige Fernwirkungen von Arzneimitteln bei ihren Versuchspersonen zu erzielen. Man war im Stande gewesen, durch Gifte, welche, in Glasröhrchen eingeschmolzen, von rückwärts den Hypnotisirten genähert wurden, die jenen Stoffen entsprechenden Vergiftungserscheinungen mit größter Deutlichkeit zu erzielen. Zum Glücke haben sich diese bedenklichen Versuchsergebnisse bei genauer Nachprüfung in keiner Weise bewährt; es hat sich vielmehr herausgestellt, daß auch hier, wie überall bei den hypnotischen Zuständen, die willkürliche oder unwillkürliche Erweckung gewisser Vorstellungen durch die Umgebung das ganze Verhalten der Versuchspersonen maßgebend beeinflußt.

In demselben Maße, wie die Verdunkelung der hypnotischen Erscheinungen durch abergläubische Auslegung die unbefangene Würdigung der Thatsachen beeinträchtigt hat, ist durch die immer klarer sich herausstellende Erkenntniß von der grundlegenden Bedeutung der Suggestion, durch die Zurückführung des Wunderbaren auf Erfahrungen des täglichen Lebens, die praktische Anwendung des Hypnotismus gefördert worden. Schon die zweifellosen Erfolge, welche der Heilmagnetismus jederzeit aufzuweisen gehabt hat, mußten die Aufmerksamkeit auf die Verwerthung des Hypnotismus in der Behandlung von Krankheiten richten, sobald einmal die Scheu des wissenschaftlichen Publikums vor der Charlatanerie beseitigt worden war. In der That hat denn auch die Schule von Nancy auf diesem Gebiete Ueberraschendes geleistet, und wenn sie auch der Gefahr einer Ueberschätzung ihres Heilmittels, einer gewissen optimistischen

Digitized by Google

Autosuggestion, vielleicht nicht überall entgangen ist, so gebührt ihr doch das große Verdienst, eine nachhaltige Anregung zur Untersuchung der hypnotischen Heilmethode gegeben zu haben. Es liegt auf der Hand, daß in erster Linie solche Leiden der Suggestionscur zugänglich sein müssen, welche in irgendeiner Weise auf dem Boden des psychischen Lebens wurzeln. Da indessen, wie wir gesehen haben, die Macht des Hypnotiseurs sich auch über Gebiete erstreckt, welche dem bewußten Willenseinflusse entzogen sind, so erweitert sich dadurch der Wirkungsbereich des Hypnotismus recht bedeutend. Es gibt kaum irgendeine functionelle Störung im Organismus, welche nicht mit mehr oder weniger Erfolg bereits zum Angriffspunkte der hypnotischen Heilmethode gemacht worden wäre. Vor allem sind es Schlaflosigkeit, Appetitsstörungen, Schmerzen der verschiedensten Art, auch solche bei Operationen, sowie functionelle Lähmungen, bei denen die Erfolge bisher am zufriedenstellendsten gewesen sind. Das große Gebiet der hysterischen und neurasthenischen Störungen liefert wol das dankbarste Material für die Suggestivbehandlung, während leider diejenige Klasse von Kranken, bei denen man sich von vornherein die günstigsten Erfolge versprechen möchte, die Geisteskranken, sich bisher nur in recht beschränktem Maße einer günstigen Beeinflussung durch die hypnotische Suggestion zugänglich erwiesen haben. Naturgemäß können jedoch heute unsere Erfahrungen über die Heilwirkungen des Hypnotismus zu einem sichern, abschließenden Urtheile noch keineswegs genügen. Der offenkundigen Begeisterung auf der einen steht auf der andern Seite eine mistrauische Zweifelsucht gegenüber, dem der Hypnotismus mit der „Gloriole der Abgeschmacktheit" umgeben scheint, und dem die Ausschreitungen der Optimisten jede Lust benehmen, sich eingehender mit dem heikeln Gegenstande zu befassen.

Die Geschichte, die Häufung gut beobachteter und unbefangen verarbeiteter Thatsachen wird hier unsere Lehrmeisterin sein müssen; sie wird uns jene goldene Mitte erkennen lassen, welche auch hier voraussichtlich den Weg zur Wahrheit in sich schließt. Sie wird uns vor allem aber auch die Gefahren zeigen und hoffentlich vermeiden lassen, welche unzweifelhaft die eigenthümlichen Vorgänge des Hypnotismus umgeben. Schon bei den Heilversuchen Mesmer's stellte es sich als nothwendig heraus, ein eigenes größeres, ausgepolstertes Gemach, den „Saal der Krisen", für diejenigen bereit zu halten, welche während des Verfahrens in Krämpfe und unsinnige Aufregungszustände verfielen. Aehnliche Beobachtungen sind auch später nicht selten gemacht worden, und es ist eine ganz gewöhnliche Erscheinung, daß namentlich hysterische Kranke beim Einleiten der Hypnose in Zuckungen zu verfallen drohen. Eine weitere Gefahr liegt in dem Umstande, daß einzelne Personen nach häufiger Wiederholung der Hypnose von selbst, durch Autosuggestion, in diesen Zustand gerathen, und daß sich nun bei ihnen durch denselben Vorgang, wie bei der Heilwirkung, umgekehrt auf dem empfänglichen Boden eine Reihe selbst suggerirter functioneller Störungen festsetzen, deren Beseitigung später große Schwierigkeiten bereiten kann. Gegen alle diese Gefahren hat der sachverständige und gewandte Experimentator das sichere Heilmittel, eben wieder der Suggestion, in seiner Hand. Mit ihrer Hülfe wird es fast immer gelingen, das drohende Unheil von vornherein abzuwenden.

Gerade aus diesen Betrachtungen ergibt sich ohne weiteres, daß die Hyp-

Digitized by Google

nose unter keinen Umständen als ein harmloses Gesellschaftsspiel oder als ein Schaustück betrachtet werden darf. Mit demselben Rechte, mit dem der Staat den Verkauf zerstörender Gifte unter seine besondere Aufsicht stellt und nur den von ihm selbst dazu erzogenen und geprüften Personen die Verwerthung der Heilwirkungen gestattet, hat er auch die Befugniß, nicht nur die öffentlichen Schaustellungen Hypnotisirter grundsätzlich zu verbieten, sondern überhaupt die Ausführung hypnotischer Experimente durch Laien ohne weiteres zu bestrafen. Leider hat die Gesetzgebung bisher diese unabweisbare Folgerung noch nicht gezogen; sie wird aber, selbst wenn die Rücksicht auf die psychische Gesundheitspflege sich als noch nicht dringend genug erweisen sollte, bestimmt dazu gezwungen werden durch diejenigen Berührungspunkte, welche der Hypnotismus mit der Rechtswissenschaft besitzt.

In welcher Richtung die Gefahren zu suchen sind, welche auf dem Gebiete der Rechtspflege durch Misbrauch des Hypnotismus erwachsen können, ergibt sich leicht aus der Betrachtung der früher mitgetheilten Erfahrungsthatsachen. Offenbar kann die Macht der Suggestion vom Hypnotiseur dazu benutzt werden, entweder seine Versuchsperson selber zu benachtheiligen, oder aber durch sie Handlungen ausführen zu lassen, welche in den Interessenkreis anderer Personen schädigend eingreifen. In ersterer Beziehung versteht sich von selbst, daß eine in tiefen hypnotischen Schlaf versetzte und vielleicht noch unempfindlich gemachte Person allen möglichen Angriffen seitens des Hypnotiseurs willenlos preisgegeben ist, zumal dieser letztere ja auch noch jede Erinnerung an die Erlebnisse während der Hypnose zu beseitigen vermag. Sobald in der Hypnose auch Handlungen suggerirt werden können, erweitert sich die Möglichkeit eines rechtlichen Misbrauchs beträchtlich. Der Hypnotiseur kann sich Schenkungen machen, Wechsel unterschreiben lassen; er kann seine Versuchsperson zu Diebstählen, Brandstiftungen, ja zu Gewalthandlungen und Mordthaten veranlassen, und er kann endlich ihre Erinnerung durch Suggestionen derart fälschen, daß sie über vermeintlich selbst oder von andern begangene Verbrechen und sonstige Erlebnisse in gutem Glauben falsches Zeugniß ablegt. Noch drohender werden alle diese Gefahren dort, wo auch posthypnotische Suggestionen ausgeführt werden. Gebraucht hier der Hypnotiseur die Vorsicht, den von ihm suggerirten Handlungen den Anschein freier Willensentschließung zu geben, und außerdem die Möglichkeit einer spätern Hypnotisirung durch andere Personen auf suggestivem Wege abzuschneiden, so scheint eine Aufdeckung der Entstehungsgeschichte des ganzen Vorganges von vornherein so gut wie ausgeschlossen.

Berücksichtigt man, daß alle diese theoretisch erdachten Fälle zum Theile in der Praxis beobachtet, zum Theile wenigstens in beweiskräftigen Versuchen thatsächlich dargestellt worden sind, so gewinnt die rechtliche Seite des Hypnotismus ein äußerst unheimliches Ansehen. Ist es doch kaum auszudenken, in welchem Maßstabe Verbrechen aller Art auf dem Wege der Suggestion vermittelt oder unmittelbar verübt werden können, ohne daß die strafende Gerechtigkeit den Thäter zu ereilen oder auch nur sich selbst vor Justizmorden zu schützen vermöchte. Glücklicherweise ist indessen auch hier dafür gesorgt, daß dem Gifte das Gegengift nicht fehle, und die Erfahrung hat bisher die von vornherein sich aufdrängenden Befürchtungen nur in geringem Umfange bestätigt. Die Zahl der schon ohne be-

Digitized by Google

sondere hypnotische Einübung sehr empfänglichen, willensschwachen Versuchspersonen ist ebenso wie diejenige der geriebenen und zugleich verbrecherischen Hypnotiseure eine verhältnißmäßig geringe, und es stehen außerdem einem gewandten Experimentator so viele Hülfsmittel zur Enthüllung der obenerwähnten Verbrechen zu Gebote, daß die Gefahr der Entdeckung, das wichtigste aller Abschreckungsmittel, immerhin groß genug bleibt, um einen irgendwie ausgedehntern Misbrauch des Hypnotismus zu verbrecherischen Zwecken mit ziemlicher Sicherheit auszuschließen. Immerhin muß die Entscheidung darüber, wie weit im einzelnen ein gesetzlicher Schutz gegen die Gefahren des Hypnotismus nothwendig und durchführbar ist, der weitern Erfahrung vorbehalten bleiben.

Im ganzen wird man ohne Zweifel gutthun, die praktische Bedeutung des Hypnotismus nicht zu überschätzen. Gewiß wird selbst die nüchternste Kritik und die argwöhnischste Prüfung diese räthselhaften Erscheinungen nicht ganz ihres eigenthümlichen Zaubers, nicht ihrer dämonischen Unheimlichkeit entkleiden können, auch wenn sie alles unwissenschaftliche Beiwerk, alle abergläubischen Legenden von ihnen abgestreift hat. Trotzdem dürfte der Schwerpunkt des Hypnotismus kaum in jenen greifbaren Beziehungen zum Wohl und Wehe der Menschen zu suchen sein, welche zuerst das Interesse der Menge auf seine merkwürdigen Eigenschaften lenkten. Weit größer ist die Tragweite, die das Studium der hypnotischen Erfahrungen für die Erkenntniß des menschlichen Seelenlebens zum Theile schon erlangt hat, zum Theile noch zu gewinnen verspricht. In zahlreiche, bis dahin dunkle Vorgänge unsers Innern hat die Entdeckung der suggestiven Beeinflussung plötzlich überraschendes Licht hineingetragen; die Fülle von Fragen und Anregungen, welche auf dem jungfräulichen Boden emporwachsen, werden noch Generationen von Forschern beschäftigen. Hier liegt der wahre Werth des Hypnotismus; die Psychologie wird in ihm eine unerschöpfliche Fundgrube der Belehrung besitzen, selbst dann, wenn seine praktischen Erfolge dem alten Gesetze neuer Heilmethoden folgen sollten, vom Enthusiasmus zur Ernüchterung und zum Skepticismus hinüberzuführen.

Die Eisenbahnfahrpreise.

Von G. van Muyden.

Heutzutage ist wol jeder Mensch dazu verurtheilt, hie und da einige Stunden auf der Eisenbahn zu verbringen, und so ist es nicht zu verwundern, wenn alles, was mit der Schiene zusammenhängt, stets auf der Tagesordnung bleibt. Besonders gelten die Erörterungen den Fahrpreisen. Bis vor wenigen Jahren hatte man die Gebühren für die Personenbeförderung, welche, beiläufig gesagt, offenbar technisch keineswegs begründet erscheinen und den alten Postwagentarifen abgeguckt sind, als etwas Unabänderliches hingenommen, und es waren die Wünsche der Reisenden fast ausschließlich auf die Verbesserung der

Digitized by Google

Wagen und Bahnhöfe sowie auf die Beschleunigung und Vermehrung der Züge gerichtet.

Die Frage der Reform der Fahrgebühren kam erst infolge der ultraradicalen Vorschläge Perrot's und der etwas zahmern Forderungen Engel's in Fluß. Beide stellten als das Ziel der Personentarifpolitik die Nachahmung der Posttarife hin; während aber der Erstgenannte die Einführung des „Personenportos", d. h. eine einheitliche Taxe für jedes Land und die Verdoppelung derselben bei Ueberschreitung der Landesgrenzen verlangte, ließ Engel, der das Verkehrte einer so radicalen Forderung einsah, mit sich reden und bequemte sich zu einigen Stufen oder Staffeln, ähnlich den für die Postpackete bestehenden. Beide Reformatoren gingen hierbei von den statistischen Angaben aus, laut welchen durchschnittlich mindestens drei Viertel der Plätze in unsern Bahnwagen unbesetzt bleiben, und stellten die kühne Behauptung auf, es geschehe nur deshalb, weil die hohen Fahrpreise die Leute vom Reisen abschrecken. Setze man die Tarife nur herab, so würden die Eisenbahnwagen Sommer und Winter, an Wochen- wie an Sonntagen so voll sein, daß kein Apfel zur Erde fallen kann und die Eisenbahnen glänzende Geschäfte machen, da das Gewicht der Passagiere demjenigen des Wagens gegenüber kaum in die Wagschale falle, und die Beförderung eines vollen Zuges kaum mehr koste als die eines leeren. Letzteres ist allerdings nicht ganz unrichtig. Wohl aber irren die Herren Perrot und Engel gewaltig, wenn sie wähnen, durch Herabsetzung der Fahrpreise auf ein Mindestmaß den ungeheuern Unterschied in der Besetzung der Züge an einem Pfingsttage und an einem trüben Winterwochentage auszugleichen. Die meisten Reisen werden noch immer des Vergnügens halber unternommen, und es dürften daher die Jahreszeit, das Wetter, der freie Sonntag stets für die Besetzung der Wagen maßgebend sein. Setzt man die Fahrpreise bedeutend herab, so erreicht man höchstens dadurch, daß an einem schönen Pfingsttage und an einem trüben Wintertage doppelt so viel Menschen in die Ferne schweifen. Das ungünstige Verhältniß zwischen besetzten und unbesetzten Plätzen bleibt bestehen; dafür sind aber die Eisenbahnverwaltungen gezwungen, die Zahl der Wagen und Locomotiven zu verdoppeln, was eine erkleckliche Anzahl Millionen verschlingt, und vielleicht den Ertrag aus den Eisenbahnen auf Kosten der Nichtreisenden oder seltener Reisenden schmälert.

Trotz dieser Erwägungen, welche gegen die Einführung einer so einschneidenden Reform wie die des „Personenportos" sprechen, entschloß sich im Jahre 1889 die ungarische Regierung, einen freilich sehr gemilderten Versuch in dieser Richtung zu machen, und es folgte Oesterreich, um die allzu große Ungleichheit zwischen beiden Reichshälften gut zu machen, wohl oder übel am 1. Juni 1890, soweit Staatsbahnen in Betracht kommen, dem Beispiele der Magyaren, allerdings mit einigen Abschwächungen. Das Wesen des ungarischen Tarifs ist ja genügend bekannt. Es bestehen in Ungarn 15 Tarifzonen oder Staffeln, deren Länge allmählich zunimmt; über 225 Kilometer gilt nur ein Fahrpreis; die Sache ist jedoch so eingerichtet, daß die ungemeine Begünstigung der Fernreisenden nur bei Reisen von und nach der Hauptstadt platzgreift, sodaß der Tarif zum Theil als ein Versuch anzusehen ist, die Bewohner der entfernten Landestheile nach Budapest zu ziehen. Das Beispiel der Stadt Paris zeigt aber, daß ein derartiges künstliches Groß-

Digitized by Google

ziehen der Hauptstadt auf Kosten der Provinz seine sehr bedenklichen Seiten hat.

Der österreichische Tarif bedeutet ebenfalls im großen und ganzen eine erhebliche Ermäßigung der bisherigen Fahrgebühren, und so reist der Oesterreicher fortan erheblich billiger als der Deutsche. Dies ergibt sich aus folgender Zusammenstellung der Preise für je einen Kilometer:

	Oesterreich.	Deutschland.
3. Klasse	1 Kr. = 2 Pf.*	4 Pf.
2. „	2 „ = 4 „	6 „
1. „	3 „ = 6 „	8 „

Bei Schnellzügen tritt ein Zuschlag von funfzig vom Hundert ein. Dagegen fallen alle Preisermäßigungen für Rückfahr- und Zeitkarten fort, und bleiben nur die Vortheile zu Gunsten des Rundreiseverkehrs bestehen.

Eine fernere Eigenthümlichkeit des österreichischen Tarifs ist die dem ungarischen Tarif abgesehene Eintheilung der Bahnstrecken in Staffeln von 50 Kilometer, derart, daß eine Fahrkarte nach einem 51 Kilometer entfernten Orte eben soviel kostet, als eine solche für eine Entfernung von 100 Kilometer. Glücklicherweise hat man die Härte, die darin liegt, durch folgende Ausnahmebestimmung gemildert: Es sind nämlich die ersten 100 Kilometer in fünf Staffeln zu 10 Kilometer, in zwei Staffeln zu 15 Kilometer und in eine Staffel zu 20 Kilometer eingetheilt.

Ueber die finanziellen Folgen der Reform hat bisher begreiflicherweise nichts verlautet; in Ungarn hat sich dagegen eine nicht unerhebliche Mehreinnahme gegen die Zeit vor Einführung des Zonentarifs herausgestellt. Fraglich ist es indessen noch, ob die nothwendig werdende Vermehrung des Locomotiv- und Wagenparks diese Mehreinnahme nicht wieder verschlingt.

Fragt uns nun der Leser, ob wir zu den Anhängern der in Oesterreich-Ungarn durchgeführten Reform zählen, so würden wir antworten: Grundsätzlich, ja, in der Art und Weise der Durchführung jedoch, nein. Die ängstliche Kilometerberechnung, wie sie auf den deutschen Bahnen, mit Ausnahme der berliner Stadt- und Ringbahn, besteht, halten wir allerdings für etwas kleinlich, jedoch für immer noch besser als diejenige der weiten Staffeln in Oesterreich-Ungarn. Solche Staffeln führen stets zu Ungerechtigkeiten. Ein Beispiel wird dies klar machen. Zu den verkehrreichsten Bahnen Deutschlands gehört die Strecke Berlin-Potsdam. Nun liegt die anmuthige Stadt an der Havel 26 Kilometer von Berlin. Wäre das österreichische Zonensystem bei uns eingeführt, so hätten die Hunderttausende, welche jährlich die Bahn befahren, für 30 Kilometer, statt für 26 zu bezahlen. Dafür würden sie sich aber schön bedanken. Ferner liegt in der Begünstigung des Fernverkehrs, wie sie in Ungarn zu Recht besteht, eine Härte. Weite Reisen bedeuten für den Unbemittelten einen Verlust an Arbeitslohn und schwer ins Gewicht fallende Zehrungskosten. Er wird daher solche Reisen nur im äußersten Nothfalle unternehmen, und es kommt die Ermäßigung damit thatsächlich nur den Wohlhabenden zugute. Dies widerspricht aber allen gesunden Grundsätzen und dem Zuge der Zeit. Ueberhaupt erscheint es sehr fraglich, ob die Bahnverwaltungen klug handeln, wenn sie auf Kosten der Steuerzahler und zu Gunsten der Vergnügungsreisenden Preisermäßigungen in Gestalt von Rundreise- und Sommerkarten eintreten lassen. Was wir brauchen, das

* Der Zweipfennig-Tarif gilt in Deutschland nur für die 4. Klasse.

Digitized by Google

ist eine Ermäßigung der Tarife für den Naheverkehr, also eine Ermäßigung zu Gunsten der kleinen Beamten, Arbeiter, Marktleute u. s. w., welche die Bahnen auf kurze Entfernungen täglich oder sehr häufig benutzen, also eine Demokratisirung der Eisenbahnen. Vergnügungsreisende mögen die Normalgebühren entrichten. Sind sie ihnen zu theuer, so bleiben sie einfach zu Hause. Zu der Ausgabe zwingt sie niemand.

Wir bekannten uns oben zu dem Grundsatze des Zonentarifs, obwol mit dieser Einrichtung dem Publikum eigentlich sehr wenig gedient ist. Wir thun es jedoch nur in der Voraussetzung, daß man nicht etwa, wie in Oesterreich-Ungarn, weite Staffeln schafft, sondern möglichst kleine, am liebsten von 5 Kilometer, höchstens von 10, weil sonst die Ungerechtigkeiten zu zahlreich sind. Die Einrichtung bietet, selbst mit dieser Einschränkung, also selbst bei der Schaffung einer großen Zahl Staffeln, den unbestreitbaren Vortheil der Vereinfachung des Schalterdienstes. Auch kleine Stationen müssen jetzt Hunderte von Fahrkarten bereit halten, und es soll der Centralbahnhof Friedrichsstraße gar etwa 12000 verschiedene Billets im Vorrath haben! Wie soll sich ein Mensch darin zurechtfinden! Wie leicht kommen hierbei Irrthümer vor! Wie ist eine ordentliche Abrechnung der Einnahmen mit der Centralstelle unter solchen Umständen möglich?

Der Zonentarif vereinfacht also den Fahrkartenverkauf an sich schon bedeutend. Weit erheblicher wäre jedoch die Entlastung, wenn sich die Eisenbahnverwaltungen entschlössen, das bei der berliner Stadtbahn mit großem Erfolg durchgeführte Fahrkarten- und Tarifsystem zu verallgemeinern. Dieses System besteht, wie dem Leser bekannt, in der Ermäßigung der Fahrgebühren, dem sonstigen Tarif der preußischen Staatsbahnen gegenüber, sowie in der endlichen Abschaffung zahlreicher Zöpfe, die unserm Fahrkartenwesen noch anhaften.

Daß diese Fahrgebühren zu hoch sind, hat die preußische Staatsbahnverwaltung durch die Aufstellung des ebenerwähnten Stadtbahntarifs stillschweigend anerkannt; gleiches thaten nicht blos diese Verwaltung, sondern auch die übrigen in der ganzen Welt dadurch, daß sie Reiseermäßigungen für Rückfahrtskarten, Rundreisekarten, Vereine u. dgl. zugestanden und daß sie fortwährend Sonderzüge zu ermäßigten Preisen veranstalten. Entweder sind die jetzigen Gebühren angemessen: dann soll man sie unbedingt aufrecht erhalten. Oder sie sind zu hoch: dann soll man sie durchgehends ermäßigen, und nicht blos zu Gunsten einer bestimmten Klasse von Reisenden. Unfaßbar ist uns überhaupt die preisermäßigende Kraft der Rückfahrt eines Reisenden auf derselben Strecke innerhalb einer gewissen Zeit, oder einer kreisförmigen Reise. Weshalb soll derjenige, welcher eine Bahn gleich hintereinander zweimal benutzt oder eine Rundreise macht, einen Vortheil vor demjenigen haben, der, in der Regel durch die Umstände hierzu gezwungen, eine Strecke nur einmal befährt? Eine befriedigende Antwort auf diese Frage ist man bisher schuldig geblieben, und so ist die Zahl derjenigen Fachleute und Laien im Wachsen begriffen, welche die Abschaffung aller Rückfahr- und Rundreisekarten — ersteres ist in Oesterreich-Ungarn bereits geschehen — und dafür eine Ermäßigung der Fahrpreise für Einzelkarten von 25 vom Hundert fordert, d. h. auf die Hälfte des Preises für Hin- und Rückfahrkarten. Kostet also z. B. die einfache Fahrt nach Station N. 80 Pf. und die Doppelfahrt 120 Pf., so soll

Digitized by Google

künftig die einfache Fahrt 60 Pf. beanspruchen. Eine solche Ermäßigung würde die Einnahmen aus dem Personenverkehr nicht allzu sehr gefährden und den Schalterdienst durch den Wegfall der vielen Rückfahrkarten ungemein vereinfachen. Wer bald zurückfahren will, kauft gleich zwei Karten.

Es träte ebenfalls eine erhebliche Entlastung der Schalterbeamten ein, wenn die Eisenbahnverwaltungen, nach dem Vorgange der berliner Stadtbahn, den Zopf endlich über Bord werfen wollten, daß die Fahrkarten nur zu einem bestimmten Zuge und in einer bestimmten Richtung Gültigkeit haben, und erst kurz vor Abgang dieses Zuges käuflich sind. Ist die Gültigkeit der Fahrkarten unbeschränkt oder wenigstens auf die Dauer des Kalenderjahres ausgedehnt, wie bei der berliner Stadtbahn, so ist die Möglichkeit der Errichtung von zahlreichen Verkaufsstellen außerhalb der Bahnhöfe gegeben, sowie des Ankaufs eines kleinen Fahrkartenvorraths seitens derjenigen, welche eine Bahn häufiger benutzen. Die Post verlangt nicht, daß das Publikum die zum Freimachen eines Briefes erforderlichen Marken jedesmal und kurz vor Abgang der betreffenden Post kauft, und es ist nicht abzusehen, warum die Fahrkarten eine andere Behandlung erfahren müssen. Gegen eine solche Erweiterung des Fahrkartenverkaufs hat man freilich den Einwand erhoben, daß sie leicht zu Fälschungen von Fahrkarten in höhern Beträgen führen könnte. Wir brauchen die Hinfälligkeit eines solchen Einwandes nicht erst zu beweisen. Bei theuern Fahrkarten können sich die Bahnen durch Verwendung eines besondern Papierstoffs, wie bei den Banknoten, und durch Numerirung sichern. Auch würde sich ein Privatmann, der bei einer Druckerei solche Karten bestellen, ein Druckereibesitzer, der Satz und Druck einer kleinen Auflage Fahrkarten seinem Personal aufgeben würde, in hohem Grade verdächtig machen. Wofür sind überdies die Strafbestimmungen da?

Wir gehen also von dem Grundsatze aus, daß das Reisen im allgemeinen und der Nahverkehr insbesondere nicht blos durch Preisermäßigungen, sondern auch durch sonstige Vereinfachungen des Betriebes zu erleichtern, und daß andererseits der Schalterdienst durch Einschränkung der Fahrkartenzahl und Gestattung des Verkaufs der Billets zu vereinfachen sei. Somit stimmen wir gegen die von verschiedenen Seiten als Entgelt für Fahrpreisherabsetzungen geforderte und in Oesterreich-Ungarn durchgeführte Abschaffung der Abonnements- oder Zeitkarten. Wer, wie Schreiber dieses, auf Grund einer solchen Karte seit acht Jahren eine Bahn täglich befährt, die fast ausschließlich von Abonnenten benutzt wird, weiß, wie sehr der Schalterdienst und der Dienst der Schaffner dadurch erleichtert und vereinfacht wird. Diese kennen bald jeden Abonnenten, und es brauchen letztere nur einmal jährlich an den Schalter zur Erneuerung der Zeitkarten zu treten. Verträgt sich die Preisermäßigung zu Gunsten der Abonnenten mit der allgemeinen Preisherabsetzung für Fahrkarten nicht, so möge man die Abonnementspreise erhöhen. Man belasse aber den täglichen Kunden der Bahn die Möglichkeit, ihre Schuld in Gestalt einer Pauschzahlung mit einem mal abzutragen.

Völlig einverstanden sind wir dagegen mit der Aufhebung des Freigepäcks. Diese Aufhebung ist bereits in Oesterreich-Ungarn, Süddeutschland und der Schweiz durchgeführt, und es ist damit eine ungerechte Vergünstigung des mit Gepäck reisenden Publikums aus

Digitized by Google

der Welt geschafft. Die Mehreinnahme aus dem Gepäckverkehr dürfte einen etwaigen Ausfall aus der Herabsetzung der Fahrpreise zum guten Theile decken und somit die Verwaltungen zu einer Reform auf diesem Gebiete geneigter machen.

Im Obigen haben wir einer Erleichterung des Reiseverkehrs lediglich in der Richtung der Abschaffung der ungerechten Vergünstigungen und einer geringen Ermäßigung der Fahrpreise das Wort geredet. Es vermögen aber die Bahnverwaltungen auch in einer andern Weise den Wünschen des Publikums entgegenzukommen. Vorzuziehen wäre vielleicht, an Stelle der Herabsetzung der Fahrgebühren, eine Erhöhung der Bequemlichkeit des Reisenden. Uebereinstimmend wird anerkannt, daß der Unterschied in der Ausstattung zwischen der zweiten und der weitaus am meisten benutzten dritten Klasse zu groß ist, und der Unterschied zwischen der ersten und zweiten zu klein, weshalb die Wagen erster Klasse fast stets leer fahren. Wie wäre es nun, wenn sich die Bahnen entschlössen, die Wagen dritter Klasse, nach französischem und englischem Vorbilde, mit einer leichten, nöthigenfalls abnehmbaren Polsterung zu versehen? Wir würden andererseits die kaum menschenwürdige vierte Klasse theilweise mit Sitzplätzen versehen, die erste Klasse bei den Personenzügen ganz abschaffen und dafür in den Schnellzügen auf der Höhe der Zeit stehende Saalwagen erster Klasse, nach amerikanischem Muster, laufen lassen. Der Betrieb würde durch letztere Anordnung erheblich vereinfacht und verwohlfeilert, während mit einer behaglichern Ausstattung der dritten Klasse dem Reisepublikum vielleicht mehr gedient ist als mit einer Herabsetzung der Fahrpreise, zumal diese Polsterung das Zurücklegen weiter Strecken in Wagen dritter Klasse vielfach erst ermöglicht.

Federzeichnungen aus Kölns Vergangenheit und Gegenwart.

Von **Paul Kurth.**

Wer vor ungefähr 15 Jahren noch Köln, die rheinische Metropole, besuchte, dem wird kaum ein besonders vortheilhaftes Bild von der Stadt als solcher in der Erinnerung geblieben sein, trotz einzelner anziehender Gebäude, trotz ihrer Größe und Bedeutung, trotz ihrer Lage am herrlichen breiten Rheinstrom. Eingezwängt in Festungswerke und in einen engenden Mauergürtel, den gewaltige Thorburgen mit unbequemen, halbdunkeln Einfahrten und schmalen Fußwegen unterbrachen, durchzogen von winkeligen, meist schlecht gepflasterten Straßen, deren hohe, in wunderlicher Unregelmäßigkeit bald vor-, bald zurücktretend gebaute Häuser Luft und Sonne fernhielten, vielfach unsauber, schien sie dem Aeußern und auch manchen innern, durchaus kleinstädtischen Einrichtungen nach weit hinter den Anforderungen der Neuzeit zurückgeblieben. Mochte sie immerhin im Mittelalter „eine Kroyn boven allen Städten schoyn" geheißen haben — die Bezeichnung „schön" verdiente sie nicht mehr.

Die berühmteste Sehenswürdigkeit, der Dom, lag umgeben von nüchternen,

Digitized by Google

geradezu häßlichen Häusern; an der freien Südseite dehnte sich vor dem so herrlichen Portal ein wüster, je nach der Witterung schmuziger oder staubiger Platz, den Breterbuden und Bauhütten begrenzten; Gerüste deckten die Façaden bis zu den unvollendeten Thürmen empor; im Innern war ein Theil des mächtigen Raumes durch Gemäuer abgetrennt, einzelne der scheibenlosen Fenster harrten, mit Bretern verschalt, noch der künstlerischen Schmückung, und den Sammelteller in der Hand, ging der Domschweizer zwischen den riesigen Pfeilern auf und nieder, mit stummer Beredsamkeit Gaben erheischend für den Ausbau des großen Kölner Domes, auf dem der sagenhafte Fluch lasten sollte, daß er nie vollendet werden würde, und von dem Schenkendorf doch so hoffnungsfreudig sang:

Seh' ich immer noch erhoben
Auf dem Dom den alten Kran,
Scheint mir nur das Werk verschoben,
Bis die rechten Meister nahn.

Es war in der That nur verschoben. Der Kran that seine Schuldigkeit, Stein auf Stein ward zur Höhe gewunden, und wie Köln selbst sich mehr als einmal im Laufe der Jahrhunderte aus Verfall und Herabgekommenheit nach harten Zeiten wieder zu neuer Blüte aufgeschwungen, so ward auch endlich das großartige Gotteshaus vollendet, in dessen Mauerritzen schon das Gras wucherte, in dessen traurig verödete Hallen Schnee und Regen bereits den Eingang gefunden und zerstörend gewirkt. Das Streben, die Willensstärke eines neuen Geschlechts ließ den Fluch, der in vergangenen Jahrhunderten seine Macht bewiesen, zu Schanden werden: im Herbste des Jahres 1880 gab Kaiser Wilhelm I. der unbeschreiblich erhebenden Feier zur Vollendung des Domes durch seine Anwesenheit besondere Weihe.

Seit jener Zeit wird rastlos daran gearbeitet, die Stadt zu erweitern, das Gewand der alten Colonia zu einem neuen, prächtigen und reichen zu machen.

Es war an einem sonnigen Junitage des Jahres 1881, als, nachdem die Verhandlungen zwischen Regierung, Militärfiscus und Stadt wegen Hinausschiebung der Enceinte und Uebergabe des Gebietes an die städtische Verwaltung zum Zwecke der Stadterweiterung abgeschlossen, nun thatsächlich die ersten Steine der Umfassungsmauer im Westen der Stadt durch deutzer Pionniére gesprengt wurden. Von da an entfaltete sich auf der freigegebenen Linie eine fast beispiellose Bauthätigkeit. Die mächtigen Quadern der alten Mauern barsten, Wachtthürme und Thorburgen wurden niedergerissen, entwurzelt sanken die riesigen Bäume, die auf Wall und Böschung gestanden, zu Boden, und die dichten Epheuranken, die, am Gestein emporwuchernd, es mit grünem Gespinst überzogen hatten, fielen haltlos, zerrissen in den Staub. Aus Schutt und Verwüstung aber erhob sich Köln-Neustadt. Bald war der breite Festungsgraben, der, längst ausgetrocknet, den hier garnisonirenden Truppen vielfach als Uebungsplatz diente, ausgefüllt und geebnet; die Glacis wurden auf große Strecken hin abgeholzt, und auf dem Boden zwischen der alten Wallstraße und der, ungefähr um 650 Meter weit hinausgeschobenen neuen Enceinte wuchsen mit unglaublicher Geschwindigkeit die ersten Häuser der „Ringe" empor, die jetzt, an Stelle der frühern Wälle, halbkreisförmig, im Süden vom Rheinufer beginnend und später am Rhein wiederum endend, die Stadt umgeben. Eine große Anzahl Arbeiter von auswärts, meist Italiener, fanden neben den einheimischen Brot; Mauerkelle und Axt, Säge und Hammer ruhten nicht;

Digitized by Google

schon im Jahre 1884, bei seiner letzten Anwesenheit in den Rheinlanden, konnte der greise Kaiser Wilhelm I., aus offenem Gefährt aufmerksam und erfreut umherblickend, einen stattlichen Theil der neuen Anlagen, deren schönste ihm zu Ehren Kaiser-Wilhelms-Ring heißt, besichtigen. Damals gab es freilich noch manche Lücken zwischen den Häusern, jetzt bilden dieselben lange, nur noch sehr selten durch leere Bauplätze unterbrochene, großartige Fluchtlinien; und zahlreiche Nebenstraßen, theils neue, vom großen Ring abzweigend, theils Verlängerungen der aus der Altstadt hinausführenden frühern Thorstraßen, reichen bis an den alten Bahnkörper der Linksrheinischen Eisenbahn heran, der jahrelang noch ein Hinderniß zu weiterer Ausbreitung bildete. Vor kurzem jedoch ist nun die jüngst erbaute, mit der neuen Umwallung gleichlaufende Bahnstrecke dem Verkehr übergeben worden. An vaterländische wie an vaterstädtische Geschichte mahnen die Benennungen der einzelnen Abtheilungen der Ringe. Bei dem alten Bayenthurm am Strome, in welchem die starrköpfigen Kölner einst ihren eigenen Erzbischof belagerten, beginnt der Ubier-Ring, an die ersten Ansiedler, die Ubier, erinnernd; es folgen der Salier-, Sachsen-, Hohenstaufen-, Habsburger-, Hohenzollern- und Kaiser-Wilhelms-Ring. Es gibt einen Chlodwig-, Barbarossa- und Friesen-Platz, eine Von Weerth-, Overstolzen- und Hardefust-Straße, nach den Geschlechtern genannt, die zu Kölns größter Blütezeit gleichfalls florirten. Jeder der einzelnen Ringe hat eine besondere Physiognomie, wenn man so sagen darf, und auch die einzelnen Häuser weichen in Bauart und Ausschmückung alle voneinander ab. Aber gerade die Ungleichheit, ja die architektonischen Wunderlichkeiten, die man hie und da findet, erhöhen den fesselnden Reiz des Gesammteindrucks. Sie entsprechen vollkommen dem Charakter der Altstadt, die noch immer, falls man nur Empfänglichkeit und Verständniß dafür mitbringt, eine eigene Anziehungskraft ausübt durch das Nebeneinanderbestehen der seltsamsten Widersprüche und Gegensätze. Und nicht allein das äußere Ansehen der Stadt, Kirchen- wie Profanbauten, öffentliche wie Privatgebäude zeigen sie, sondern auch das Leben in den Straßen, die Bewohner, in denen sich ein gut Theil eigenartiger Volksthümlichkeit erhalten hat. Noch immer erinnern die einzelnen Individuen durch Art und Charakter an ihre während der Zeit der höchsten Cultur und zugleich der schroffsten Gegensätze lebenden Vorfahren, jene mittelalterlichen Kölner, die sich heute untereinander blutig befehdeten, und morgen, zu irgendeiner Festfeier vereint, einmüthig in gleichen Jubel ausbrachen, bei denen Gewerbfleiß, Handelsgeist und kluge Berechnung neben unbändiger Lebenslust und maßloser Neigung zum Prunke zu Hause waren, die ihre herrschsüchtigen Kirchenfürsten mit eherner Faust niederdrückten, aber die Hände nie ungefüllt aus der Tasche zogen, wenn es fromme Opfer, Kirchen- oder Klosterbau galt.

Inmitten der neu entstandenen Außenstadt hat man einzelne bauliche Erinnerungen an die mittelalterliche Vergangenheit belassen. So das Severinsthor im Süden, einen trotzigen, castellartigen Bau, durch den eine Thordurchfahrt führt; die kleinen, stark vergitterten Fenster dienten früher als Schießscharten. Auf der einen Ecke erhebt sich ein wie mit eigenwilligem Muthe aufgesetzter, viereckiger Wachtthurm, einst gleicherweise zu Schutz wie zum Trutz bestimmt. Jetzt, einzeln stehend und der frühern Umgebung von hochstämmigen Bäumen

Digitized by Google

beraubt, gewährt das Ganze freilich nicht mehr den malerischen Anblick wie ehedem. Der sich nach Norden daran anschließende 72 Meter breite Sachsen-Ring ist aus lauter meist einstöckigen, zierlichen und eleganten, durch dazwischenliegende Gärten voneinander getrennten Villen gebildet. Seiner ganzen Länge nach hat man zwei Reihen der prächtigen, früher den Wallgang säumenden Lindenbäume stehen lassen. Auf der Westseite der Allee ziehen sich Büsche und Rasenflächen bis zum Reit- und Fahrwege hin. Ein munter fließendes Wässerchen schlängelt sich durch die Anlage. Auch eine Strecke der epheuüberwucherten Mauer ist von der Niederlegung verschont und der Graben an dieser Stelle unausgefüllt geblieben. Er dient, beschattet von den aus der Böschung hervorgewachsenen alten Bäumen und mit Bänken versehen, nun der Jugend zum Spielplatze. Und gerade die Kinder aus dem hier an Fabriken und Arbeiterwohnungen reichen Viertel der Altstadt, die Kinder der Armen finden dort zwischen den reich ausgestatteten Villen, aus deren blanken Fenstern, von deren zierlichen Thürmen und Erkerchen herab nur Lebensfreude und Behaglichkeit zu lächeln scheint, eine Stätte, auf der sie sich, geschützt vor dem heißen Sonnenstrahle und dem kühlen Winde, unbehelligt von Vorübergehenden und ohne Furcht vor Reitern und Rädern nach Herzenslust tummeln können. Jenseit der Straße ist eine großartige Anlage im Entstehen. Hier wird durch Anpflanzungen und durch Versetzen großer Bäume aus dem Glacis, sowie durch geschickte Benutzung einzelner Baumgruppen, Bodenerhebungen und Lünetten aus wüstem Gelände ein 15,3 Hektar umfassender Volksgarten* geschaffen, mit Blumenpartien, Restaurationsgebäuden, Spielplätzen und einem großen Teiche, auf dem im Sommer der Rudersport betrieben werden soll, im vergangenen Winter aber während der wenigen kalten Tage das Vergnügen des Schlittschuhlaufens, das hier zu den seltenen gehört, leidenschaftlich ausgekostet wurde.

Wo die Straße von dem Volksgarten herüber in den Sachsen-Ring mündet, liegt die Pforte von St.-Ulrich. Im 13. Jahrhunderte, bei einem der vielen Zwistigkeiten der Geschlechter, wollte die feindliche Partei von hier aus die Stadt überrumpeln und in ihre Gewalt bringen. Ein alter Schuhmacher, dessen armselige Hütte sozusagen an den Thorthurm von St.-Ulrich angeklebt war, wurde bestochen, von seiner Stube aus die Mauer allmählich heimlich zu untergraben und zu durchbrechen, um also dem Feinde den Eingang leicht zu ermöglichen. Etlicher Mark Silbers wegen verstand sich der Betreffende auch dazu und that im Dunkel der Nacht redlich, oder vielmehr unredlich, seine Maulwurfsarbeit, um die Stadt einem mit Recht verhaßten und ausgewiesenen Patriciergeschlechte in die Faust zu liefern. Wirklich waren an einem stürmischen Octoberabende auch bereits etliche Reisige durch die Maueröffnung gedrungen, als ein glücklicher Zufall einen muthigen und getreuen Bürger die Eingedrungenen noch rechtzeitig entdecken ließ. Er schlug Lärm, und bei dem folgenden Kampfe blieben die Städter Sieger, wiewol das Oberhaupt der stolzesten Sippe, Matthias Overstolz, den Sieg mit seinem Herzblute zahlte. Die alte Thorburg, die solche romantische Begebenheit erschaute, ist beim Abbruche der Umwallung ebenfalls geschont und später stilgerecht ausgebaut worden. Mit dem spitzen Dächlein auf dem schlanken Thurme und der zierlichen, hölzernen

* Zur Zeit bereits fertig gestellt und eröffnet.

Digitized by Google

Aussichtsgalerie darunter hebt sie sich über die dichtbelaubten Lindenwipfel heraus sehr malerisch und wirksam vom Himmel ab; das Mauerwerk zu ihren Füßen ist durch Büsche versteckt, innen sind ein paar mittelalterlich eingerichtete Säle und Zimmer, vorn eine freie, kleine Terrasse, die besonders zur Zeit, wenn die Linden in duftender Blüte stehen, von Gästen, die sich Bier und Kaffee dort munden lassen, nicht leer wird.

An öffentlichen Gebäuden weist die Neustadt vorläufig nur eine Gewerbefachschule und das am Hohenstaufen-Ringe gelegene Hohenstaufen-Bad auf. Großartig und praktisch zugleich angelegt, geschmackvoll und reich innen ausgestattet, enthält es ein Volksbad, zwei, bei Dunkelwerden elektrisch beleuchtete, geräumige Schwimmbecken, römisch-irische und gewöhnliche Wannenbäder. Die mit geringerer Ausstattung versehenen, im Untergeschosse liegenden Zellen sind für Unbemittelte bestimmt; der mäßige Preis, der dort für ein Bad gefordert wird, ermöglicht es auch den ärmern Klassen, sich der Wohlthat eines solchen öfter zu erfreuen. Den Schluß des auf den Hohenstaufen-Ring folgenden Habsburger-Rings bildet der Rudolfs-Platz, von dem aus die breite, fast bis zur neuen Enceinte hin schon bebaute Aachener Straße nach Lindenthal und Melaten führt, bei welchem letztern Ort der sehr sehenswerthe, von zahlreichen hohen Baumreihen beschattete, mit herrlichen Grabkapellen und Bildwerken älterer und neuerer Meister geschmückte Friedhof liegt, der die Todten beider Confessionen, katholische wie protestantische, aufnimmt. Gärtnereien und Werkstätten für Marmorarbeiten und Grabverzierungen aus Schmiedeeisen sind hier zahlreich vertreten; das düstere Gepränge des Todes zieht tagtäglich hier vorüber, tagtäglich mehr als einmal tönen die Gesänge der Priester zu den stattlichen Bauten mit den blinkenden Fenstern hinauf; memento mori! mahnen die stummen Marmorsäulen und Steine, die schwarzen Gitter und Kreuze hinter den breiten Spiegelscheiben der Läden; von den Gärten aber weht süßer Rosen- und Levkoienduft herüber, und aus dem Saatengrün, das sich dicht hinter den Gebäuden noch dehnt, wirbeln singend die Lerchen empor.

Am Allerseelen- und Allerheiligentage entfaltet sich hier ein unglaubliches Leben. Tausende und aber Tausende wandern dann in dichten Scharen zu dem Friedhofe. Die Straße ihrer ganzen Länge nach ist in einen Handelsplatz für Blumen, Kränze und Kerzen verwandelt; eng aneinander hängen die zahllosen Gewinde da, vom kostbarsten Blätter- und Blütenkranze bis zu der einfachen grünen Rundung aus gefärbtem Moose oder Immortellen. Jedes Grab beinahe ist unter den Liebesgaben der Ueberlebenden versteckt, überall brennen Lampen, Laternen oder Kerzen, die zwischen dem Grase, dem Epheu, den Blumen hervorragen. Noch tragen die meisten Bäume in dem milden Klima des Rheingaus ihren Blätterschmuck, noch verschwenden Herbstveilchen und Reseda ihre Düfte, noch blühen über den Hügeln die hier in üppigster Fülle angepflanzten Monatsrosen. Und sinkt dann die frühe Dämmerung hernieder, verleiht der röthliche Dunst der brennenden Lichter den Grabfiguren, den aufwärts deutenden oder trauernd niedergebeugten Engelgestalten, den Steinbildern der Heiligen ein geheimnißvolles Leben, blinken die Sterne aus dem reinen Herbsthimmel wie tröstende Antwort gebend hernieder auf das weite, feierlich beleuchtete Todtenfeld, so überkommt auch den nüchternen Verstandesmenschen

Digitized by Google

eine Art Ergriffenheit, etwas von jenem Zauber, der dem großen Zauberer von Rom so viele Herzen zuführt und erhält. Die weihevolle Stimmung verfliegt freilich schnell, denn draußen herrscht lautes, weltliches Getümmel. Aus einer Reihe von erleuchteten Bierwirthschaften der Einfahrt des Kirchhofs gegenüber tönt das Lärmen der zahlreichen Gäste, die jedenfalls ihre Freude bekunden, daß sie noch, wenn auch gerade nicht in rosigem, so doch im Lichte von Gas- und Petroleumlampen fröhlich athmen dürfen, und zwischen die Buden der Gärtner und Kerzenhändler haben sich hier auch solche eingeschoben, in denen Würstchen und Pfefferkuchen feilgeboten werden, ja sogar das Jahrmarktszelt, worin die Würfel klappern und allerhand bunte, glitzernde Waare die Leute anlockt, fehlt nicht.

Doch zurück zum Rudolfs-Platze, wo man bei der Stadterweiterung wiederum ein Thor, das Hahnenthor, hat stehen lassen, dessen Thordurchfahrt von zwei gewaltigen, zinnengekrönten Thürmen flankirt wird, und das in seiner Gesammterscheinung flüchtig an das berühmte Holstenthor bei Lübeck erinnert. Es ist neuerdings ausgebessert und ausgebaut worden, hübsche Anpflanzungen umgeben es und die innern Räume wurden zu einem kleinen historischen Museum eingerichtet: altkölnische Rüstungen und Waffen, Fahnen, Standarten Münzen, Maße, Gewichte und einzelne Gemälde sind hier mit liebevoller Sorgfalt wohlgeordnet untergebracht. Die alte Thorburg selbst hat eine anziehende Geschichte und oftmals dem Anprall tückischer Feinde Stand gehalten. Unter ihrer Wölbung jagte einst der Wagen mit dem auf kaiserlichen Befehl von österreichischen Truppen inmitten des Friedens und des lustigen Carnevaltreibens glücklich gefangen genommenen und so unschädlich gemachten Bischofs Wilhelm von Fürstenberg hindurch, der infolge seiner Machinationen und seiner Begeisterung für den Roi soleil im Begriff war, Köln unter französische Botmäßigkeit zu bringen; durch das Hahnenthor auch zog an der Spitze eines Theils der französischen Revolutionsarmee im October des Jahres 1794 der General Championet in die Stadt ein, und seine Soldaten, meist ohne Fußbekleidung, verwildert, Brot, Kohl und Fleisch auf den Bajonettspitzen tragend, statt der Uniformen oft in die Fetzen der aus den Schlössern des Adels herausgerissenen Gobelins, Tapeten und Vorhängen gehüllt, überfluteten Straßen und Plätze, machten die Gewölbe der Kirchen zu Schenken und Ställen. Bereitwillig hatten die Behörden ihrem Führer die Schlüssel der Stadt überliefert, hoffte man doch Beglückung des Volks, eine neue Freiheit, einen neuen Aufschwung der Verhältnisse von den Franzosen. Fünfundzwanzig Jahre befand sich Köln unter der Herrschaft der Beglücker, die sich gar bald als arge Bedrücker erwiesen, Kirchen, Zeughäuser und Sammlungen plünderten, ungeheuere Steuern erhoben, Handel und Wandel lähmten, dann marschirten sie endlich in Eile wieder hinaus zur Porte de coqs — noch bis vor etlichen Jahren trug das Thor ein Schild mit dieser Bezeichnung aus der Franzosenzeit — die Kosaken waren schon dicht hinter ihnen. „Adieu, jusqu'à la belle saison!“ riefen übermüthig dennoch die gen Westen Abrückenden — aber sie sind nie wiedergekommen. „Felix“ hieß der Tag, an dem kurz darauf die verbündeten Preußen und Russen einmarschirten, und es ist in der That der rheinischen Hauptstadt zum Glücke geworden, daß sie endgültig unter die Herrschaft der Hohenzollern kam und seitdem aus Verkommenheit

Digitized by Google

und Beschränkung einen großen Aufschwung, eine überraschende Entfaltung nehmen durfte. Hohenzollern-Ring ist in dankbarer Erinnerung denn auch die vom Hahnenthore weiter führende, zuerst fertig gestellte Strecke der neuen Straße genannt worden, und sie mündet in den prächtigen Kaiser-Wilhelms-Ring. Während auf der ganzen Linie zwei Reihen gut angewachsener Rüstern, Ulmen und Kastanien die Bürgersteige säumen, breitet sich in der Mitte des letztgenannten Ringes eine üppige Gartenanlage mit reizenden Blumenbeeten und frischgrünem Rasen aus. Vermögende Privatleute haben sich hier reich geschmückte, zum Theil von Gärten umgebene Villen und Wohnhäuser gebaut, unter denen eins, dem Palazzo Vendramin in Venedig nachgeahmt, am meisten auffällt. In der Mitte der Gartenanlage wird sich das Standbild erheben, das die Stadt dem unvergeßlichen ersten Deutschen Kaiser errichtet. Der in nördlicher Richtung weiter laufende Hansa-Ring verbreitert sich in seiner Mitte ungefähr ebenfalls zu einem mit Gebüschen und Rasenflächen bepflanzten Platze; auch hier bildet ein malerisches, von einem alten Wachtthurm flankirtes Stück Stadtmauer, zum „Trutz" nicht mehr nöthig, wiederum den „Schutz" für einen Kinderspielplatz. Die spitz aufstrebenden Domthürme, der stumpfe Thurm der alten ehrwürdigen Ursulakirche, in der man noch einzelne Gebeine der von den Hunnen hier einst erschlagenen 11000 Jungfrauen zeigt, sowie den Pfeil, der ihre Gebieterin, die heilige Ursula, selbst tödtete, sie ragen dahinter empor und geben ein wirksames und eigenartiges Bild. An der Verlängerung des Hansa-Ringes, dem 128 Meter breit angelegten „Deutschen Ring", wird rastlos gearbeitet. Er führt an dem frühern Sicherheitshafen entlang, der jetzt zugeschüttet wird, da der Plan einer großartigen, dem Schiffahrtsverkehr der Stadt angemessenen Hafenanlage im Süden der Verwirklichung entgegengeht.

Mit erstaunlicher Schnelligkeit ersteht Haus auf Haus und ist die Neustadt — sie zählt augenblicklich über anderthalbtausend Häuser — gewachsen. Die meisten der Gebäude sind reich ornamentirt, wenige nur in den Nebenstraßen weisen schmucklose Vorderseiten auf. Das altdeutsche Giebelhaus mit Chörlein, Erkern und Thürmen ist ebenso gut vertreten wie die zierliche Villa im italienischen Renaissancestile oder in dem der französischen Landhäuser mit ihren hohen Dächern und Schornsteinen, dem feinen schmiedeeisernen Stab- und Gitterwerk an Thor, Thüren und Einfassungen. Auch Frescomalereien an den Außenmauern, wie sie in Augsburg z. B. noch so häufig, sieht man hie und da. Vielfach ist das schmale, dreistöckige und dreifensterige Familienwohnhaus vertreten. Der wohlhabende Kölner spricht mit dem Engländer: „My house is my castle!" und schließt mit der Straßenthür gern sein Heim ab. Es ist ihm und seiner Familie wenig störend, einen nicht geringen Theil des Lebens auf der Treppe zu verbringen, wie Fanny Lewald einmal darauf bezüglich sagt: „gleich den Vögeln auf den Stangen ihres Bauers permanent herauf und herunter zu hüpfen"! Allmählich aber kommen selbst eingefleischte Kölner zu der Erkenntniß, daß man auch in abgeschlossenen, „durcheinandergehenden" Etagenwohnungen ganz bequem und gut wohnen kann, wenn man auch nicht in den Dachkammern oben seine Dienstboten hat, im zweiten Stocke schläft, im ersten Stocke den geheiligten „Salon" nicht bewohnt, sondern allwöchentlich nur reinigt und im Erdgeschosse zu Mittag ißt. In den engern Vierteln der Altstadt kam es sogar häufig

Digitized by Google

vor, daß einzelne Familien auf die wunderlichste Art durcheinander hausten: zu ebener Erde z. B. Wohn- und Eßzimmer hatten, in dem zweiten oder dritten Stocke schliefen und einen Seitenbau als Küche benutzten, während andere Leute das Mittelgeschoß innehatten oder umgekehrt. Dabei nirgends ein Abschluß der Stockwerke, Zimmer- und Küchenthüren sich alle nach den gemeinsamen Hausgängen und Treppen öffnend. Ja, bei dem Wohnungsmangel, der eine Zeit lang herrschte, haben manche sogar ihre Schlafräume in andern Häusern gehabt als Wohnzimmer und Küchen, und mußten über die Straße spazieren, um sich zu Bett zu begeben. Unter diesen Verhältnissen ist es kein Wunder, daß die, obwol durchaus nicht billigen, Wohnungen der Neustadt dennoch schnell vergriffen sind. Der Neubau ist oft kaum vollendet, im Innern arbeitet man noch bis in die sinkende Nacht, die Pfosten, die Geländer der Treppe fehlen, aber draußen hält schon der Wagen mit den Möbeln der Miether, und bald erscheinen hinter den Fensterscheiben reiche, geschmackvoll geraffte Spitzen- oder Stoffvorhänge, bunte Blumen blühen, oder Blattpflanzen in kostbaren Gefäßen grünen dazwischen. So bekunden diese Häuser fast alle durch ihr Aeußeres schon, daß wohlhabende Leute sie bewohnen, die etwas übrig haben für den Luxus des Lebens. Dach- oder Kellerwohnungen für Geringe, oder billige Wohnungen in den Hintergebäuden, wie z. B. auch vornehmere Stadtviertel Berlins sie aufweisen, gibt es in den Hauptstraßen der kölner Neustadt gar nicht. Alles ist mit dem ganzen Behagen der Neuzeit für Herrschaften eingerichtet. Köln zählt viele reiche Einwohner, und wenn man im Mittelalter einen sehr begüterten Mann mit dem in Spanien aufgekommenen Sprichwort „É rico como un pañero di Cologna“* besonders pries, so kann man auch heute noch ungewöhnlichen Reichthum an dem Vermögen von kölner Industriellen oder Handelsherren messen, obwol andere Großstädte vielleicht eine größere Anzahl solcher aufweisen, die es bis zu der „Million Thaler“ gebracht haben. Köln besitzt vierzig solcher Millionäre. Aber nicht allein der Großhändler, auch der Bürger, der kleine Kaufmann, der Handwerker hat immer Geld, das theuere Leben — in Köln ist so ziemlich alles theuer: Miethen, Möbel, Lebensmittel, Dienstboten u. s. w. — zu bezahlen und sich sogar nach Kräften zu vergnügen. Der rechte Kölner und die echte Kölnerin wird sogar nicht schätzen, was billig ist, es muß theuer sein, sonst ist es nicht „däftig“, nicht solid. Das Geld rollt hier mit großer Schnelligkeit hin und wieder. Der Kölner rechnet gut, verdient gern, gibt gern aus: leben und leben lassen ist sein Grundsatz, er bewilligt Credit, solange es irgend angänglich. Weit entfernt ist er von jener Genügsamkeit, jener zähen, geduldigen Sparsamkeit im Kleinen und Bedürfnißlosigkeit, wie sie z. B. der Märker, der Berliner auch noch heutzutage besitzt. Freilich braucht er solche Eigenschaften weniger; das ganze Rheinland ist eben ein sonniges, reiches, vom Glücke begünstigtes Land, anders ausschauend als die „sandbedeckte Brust der Mark“! Durch Rebengelände, Obstgärten, fruchtbare Fluren rollt der herrliche, majestätische Strom; oben auf den Höhen, die sich in ihm spiegeln: eine malerische Ruine, ein Schlößchen, eine kleine Kapelle; unten am Fuße: eine blühende Ortschaft, Dutzende von Gasthäusern, Schenken u. s. w., deren Besitzern die Steine droben zu reichlichem Brot wer-

* Er ist reich wie ein kölner Tuchhändler.

Digitized by Google

den. Schier unerschöpflich scheint der alte Sagenschatz auf dem Flußgrunde, und im goldigen Rebensafte, in der echten, herrlichen Lebenslust und Lebensfreudigkeit des Rheinländers tritt er immer wieder zu Tage. Man komme nur zur Faschingszeit nach Köln, man betrachte den Carneval, diese eigenartige, schimmernde Blüte des kölner Volkslebens, die ihren Farbenglanz im Laufe von Jahrhunderten noch nicht verloren. Welche Laune, welcher Humor, welch reiche und solide Pracht wird nicht bei dem großen Maskenzuge am Rosenmontag entfaltet, welche Summen werden nicht für das Bauen und Ausstatten der Wagen, für Musik, Bespannung, Costüme aufgewandt und ausgegeben, an anderer Stelle wieder eingenommen, um aufs neue durch andere Beutel und Hände zu gehen! Während der drei Tage vor dem Fastnachtsdienstage und der dazugehörigen Nächte steckt drei Viertel der kölner Bevölkerung in Maskenanzügen, und zieht alt und jung, hoch und niedrig auf den Straßen und in den zahllosen Gasthäusern, Wirthschaften und Gesellschaftssälen umher. Musik ertönt allenthalben, es wird getanzt, getrunken, gejubelt; Scherzreden, feine und derbere, fliegen unaufhörlich unter der lärmenden, bunten, sich drängenden Menge hin und her. Oft peitscht der Wind kalte Schloßen durch die Gassen, in den Trinkstuben dagegen herrscht eine tropische Hitze, aber das macht alles nichts, heraus und herein geht's und die Lust ist unverwüstlich und ungekünstelt. Den echten Kölnern ist die Freude am Mummenschanze angeboren, sein Leben lang bleibt sie ihm treu, wie sie dem ganzen Volke treu geblieben aus jenen Zeiten her, da man sogar die Geistlichen verwarnen mußte, nicht in Weiberkleidern oder Teufelsfratzen um Fastnacht über die Gasse zu laufen. Der Bube, der die ersten Höschen vielleicht anhat, trägt stolz im Carneval sein Narrenkäppchen, und als Graukopf wird er es sich immer wieder lustig aufstülpen, jede Sorge verbannend:

Denn wer so lang' das Jahr sich mißt,
Nicht einmal herzlich närrisch ist —
Wie wäre der zu anderer Frist
Wol jemals ganz vernünftig?

Es scheint, daß sich im Fasching ganz Köln dies Dichterwort zur Richtschnur nimmt. Man hat im vorvorigen Jahre versucht, den Rosenmontags-Maskenzug, zu dem Tausende von Fremden herströmen, durch die Neustadt zu leiten, aber in die breite, vornehme, gerade Ringstraße paßte er durchaus nicht hinein, nur in den engen, unregelmäßigen Gassen der Altstadt gelangt er zu voller Wirkung. Bald freilich werden auch diese ein anderes Ansehen gewinnen; allenthalben werden die alten Häuser eingerissen, umgebaut, neu aufgeführt. Die Wirthe und Bauherren müssen Schritt halten mit denen, die in der Neustadt bauen, und so entstehen auch im Innern der Stadt verbreiterte Straßen, große Häuser mit behaglichen Wohnungen und den bequemen Einrichtungen, welche die Neustadt aufweist. Hier und da hat sich selbst der Porzellanofen und der „festgemauert in der Erden" stehende Kochherd eingebürgert und wird vom Vermiether gestellt, während sonst jede Familie Kochherd und Oefen selbst zu beschaffen und in der Wohnung aufzustellen hatte, bei Umzügen an frostigen Tagen das Unbehagen der Lage um ein Beträchtliches erhöhend.. Im allgemeinen bleibt der intelligente Rheinländer doch ungern zurück, wo es ein Fortschreiten zum Bessern in dieser oder jener Beziehung gilt. Hier reden wahrlich gerade die Steine davon. Noch vor einem Jahrzehnt gab es z. B. unmittelbar hinter

Digitized by Google

den Wällen einzelne Strecken, die man selbst bei hellem Tage als anständiger Mensch kaum durchschreiten konnte. Im Schutze der alten Mauern und Bäume trieb das unsauberste Gesindel dort allerlei lichtscheues Gewerbe, Stehler und Hehler, schöne und unschöne, aber in jedem Falle „verlorene" Kinder bevölkerten die niedern Häuser; es gab versteckte Treppchen darin, verborgene Eingänge zu Kellern und Gewölben, schwer aufzuspürende Schlupfwinkel für alle, die das wachende Auge des Gesetzes zu fürchten hatten. Jetzt sind die Wallstraßen hinter den Ringen, parallel mit diesen laufend, fast durchweg mit Neubauten besetzt, unsolides, schmuziges Gewerbe hat dem saubern und soliden Platz gemacht. Zahlreiche Kaufleute haben hier Geschäfte eröffnet, die gut gehen, da die wachsende, doch elegante Neustadt wenig Läden für Lebensbedürfnisse aufweist, und zahlreiche Handwerker, die vom Bau verdienen, haben sich dort angesiedelt. Früher konnte man an den altersgrauen Giebeln der Häuser noch oft Jahreszahlen aus der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts, wo nach dem Dreißigjährigen Kriege die Baulust sich wieder regte, erblicken, doch jetzt werden dieselben immer seltener!

Von Privathäusern ist aus der ältern Zeit nur ein Haus stehen geblieben: das alte Overstolzen-Haus in der Rheingasse. Während die wohlerhaltene Front durch vornehme Stattlichkeit und die Reinheit des romanischen Baustils das Auge des Beschauers fesselt, gewährt Hof und Seitengebäude von rückwärts, vom Filzengraben aus gesehen, besonders im Sommer einen noch schönern Anblick. Bis zu den zackigen Hausgiebeln empor wuchern da in unglaublicher Fülle allerlei Schling- und Rankengewächse und überziehen das röthlichgraue Gemäuer allüberall malerisch mit lustigem Grün. Ueber dem menschenleeren Hofraume rauschen die Wipfel alter Bäume, und das Zwitschern unzähliger Vögel in ihren Zweigen und dem grünen Gewirr ringsum klingt herüber und hinein in den Lärm des täglichen Treibens auf der Straße draußen. Wenig verändert im Laufe der Jahrhunderte steht auch das mächtige Viereck des Gürzenichs im Herzen der Stadt. Ungefähr in der Mitte des 15. Jahrhunderts erstand der Rath den Hof Gürzenich, um darauf ein großes Gebäude, theils zu Handels- und Zollzwecken, theils zur würdigen Bewirthung der Kaiser und Könige, der Fürstlichkeiten und Ritter, welche die große, blühende Stadt am Rheinstrome besuchten. Das „große Tanzhaus" wird der Gürzenich zuerst genannt, und sein riesiger Banketsaal hat der prächtigen Feste in alter Zeit viel gesehen. So besonders eins um 1473 etwa, als Kaiser Friedrich mit seinem Sohne Herzog Maximilian nach Köln kam und man den Fürsten, die begehrt hatten die schönen Frauen der Stadt zu sehen, einen „Tanz machte" auf dem Gürzenich, wobei 36 schöne Jungfrauenpaare vor den Herren tanzten. In demselben Maße, wie später die Stadt von ihrer stolzen Höhe herabsank, verfiel auch der Gürzenich, Gras wuchs auf seinen Zinnen, der große Banketsaal war zu Ende des 16. Jahrhunderts zum Stapelplatze für allerhand Waaren geworden, erst mit der Herrschaft der Hohenzollern begann er wieder erneuert zu werden und die Bedeutung eines Festraumes wiederzugewinnen. Im Jahre 1821 erklangen im großen Gürzenich wie zu Zeiten Kaiser Maximilian's wieder die Pauken und Trompeten, man feierte in der rheinischen Metropole, deren Bewohnern Sinn und Liebe für die herrliche Ton-

Digitized by Google

kunst meist angeboren, das dritte, große niederrheinische Musikfest. Friedrich Schneider's „Weltgericht" war das erste Oratorium, was man aufführte. Im folgenden Winter ward nach einer Pause von drei Jahrhunderten zuerst im Gürzenich wieder getanzt. Seitdem ist der prachtvolle Raum der Schauplatz glänzender öffentlicher Bälle, sowie städtischer Festmahle oder großer Feierlichkeiten. Hier erklangen die Jubelfanfaren an Kaiser Wilhelm's goldenem Hochzeitstage, hier rauschte der wundervolle, tief ergreifende Trauerhymnus Zöllner's auf den Tod der beiden ersten Heldenkaiser Neu-Deutschlands wie auf dunkeln Adlersfittichen durch die gewaltige Halle. Während des Winters werden hier sonntäglich sogenannte Volksconcerte abgehalten, die auch dem Unbemittelten gestatten, für geringes Geld musikalische Meisterwerke durch ein wohlgeschultes Orchester in künstlerischer Vollendung aufführen zu hören, und alle vierzehn Tage die großen, berühmten Gürzenichconcerte, zu denen die ersten musikalischen Größen der Jetztzeit als Solisten gewonnen werden. Den prächtigen, hell beleuchteten Saal füllt dann wieder, wie einst zu den Zeiten der mächtigen Hansastadt, eine reichgeschmückte Menge, wieder strahlen schöner Frauen Augen mit blitzendem Edelgestein um die Wette, wieder kost das Licht mit farbenglühenden Sammt- und Seidenstoffen, welche die Glieder einhüllen, so knapp gespannt oder so reich gefaltet, wie die Mode es gebeut, denn die Kölnerin unterwirft sich bedingungslos der Tyrannin, deren Befehle von Paris herübertönen, für das sie eine kleine, ganz kleine Schwäche hat. Sie hält auf Chic und zeigt ihre Toiletten gern auch in der Flora, dem Zoologischen Garten und last not least im Stadttheater. Dort abonnirt zu sein versteht sich bei den wohlhabenden Kölnern von selbst, einzelne Logen oder Plätze bleiben im Besitze bestimmter Familien, die durch Anzahlung einer nicht mäßigen Summe sich die gewünschten Plätze auf Jahre hinaus sichern. Das Theater — ein städtisches — ist von keiner geringen Bedeutung im öffentlichen Leben Kölns.

Man bringt besonders der Oper ein außergewöhnliches Verständniß und Interesse entgegen; die ausübenden Künstler sind der Gegenstand lebhaftester Erörterungen und Gespräche; wer es von ihnen versteht, sich Beliebtheit zu erwerben, ist geborgen. Die Blumen, Kranz- oder minder vergänglichen Spenden, die hier den beliebten Künstlern an Benefizabenden werden, übertreffen der Zahl und Kostbarkeit nach alles, was sonst in dieser Weise geboten wird; die Gesellschaft schätzt sich glücklich, Künstler und Künstlerinnen in ihrer Mitte zu sehen. Doch während die Lieblinge verwöhnt werden, verhält sich das Publikum auch ebenso eigenwillig kühl und ablehnend gegen solche Kräfte, die ihm von Anfang an nicht behagen, mögen sie noch so tüchtig in ihrem Fache sein. Mehrfach ist die Rede davon gewesen, in der Neustadt noch ein zweites größeres Theater zu erbauen, doch steht vorderhand die Verwirklichung solchen Planes kaum zu erwarten. Rastlos dagegen wird an der völligen Freilegung des Domes gearbeitet, der Platz vor dem Südportal ist bereits durch Neupflasterung und Anlage von Rasenplätzen zu einem Schmuckplatze umgeschaffen, und bald wird die ganze Umgebung, jetzt noch in störendem Widerspruch stehend zu dem herrlichen Gottestempel, dieser großartigen Kunstschöpfung würdig sein. Mag die Neustadt sich noch so reich entfalten, das Herz Kölns wird immer da sein, wo der Dom sich erhebt, wo die Kaiserglocke ihren mächtigen Schlag

Digitized by Google

erdröhnen läßt über das weite Häusermeer, über den majestätisch hinrollenden Rheinstrom. Den rasch wachsenden Ansprüchen zu genügen, geht auch der Plan der Anlage eines neuen Centralbahnhofs mit breiten Bahnsteigen, bequemen Wartehallen, elektrischer Beleuchtung, Unterführungen u. s. w. alsbald der Verwirklichung entgegen; unfern des jetzigen Bahnhofs, an Stelle eines frühern Dominicanerklosters, ersteht in großartiger Ausdehnung der neue Posthof. Und wie man bemüht ist, die äußere Ansicht der Stadt mit ihrer Bedeutung als Metropole des Rheinlandes, als wichtigste Handelsstadt und zugleich stärkste Feste des nordwestlichen Deutschland, als Mittelpunkt des geistigen und gewerblichen Lebens der Provinz, sowie eines riesigen internationalen Fremdenverkehrs in Einklang zu bringen, so vervollkommnen sich auch die innern städtischen Einrichtungen von Jahr zu Jahr. Die Arbeit der Verwaltung ist, besonders seit Eingemeindung dreier großer Vororte, wahrlich keine geringe, der Mängel waren noch viele zu beseitigen. Das „Vorwärts" jedoch, mit dem der alte Siegesmarschall einst in jener Januarnacht bei Caub über den Rhein ging, um das Vaterland wieder frei und groß zu machen, ist die Losung des Rheinländers, des Kölners geblieben, und ohne die Achtung vor einer großen Vergangenheit und ihren Spuren zu verletzen sorgt er, stetig und bewußt fortschreitend, daß die Zukunft dieser Vergangenheit werth sei. Kräftiges Leben pulsirt in den Straßen, unausgesetzt senden die Schornsteine zahlloser Fabriken der Vororte: Tuchwebereien, Tabackspinnereien, Fabriken für das berühmte Kölnische Wasser, Maschinenbau-Werkstätten u. s. w. ihren heißen Athem in die Luft, belebt von Schiffen ist der Strom, riesige Ballen und Kisten harren vor den Güterschuppen des Absendens oder Abholens, an den prächtigen Läden funkeln und schimmern die Auslagen, hochbepackte Rollwagen, Equipagen und Pferdebahnwagen kreuzen sich in den Hauptverkehrsadern, und dazwischen flutet und treibt die Menge: Leben, Bewegung überall.

Die Zeit ist nahe, in der Köln wiederum: „ein Kroyn boven allen Städten" sein wird, wie sie einst als mächtige Hansastadt im Mittelalter gewesen, und der Trinkspruch, den bei Gelegenheit der Feier des sechshundertjährigen Bestehens des kölner Domes Erzherzog Johann von Oesterreich als Reichsverweser ausbrachte, der Wunsch: „Die Stadt, die uns dies Fest gegeben, sie wachse und gedeihe, sei gleich ihrem Dome stark und kräftig", er ist herrlich in Erfüllung gegangen.

Und nun zum Schluß. Es gibt eine vielbesuchte Weinkneipe in Köln, nicht fern vom Dome. Eng ist der Eingang, klein die Räume, duftig und voll Feuer der Wein, der hier geschenkt wird. Nach rückwärts, hinter dem eigentlichen Locale, ein schmales Gärtchen mit von Weinlaub umwucherten Nischen, gebildet aus den altersgrauen Pfeilern einer dicht nebenan liegenden Kirche. Sitzt man dort an lauen Abenden im kühlen Helldunkel beim Becher, hört gedämpft das Gebrause der großen Stadt und von droben her den Klang der Glocken, den leisen, frommen Sang der Andächtigen im Gotteshause, blickt man dabei in liebe, hellleuchtende Augen, auf Lippen, die voll Lebensfreude sich regen, funkeln die Sterne durch flüsternde Zweige, mischen sich halb verloren herüberwehende, lockende Walzermelodien mit dem Glockensummen und Gläserklingen, dann spürt man klopfenden Herzens, was es auf sich hat mit dem Zauber, den das heilige alte Köln aus-

Digitized by Google

übt: Weihrauch- und Weinduft im berauschenden Vereine, Tanzmusik und Mettenläuten, verwitterte Mauerreste und prächtige Paläste, das Rauschen mondbeschienener Wogen, Räderrasseln und Hammerschlag aus Hunderten von Werkstätten, himmelanstrebende Thürme über engen Gassen und weiten Plätzen: die Romantik einer reichen Vergangenheit allenthalben mahnend und anregend, in das frisch quellende Leben und rüstige Streben der Gegenwart hineinragend. Und oft und oft erweist sich der Wein, der hier credenzt wird, dem Nichtheimischen in seiner Wirkung gleich dem Wasser aus jener Fontana trevi Roms, das den, der beim Scheiden davon trank, unbezwinglich zurückziehen soll zu der Wunderstadt des Südens. Mit begreiflichem Stolze aber sieht der Heimische die geliebte Vaterstadt, die alte Colonia wachsen, und sein warm empfundener Wahrspruch: „Alaaf Köln!" (Köln hoch, Köln gedeihe!) wird ein Echo finden in der Brust aller, die für Hebung, Entwickelung und Neugestaltung alter deutscher Städte Interesse und Herz haben.

Preußen und Deutschland in den Jahren 1887 bis 1890.

Von **Wilhelm Müller.**

Die Wahlen vom 21. Febr. 1887 hatten einen nationalgesinnten, regierungsfreundlichen Reichstag geschaffen. Die aufs neue vorgelegte Militärvorlage sammt der hierfür nothwendigen Forderung von 330 Mill. Mark wurde anstandslos bewilligt. Beim Schlusse der Tagung, welche am 18. Juni 1887 erfolgte, ließ Kaiser Wilhelm durch den Staatssecretär von Bötticher dem Reichstage seinen Dank und seine Anerkennung für dessen patriotisches Verhalten ausdrücken. Es war Zeit, daß Deutschland einen Reichstag hatte, welcher für die politisch-militärische Lage Europas Verständniß besaß und seine Beschlüsse nicht von der Berücksichtigung seiner Parteiinteressen und von der Befriedigung seiner Herrschaftsgelüste abhängig machte, sondern ausschließlich von der Erwägung, ob eine Vorlage dem Wohle des Vaterlandes entsprach oder nicht.

Der politische Horizont des Jahres 1887 sah kriegerisch genug aus. Im April war es Frankreich, im December war es Rußland, welches losschlagen und den Continent in Flammen setzen zu wollen schien. Der Fall Schnäbele, d. h. die auf deutschem Gebiet erfolgte Verhaftung eines französischen Polizeibeamten, welcher Bewohner des Elsaß zur Ausübung von Landesverrath verleitet hatte, schien dem französischen Kriegsminister Boulanger eine passende Gelegenheit zu sein, Deutschland den Krieg zu erklären und seine eigenen Staatsstreichpläne zu verwirklichen. Unterstützt von dem radicalen Theile des Ministeriums, zu welchem auch der Ministerpräsident Goblet gehörte, stellte Boulanger im Ministerrathe den Antrag auf Absendung eines Ultimatums an die deutsche Reichsregierung. Daß ein solches für Kaiser Wilhelm und den Reichskanzler die Bedeutung einer Kriegserklärung hatte, mußte jedermann wissen. Daher sprach Flourens, der Minister des Auswärtigen, aufs entschiedenste gegen die

Digitized by Google

Annahme des Antrags, und Grévy, der Präsident der Republik, stimmte bei. Bei der Abstimmung wurde der Antrag mit 7 gegen 5 Stimmen abgelehnt. Unmittelbar bevor diese Berathung in Paris stattfand, war der Conflict bereits dadurch beendigt worden, daß die deutsche Reichsregierung den französischen Polizeibeamten in Freiheit setzte. Wenige Wochen darauf wurde Boulanger für Deutschland unschädlich gemacht: das Ministerium Goblet nahm am 17. Mai seine Entlassung, und in dem neuen Ministerium Rouvier fand sich für den Schwindler Boulanger kein Platz mehr.

In Rußland ließ es zwar die Presse an Verleumdungen, Herausforderungen und Drohungen gegen Deutschland nicht fehlen; allein das war für den Fürsten Bismarck, welcher das unmittelbare Zeugniß des Kaisers Alexander selbst hatte, daß er einen Angriff auf Deutschland nicht beabsichtige, nichts weiter als „Druckerschwärze auf Papier"; anders stand es mit Rußlands Heeresrüstungen, mit der Vorschiebung großer Truppenmassen gegen die Westgrenze. Zu Ende des Jahres 1887 standen in den Militärbezirken Wilna, Warschau und Kiew $8^1/_2$ Armeecorps, darunter sehr viel Reiterei, während Deutschland in Preußen, Posen und Schlesien $3^1/_2$, Oesterreich-Ungarn in Galizien 2 Armeecorps aufgestellt hatten. Rußland hatte also an der dortigen Grenzlinie 3 Armeecorps mehr als Deutschland und Oesterreich-Ungarn zusammen. Diese Anhäufung von russischen Heeresmassen wurde im Jahre 1889 in allen Truppengattungen noch verstärkt, Kriegsmaterial und Verpflegungsvorräthe zusammengebracht, das strategische Eisenbahnnetz im westlichen Rußland vergrößert, die Zahl der Locomotiven und Wagen bedeutend vermehrt. Der Hauptförderer dieser Maßregeln war Obrutschew, Generalstabschef der russischen Armee, welcher schon im Russisch-Türkischen Kriege von 1877 auf dem armenischen Kriegsschauplatze als Generalstabsoffizier sich hervorgethan hatte. Am Kriegsminister Wannowski, welcher jährlich eine Badereise nach Frankreich unternahm und in Paris mit Ministern und Generalen verkehrte, hatte er einen von Deutschenhaß erfüllten Genossen; der Finanzminister Wischnegradski, dessen Kreise durch diese Anschwellung des Kriegsbudgets gewaltig gestört wurden, mußte sich fügen und auf neue Finanzpläne sich besinnen.

Da jedermann wußte, daß Rußland weder von Deutschland noch von Oesterreich-Ungarn einen Angriff zu befürchten hatte, so konnten diese an der Westgrenze angeordneten Truppenanhäufungen nur einen offensiven Zweck haben, worüber die deutsche und die österreichisch-ungarische Presse in sehr scharfen Worten sich aussprachen. Das Organ des russischen Kriegsministers, „Der Invalide", glaubte seine westlichen Nachbarn dadurch einschläfern zu können, daß er die lächerliche Antwort gab, ein im Innern des Landes herrschender Futtermangel nöthige Rußland zu diesen Maßregeln. In ähnlicher Weise hatte die österreichische Regierung, welche im März 1866 Truppen aus Ungarn und andern Provinzen nach Böhmen schickte und die dortigen Festungen ausrüstete, von den in einigen böhmischen Städten ausgebrochenen Judenverfolgungen gesprochen.

Infolge dieser thatsächlichen russischen Drohungen wurden im December 1887 in Berlin und in Wien militärische Berathungen gehalten und die geeigneten Gegenmaßregeln theils getroffen, theils vorbereitet. Die schneidigste Antwort, welche die deutsche Reichsregierung an das kriegslustige petersburger Cabinet senden konnte, war das Landwehr- und Landsturmgesetz, welches dem am 24. Nov.

Digitized by Google

1887 wieder eröffneten Reichstage vorgelegt wurde.* Ueber die Verhältnisse, welche dieses Gesetz nöthig machten, sprach sich die Thronrede mit folgenden charakteristischen Worten aus: „Das Deutsche Reich hat keine aggressiven Tendenzen und keine Bedürfnisse, die durch siegreiche Kriege befriedigt werden könnten. Die unchristliche Neigung zu Ueberfällen benachbarter Völker ist dem deutschen Charakter fremd, und die Verfassung sowol wie die Heereseinrichtungen des Reiches sind nicht darauf berechnet, den Frieden unserer Nachbarn durch willkürliche Angriffe zu stören. Aber in der Abwehr solcher und in der Vertheidigung unserer Unabhängigkeit sind wir stark und wollen wir mit Gottes Hülfe so stark werden, daß wir jeder Gefahr ruhig entgegensehen können." Bei der Berathung dieses Gesetzentwurfes hielt bekanntlich der Reichskanzler seine berühmte Rede vom 6. Febr. 1888, welche am Schlusse die Worte enthielt: „Wir Deutschen fürchten Gott, aber sonst nichts in der Welt." In dieser Rede sprach er sich auch über die Anhäufung russischer Truppen an der deutschen und österreichischen Grenze aus und sagte, dieselbe scheine allerdings auf die Absicht hinzuweisen, eins der Nachbarländer unvorbereitet zu überfallen. Er glaube aber nicht an eine solche Absicht. „Selbst wenn wir uns durch irgendeine explosive Erscheinung in Frankreich, die von der heutigen Regierung in Frankreich sicher nicht beabsichtigt wird, in einen französischen Krieg verwickelt fänden, würde darauf der russische nicht unmittelbar, überhaupt nicht nothwendig folgen; umgekehrt, würden wir in einen russischen Krieg verwickelt, so würde der französische Krieg ganz sicher sein; keine französische Regierung würde stark genug sein, ihn zu hindern." Den Grund der Truppenanhäufungen fand der Reichskanzler darin, daß das russische Cabinet die wohlbegründete Ueberzeugung habe, es werde in der nächsten europäischen Krisis, die eintreten könnte, das Gewicht der russischen Stimme in dem diplomatischen Areopag von Europa um so schwerer wiegen, je weiter westlich die russischen Armeen ständen. Diese Politik habe die russischen Truppenaufstellungen schon seit langer Zeit geleitet. Die wahrscheinlichste Krisis sei ja die orientalische. „Ohne irgendwelcher Verpflichtung zu nahe zu treten, sind wir in der Lage abzuwarten, daß die im Mittelländischen Meere, in der Levante nächstbetheiligten Mächte (Oesterreich-Ungarn, Italien und England) zuerst ihre Entschließungen treffen und, wenn sie wollen, sich mit Rußland vertragen oder schlagen."

Eine zweite, an die kriegslustigen Kreise Rußlands und Frankreichs gerichtete Warnung war die am 3. Febr. 1888 erfolgte Veröffentlichung des am 7. Oct. 1879 zwischen Deutschland und Oesterreich-Ungarn abgeschlossenen Defensivbündnisses. In diesem Bündnißvertrage verpflichteten sich die Regierungen der beiden Kaiserreiche, falls eins derselben von Rußland angegriffen würde, einander mit ihrer gesammten Kriegsmacht beizustehen und Frieden nur gemeinsam und übereinstimmend zu schließen; falls eins der beiden Reiche von einer andern Macht (Frankreich) angegriffen würde, sollte das andere Reich mindestens eine wohlwollende neutrale Haltung gegen jenes beobachten; falls aber diese andere angreifende Macht von Rußland irgendwie unterstützt werden sollte, sei es in Form eines thätlichen Zusammenwirkens, sei es durch militärische Maßnahmen, welche

* Vgl. „Unsere Zeit", 1888, I, 303 fg.

Digitized by Google

den Angegriffenen bedrohten, so hatte die Verpflichtung des gegenseitigen Beistandes mit voller Heeresmacht sofort in Kraft zu treten und die Kriegführung der beiden Verbündeten gemeinsam stattzufinden bis zum gemeinsamen Friedensschlusse. An dieses Defensivbündniß schloß sich bekanntlich 1883 als dritter Bundesgenosse Italien an, das, von Frankreich übermüthig behandelt und in der tunesischen Frage 1881 überlistet und betrogen, nur im Anschlusse an den Zwei-Kaiserbund die Wahrung seiner Unabhängigkeit und seiner Interessen gesichert wußte. Dieser Vertrag wurde am 13. März 1887 von dem Grafen Robilant, der damals das italienische Ministerium des Auswärtigen leitete, erneuert, zum großen Misvergnügen der russischen und der französischen Regierung, von welchen jene Italien Triest, diese das Trentino anbot, falls es eine Tripleallianz mit ihnen abschließen wollte; aber Italien, das von diesen zwei unzuverlässigen Großmächten auch als Bundesgenosse nur als Aschenbrödel behandelt worden wäre, während es von Deutschland und Oesterreich-Ungarn als gleichberechtigt angesehen wurde, widerstand in seinem wohlerwogenen Interesse dieser Versuchung, wie im Juli 1866 der Napoleonischen. Ein französischer Staatsmann sagte über diese Vertragserneuerung, „es sei dies das ernsteste und verdrießlichste Ereigniß für Frankreich, das während der letzten 16 Jahre stattgefunden habe". Der Text des italienischen Vertrags ist noch nicht veröffentlicht worden. Es wird allgemein angenommen, daß derselbe ziemlich gleichlautend sei mit dem des deutsch-österreichischen Vertrags, und daß der einzige Unterschied zwischen beiden darin bestehe, daß, wo in jenem Vertrage von Rußland die Rede sei, im italienischen der Name „Frankreich" stehe. Eine Meldung aus Rom sagt, daß das Bündniß sich nur auf den einzigen Fall eines französischen Angriffes beziehe; daß der Angriff einer andern Macht die Verbündeten nur zu wohlwollender Neutralität verpflichte; daß aber ein Eingreifen Frankreichs in einen solchen Krieg die Heere der drei Verbündeten in Marsch setzen würde. Dieser gewaltige Dreibund bildete eine Friedensliga, welche auf die schwächern europäischen Staaten eine große Anziehungskraft ausübte und dem gewaltsamen Vorgehen der stärkern einen ehernen Wall entgegensetzte. Italien freilich, dessen Flotte der französischen nicht gewachsen ist, hat an seinem lang sich hinstreckenden Küstengebiete eine sehr verwundbare Stelle, deren Schutz Deutschland und Oesterreich-Ungarn nicht übernehmen können; die allgemeine Annahme, daß England mit seiner übermächtigen Flotte im Kriegsfalle in die Lücke eintreten und die italienische Küste gegen jeden Flottenangriff beschützen werde, und daß hierüber ein geheimes Abkommen, vielleicht nicht einmal ein schriftliches bestehe, entspricht so vollständig den Forderungen einer gesunden europäischen Politik, daß ihre Richtigkeit von niemand bezweifelt, wenn auch im Parlament von dem britischen Ministerium abgeleugnet wird; denn eine solche Action wäre ja nicht blos im Interesse Italiens, sondern auch im Interesse Englands, das auch ohne Bündnißvertrag das Mittelländische Meer nicht in einen französischen See verwandeln lassen kann oder will.

Die zwischen Petersburg und Berlin herrschende Misstimmung schien durch die „gefälschten Actenstücke" noch eine Verschärfung zu erleiden. Kaiser Alexander III. von Rußland kam am 18. Nov. 1887 mit seiner Familie von Kopenhagen nach Berlin, um dem Kaiser Wil-

Digitized by Google

helm einen Besuch zu machen. In der Audienz, welche Fürst Bismarck auf seinen Wunsch bei dem russischen Kaiser hatte, machte letzterer jenem den Vorwurf, daß er hinter dem Rücken Rußlands und im Widerspruche mit seinen officiellen Depeschen eine russenfeindliche Politik treibe, wobei sich der Kaiser auf amtliche Noten berief, welche von deutschen Botschaftern an den Reichskanzler geschrieben worden seien. Zur großen Verwunderung des Kaisers erwiderte Fürst Bismarck: „Majestät! Wenn man Ihnen solche Noten als von mir herrührend vorgelegt hat, so hat man Sie betrogen; ich habe dergleichen nie geschrieben, und ähnliches hat mir auch mein Botschafter nie berichtet.“ Die vom Fürsten Bismarck gegebenen Aufklärungen überzeugten den Kaiser, daß jener der Verleumdete und er der Betrogene sei. Im weitern Gespräche versicherte der Kaiser aufs bestimmteste, daß ihm weder ein Angriff gegen Deutschland noch die Theilnahme an einer gegen Deutschland gerichteten Coalition in den Sinn komme, daß er auch gegen Oesterreich-Ungarn keinen Angriff plane unter der Voraussetzung, daß von dieser Seite keinerlei Herausforderungen gegen Rußland erfolgen, eine Voraussetzung, die er übrigens als außer Frage stehend betrachten zu dürfen glaubte. Infolge dieser Unterredung erließ der Kaiser den Befehl an die russische Presse, keine deutschfeindlichen Artikel zu veröffentlichen.

Die „gefälschten Actenstücke“ wurden am 31. Dec. 1887 mit ausdrücklicher Zustimmung des Kaisers Alexander im „Reichs-Anzeiger“ veröffentlicht. Es waren vier Actenstücke, von welchen das dem deutschen Botschafter in Wien, Prinzen Reuß, zugeschriebene für den Reichskanzler im höchsten Grade belastend war; denn es wurde darin gesagt, daß letzterer nur aus Rücksicht für Rußland sich als Gegner Bulgariens und des Prinzen Ferdinand zeige, in Wahrheit aber dessen Politik billige und bei günstiger Gelegenheit dies durch die That beweisen werde. Zweck dieser Fälschungen war, die Politik des Fürsten Bismarck, welche in der europäischen Diplomatie schon längst im Rufe der größten Wahrhaftigkeit stand und allgemeines Vertrauen genoß, als eine durchaus unzuverlässige, doppelzüngige zu bezeichnen und den Kaiser zur Eröffnung des russisch-deutschen Krieges aufzustacheln. Ueber die Person der Fälscher erfuhr man erst nach ein paar Jahren, daß der belgische Sectionschef Nieter in Verbindung mit dem französischen Spion Mondion jene Briefe verfaßt hatte. Der Ehrenschild des Fürsten Bismarck war nach wie vor blank; das Vertrauen des Kaisers Alexander in dessen Politik war ungeschwächt.

Außer dem Landwehr- und Landsturmgesetze, welches oben erwähnt worden ist, genehmigte der Reichstag auch den Antrag der sogenannten Cartellparteien (conservative Partei, Reichspartei, nationalliberale Partei) auf Verlängerung der Gesetzgebungs- und Wahlperiode von drei Jahren auf fünf Jahre, und den Gesetzentwurf über Verlängerung des Socialistengesetzes. Schon lange wurde allgemein darüber geklagt, daß im Deutschen Reiche, da ja neben den Reichstagswahlen auch die Landtagswahlen und die Communalwahlen stattzufinden hatten, zu häufig gewählt werde und daß, zumal manche Wahlagitatoren vor keiner Verleumdung und vor keiner Lüge zurückschrecken und sich nicht entblöden, die Regierung als eine gewissenlose Staatsleiterin und als die größte Feindin des Volkes zu bezeichnen, der Geist des Ungehorsams, des Klassenhasses, des Umsturzes von Jahr

Digitized by Google

zu Jahr zunehme. Die Antragsteller konnten darauf hinweisen, daß in Holland und Belgien eine vierjährige, in Spanien und Italien eine fünfjährige, in England sogar eine siebenjährige Wahlperiode eingeführt ist, und daß Ungarn erst im December 1885 die dreijährige Periode in eine fünfjährige umgewandelt hat. Von einer Beeinträchtigung der Volksrechte, wovon die Deutschfreisinnigen und die Socialdemokraten sprachen, konnte man ernsthaft nicht reden, da ja doch das Wählen nicht Selbstzweck, sondern nur Mittel zum Zwecke war, und dieser bei einem fünfjährigen Mandat ebenso gut als bei einem dreijährigen erfüllt werden konnte. Nur einen Vortheil gewann durch die beantragte Veränderung die Reichsregierung: sie brauchte, da sie das Auflösungsrecht hatte, eine oppositionelle Reichstagsmehrheit nicht fünf Jahre zu behalten, während die Oppositionsparteien eine regierungsfreundliche Mehrheit volle fünf Jahre sich gefallen lassen mußten. Der Antrag, in welchem die Gegner den Anfang einer Reihe von reactionären Maßregeln, namentlich das Vorspiel zur Abschaffung des allgemeinen Wahlrechts sahen, wurde am 9. Febr. 1888 mit großer Mehrheit angenommen. Am 17. Febr. wurde auch die Verlängerung des Socialistengesetzes genehmigt, jedoch nicht, wie die Regierung wollte, auf fünf Jahre, sondern nur auf zwei Jahre, auch alle andern von der Regierung vorgeschlagenen Verschärfungen abgelehnt, und von den Nationalliberalen, welche in Verbindung mit den zwei conservativen Parteien allein noch an dem Gesetze festhielten, die Erklärung abgegeben, daß nach zwei Jahren auch das bisherige Gesetz nicht mehr unverändert beibehalten werden könne.

Am 14. Jan. 1888 wurde der preußische Landtag eröffnet. Dieser beschäftigte sich hauptsächlich theils mit dem Gesetzentwurfe über die Erleichterung der Volksschullasten, wonach der Staat, unter der Bedingung der fast ausnahmslosen Aufhebung des Schulgeldes, zur Besoldung der Lehrer und Lehrerinnen einen jährlichen Beitrag von 20 Mill. Mark geben sollte, theils mit der Vorlage über Eisenbahnbauten, theils mit dem Antrage auf Einführung der fünfjährigen Gesetzgebungs- und Wahlperiode, wodurch für den Reichstag und das Abgeordnetenhaus gleiche Verhältnisse hergestellt wurden. Diese Gesetzentwürfe erhielten die Genehmigung beider Häuser des Landtages.

Bevor die Sitzungen des Reichstages und Landtages geschlossen wurden, trat ein Ereigniß ein, das ganz Deutschland in die tiefste Trauer versetzte und das Mitgefühl einer halben Welt hervorrief. Der beinahe einundneunzigjährige Kaiser Wilhelm starb am 9. März 8½ Uhr morgens infolge einer Erkältung, die er sich am 4. März zugezogen hatte. Der durch manch bitteres Leid geschwächte Körper hatte nicht mehr so viel Widerstandskraft, um die Krankheitserscheinungen überwinden zu können.* Dem deutschen Volke war es, als ob sein guter Engel fortgegangen wäre. Kein Monarch genoß so viel Liebe, so viel Verehrung und Dankbarkeit wie der charaktervolle und pflichttreue Kaiser Wilhelm, der Gründer des Deutschen Reiches. Die Beisetzung der Leiche erfolgte am 16. März im Mausoleum zu Charlottenburg. Vertreter aller deutschen Herrschergeschlechter und Regierungen und vieler Körperschaften kamen nach Berlin, um diesem Traueracte beizuwohnen. In der Reichstagssitzung vom 9. März machte Fürst Bismarck selbst amtliche Mittheilungen

* Vgl. „Unsere Zeit", 1888, I, 289 fg. und II, 295 fg.

Digitized by Google

lung von dem Hinscheiden des Kaisers. Der Schluß seiner Rede lautete: „Die heldenmüthige Ausdauer, der nationale Hochgedanke und vor allen Dingen die treue, arbeitsame Pflichterfüllung im Dienste des Vaterlandes und die Liebe zum Vaterlande, die in unserm dahingeschiedenen Herrn verkörpert waren, mögen ein unzerstörbares Erbtheil unserer Nation sein, welches der aus unserer Mitte geschiedene Kaiser uns hinterlassen hat, und ich hoffe zu Gott, daß sich dieses Erbtheil bei allen, die wir an den Geschäften unsers Vaterlandes mitzuwirken haben, im Krieg und Frieden, in Heldenmuth und Hingebung, in Arbeitsamkeit und Pflichttreue, treu bewahre." Der Reichskanzler, welcher zuletzt seine Thränen nicht mehr zurückhalten konnte, ging darauf auf den Grafen Moltke zu, welcher neben ihm der treueste und verdienteste Rathgeber des verstorbenen Kaisers war, und sprach nach kurzer Begrüßung, wie zu ihrem beiderseitigen Trost, die denkwürdigen Worte: „Des Dienstes ewig gleichgestellte Uhr hält uns im Gleise."

Es folgte die Regierung der 99 Tage. Der Kronprinz Friedrich Wilhelm, jetzt Kaiser Friedrich III., traf von San-Remo, wo er mit seiner Familie den Winter zugebracht hatte, am Abend des 11. März im Schlosse zu Charlottenburg ein.* Es war ein schwerer Regierungsantritt. Den Tod vor Augen, übernahm er die Würde eines Königs und Kaisers. Die berliner Aerzte, welche den am Kehlkopfkrebs Erkrankten fast schon seit einem Jahre behandelt hatten, äußerten sich dahin, daß er nur noch eine Lebensfrist von etwa einem Vierteljahr haben werde. Der englische Arzt Mackenzie, welcher leider das volle Vertrauen des Kronprinzen sich erworben hatte und leitender Arzt war, suchte jenen in San-Remo und in Berlin über den wahren Stand der Krankheit zu täuschen. Der treffliche Historiker von Treitschke sagt hierüber: „Nunmehr war der Kranke einem englischen Arzte ausgeliefert, der alsbald durch die unerhörte Verlogenheit seiner Berichte den guten Ruf unsers alten, ehrlichen Preußens besudelte. In wachsender Angst begannen die Deutschen zu ahnen, dieses theuere Leben sei in schlechten Händen. Der Erfolg übertraf die ärgsten Befürchtungen." Am 12. März ließ der Kaiser eine Proclamation „An mein Volk" und einen Erlaß an den Reichskanzler veröffentlichen, welche zwei Actenstücke schon im Jahre 1885 von einem Vertrauensmanne desselben, dem Geh. Justizrath Professor Dr. Geffcken, abgefaßt worden waren. Da nämlich Kaiser Wilhelm im Juni 1885 in Ems einen tiefen Ohnmachtsanfall hatte und sein plötzliches Hinscheiden zu befürchten war, so äußerte der Kronprinz den Wunsch, auf einen solchen Fall vorbereitet und namentlich gerüstet zu sein, die bei seinem Regierungsantritte erforderlichen öffentlichen Kundgebungen unverzüglich erlassen zu können. Darauf fand zwischen dem General von Stosch, dem Freiherrn von Roggenbach und dem Professor Geffcken eine Zusammenkunft statt, bei welcher die Grundzüge der erforderlichen Proclamation besprochen wurden. Geffcken übernahm die Abfassung des Entwurfes der zwei obengenannten Kundgebungen, und von Roggenbach übergab denselben, nachdem er einige Veränderungen daran vorgenommen hatte, persönlich dem Kronprinzen, der damals auf der Insel Mainau verweilte.

Die nächste Frage war, in welches Verhältniß sich Kaiser Friedrich zum Reichskanzler setzen werde. Man wußte, daß jener mit letzterm nicht in allen

* Vgl. „Unsere Zeit", 1888, II, 93 fg.

Digitized by Google

Dingen einverstanden war und manchmal in unwilligem Tone von der „Bismärckerei" sprach; man wußte aber auch, daß er die Verdienste des Reichskanzlers um das Haus Hohenzollern, um Preußen und um das ganze Deutschland in ihrem vollen Werthe zu schätzen wußte, wie er dies in seinem Glückwunschschreiben vom 25. März 1888, aus Anlaß von Bismarck's funfzigjährigem militärischen Dienstjubiläum, so entschieden kundgab, und daß er nie daran dachte, einen Kanzlerwechsel herbeizuführen. Um so größer war das Erstaunen und die Aufregung in Deutschland, als die Zeitungen die Nachricht von einer Kanzlerkrisis brachten. Die Verlobung der Prinzessin Victoria, der Tochter des Kaisers, mit dem Prinzen Alexander von Battenberg, vormaligen Fürsten von Bulgarien, stand auf der Tagesordnung des kaiserlichen Hofes. Da der Prinz in den möglichst schlechtesten Beziehungen zu Kaiser Alexander III. von Rußland stand und trotz seiner Abdankung immer noch einen lebhaften Verkehr mit den bulgarischen Führern unterhielt und, falls Bulgarien eine Gefahr drohte, es für seine Pflicht hielt, seinen Kampfgenossen von 1885 zu Hülfe zu eilen, somit immer noch als bulgarischer Thronbewerber galt, so war es begreiflich, daß der Reichskanzler, welcher nichts mehr zu vermeiden suchte als einen ernstlichen Conflict mit Rußland, und daher der bulgarischen Frage möglichst aus dem Wege ging, das Zustandekommen einer Heirath zu hindern bestrebt war, die geeignet war, den Kaiser Alexander persönlich zu verletzen und Deutschland in einen orientalischen Krieg hineinzutreiben. Fürst Bismarck legte darauf dem Kaiser die Gründe, welche der Ausführung des Heirathsplanes entgegenstanden, auseinander, worauf letzterer sofort davon abstand. Professor Delbrück, welcher als Erzieher des Prinzen Waldemar fünf Jahre am Hofe des Kronprinzen zugebracht hatte, hatte recht, wenn er sagte: „In Wirklichkeit hat nie einen Moment eine Kanzlerkrisis bestanden oder hat der Kaiser sich auch nur mit dem Gedanken an eine solche Möglichkeit beschäftigt, wie ich mit der positivsten Gewißheit behaupten darf." Freilich, wenn der Kaiser auf der Verlobung und der Heirath bestanden hätte, so wäre der Rücktritt des Reichskanzlers sofort erfolgt. Ganz Deutschland nahm an diesen Verhandlungen theil, und die meisten stellten sich auf die Seite Bismarck's. Um des Battenbergers willen sollte Deutschland nicht in eine gefahrvolle Lage gebracht und seines großen Reichskanzlers beraubt werden. Die deutschfreisinnige Presse, welche von dem Regierungsantritte des Kaisers einen politischen Umschwung und das Aufkommen einer parlamentarischen Aera erwartete, und an der Entlassung des Fürsten Bismarck gar nicht zweifelte, bot alles auf, um ihre Hoffnungen zur Wirklichkeit zu machen. Aber sie täuschte sich. Vergebens wurde dem Kaiser der Abdruck einer Richter'schen Rede in die Hände gespielt, in welcher die regierungsfreundliche Mehrheit des Abgeordnetenhauses und des Reichstages als „Gezücht" und als „Gesindel" bezeichnet, dem Reichskanzler der Vorwurf des Landesverraths gemacht und der deutschfreisinnigen Partei das Verdienst zugeschrieben wurde, die gegen die Krone und das Kaiserhaus unternommene Agitation bekämpft zu haben. Diese Partei setzte es nicht einmal durch, daß das Gesetz über Verlängerung der Gesetzgebungs- und Wahlperiode vom Kaiser nicht unterzeichnet und daß zugleich ein kaiserlicher Erlaß über die Aufrechthaltung der Wahlfreiheit veröffentlicht wurde, und hatte nur den einen Triumph, daß der Minister des Innern, von Puttkamer, welcher den

Digitized by Google

Angriffen der Deutschfreisinnigen und Socialdemokraten im Reichstage und in der Kammer mit Unerschrockenheit und mit Glück entgegentrat und ihre rücksichtslose Wahlagitation mit Erfolg bekämpfte, vom Kaiser durch ein in schroffer Form gehaltenes Schreiben zur Einreichung seines Entlassungsgesuches genöthigt wurde. Kaiser Friedrich war nicht liberal im Sinne der Deutschfreisinnigen und hatte ein viel zu starkes Herrscherbewußtsein, als daß er ein parlamentarisches Regiment ertragen hätte. „Die Armee darf niemals ein Parlamentsheer werden; sie ist königlich und soll es bleiben; die Armee zu einem Parlamentsheer zu machen, das könnte ihnen wol passen", hörte man ihn wiederholt äußern. Er hatte einen bürgerlichen Liberalismus, bei welchem die Duldsamkeit gegen alle Parteien und der persönliche Verkehr ohne Rücksicht auf Parteistellung das hauptsächlichste Moment war. Wie sich diese Verhältnisse bei einer längern Dauer seiner Regierung gestaltet hätten, darüber läßt sich freilich nichts Sicheres sagen.

Bald nach der Uebersiedelung des Kaisers von Charlottenburg nach Friedrichskron (Neues Palais) bei Potsdam verschlimmerte sich seine Krankheit: das Fieber nahm zu, die Speiseröhre wurde in Mitleidenschaft gezogen, eine Lungenentzündung trat ein. Die Kräfte waren erschöpft. Am 15. Juni lag der Kaiser in tiefem Schlummer, aus dem er nur einmal noch auf kurze Zeit erwachte. Um 11 Uhr 5 Min. vormittags starb er. Die Beisetzung der Leiche fand am 18. Juni ohne besonderes Gepränge in der Friedenskirche zu Potsdam statt.

Das Jahr 1888 sah noch einen dritten Kaiser. Der Kronprinz Wilhelm bestieg, 29 Jahre alt, den Thron seiner Väter. Es wurde von manchen die Befürchtung ausgesprochen, daß er zu jung für seinen Beruf sei. Dabei wurde nicht bedacht, daß der Große Kurfürst und Friedrich der Große noch jünger waren, als sie die Regierung antraten, und daß der neue Kaiser an dem Fürsten Bismarck einen Reichskanzler hatte, wie er in der ganzen Welt nicht zu finden war. Bei dem hohen Alter seines Großvaters und bei der langen Abwesenheit seines kranken Vaters war die Person des Prinzen Wilhelm im letzten Jahre mehr in den Vordergrund getreten. Man wußte von ihm, daß er eine treffliche Erziehung erhalten hatte, daß er bedeutende Geistesgaben besaß, daß er für Politik sich sehr interessirte, daß er Soldat war durch und durch, deutsch von Kopf bis zu Fuß, ein energischer, schneidiger Charakter. Vom Oberpräsidenten von Brandenburg in die Civilverwaltung, vom Reichskanzler in die hohe Politik eingeführt, von seinem Großvater noch zum Generalmajor ernannt, kannte er kein höheres Streben als das, für seinen hohen Beruf sich so tüchtig als möglich zu machen. Im Auslande, namentlich in Frankreich, wo man kein gutes Gewissen hatte, galt er als der künftige Eroberer, welcher sich als Ziel vorgesteckt habe, sobald er Kaiser geworden sei, an der Spitze seiner Armee in die Hauptstadt Rußlands einzuziehen, nachdem er die Hauptstadt Frankreichs noch einmal gebrandschatzt habe. Geheimrath von Hintzpeter, welcher viele Jahre lang als Civilgouverneur die Erziehung des Prinzen überwacht hatte, schreibt von ihm, er habe von Kind an eine eigenthümlich stark ausgeprägte Individualität gehabt, welche, durch nichts wirklich verändert, selbst den mächtigsten äußern Einflüssen widerstehend, in ihrer Eigenart sich folgerichtig entwickelt, in allen natürlichen Wandlungen stets seinen Charakter bewahrt habe. „Ein Gefühl beherrscht sein ganzes Leben und

Digitized by Google

Streben, dominirt alle Bedenken und Reflexionen, treibt unwiderstehlich zur Anspannung aller Kräfte und, wenn nöthig, zum kühnsten Wagen. Das ist das Pflichtgefühl, stets die stärkste und wirksamste Triebfeder in allen Gliedern seines Hauses." Fürst Bismarck sprach sich mit hoher Anerkennung über die Begabung und Tiefe der Auffassung des Kaisers, über den Eifer, die Bereitwilligkeit und Hingebung und die Festigkeit des Willens aus, mit welcher derselbe sich der übernommenen Leitung der Regierungsgeschäfte widme, und wußte nicht genug die Ruhe und das Verständniß hervorzuheben, welche der Kaiser in allen Punkten der innern und äußern Politik zu erkennen gebe. Er bezeichnete ihn als einen Fürsten, welcher den Frieden aufrecht erhalten werde, soweit es sich mit der Ehre und den Interessen des Reiches vereinbaren lasse, und die Fortsetzung der socialpolitischen Gesetzgebung, die Ausgleichung der religiösen Differenzen, die Hebung der Productivität des Landes durch Förderung der Landwirthschaft, des Gewerbes, der Industrie und des Handels als ein werthvolles und erhabenes Vermächtniß seiner beiden großen Vorfahren betrachte. Hinsichtlich seiner amtlichen Stellung zum Kaiser fügte Fürst Bismarck hinzu, der Kaiser habe ihn recht aufrichtig und innig gebeten, ihm in diesem Bestreben, wie bisher seinem Großvater und seinem Vater, in gleicher Weise treu zur Seite zu stehen und ihn unterstützen zu wollen, und er (der Reichskanzler) habe ihm auch die feste Versicherung gegeben, daß er, solange ihm Leben und Gesundheit dies gestatten, nicht von seiner Seite weichen werde. Und dieses Versprechen werde er bis zu seinem letzten Athemzuge halten. Das deutsche Volk, welches auch bei dieser Thronveränderung sich fragte, ob Kaiser und Kanzler vereinigt bleiben würden, ob das lebhafte Temperament des neunundzwanzigjährigen Kaisers sich mit der kühlen Erwägung des dreiundsiebzigjährigen Kanzlers vertragen würde, fühlte sich durch die eben angeführten Mittheilungen des Kaisers sehr beruhigt. Wußte es ja schon längst, welch hohe Bewunderung Prinz Wilhelm für den Fürsten Bismarck gehabt, wie er vor jedem bedeutenden Ereignisse die Belehrung und den Rath desselben eingeholt, und am Geburtstage des Fürsten in seinem Trinkspruche denselben mit einem Fahnenträger verglichen hatte, der, während der Höchstcommandirende gefallen und der erste Offizier schwer verwundet sei, seine Fahne hochhalte, zur Aufmunterung und Anfeuerung der Soldaten. Es war kein Zweifel, daß die 29 Jahre und die 73 Jahre sich aufs beste miteinander vertragen würden. Es war ein Scherzwort und doch wieder ein ernsthaftes Wort, wenn Fürst Bismarck zu dem Kronprinzen Wilhelm sagte: „Eigentlich brauchen Sie mich nicht; Sie sind Kaiser Wilhelm und Kanzler in einer Person."

Am nämlichen Tage, an welchem Kaiser Wilhelm II. das Staatsruder in seine Hände nahm, richtete er, auf die ruhmvollen Thaten der letzten Jahrzehnte hinweisend, einen frischen Soldatengruß an die Armee: „So gehören wir zusammen, ich und die Armee, so sind wir füreinander geboren, und so wollen wir unauflöslich fest zusammenhalten, möge nach Gottes Willen Friede oder Sturm sein", und wandte sich mit ebenso warmen Worten an die Marine. Die Proclamation vom 18. Juni an das preußische Volk hob die historische Königstreue des preußischen Volkes hervor. Die Thronrede vom 25. Juni, mit welcher sich der Kaiser an den Reichstag wandte, enthielt die Worte: „Ich bin entschlossen, Frieden zu halten mit jedermann, soviel

Digitized by Google

an mir liegt. Meine Liebe zum deutschen Heere und meine Stellung zu demselben werden mich niemals in Versuchung führen, dem Lande die Wohlthaten des Friedens zu verkümmern, wenn der Krieg nicht eine durch den Angriff auf das Reich oder auf dessen Verbündete uns aufgedrängte Nothwendigkeit ist." Es war eine großartige Versammlung, die der zu Versailles am 18. Jan. 1871 an Würde und Glanz nichts nachgab. Nicht blos die Reichstagsabgeordneten, sondern auch sämmtliche regierende Fürsten des Deutschen Reiches oder ihre fürstlichen Vertreter und die regierenden Bürgermeister der Freien Städte, die Mitglieder des Bundesrathes, die Würdenträger des Reiches und des Hofes, die obersten Militärs und die leitenden Minister der einzelnen Staaten waren im Weißen Saale des Schlosses versammelt. Vor dem Inlande und vor dem Auslande, vor Freund und Feind wurde durch diese Kundgebung Zeugniß abgelegt, daß der Kaiser und seine Verbündeten eins seien mit den Vertretern des Volkes in der Liebe zum Vaterlande, in der Hingebung für das Reich, und daß sie Alle für Einen und Einer für Alle stehen. Die Feinde Deutschlands hatten sich sehr getäuscht, wenn sie sich dem Wahne hingaben, die deutschen Fürsten wollten sich dem jungen Kaiser nicht unterordnen. Abgesehen von anderm handelte es sich hier nicht um das Lebensalter des Kaisers, sondern um die Bethätigung der deutschen Treue und um die Festhaltung des einheitlichen Charakters des Deutschen Reiches. Die Thronrede wurde von der deutschen und von der auswärtigen Presse als Friedensbotschaft aufgefaßt. Am 27. Juni folgte die Thronrede vor versammeltem Landtage. Vom lebhaftesten Beifall wurden die Schlußworte derselben begleitet: „In bewegter Zeit habe ich die Pflichten des königlichen Amtes übernommen; aber ich trete an die mir nach Gottes Fügung gestellte Aufgabe heran mit der Zuversicht des Pflichtgefühls, indem ich mir dabei das Wort des Großen Friedrich gegenwärtig halte, daß in Preußen der König des Staates erster Diener ist." Nachdem der Reichstag und der Landtag ihre Antwortadressen berathen hatten, wurden sie geschlossen.

In den höhern Commandostellen und in den Ministerien gingen wichtige Veränderungen vor. Großherzog Friedrich von Baden, der Oheim des Kaisers, wurde zum Generaloberst der Cavalerie mit dem Range eines Generalfeldmarschalls, Prinz Albrecht von Preußen, Regent von Braunschweig, und Prinz Georg von Sachsen, Bruder des Königs Albert, zu Generalfeldmarschällen und Armeeinspectoren ernannt. General Graf Blumenthal, der Generalstabschef der kronprinzlichen Armee in den Kriegen von 1866 und 1870/71, war schon von Kaiser Friedrich zum Generalfeldmarschall ernannt worden. General von Caprivi, Chef der Admiralität, wurde commandirender General des 10. Armeecorps; Viceadmiral Graf Monts wurde commandirender Admiral und stellvertretender Chef der Admiralität. Dem General Bronsart von Schellendorff (Bruder des Kriegsministers) wurde als commandirendem General das 3. Armeecorps übertragen, dem General von Albedyll das 7., dem General von Leszczynski das 9., dem General von Schlichting das 14., dem General von Meerscheidt-Hüllesem das Gardecorps, dem General von Hilgers das 5. Corps, dem General von Pape die Stelle eines Gouverneurs von Berlin und eines Oberbefehlshabers der Truppen in den Marken, dem General von Hahnke die Stelle eines Chefs des Militärcabinets. Diese „Verjüngung der Armee" war im Interesse des Dienstes eine nothwendige Maßregel geworden;

Digitized by Google

Kaiser Wilhelm I. hatte es nicht über sich gewinnen können, die alten Generale in den Ruhestand zu versetzen; daher hatte die Armee meist solche commandirende Generale, deren körperliche Kräfte den Strapazen eines Feldzuges nicht mehr gewachsen waren. An die Stelle von Puttkamer's wurde Unterstaatssecretär Herrfurth zum Minister des Innern, Staatsminister von Bötticher zum Vicepräsidenten des preußischen Staatsministeriums ernannt; von Maltzahn-Gültz wurde Staatssecretär des Reichsschatzamtes, von Wedell-Piesdorff Minister des königlichen Hauses, von Liebenau Oberhofmarschall, Lukanus Chef des Civilcabinets, Generalarzt Professor Leuthold kaiserlicher Leibarzt.

Die wichtigste Veränderung trat im Großen Generalstabe ein. Der berühmte „Schlachtenlenker" Moltke, welcher nahezu 88 Jahre alt war, fühlte sich nicht mehr kräftig genug, um die Stelle eines Generalstabschefs versehen zu können, nachdem ihm schon am 27. Dec. 1881 auf seinen Wunsch und Vorschlag Graf Waldersee, Generalquartiermeister der Armee, als Adlatus beigegeben worden war und dieser seither thatsächlich die Geschäfte des Generalstabes geleitet hatte. Er meldete daher in einem Schreiben vom 3. Aug. 1888 dem Kaiser, daß er „nicht mehr ein Pferd zu besteigen vermöge" und deshalb um Versetzung in den Ruhestand bitte. In der anerkennendsten Weise bewilligte ihm der Kaiser den Abschied, ernannte ihn aber zugleich, um ihn noch in Beziehung zur Armee zu erhalten, zum Chef der Landesvertheidigungscommission; auch ließ er ihm seinen bisherigen Gehalt, seine bisherige Dienstwohnung und seinen bisherigen persönlichen Adjutanten, Hauptmann von Moltke, seinen Neffen. Die deutsche Nation vernahm diese Nachricht wie die eines schweren Trauerfalles; sie ließ die Jahre 1864 bis 1871 an ihrem geistigen Auge vorübergehen, und hatte nicht Worte genug, um dem Mitbegründer des Deutschen Reiches ihren Dank auszudrücken. Zu seinem Nachfolger als Chef des Generalstabes ernannte der Kaiser auf Moltke's Vorschlag den Grafen Waldersee, der aus der Moltke'schen Schule hervorgegangen war.

Bevor dieser Wechsel vor sich ging, unternahm der Kaiser eine Seereise, um die Beherrscher der nördlichen Nachbarländer zu besuchen. Er selbst sagte hierüber in Christiania am 3. Juli 1890: „In meiner Jugend ist es mir nicht vergönnt gewesen, größere Reisen zu machen, weil es der Wunsch meines Großvaters war, mich stets in seiner Nähe zu haben. Ich erachte es aber für einen Regenten als nothwendig, daß er sich über alles persönlich informirt und aus directer Quelle Anschauungen sammelt, seine Nachbarn kennen lernt, um mit ihnen gute Beziehungen anzuknüpfen und zu unterhalten; diese Zwecke sind es, die ich bei meinen Reisen im Auslande verfolge." Er begab sich am 13. Juli 1888 von Potsdam nach Kiel, bestieg dort die Jacht „Hohenzollern" und segelte, von zehn weitern Schiffen begleitet, nach St.-Petersburg, wo er am 19. Juli ankam und bis zum 24. verweilte. Er wurde vom Kaiser und dessen Familie mit der größten Aufmerksamkeit, auch von der Bevölkerung St.-Petersburgs sympathisch empfangen, und wohnte zweimal einer glänzenden Truppenschau bei. Am 26. Juli traf Kaiser Wilhelm in Stockholm, am 30. in Kopenhagen ein, und besuchte auf der Heimfahrt nach Potsdam den in Friedrichsruh verweilenden Reichskanzler, um die Ergebnisse seiner Reise mit ihm zu besprechen. Russische und dänische Blätter betrachteten als eins dieser Ergebnisse die Zurückgabe Nordschleswigs an Dänemark, und sprachen davon als

Digitized by Google

von einer rechtlichen Nothwendigkeit. Es wurde sogar offen gesagt, daß Kaiser Friedrich zur Ausführung dieser Maßregel entschlossen gewesen sei. Die Antwort darauf gab Kaiser Wilhelm II. in der Rede, welche er am 16. Aug. 1888 in Frankfurt a. d. O. bei der Enthüllung des dem Prinzen Friedrich Karl errichteten Denkmals hielt. „Wir alle haben ihn (den Kaiser Friedrich) zu gut gekannt, als daß wir einer solchen Beschimpfung seines Andenkens nur einen Augenblick ruhig zusehen könnten. Er hatte denselben Gedanken wie wir, daß nichts von den Errungenschaften der großen Zeit aufgegeben werden kann."

Bald darauf erfolgte der „Fall Geffcken", d. h. die Veröffentlichung der Auszüge aus dem Tagebuche des Kaisers Friedrich von 1870/71 im Octoberhefte der „Deutschen Rundschau", welche die Verhaftung des Verfassers, des obengenannten Professor Geffcken von Hamburg, die Freisprechung desselben durch das leipziger Reichsgericht und die vom Reichskanzler angeordnete Veröffentlichung der Anklageschrift zur Folge hatte. Geffcken hatte durch Veröffentlichung des Tagebuches und dessen rücksichtslosen Aeußerungen über Kaiser Wilhelm I. und den Reichskanzler dem Kaiser Friedrich einen schlechten Dienst geleistet.* Unmittelbar darauf, nachdem der Kaiser den Antrag Bismarck's auf Einleitung eines Strafverfahrens gegen Geffcken genehmigt hatte, trat er seine zweite Reise an. Dieselbe galt den süddeutschen Verbündeten und den Bundesgenossen in Wien und in Rom. Wir finden den Kaiser am 27. Sept. in Stuttgart, am 28. auf der Insel Mainau, am 1. Oct. in München, am 3. in Wien, am 11. in Rom, von wo aus er auch Neapel und Pompeji besuchte. Der Empfang des Kaisers seitens der Bevölkerung Italiens war voll der liebenswürdigsten Begeisterung. Ersterer konnte nicht umhin, auch dem Papst Leo XIII. einen Besuch zu machen. Derselbe fand am 12. Oct. statt, hatte aber nicht mehr Erfolg als jener Besuch, welchen der Vater des Kaisers am 18. Dec. 1883 dem Papste gemacht hatte. Jetzt wie damals suchte der Papst das Gespräch auf die kirchenpolitischen Verhältnisse, namentlich auf die Stellung des Vaticans zum Quirinal zu bringen, und beidemal erhielt er eine ausweichende Antwort. Am 19. Oct. verabschiedete sich der Kaiser von der königlichen Familie und am 21. kehrte er nach Potsdam zurück.

Der Reichstag wurde am 22. Nov. 1888 wieder eröffnet. Die Thronrede sprach von der Fortführung der socialpolitischen Gesetzgebung und kündigte einen Gesetzentwurf über Gebrechlichkeits- und Altersversicherung und eine ostafrikanische Vorlage an. Ersterer wurde vom Reichstage am 24. Mai 1889 angenommen*; letztere, welche an dem Windthorst'schen Antrage auf Bekämpfung des Negerhandels und der Sklavenjagden einen sehr willkommenen Bundesgenossen hatte, wurde am 30. Jan. 1889 genehmigt.** Der Marineetat für einmalige Ausgaben und der Nachtragsetat für Veränderungen in der Formation der Feldartillerie und für die Neuorganisation der obersten Marinebehörden wurden gleichfalls vom Reichstage genehmigt.*** Beim Marineetat handelte es sich darum, den Kern zu einer Schlachtflotte zu schaffen und im Laufe der nächsten sechs Jahre vier

* Vgl. „Unsere Zeit", 1889, I, 258 fg.

* Vgl. „Unsere Zeit", 1888, I, 237, und 1889, II, 308.

** Vgl. „Unsere Zeit", 1889, I, 266.

*** Vgl. „Unsere Zeit", 1889, I, 421.

Digitized by Google

Schlachtschiffe und einige andere zur Hafen- und Küstenvertheidigung nöthige Schiffe zu bauen, nachdem die bisherigen Schiffe sich für die jetzigen Verhältnisse als nicht mehr brauchbar erwiesen hatten. Hinsichtlich der Feldartillerie, in welcher Waffengattung Frankreich und Rußland uns bedeutend überlegen waren, sollte eine andere Organisation eintreten und die Bespannung der Geschütze und der Munitionswagen vermehrt, und dadurch der Uebergang auf den Kriegsfuß erleichtert werden. Daß der Chef der Admiralität die Functionen des Oberbefehlshabers und des obersten Verwaltungschefs der Marine in seiner Person vereinigte, hatte sich als großer Misstand fühlbar gemacht. Die Regierung schlug daher vor, diese zweierlei Functionen auf zwei verschiedene Personen zu übertragen. Nachdem der Reichstag diese Theilung genehmigt hatte, ernannte der Kaiser, da wenige Wochen vorher der Chef der Admiralität, Graf Monts, gestorben war, den Viceadmiral Freiherrn von der Goltz zum commandirenden Admiral, den Contreadmiral Heusner zum Staatssecretär im Reichsmarineamte. Von den übrigen Leistungen des Reichstags sind auf wirthschaftlichem und socialem Gebiete die Annahme des Genossenschaftsgesetzes und verschiedene Anträge der Reichstagsmitglieder zu erwähnen, welche sich auf die Arbeiterschutz-Gesetzgebung bezogen. Es sollten gesetzliche Bestimmungen über Frauen- und Kinderarbeit und über Sonntagsruhe getroffen und ein Maximalarbeitstag eingeführt werden. Die Regierung stand diesen Anträgen, welche schon in mehrern Sessionen eingebracht worden waren, mit wenig Sympathie gegenüber, da sie von dem Grundsatze ausging, daß der Staat dem freien Willen der Arbeiter, wo es sich um die Vermehrung ihres Einkommens handelte, nicht zwangsweise entgegentreten dürfe. Dieser Grundsatz, für welchen der Reichskanzler schon mehrmals im Reichstage eingetreten war, hat zwar eine Berechtigung; aber gleichwol war sicher anzunehmen, daß die Regierung bald in die Lage kommen werde, den immer stärker auftretenden Forderungen auf weitere Ausbildung der Arbeiterschutz-Gesetzgebung gerecht zu werden. Am 24. Mai erfolgte der Schluß des Reichstags, wobei Staatssecretär von Bötticher den Dank des Kaisers und die volle Anerkennung der verbündeten Regierungen für die treue und mühevolle Mitwirkung des Reichstags bei der Fertigstellung der Vorlage über Alters- und Gebrechlichkeitsversicherung aussprach.

Vom 14. Jan. 1889 bis zum 30. April tagte der preußische Landtag neben dem Reichstage. Das Abgeordnetenhaus erschien theilweise in veränderter Gestalt. Am 6. Nov. 1888 hatten die Abgeordnetenwahlen stattgefunden. Für die Centrumspartei wirkte in sehr auffallender Weise der Erzbischof von Köln durch seinen Erlaß vom 10. Oct., worin er allen zur Wahl berufenen Gläubigen der Erzdiöcese die Betheiligung an derselben dringend ans Herz legte, die Wähler aufforderte, Männer zu wählen, „welche den christlichen Charakter der Schule sicherzustellen und die vom Herrn der Kirche verliehenen unveräußerlichen Rechte zu vertheidigen entschlossen sind", und vom Klerus verlangte, „daß er nicht nur selbst an der Wahl sich betheilige, sondern auch durch Wort und Beispiel auf die Wahl einwirke". Dazu bemerkte ein nationalliberales Blatt: „Was wollen gegenüber dieser dreisten Einmischung in die Wahlen, welche das ganze Heer der Geistlichkeit mit seinem unermeßlichen Einflusse auf das katholische Volk geradezu als Wahlagitatoren aufruft, die

Digitized by Google

kleinen Künste des Herrn von Puttkamer besagen!" Die Deutschfreisinnigen vergaßen so sehr, daß es nicht blos ein Wahlrecht, sondern auch Wahlpflichten gebe, daß sie die Wahl von Ultramontanen, ja sogar von Polen unterstützten, nur um durch deren Beistand ihre eigenen schlechten Wahlaussichten verbessern zu können. Trotzdem hatten sie gegenüber den Wahlen von 1885 einen Verlust von 12 Mandaten. Das Ergebniß der Wahlen vom 6. Nov. 1888 war folgendes: Die Deutschconservativen hatten 126 Mitglieder, die Freiconservativen 66, die Nationalliberalen 87, zusammen 279; das Centrum (nebst den 2 Welfen) 99, die Deutschfreisinnigen 29, die Polen 15, die Dänen 2, zusammen 145; dazu kamen noch 9 Wilde. Somit hatten die drei Cartellparteien zusammen eine Mehrheit von 134 Mitgliedern, gegenüber den vereinigten Oppositionsparteien. Mit der neuen Session begann die fünfjährige Gesetzgebungsperiode; das Mandat der Gewählten galt zum ersten mal auf fünf Jahre.

Die Thronrede vom 14. Jan. 1889 hob unter den Vorlagen diejenigen hervor, welche eine Verbesserung der finanziellen Stellung der Geistlichen und der Volksschullehrer bezweckten, und sprach von der Ausdehnung des Eisenbahnnetzes und von einem Verwaltungsgesetze für Posen. Diese Vorlagen wurden von beiden Häusern genehmigt. Der Gesetzentwurf über die Krondotation entsprach einem dringenden Bedürfnisse. Der Beitrag des Staates zu dem Kronfideicommißfonds betrug 1820 mehr als $7\frac{1}{2}$ Mill. Mark, seit 1868 12,219296 Mark. Diese Summe reichte zur Bestreitung der Kosten des kaiserlich-königlichen Haushaltes nicht mehr aus, zumal da der König von Preußen nicht blos die Kosten für den Unterhalt des eigenen Hofstaates, sondern auch die für den Unterhalt der prinzlichen Hofstaaten zu übernehmen hatte. Dabei war zu berücksichtigen, daß der König so gut wie ein Beamter die seit 1868 für alle Lebensbedürfnisse eingetretene Preissteigerung empfand, und daß mit Annahme der deutschen Kaiserwürde die Repräsentationspflichten des Königs sehr erweitert wurden, was einen bedeutenden Mehraufwand veranlaßte. Man konnte fragen, ob nicht das Reich die Dotation der Kaiserkrone übernehmen solle. Diese Frage wurde verneint und die Dotation der Kaiserkrone als eine Ehrenpflicht Preußens bezeichnet. Die Regierung beantragte daher beim Landtage, daß der Staatsbeitrag an den Kronfideicommißfonds um $3\frac{1}{2}$ Mill. Mark erhöht, somit von nun an 15,719296 Mark ausmachen solle. Die Vorlage wurde im Abgeordnetenhause mit allen gegen 11 Stimmen (8 Deutschfreisinnige, 2 Dänen, 1 Centrumsmitglied), im Herrenhause einstimmig angenommen.

Der von Windthorst eingebrachte Schulantrag, welcher von ihm, zum Zeichen, daß die katholische Kirche noch lange nicht befriedigt sei, schon längst angekündigt worden war, rief in der Sitzung des Abgeordnetenhauses vom 27. Febr. 1889 eine lebhafte Debatte hervor. Dieser Antrag verlangte für die Kirche die ausschließliche Leitung des Religionsunterrichts in der Volksschule und das Einspruchsrecht bei Anstellung der Volksschullehrer und bei Belassung derselben in ihrer Stelle als Religionslehrer. Wurde dieser Antrag angenommen, so war die Herrschaft der katholischen Kirche über die Schule bereits Thatsache; jeder Volksschullehrer hatte dann nur die Wahl zwischen Entlassung oder blindem Gehorsam; die Volksschule war dann nicht mehr eine staatliche, sondern eine kirchliche Ver-

Digitized by Google

anstaltung. Ein solches Vorgehen des Centrums war selbst für die Deutschfreisinnigen zu stark, obgleich sie ja sonst, weil sie die Unterstützung desselben bei den Wahlen nicht entbehren konnten, ebenso wie die Polen, zur Gefolgschaft des Centrums gehörten. Der Antrag wurde daher gegen die Stimmen des Centrums, der Polen und Dänen abgelehnt.

Die Zwischenzeit zwischen dem Schlusse und der Wiedereröffnung der Parlamente wurde durch die Ankunft hoher Besuche, durch Reisen des Kaisers und durch Veranstaltung interessanter Manöver ausgefüllt. König Umberto von Italien kam am 21. Mai 1889 in Berlin an, begleitet vom Kronprinzen Victor Emanuel und dem Ministerpräsidenten Crispi, und hatte sich eines so großartigen und begeisterten Empfangs zu erfreuen, daß er auf der Rückreise in Frankfurt sagen konnte, der deutsche Boden sei ihm jetzt nicht mehr ein fremder, Italiener und Deutsche bilden von nun an nur noch eine einzige Familie, und daß das italienische Parlament die Absendung von Dankschreiben an den Kaiser und die Stadt Berlin beschloß. An der Wettin-Feier in Dresden und an der Feier des Regierungsjubiläums des Königs Karl von Würtemberg nahm der Kaiser persönlich Antheil: „Dem Beispiele der Völker folgend, sind wir Fürsten von allen Seiten herbeigeeilt, da wir, wo einer von uns ein frohes Fest erlebt, uns mit ihm solidarisch fühlend, uns freuen, dasselbe mit ihm begehen zu dürfen.“ Darauf unternahm der Kaiser am 1. Juli eine Seereise nach den norwegischen Lofoten und nach dem Nordcap und fuhr am 31. Juli von Wilhelmshaven aus nach England, um seiner erlauchten Großmutter, der Königin Victoria, einen Besuch zu machen und zugleich mit eigenen Augen sich von der Bedeutung der Leistungsfähigkeit der Armee und Marine Englands zu überzeugen. Diesem Zwecke entsprach die Flottenschau bei Spithead, wo 112 britische Kriegsschiffe versammelt waren, und die Truppenschau bei Aldershot, wo etwa 30000 Mann manövrirten. Auch der englische Ministerpräsident Lord Salisbury befand sich in dieser Zeit in Schloß Osborne auf der Insel Wight, wo die Königin mit ihrem kaiserlichen Gaste verweilte, und verhandelte vielfach mit dem Grafen Herbert Bismarck und dem deutschen Botschafter Grafen Hatzfeldt. Es war nicht ohne Bedeutung, wenn der Prinz von Wales in seinem Trinkspruche vom 5. Aug. die britische Flotte und das deutsche Heer als das beste Bollwerk gegen die auf Krieg sinnenden Factoren in der europäischen Lage bezeichnete, und wenn der Kaiser am 7. Aug. an die in deutsch-britischer Waffengemeinschaft errungenen Siege bei Malplaquet und Waterloo erinnerte. Ein förmliches Eintreten Englands in den Dreibund durfte nicht erwartet werden; daß aber England, falls Rußland und Frankreich den Dreibund mit Krieg überziehen würden, kein bloßer Zuschauer bliebe, sondern mit der ganzen Macht seiner gewaltigen Flotte gegen jene zwei Mächte aufträte, darf als sicher angenommen werden; denn nach dem Untergange des Dreibundes und nach der Niederwerfung Deutschlands käme die Reihe an England, dessen Seemacht der vereinigten russisch-französischen Flotte nicht in dem Grade überlegen wäre, daß letztere nicht einen Angriff auf das Inselreich, das diesen Mächten in Asien und in Afrika so viele Hindernisse bereitet, wagen könnte. „Weder England noch Deutschland denken an einen Krieg; aber beiden Ländern wird es täglich einleuchtender, daß, wenn ihnen der Krieg aufgedrängt wird, sie

Digitized by Google

zusammen stehen oder fallen müssen; es bedarf deshalb keines papierenen Bündnisses zwischen ihnen." So lautete die Sprache der „Morning Post", welche das Organ des Lords Salisbury ist.

Nach seiner Rückkehr von England empfing der Kaiser den Besuch des Kaisers von Oesterreich-Ungarn. Dieser wurde am 12. Aug. von den Berlinern als der treue Bundesgenosse Deutschlands aufs herzlichste begrüßt, und die Trinksprüche, welche die beiden Kaiser miteinander wechselten, sprachen in erster Linie von der untrennbaren Verbrüderung und Kameradschaft zwischen der deutschen und der österreichisch-ungarischen Armee. Am 11. Oct. machte auch Kaiser Alexander seinen Gegenbesuch in Berlin. Fürst Bismarck hatte nachmittags eine fast anderthalbstündige Audienz bei ihm, und soll sich über das Ergebniß derselben und über die vom Zaren ausgesprochene Friedensliebe sehr befriedigt ausgesprochen haben. Die von Kaiser Wilhelm geplante Reise nach Konstantinopel war geeignet, beim Zaren einiges Mistrauen hervorzurufen; aber Bismarck beruhigte ihn durch die Versicherung, daß der Kaiser kein Abkommen in Konstantinopel treffen werde, welches bei Rußland Anstoß erregen könnte. Wenige Tage nach der Abreise des Zaren trat der Kaiser mit seiner Gemahlin seine Orientreise an. Er fuhr zuerst nach Monza, wo die italienischen Majestäten sich aufhielten, von da nach Genua und von dort zu Schiffe nach Athen, um der Vermählung seiner Schwester, der Prinzessin Sophie, mit dem Kronprinzen Konstantin von Griechenland beizuwohnen. Am 2. Nov. landete er in Konstantinopel, vom Sultan Abd-ul-Hamid mit ausgesuchter Aufmerksamkeit empfangen, besuchte die Sehenswürdigkeiten der Stadt und machte eine Fahrt durch den Bosporus und nach der auf asiatischer Seite gelegenen Stadt Skutari. Die Reisen des Kaisers nach Straßburg und Metz, wo er bei den eingewanderten Deutschen den glänzendsten Empfang, bei der einheimischen Bevölkerung viel affectirte Gleichgültigkeit fand, und nach der alten Krönungsstadt Frankfurt waren geeignet, die Herzen für den Anschluß an Kaiser und Reich zu gewinnen und zu stärken. In Frankfurt, wo er den Oberbürgermeister Miquel ganz besonders auszeichnete, erwiderte er dessen Trinkspruch mit folgenden bemerkenswerthen Worten: „Mein ganzes Streben und meine ganze Arbeit sind darauf gerichtet, mein Vaterland groß, mächtig und geachtet zu sehen. Von diesem Vorsatze beseelt, bestieg ich den Thron; in diesem Gedanken lebe ich, und wenn mir auch das Werk zuweilen schwer zu sein scheint und ich manchmal Bedenken trage, ob ich der Aufgabe gewachsen bin, so ist es für mich immer eine erneute Stärkung, eine neue Auffrischung zu weiterer Thätigkeit und Arbeit, wenn Worte des Vertrauens und der Hingebung, wie Sie an mich gerichtet haben, mir entgegengebracht werden."

Der Conflict mit der Schweiz, die Arbeiterausstände und die Entwickelung der Colonialpolitik zogen gleichfalls die Aufmerksamkeit auf sich. Der Conflict zwischen der deutschen Reichsregierung und dem schweizerischen Bundesrathe wurde dadurch veranlaßt, daß der Polizeiinspector Wohlgemuth von Mülhausen (Elsaß), welcher mit einem in Basel wohnenden „Agent provocateur" in Verbindung stand und sich dabei sehr ungeschickt und unvorsichtig benahm, in dem schweizerischen Städtchen Rheinfelden verhaftet und zehn Tage im Gefängniß gehalten wurde, obgleich er auf schweizerischem Boden keine die Sicherheit der Eidgenossenschaft gefährdende Handlung begangen hatte. Der Streit

Digitized by Google

bewegte sich auf diplomatischem Boden und veranlaßte den Fürsten Bismarck zur Absendung der Noten vom 5., 6. und 26. Juni, worin er hervorhob, daß Deutschland seit Jahren durch die Unternehmungen der Anarchisten und Socialdemokraten, die von den schweizer Behörden geduldet würden, zu leiden habe; daß die schweizerische Neutralität mit einer solchen Duldung nicht vereinbar sei; daß aber, wenn der schweizerischen Centralregierung in allen internationalen Fällen eine strenge Aufsicht über die Cantonalbehörden zugemuthet und die Ausübung einer strengen Polizei gegen verbrecherische, das Deutsche Reich bedrohende Umtriebe angesonnen werde, das der Schweiz verbürgte Asylrecht nicht in Frage stehe, da die Betreffenden nicht als politische Flüchtlinge, für welche allein das Asyl bestimmt sei, sondern freiwillig sich in der Schweiz niedergelassen hätten. Damit war der Streit abgemacht; denn Händel mit der Schweiz anzufangen, vollends in einer Sache, in welcher sie nicht allein im Unrechte war, kam im Deutschen Reiche keinem Menschen in den Sinn. Deutschland kündigte der Schweiz den in manchen Punkten einer verschiedenen Auslegung fähigen Niederlassungsvertrag und verständigte sich mit ihr 1890 über die Fassung eines neuen Vertrags, während die Schweiz die ständige Stelle eines eidgenössischen General-Staatsanwalts zur Ueberwachung der Fremdenpolizei errichtete und in der nächsten Zeit es an Ausweisung anarchistischer Persönlichkeiten nicht fehlen ließ.

Die Ausstände der Kohlenarbeiter, welche in den ersten Tagen des Mai 1889 in den westfälischen Bergbezirken stattfanden und bald im Saargebiete, in Sachsen und Schlesien Nachahmung fanden, bezweckten eine Erhöhung der Löhne, eine Beschränkung der Schicht auf acht Stunden und die Bildung von Arbeiterausschüssen, mit welchen die Arbeitgeber bei allen zwischen ihnen und den Arbeitern ausbrechenden Conflicten verhandeln sollten. Das Bedenkliche dieser Ausstände lag hauptsächlich in ihrem Zusammenhange mit der Socialdemokratie; denn wo Unzufriedenheit ist, findet sich jene bereitwillig ein, um die Misstimmung zu schüren und für ihre Zwecke auszubeuten. Daß die Ausstände nicht ohne Berechtigung waren, mußte anerkannt werden, daher auch die Sympathien der Bevölkerung den Ausständischen nicht fehlten. Die Kohlenarbeiter, deren Gesundheit und Leben jeden Tag so sehr gefährdet war, verdienten sich ihren Lohn durch die schwerste Mühe, und konnten mit Recht eine Verbesserung ihrer Lage und einen größern Antheil an dem Gewinne beanspruchen. Für die staatlichen Bergwerke war es heilige Pflicht, in der Fürsorge für die Herstellung einer bessern Lage der Arbeiter mit gutem Beispiele voranzugehen. Andererseits setzten sich die Arbeiter dadurch ins Unrecht, daß sie die vierzehntägige Kündigungsfrist nicht einhielten und contractbrüchig wurden; daß sie solche Arbeiter, welche den Ausstand nicht mitmachen wollten, durch Drohungen oder durch Anwendung von Gewalt an der Fortsetzung ihrer Arbeit verhinderten; daß sie an obrigkeitlichen Organen und fremdem Eigenthume sich vergriffen und sogar der militärischen Macht thätlichen Widerstand entgegensetzten. Diese Ausschreitungen hielt Kaiser Wilhelm einer Abordnung der Arbeiter, der er am 14. Mai 1889 eine Audienz gewährte, vor, warnte sie vor einer Verbindung mit socialdemokratischen Kreisen und versprach ihnen, ihre Forderungen genau prüfen zu lassen und mit Wohlwollen zu erwägen. Die drei Reichstagsabgeordneten Hammacher,

Digitized by Google

Baumbach und Schmidt verständigten sich mit der Arbeiterabordnung über die Fassung eines Friedensvertrags, wonach die achtstündige Schicht eingeführt, die Löhne in Einklang mit den Kohlenpreisen gesetzt und ein Arbeiterausschuß gewählt werden sollte. Auch diese Friedensstifter wurden vom Kaiser empfangen und besonders darauf aufmerksam gemacht, daß diejenigen Gesellschaften, welche einen großen Theil seiner Unterthanen beschäftigen, auch dem Staate und den betheiligten Gemeinden gegenüber die Pflicht haben, für das Wohl der Arbeiter nach Kräften zu sorgen. Die Arbeitgeber nahmen den Friedensvertrag, mit Ausnahme der Bestimmung über Bildung von Arbeiterausschüssen, an, fachten aber im December den Streit von neuem an, als sie an der sogenannten Sperre festhielten, wonach ein von irgendeiner Zeche entlassener Arbeiter bei keiner andern angenommen werden sollte. Erst mit Aufhebung der Sperre hörte in den rheinisch-westfälischen Bergwerksbezirken der Ausstand auf. An demselben hatten sich nach und nach gegen 100000 Bergleute betheiligt. Es war nicht glaublich, daß dieses Ausstandsfieber sich auf die Bergleute beschränken und nicht auch die Bauleute, die Fabrikarbeiter und sonstige Arbeiter ergreifen würde, zumal da der internationale Arbeitercongreß, welcher am 14. Juli 1889 in Paris eröffnet wurde, das Möglichste that, um die ganze Arbeiterwelt seinen catilinarischen Plänen dienstbar zu machen.

Im Colonialwesen war es die Gruppe der Samoa-Inseln im Großen Ocean und die Sansibar-Küste in Ostafrika, welche die Aufmerksamkeit der deutschen Reichsregierung am meisten beschäftigten.* Nach dem Ueberfalle, von welchem am 18. Dec. 1888 eine Abtheilung der deutschen Flottenmannschaft durch aufständische Samoaner betroffen wurde, ergriff der deutsche Generalconsul so energische und vertragswidrige Maßregeln, daß Fürst Bismarck von einem furor consularis sprach, die vom Consul angeordneten Maßregeln rückgängig machte und denselben abberief. Von den samoanischen Gegenkönigen wurde Tamasese von den Deutschen, Mataafa von den Amerikanern begünstigt. Daraus schien ein Conflict zwischen den beiden Nationen hervorgerufen zu werden. Fürst Bismarck ließ zwar in Washington und in London erklären, daß er entschlossen sei, den von Mataafa und seinen Anhängern der deutschen Regierung aufgenöthigten Kampf durchzuführen, versicherte aber zugleich, daß er die amerikanischen und englischen Interessen auf Samoa unangetastet lassen und die vertragsmäßigen Rechte Nordamerikas und Englands achten werde, und schlug zuletzt den beiden Staaten die Einberufung einer Conferenz zur Regelung der streitigen Samoa-Verhältnisse vor. Diese Conferenz wurde am 29. April 1889 in Berlin eröffnet und am 14. Juni geschlossen. Das Ergebniß derselben war, daß Samoa für unabhängig und neutral erklärt, der frühere König Malietoa als König von Samoa anerkannt wurde und einige andere Bestimmungen, welche die Verwaltung, die Steuern und Zölle betrafen, festgesetzt wurden.

Die Ereignisse an der ostafrikanischen Küste, wo es sich darum handelte, den unter die Verwaltung der Deutsch-Ostafrikanischen Gesellschaft gestellten, vom Umbaflusse bis zum Cap Delgado sich erstreckenden Küstenstrich den Arabern wieder zu entreißen, verliefen sehr günstig. Bereits hatte Hauptmann Wißmann mit seiner aus Europäern und Negern zusammengesetzten Truppe,

* Vgl. „Unsere Zeit", 1889, II, 224 fg.

Digitized by Google

unterstützt von den Soldaten des deutschen Geschwaders, den nördlichen Theil dieses Küstenstrichs mit den Hafenorten Saadani, Pangani und Tanga wieder in die Hände der Deutschen gebracht.* Am 9. Sept. 1889 trat er den Weg ins Innere an, um die Karavanenstraße von Feinden zu säubern, und kam am 12. Oct., nachdem er einen Weg von 320 Kilometer zurückgelegt, feindselige Stämme in die Flucht geschlagen, von mehrern Häuptlingen Geschenke erhalten und dieselben unter seinen Schutz genommen hatte, in Mpwapwa an. Von da kehrte er am 2. Nov. an die Küste zurück und besetzte Saadani, wo sich arabische Sklavenhändler aufs neue niedergelassen hatten, nach kurzem Widerstande am 8. Nov. zum zweiten male. Die Karavanenstraße war für den Verkehr geöffnet; alle Häuptlinge, welche zwischen der Küste und Mpwapwa ihre Wohnsitze hatten, waren unterworfen. Wißmann wurde „in besonderer Anerkennung seines besonnenen und erfolgreichen Vorgehens in Ostafrika" vom Kaiser zum Major ernannt. Während seiner Abwesenheit hatte er den Lieutenant von Gravenreuth als seinen Stellvertreter zurückgelassen, und dieser schlug den Führer der Aufständischen, Buschiri, am 14. Oct. bei Yombo, am 21. bei Dar-es-Salaam, obgleich derselbe den kriegerischen Stamm der Mafiti zur Heeresfolge gezwungen und gegen 6000 Mann ins Feld geführt hatte. Nachdem Wißmann's Truppen noch weitere Kämpfe glücklich bestanden und die Landschaft Usegua ganz unterworfen hatten, gelang es ihnen, am 14. Dec. Buschiri selbst in ihre Gewalt zu bekommen. Von einer deutschen Truppe unter Lieutenant Schmidt am 8. Dec. angegriffen und in die Flucht geschlagen, wurde er von Eingeborenen festgenommen und an Schmidt ausgeliefert, welcher ihn nach Pangani bringen ließ. Dort wurde er wegen der vielen Grausamkeiten, die er gegen friedliche Leute begangen hatte, zur Hinrichtung durch den Strang verurtheilt und am 15. Dec. das Urtheil vollzogen. Drei seiner entschiedensten Anhänger wurden am 20. Dec. in Bagamoyo hingerichtet. An Buschiri's Stelle trat als Bekämpfer der deutschen Truppen Banaheri aus Usegua, welcher sich mit seinen Leuten in der Nähe von Pangani herumtrieb. Lieutenant Schmidt, auf Recognoscirung ausgeschickt, traf ihn am 27. Dec. in einem von dichtem Buschwerk umgebenen Lager, griff dasselbe an, zog sich aber bei dem ungünstigen Gelände zurück. Darauf zog Wißmann selbst gegen Banaheri, griff am 4. Jan. 1890 das bei dem Dorfe Mlembule gelegene Lager an, erstürmte dasselbe und jagte die Feinde in die Flucht. Im März lieferte er ihm noch mehrere Gefechte und brachte ihm am 8. bei Palackaka eine schwere Niederlage bei, worauf Banaheri am 4. April sich mit dem Reste seiner Leute ergab. Die Verhandlungen wurden in Saadani von Herrn von Gravenreuth unmittelbar mit Banaheri geführt. Nachdem Major Wißmann Verstärkung an Mannschaft, neue Gewehre, Munition und Gebirgskanonen erhalten hatte, brach er am 29. April 1890 von Bagamoyo auf, um auch den südlichen Theil des ostafrikanischen Küstenstrichs zu unterwerfen, wo sich die arabischen Sklavenhändler niedergelassen hatten. Er nahm, von deutschen Kriegsschiffen unterstützt, am 7. Mai Kilwa, am 10. Mai Lindi, am 14. Mai Mikindani. Damit war die ganze Küste von den Deutschen zurückerobert.

Zu Wißmann stießen in Bagamoyo am 4. Dec. 1889 die drei berühmten Afrikaforscher: der Deutsche Emin-Pascha

* Vgl. „Unsere Zeit", 1889, II, 224 fg.

Digitized by Google

(Eduard Schnitzer, geboren in Neisse am 28. März 1840), der Amerikaner Stanley und der Italiener Casati, welchen Wißmann den Lieutenant von Gravenreuth mit militärischer Bedeckung und Proviant entgegengeschickt hatte. Nur auf die dringendsten Aufforderungen Stanley's hatte Emin die Hauptstadt der von ihm verwalteten ägyptischen Aequatorialprovinz, Wadelai, verlassen und gemeinschaftlich mit jenen den Zug nach der Sansibar-Küste angetreten. Ueber das Verhältniß dieser beiden Männer zueinander sind wir noch nicht genug aufgeklärt. Bei dem Festmahle des 4. Dec. hatte Emin das Unglück, sich durch einen Fall schwere Verletzungen zuzuziehen. Erst nach einigen Monaten fühlte er sich wiederhergestellt, trat in deutsche Dienste und brach am 25. April 1890 von Bagamoyo zum Victoria-See auf, um an ihm und auf der Straße Mpuapua-Nyanza feste Stationen zum Schutze des deutschen Handels anzulegen. Stanley reiste nach Kairo und England, Casati nach Rom und Mailand. Wißmann traf am 23. Juni in Berlin ein und wurde wegen seiner großen Verdienste um das deutsche Colonialwesen von Kaiser Wilhelm mit großer Auszeichnung empfangen und in den Adelsstand erhoben. Der Afrikaforscher Dr. Peters, welcher von der deutschen Emin-Pascha-Gesellschaft den Auftrag erhalten hatte, Emin in Wadelai aufzusuchen, wandte sich, auf die Nachricht von dessen Abreise, nach der Landschaft Uganda, wo er mit dem König Mwanga in Verbindung trat und vortheilhafte Verträge schloß. Am 10. Juli kam er glücklich nach Sansibar zurück. Im Beginn seiner Expedition waren ihm von den Engländern viele Hindernisse in den Weg gelegt worden, besonders von dem englischen Admiral Fremantle, welcher dessen Schiff „Neera" mit Beschlag belegte und dem englischen Prisengerichte in Sansibar übergab. Dieses gab das Schiff dem Dr. Peters zurück und veranlaßte den Admiral, schriftlich sein Bedauern über den Zwischenfall auszudrücken. Die von Peters in Uganda und anderwärts errungenen Vortheile wurden bald darauf durch ein politisches Ereigniß von größter Tragweite nutzlos gemacht.

Inzwischen war der Reichstag zur letzten Session der dreijährigen Gesetzgebungsperiode einberufen worden. In Abwesenheit des Kaisers, welcher sich auf der Reise nach Athen und Konstantinopel befand, verlas am 22. Oct. 1889 Staatssecretär von Bötticher die Thronrede. Dieselbe kündigte eine Novelle zum Reichs-Militärgesetz, Colonialvorlagen und die Einbringung eines veränderten Socialistengesetzes an. Die Novelle zum Reichs-Militärgesetz, welche eine Aenderung in der organischen Gliederung des Reichsheeres bezweckte, ist, nebst den Veränderungen in der Marine, in dieser Zeitschrift bereits besprochen worden.* Der Reichstag genehmigte die für diese neue Organisation erforderlichen Kosten, sowie bei Berathung des Marineetats die für einen Commandoaviso, für zwei Kreuzer, welche die vor Apia untergegangenen Schiffe ersetzen sollten, und für den Bau einiger weitern Schiffe.

Da die 2 Mill. Mark, welche durch das Gesetz vom 2. Febr. 1889 „für Maßregeln zur Unterdrückung des Sklavenhandels und zum Schutze der deutschen Interessen in Ostafrika" vom Reichstage bewilligt worden waren, schon im August 1889 ihre volle Verwendung gefunden hatten, so brachte die Reichsregierung einen Nachtragsetat von 1,950000 Mark für Ostafrika ein. Im Zusammenhange damit stand die Vorlage über eine regelmäßige Postdampfschiffs-Verbindung mit

* Vgl. „Unsere Zeit", 1890, I, 423 fg.

Digitized by Google

Ostafrika, wonach der Reichskanzler ermächtigt werden sollte, die Einrichtung und Unterhaltung einer solchen auf eine Dauer bis zu 10 Jahren an geeignete deutsche Unternehmer auf dem Wege der engern Submission zu übertragen, und in dem hierüber abzuschließenden Vertrage eine Beihülfe bis zum Höchstbetrage von jährlich 900000 Mark aus Reichsmitteln zu bewilligen. Beide Vorlagen, sowie die für Errichtung einer besondern Colonialabtheilung im Auswärtigen Amte (22000 Mark), der Zuschuß zu den Verwaltungsausgaben in Südwestafrika, die Uebernahme der Verwaltung des Schutzgebiets der Neuguinea-Compagnie und die Mehrforderungen für Consulate erhielten die Genehmigung des Reichstags.

Das neue Socialistengesetz enthielt folgende Hauptbestimmungen: Bei periodischen Druckschriften sollte das fernere Erscheinen auch dann verboten sein, wenn nach Erlaß des Verbotes einer einzelnen Nummer das Verbot einer weitern Nummer erfolgte; eine aus Juristen bestehende Beschwerdecommission sollte eingeführt, die Ausweisungsbefugniß beibehalten, die Beschränkung der Geltungsdauer des Gesetzes aufgehoben werden. In dieser Fassung war die Vorlage im Reichstage nicht durchzubringen; denn das Centrum, die Deutschfreisinnigen und die Polen waren für ein neues Ausnahmegesetz, mochte es lauten wie es wollte, nicht mehr zu gewinnen; die Nationalliberalen stimmten nur dann dafür, wenn die Regierung auf die Ausweisungsbefugniß verzichtete und die obengenannten zwei ersten Punkte änderte; nur die zwei conservativen Fractionen waren bereit, die unveränderte Regierungsvorlage anzunehmen; da aber jene nur im Vereine mit den Nationalliberalen die Mehrheit hatten, so hing das Schicksal der Vorlage davon ab, ob die Regierung auf dem Ausweisungsrechte bestand oder nicht. Bestand sie darauf, so wurde die Vorlage von allen Fractionen, außer den conservativen, abgelehnt; gab sie nach, so wurde sie von der Cartellmehrheit genehmigt. Der Kaiser und das preußische Ministerium zeigten sich in dem am 24. Jan. 1890 abgehaltenen Kronrathe geneigt, das Gesetz auch ohne Ausweisungsbefugniß zu genehmigen; Fürst Bismarck aber, welcher eben erst von Friedrichsruh nach Berlin gekommen war, erklärte, er wolle jetzt lieber gar kein Socialistengesetz als ein verstümmeltes. Der Kaiser ließ ihm für diesmal seinen Willen. Am folgenden Tage wurde die Vorlage mit 169 gegen 98 Stimmen abgelehnt. Das Socialistengesetz von 1888 blieb noch bis zum 30. Sept. 1890 in Kraft.

Von den aus der Mitte des Reichstags hervorgegangenen Anträgen wurde am 18. Jan. 1890 der Antrag von Huene's (Centrum), wonach die Geistlichen aller Bekenntnisse von der Wehrpflicht befreit sein sollten, auf den Protest der evangelischen Theologen abgelehnt, dagegen der Antrag der conservativen Fractionen, nur die katholischen Theologen vom Militärdienste zu befreien, nebst der Resolution Kleist-Retzow's, daß Theologen auf ihren Wunsch das zweite Halbjahr ihres Dienstes in der Krankenpflege sollten zubringen dürfen, angenommen. Am nämlichen Tage wurde Windthorst's Antrag auf Aufhebung des Expatriirungsgesetzes angenommen, sein Antrag auf Gleichstellung der Missionare aller Confessionen in den deutschen Schutzgebieten abgelehnt. Am 25. Jan. wurde der Reichstag durch eine Thronrede des Kaisers geschlossen. Die siebente Gesetzgebungsperiode desselben war zu Ende. Die Neuwahlen wurden auf den 20. Febr. festgesetzt. Die neue Gesetz-

Digitized by Google

gebungs- und Wahlperiode dauerte nach dem Beschlusse des Reichstags von 1888 fünf Jahre. Die Vorbereitungen für die Wahlschlacht waren längst getroffen.

Die von Windthorst ausgegebene Wahlparole lautete: „Gegen das Cartell mit dem Freisinn!" Die Opposition entblödete sich nicht, sogar einem Gegner des Deutschen Reichs, einem Polen oder einem Welfen, zum Siege über ein Cartellmitglied zu verhelfen. Bei der Wahl vom 20. Febr. kamen nur 251 Wahlen zu Stande; 146 Stichwahlen waren nöthig. Das stand bereits fest, daß die Cartellparteien große Verluste hatten und daß die Socialdemokratie im Zunehmen war. Die Stichwahlen machten die Lage nicht besser; die Deutschfreisinnigen und das Centrum zogen mit reicher Beute heim; doch gewannen auch die Deutschconservativen noch viele Mandate. Das Gesammtergebniß der Wahl war folgendes: Deutschconservative 72, Reichspartei 20, Nationalliberale 41 (zusammen 133 vom Cartell), Centrum 111, darunter 5 Welfen, Polen 16, Deutschfreisinnige 64, Demokraten oder Volkspartei 10, Socialdemokraten 35 (zusammen 236 von der Opposition); außerdem Elsässer 10, Antisemiten 5, Deutschhannoveraner 6, Wilde 7. Es standen sich somit 236 oppositionelle und 133 regierungsfreundliche Abgeordnete gegenüber.

Kaiser Wilhelm II. hatte zu Anfang des Jahres 1890 den Schmerz, seine Großmutter, die Kaiserin Augusta, am 7. Jan. sterben zu sehen und ihre irdische Hülle am 11. in das Mausoleum zu Charlottenburg geleiten zu müssen.* Die Reihe derjenigen Persönlichkeiten, welche Deutschlands große Zeit in voller Thätigkeit mit erlebt hatten, lichtete sich. Noch stand der Reichskanzler Fürst Bismarck in voller Kraft auf seinem Posten. Welch großen Werth Kaiser Wilhelm darauf legte, den größten Staatsmann des Jahrhunderts an seiner Seite zu haben, konnte man den Glückwunschschreiben entnehmen, welche er am 31. Dec. 1888 und 1889 dem Fürsten zusandte, und worin er dem Wunsche eines noch langjährigen Zusammenwirkens Ausdruck gab.

Die sociale Frage, welche der Kaiser auf friedlichem Wege einer glücklichen Lösung entgegenführen wollte, gab ihm Veranlassung zur Veröffentlichung der zwei Erlasse vom 4. Febr. Der eine derselben war an den Reichskanzler gerichtet und forderte diesen auf, diejenigen Regierungen, welche zur Herstellung einer internationalen Verständigung über die Arbeiterfrage mitwirken wollten, zu einer Conferenz nach Berlin einzuladen. In dem zweiten, an die Minister der öffentlichen Arbeiten, des Handels und der Gewerbe gerichteten Erlasse wurde es als Aufgabe der Staatsgewalt bezeichnet, die Zeit, die Dauer und die Art der Arbeit so zu regeln, daß die Erhaltung der Gesundheit, die Gebote der Sittlichkeit, die wirthschaftlichen Bedürfnisse der Arbeiter und ihr Anspruch auf gesetzliche Gleichberechtigung gewahrt bleiben. Zur Vorberathung dieser Fragen sollte der Staatsrath unter dem Vorsitze des Kaisers und unter Zuziehung derjenigen sachkundigen Personen, welche von diesem berufen würden, zusammentreten. Der Staatsrath wurde am 14. Febr. vom Kaiser mit einer Ansprache eröffnet; die Berathungen wurden am 28. Febr. beendigt.

Da das Ministerium für Handel und Gewerbe, welches seit 1880 vom Reichskanzler geleitet wurde, durch die Arbeiterfrage einen großen Zuwachs an Geschäften erhielt, so legte letzterer, der ohnehin genug überbürdet war, dasselbe

* Vgl. „Unsere Zeit", 1890, I, 97.

Digitized by Google

nieder, worauf der bisherige Oberpräsident der Rheinlande, von Berlepsch, zum Minister für Handel und Gewerbe ernannt wurde; derselbe wurde zugleich mit der Leitung der Bergbauverwaltung betraut und trat am 6. Febr. sein Amt an. Die Conferenz für Arbeiterschutz, bei welcher fast alle Staaten Europas vertreten waren, wurde am 15. März von dem neuen Handelsminister eröffnet und dauerte bis zum 28. März. Sie faßte Beschlüsse über Frauen- und Kinderarbeit, über die Frage der Schulpflicht, über Sonntagsarbeit und über die Arbeit in den Bergwerken, und erklärte es für das beste Mittel zur Verhinderung von Ausständen in den Kohlenbergwerken, daß die Arbeitgeber und Arbeitnehmer sich der Entscheidung eines Schiedsgerichts unterwerfen, falls eine unmittelbare Verständigung zwischen ihnen unmöglich erscheine. Aber diese Beschlüsse waren für die einzelnen Staaten, die bei der Conferenz vertreten waren, nicht bindend; die Arbeiterverhältnisse in denselben waren so verschieden, daß, was in dem einen Staate für unzulässig gehalten wurde, in einem andern noch möglich war. Es handelte sich daher nicht sowol um Feststellung einer internationalen Arbeitergesetzgebung als um einen Austausch von Ansichten. Der Reichskanzler selbst war principiell gegen die Erlasse; da sie aber eine Lieblingsidee des Kaisers waren, über die er mit Hintzpeter, Douglas und andern Berathungen gepflogen hatte, so fügte er sich und übernahm die endgültige Redaction der Erlasse.

Das Interesse für die Arbeiterschutzconferenz schwächte sich bis zur Gleichgültigkeit ab, als der Telegraph am 18. März die Nachricht mittheilte, daß der Reichskanzler Fürst Bismarck im Ministerrathe vom 17. März seinen Entschluß, seine sämmtlichen Aemter niederzulegen und in den Ruhestand zu treten, angekündigt, und am 18. dem Kaiser sein Entlassungsgesuch vorgelegt und in einem langen Schreiben begründet habe. Am 20. März folgte die Veröffentlichung der zwei kaiserlichen, an den Fürsten Bismarck gerichteten Schreiben im „Reichs-Anzeiger". In dem einen derselben erklärte der Kaiser, unter voller Anerkennung der unvergleichlichen Verdienste des Fürsten um Preußen, Deutschland und das Hohenzollernhaus, daß er sein Entlassungsgesuch annehme und ihm als Zeichen seines Dankes die Würde eines „Herzogs von Lauenburg" verleihe und sein lebensgroßes Bildniß zugehen lassen werde, und sprach die zuversichtliche Hoffnung aus, daß des Fürsten Rath und Thatkraft, seine Treue und Hingebung auch in Zukunft dem Kaiser und dem Vaterlande nicht fehlen würden. In dem zweiten Schreiben kündigte er ihm an, daß er ihn wegen seiner Verdienste um die Armee zum Generalobersten der Cavalerie mit dem Range eines Generalfeldmarschalls ernenne. Zugleich theilte der „Reichs-Anzeiger" mit, daß der Kaiser den commandirenden General des 10. Armeecorps, General der Infanterie von Caprivi, welcher 1883—88 die Stelle eines Chefs der Admiralität bekleidet hatte, zum Reichskanzler und zum Präsidenten des Staatsministeriums ernannt, und den Staatssecretär des Auswärtigen Amtes, Grafen von Bismarck-Schönhausen, mit der Leitung des Ministeriums des Auswärtigen einstweilen beauftragt habe. Da aber letzterer am 21. März gleichfalls sein Entlassungsgesuch einreichte, so wurde auch das Ministerium des Aeußern dem neuen Reichskanzler übertragen, der bisherige badische Gesandte und Bundesbevollmächtigte, Freiherr Marschall von Bieberstein, zum Staatssecretär des Aeußern, und an Stelle des in den Ruhestand versetzten

Digitized by Google

Grafen Berchem der bisherige Gesandte in Buenos-Ayres, Freiherr von Rotenhan, zum Unterstaatssecretär des Auswärtigen Amtes ernannt. Am 29. März verließ der Fürst Berlin, den Mittelpunkt seiner langjährigen staatsmännischen Wirksamkeit, und begab sich auf seine Besitzung Friedrichsruh in Lauenburg. Viele Tausende gaben ihm das Geleite zum Bahnhofe und riefen ihm ihr „Lebewohl!" und „Auf Wiedersehen!" zu. An seinem 75. Geburtstage liefen über 3500 Telegramme und Schreiben in Friedrichsruh ein. Alle Welttheile betheiligten sich an diesen Kundgebungen der Anerkennung und Verehrung. Die Politik war es, welche ihn auch jetzt noch täglich und stündlich beschäftigte, und gern besprach er mit treuen Freunden, mit Abordnungen von Städten und Vereinen, mit Vertretern der inländischen und ausländischen Presse die großen Fragen der Gegenwart und der Zukunft. Die Presse des Auslandes ließ ihrer Bewunderung freien Lauf und feierte Bismarck als den unersetzlichen Reichskanzler, der eine Friedensbürgschaft für Europa gewesen.

Fragt man nach den Gründen, welche den Fürsten Bismarck zur Einreichung seines Entlassungsgesuches und den Kaiser zur Genehmigung desselben veranlaßt hatten, so wird man jenen Kronrath vom 24. Jan. als eigentlichen Ausgangspunkt der Kanzlerkrisis anzusehen haben. Der Kaiser wünschte, wie wir gesehen haben, die Regierung solle sich mit der Reichstagsmehrheit über das Beibehalten oder das Aufgeben der Ausweisungsbefugniß verständigen; Fürst Bismarck, welcher die Absicht hatte, an Stelle der Ausweisung geradezu die Verbannung treten zu lassen, bekämpfte die Ansicht des Kaisers. Daß der eigentliche Stein des Anstoßes die sociale Frage war, sagte Bismarck später bei mehrern Unterredungen. „Der Kaiser neigt sich bei seinem guten Herzen dahin, daß man den Socialisten mit milden Maßregeln, mit Güte beikommen soll. Ich bin vollkommen entgegengesetzter Meinung. Bei solcher Meinungsverschiedenheit konnte ich nicht lange mehr im Amte bleiben. Und da der Kaiser auf meine Frage, ob er auf der Durchführung seiner Anschauungen bestehe, mir antwortete, er bestehe darauf, so erwiderte ich: da kann ich nicht mitthun und muß gehen." Ein andermal sagte der Fürst: „Der Kaiser, als der bessere Mensch von uns beiden, der noch nicht die schlimmen Erfahrungen eines Siebzigers hinter sich hat, hat sich für den Frieden entschieden, während ich kämpfen wollte, je eher, desto lieber. Diese Meinungsverschiedenheit war einer der Gründe, aus denen ich mein Amt niedergelegt habe." Ein anderer Grund lag in der Stellung des Ministerpräsidenten zu den übrigen Ministern. „Die Gründe liegen in der Zersetzung der Ansichten meiner Collegen in der Regierung. Nur die Einigkeit einer Regierung macht dieselbe stark. Ich war mit den Collegen nicht mehr eins; der nothwendige einige Geist war nicht mehr vorhanden."

Das Wort des Fürsten Bismarck: „Sie werden einmal Ihr eigener Kanzler sein", hatte sich nun bestätigt. Fürst Bismarck war in den letzten Jahren der Regierung des Kaisers Wilhelm I. thatsächlich Regent; der Kaiser hatte solches Vertrauen, solche Hingabe für seinen ersten Rathgeber, daß er ihn in seinen Geschäften nach seinem eigenen Ermessen schalten und walten ließ, und Fürst Bismarck besaß genug Klugheit und Rechtlichkeit und für seinen allergnädigsten Herrn genug Liebe und Verehrung, daß er in allen Fällen nicht sich, sondern seinen Kaiser voranstellte. Bei einer solchen Stellung war es begreiflich, daß

Digitized by Google

die Minister ihrem Präsidenten keine Opposition machten, sondern in größter Einigkeit mit ihrem Haupte das Regiment führten; denn sie wußten nach frühern Vorgängen ja recht wohl, wie vergänglich alles in der Welt ist, die Leitung eines Ministeriums nicht ausgenommen. Mit der Thronbesteigung des Kaisers Wilhelm II. wurde alles das und noch vieles andere ganz anders. Dieser, welcher sich Friedrich den Großen zu seinem Vorbilde genommen, hatte über viele Dinge seine besondern Anschauungen, und wollte diese zur Geltung bringen; er wollte sich nicht von andern leiten lassen, sondern selbst leiten und nur die Ausführung seiner Ideen andern überlassen. Auch schien es ihm gar nicht zweckdienlich, gar nicht königlich zu sein, wenn er immer nur die Rathschläge des Fürsten Bismarck hören und nicht ungehindert mit den andern Ministern und andern bedeutenden Männern verkehren und das Gute und Brauchbare da nehmen sollte, wo es sich ihm darbot. Daß die Minister von dieser veränderten Lage Notiz nahmen und, sobald sie das Auftauchen von Meinungsverschiedenheiten bemerkten, sich lieber auf die Seite des Kaisers als auf die Seite des in seiner Stellung bereits bedrohten Reichskanzlers stellten, ist begreiflich. Andererseits konnte letzterm, nachdem er zwei Jahrzehnte der allmächtige Ministerpräsident gewesen war, nicht zugemuthet werden, mit einer geringern Stellung sich zu begnügen. Mit dem acuten Auftreten der socialen Frage war der Augenblick gekommen, wo es offenkundig war, daß der einunddreißigjährige Kaiser und der fünfundsiebzigjährige Reichskanzler nicht mehr zusammen paßten. Letzterer konnte nur mit seinem Entlassungsgesuche antworten; ersterer, welcher der Ansicht war, daß im Interesse des Staates die Trennung eine politische Nothwendigkeit sei, willfahrte dem Gesuche, obgleich er sich recht wohl denken konnte, was alle nationalgesinnten Männer Deutschlands, was seine hohen Verbündeten, was das Ausland dazu sage, wenn er nicht, wie sein Großvater, ein kräftiges „Niemals!“ unter das Gesuch schreibe. Ueber die Stimmung, welche den Kaiser in jenen Tagen erfüllte, gibt das Telegramm Aufschluß, das er am 22. März absandte: „Mir ist so weh ums Herz, als hätte ich meinen Großvater noch einmal verloren. Es ist mir aber von Gott bestimmt, also habe ich es zu tragen, wenn ich auch darüber zu Grunde gehen sollte. Das Amt des wachthabenden Offiziers auf dem Staatsschiffe ist mir zugefallen, der Curs bleibt der alte, und nun «Volldampf voraus»!“

Inzwischen war der preußische Landtag wieder eröffnet worden. Die am 15. Jan. 1890 vom Staatsminister von Bötticher verlesene Thronrede sprach von der günstigen Finanzlage des Staates, von der Nothwendigkeit der Erhöhung der Besoldungen der untern und mittlern Beamten, und von der Erwerbung mehrerer Privatbahnen und dem Bau neuer Bahnen. Die beiden hierauf bezüglichen Vorlagen wurden sammt dem Etat bewilligt. In der Sitzung vom 15. April stellte sich der Ministerpräsident von Caprivi dem Abgeordnetenhause vor. Er wollte kein Regierungsprogramm entwickeln, sondern den ersten Schritt zur Anknüpfung persönlicher Beziehungen thun. Er hob die Bedeutung des Fürsten Bismarck hervor, betonte, daß die Person unsers jungen erhabenen Monarchen geeignet sei, die entstandene Lücke zu schließen und vor den Riß zu treten, und äußerte sein Vertrauen auf eine hoffnungsvolle Zukunft Preußens und Deutschlands. Infolge des Kanzlerwechsels würden die Fachminister

Digitized by Google

einen größern Spielraum gewinnen und mehr hervortreten, innerhalb des preußischen Staatsministeriums werde die alte collegialische Verfassung mehr zur Geltung kommen, als es ihr unter dem bisherigen mächtigen Ministerpräsidenten möglich gewesen war. Auch im Herrenhause gab von Caprivi am 7. Mai eine kurzgehaltene erste Erklärung ab. Die von der Regierung vorgelegte Novelle zum Sperrgesetze vom 22. April 1875 fand gerade da, wo man die günstigste Aufnahme hätte erwarten sollen, eine entschiedene Zurückweisung. Diese Sperrgelder waren zu einer Summe von 16,013731 Mark angewachsen und sollten nach dem Willen der Regierung zu Gunsten der katholischen Kirche verwendet werden; doch hielt sie daran fest, daß die Gelder als an die Staatskasse geflossene Strafgelder dem Staate gehören, der somit das oberste Verfügungsrecht darüber besitze und nicht etwa durch ihre Rückgabe ein von ihm begangenes Unrecht gut zu machen habe. Die Zinsen obengenannten Kapitals (560000 Mark) sollten daher den einzelnen Diöcesen zur Verwendung für kirchliche Zwecke übergeben werden, das Kapital selbst aber dem Staate verbleiben. Ueber die Art der Verwendung sollte sich die Regierung mit den Bischöfen verständigen und nach erfolgter Verständigung die Gelder ausbezahlen. Aus dem Vatican erfuhr die preußische Regierung, daß die päpstliche Curie sich nicht darüber aussprechen wolle, jedoch weder Widerspruch erheben noch Schwierigkeiten machen und dem Centrum freie Hand und die Verantwortung für die Ablehnung der Vorlage lassen werde. Windthorst dagegen bezeichnete die Zurückbehaltung der Sperrgelder als ein Eigenthumsvergehen und verlangte im Namen seiner Kirche die Herausgabe des Kapitals sammt den Zinsen. Da die Cartellparteien es sehr unnöthig fanden, daß sie dem Centrum eine Summe, welche dasselbe freiwillig nicht annehmen wollte, zwangsweise übergeben sollten, so erklärten sie, daß sie, wenn das Centrum auf seiner Weigerung beharre, gleichfalls gegen die Vorlage stimmen würden. Infolge dessen wurde diese nebst einem Zusatze am 7. Juni mit allen gegen die Stimmen der Freisinnigen abgelehnt. Der Schluß des Landtages erfolgte am 13. Juni.

Der neugewählte Reichstag wurde vom Kaiser am 6. Mai durch eine Thronrede eröffnet. Dieselbe betonte den weitern Ausbau der Arbeiterschutzgesetzgebung, die Nothwendigkeit einer Besoldungsverbesserung für einen Theil der Reichsbeamten und eines Nachtragsetats für Ostafrika, und erklärte, daß angesichts der Erweiterung und Vervollkommnung der Heereseinrichtungen unserer Nachbarstaaten eine Erhöhung der Friedenspräsenzstärke und eine Vermehrung der Truppenkörper, insbesondere für die Artillerie, nicht länger hinausgeschoben werden könne.

Letztere Vorlage nahm fast alles Interesse in Anspruch. Nach dieser sollte die Friedenspräsenzstärke des deutschen Heeres vom 1. Oct. 1890 bis zum 31. März 1894 auf 486983 Mann festgestellt, die Infanterie in 538 Bataillone, die Cavalerie in 465 Schwadronen, die Feldartillerie in 434 Batterien, die Fußartillerie in 31 Bataillone, die Pioniere in 20 Bataillone, der Train in 21 Bataillone formirt werden. Die Erhöhung der Truppenzahl war sehr unbedeutend; sie betrug nur 18574 Mann, also jährlich eine Mehreinstellung von rund 6000 Mann, und sollte hauptsächlich dazu dienen, die durch Schaffung des 16. und 17. Armeecorps entstandenen organisatorischen Lücken auszufüllen und die Kriegsbereitschaft der Feldartillerie zu erhöhen. Es sollten 70 fah-

Digitized by Google

rende Batterien neugebildet, die Feldartillerie auf eine Stärke von 434 Bataillonen mit 2381 Bespannungen gebracht werden. Sie stand dann hinter der französischen immer noch um 46 Batterien und 742 Bespannungen zurück. Daß bei erhöhter Rekruteneinstellung die gegenwärtige active Dienstzeit bei den Fußtruppen verkürzt würde, wurde als nicht „angängig" bezeichnet. Die Kosten dieser Heeresverstärkung (einschließlich der einzuführenden Unteroffizierdienstprämien) wurden auf 18 Mill. fortdauernde und 40 Mill. einmalige Ausgaben berechnet.

Bei der ersten Berathung der Militärvorlage sprachen am 14. Mai Kriegsminister Verdy du Vernois, welcher 1889 der Nachfolger des Kriegsministers Bronsart von Schellendorff geworden war, und Generalfeldmarschall Graf Moltke, am 16. der Reichskanzler von Caprivi. Als aber der Kriegsminister am 21. Mai in der Militärcommission die Grundzüge der weitern Entwickelung der militärischen Formationen darlegte, von der allmählichen vollständigen Durchführung der Scharnhorst'schen Idee der allgemeinen Wehrpflicht sprach, wodurch die thatsächliche Einstellung und Ausbildung jedes waffenfähigen Mannes eingeführt werden sollte, dem Reiche aber ungeheuere Kosten auferlegt werden mußten, war es bald sichtbar, daß diese „Verdy'sche Zukunftsmusik" für die Annahme der Militärvorlage nicht günstig wirkte. Zunächst wurde von denjenigen Fractionen, welche so gern von „Militarismus" sprachen, die Forderungen von Compensationen aufgestellt und die Genehmigung der Vorlage davon abhängig gemacht, daß die Regierung die Einführung der zweijährigen Dienstzeit und die jährliche oder fünfjährige Festsetzung der Präsenzziffer gewährte. Wenn das Centrum diese Forderung zu der seinigen machte, war das Schicksal der Vorlage entschieden und die Auflösung des Reichstags folgte. Diese Gefahr wurde dadurch abgewandt, daß bei der zweiten Berathung am 24. Juni Windthorst und sogar die Polen sich für Annahme der Vorlage erklärten. Infolge dessen wurde am 28. Juni die Militärvorlage mit 211 gegen 128 Stimmen angenommen. Der Antrag auf Einführung der zweijährigen Dienstzeit wurde abgelehnt. Die verschiedenen Nachtragsetats (für Ostafrika, Kosten der Präsenzvermehrung, strategische Bahnen, Post- und Telegraphenverwaltung, Erhöhung der Besoldung der Reichsbeamten) wurden bewilligt, die Gehaltserhöhung für Offiziere verworfen. Am 2. Juli wurde der Reichstag vertagt.

Neben dem Rücktritte des Fürsten Bismarck war der Abschluß des deutsch-englischen Abkommens vom 1. Juli das überraschendste Ereigniß des Jahres 1890. Diesem gemäß sollte Deutschland in Ostafrika den bisher von der Deutschen Gesellschaft verwalteten Küstenstrich vom Umbaflusse bis zum Cap Delgado nebst der Insel Mafia als unabhängiges Besitzthum erhalten, ebenso das Hinterland bis zu den Seen, und zwar nördlich bis an die Ufer des Victoria-Sees, westlich bis zu dem Tanganjika- und dem Nyassa-See und bis an den Congo-Staat. In Südwestafrika gab Deutschland die Landschaften am Ngami-See zu Gunsten Englands auf und erhielt nördlich davon eine etwa 6 Meilen breite Straße nach dem Zambesi. Im Togo-Lande erhielt es einen unbedeutenden Gebietszuwachs. Die Abtretung der Insel Helgoland an Deutschland, welche schon Fürst Bismarck ins Auge gefaßt hatte, sollte ein Ersatz für die großen, an England gemachten Zugeständnisse sein. Diese bestanden in der Ueberlassung des Protectorats über die

Digitized by Google

Inseln Sansibar und Pemba, der Schutzherrschaft über das Witu-Gebiet nebst den Inseln Manda und Patta und dem südlichen Somali-Lande, in der Zutheilung Ugandas zur britischen Interessensphäre, welche übrigens schon am 19. Aug. 1889 vom Fürsten Bismarck an England zugestanden war, und in der Anerkennung des rechtmäßigen Besitzes großer Gebiete an den Seen. Dieser Vertrag erregte in England großen Jubel, in Deutschland große Misbilligung. Die Ueberlassung des Protectorats über Sansibar seitens Deutschlands an England und die Nichtüberlassung der Walfischbai seitens Englands an Deutschland wurden als die größten Verstöße bezeichnet. Der Reichskanzler von Caprivi sah sich daher veranlaßt, im „Reichs-Anzeiger" eine Denkschrift zu veröffentlichen, worin er die Vertheidigung des Vertrags übernahm und denselben als eine vortheilhafte Errungenschaft Deutschlands darstellte. Es war daraus zu ersehen, daß Deutschlands Motive mehr auf politischer als auf territorialer Seite lagen, und daß der Wunsch, Helgoland um jeden Preis zu besitzen und Englands Freundschaft für Deutschland und den Dreibund zu gewinnen, den Ausschlag gab. Diese Freundschaft liegt freilich ebenso sehr im Interesse Englands als des Dreibundes. Nachdem das englische Parlament die Abtretung der Insel Helgoland genehmigt hatte, fand die Uebergabe derselben an die deutschen Behörden am 9. Aug. statt, und Kaiser Wilhelm II. konnte am 10. Aug. auf helgoländer Boden ausrufen: „Ich grüße dich, Helgoland, und ergreife hiermit Besitz von dir!"

Jean Jacques Rousseau im Urtheile der heutigen Franzosen.*

Von **Richard Mahrenholtz.**

Voltaire und Rousseau — das sind die beiden Endpunkte, zwischen denen jede republikanische Staatsform Frankreichs umhertreibt, die von 1792 nicht minder als die heutige. Dabei können wir bemerken, daß die maßvollere Gestaltung des Republikanismus sich mit Vorliebe an den Namen des Philosophen von Ferney hält, während der fessellose Radicalismus seine Schlagwörter und Freiheitsphrasen dem Bürger von Genf nachbetet. So ist denn auch augenblicklich, wo der Kampf gegen das Prätendententhum Boulanger's eine Verschärfung des republikanischen Gemeingefühles zur nothwendigen Folge hatte, wo die Jahrhundertfeier der großen Umsturzbewegung von 1789 und der freiheitliche Klingklang von Arbeiterversammlungen und Socialistendeputationen naturgemäß die Stichworte „Liberté, Égalité, Fraternité" zu neuem Leben erwecken mußte, der Rousseau-Cultus wieder an die Stelle des Voltaire-Cultus getreten. Man glaube übrigens nicht, daß der letztere einen ausschließlich kirchenfeindlichen, der erstere einen einseitig antimonarchischen

* „J. J. Rousseau jugé par les Français d'aujourd'hui. Série d'Études sous la rédaction de John Grand-Carteret" (Paris, Libr. académ. Didier, pp. 572 et XVIII, avec 11 gravures, 1890).

Digitized by Google

Charakter trägt, denn viel zu sehr ist der geschichtliche Voltaire wie der geschichtliche Rousseau in Vergessenheit gerathen, um in dem einen nur den Vorkämpfer der religiösen Aufklärung, in dem andern nur den Propheten der Volkssouveränetät und volksthümlichen Erziehung, den Gegner der Aristokratie und Monarchie zu feiern. Vielmehr gelten beide, der Hofmann Voltaire sowol wie der Plebejer Rousseau, ungeachtet der grellen Gegensätze und der jahrelangen Feindschaft, die ihr Leben und Wirken schieden, für die Vorläufer der kirchlichen und staatlichen Umsturzbewegung, und wie das Pantheon einst die sterblichen Reste beider Gegner friedlich umschloß, so haben auch Parteilegende und Parteilüge das Trennende zu einem unklaren Bilde vereint. Was kümmert es diejenigen, welche mit dem Klange großer Namen ihr eigenes Thun verschönern wollen, daß der skeptische Voltaire die stumpfe Masse mit den Ochsen des Feldes verglich, die ewig in derselben Bahn einhergetrieben werden, oder daß der religiös empfindende Rousseau in den letzten Jahren seines einsamen, verbitterten Lebens in dem Gedanken an das Jenseits und eine übernatürliche Gottheit Trost und Stärkung fand? Für gewisse Parteien des heutigen Frankreich sind sie beide nur Gegner der Monarchie sowol wie der Kirche.

Darum ist es ein Verdienst in geschichtlicher wie in politischer Hinsicht, wenn in dem angeführten Werke die hervorragendsten Schriftsteller von Paris — wir nennen von den 39 Mitarbeitern nur die Namen Jules Claretie, John Grand-Carteret, Alphonse Daudet, Jules Simon, G. Vapereau — das legendenhafte Bild des genfer Philosophen durch ein treues, geschichtlich wahres Porträt verdrängen wollen und mit Schärfe das hervorheben, was Rousseau von seinen Jüngern in der ersten und in der dritten französischen Republik scheidet. Wie verschieden auch bei der großen Zahl der Mitwirkenden die Beiträge nach Inhalt und Form sein müssen, wie auch dieser und jener noch in der revolutionären Legende steckt (z. B. Eugène Garcin, welcher Rousseau zum Urheber der angeblich humanen Kriegführung jakobinischer Raubscharen macht): das Streben nach einer wahrheitsgemäßen, auf sorgsamen Quellenstudien ruhenden Darstellung ist allen eigen.

Wie häufig in Paris, wurde hier eine Festfeier der Anlaß zur wissenschaftlichen Forschung.

Nachdem Voltaire seinen monumentalen Ehrenplatz vor dem Institute gefunden und selbst der plebejische Sprößling des Voltaireanismus, Danton, sein Denkmal in Paris erhalten hatte, durfte auch Rousseau eine gleiche Ehre nicht versagt werden: am 3. Febr. 1889 wurde seine Statue auf dem Pantheonplatze feierlich enthüllt.

Hat aber Frankreich ein volles Recht auf den, der in Genf geboren war, an der Religion und den Staatsformen seines kleinen Freistaates mit nie erlöschender Sympathie trotz seines Convertitenthums und seiner Aufgebung des Bürgerrechts festhielt und der in den Irrfahrten seines vielbewegten Lebens mehr zum Weltbürger als zum national empfindenden Manne wurde? Diese Frage beantworten mehrere Aufsätze des Sammelwerkes.

Man muß sich den französischen Charakter, welchen die Republik Genf im 18. Jahrhunderte trug, ins Gedächtniß rufen, um die Vorliebe Rousseau's für das französische Volk zu begreifen und auch in der Enttäuschung, welche ihm die großen Städte Frankreichs, vor allen Paris selbst, bereiteten, nur die Folge

Digitized by Google

einer ernüchterten Sympathie zu erkennen. Genfs Bevölkerung war durch den unablässigen Zuzug der um des Glaubens willen flüchtenden Hugenotten eine mehr französische als eingeborene geworden, der ursprünglich savoyische Volksdialekt zu Gunsten des französischen erloschen, die freundlichen und feindlichen Beziehungen zu Deutschland und Italien waren durch enge Handelsverbindungen und politische Vereinbarungen mit dem mächtigen Nachbarstaate im Westen verdrängt worden. Sitte, Sprache, Cultur trugen damals ein rein französisches Gepräge; nur in dem treu bewahrten Glauben an Calvin's Lehren und der durch harte Gesetze aufrecht erhaltenen Sittenstrenge bethätigte sich der eigenartige, selbständige Volksgeist. Der Ursprung der Familie Rousseau's geht auf Frankreich zurück; erst im dritten Jahrzehnt des 16. Jahrhunderts war einer seiner Vorfahren, ein pariser Buchhändler, dem Glaubensdrucke und den gewerblichen Beschränkungen entfliehend, nach Genf eingewandert. Bisweilen hat sich auch Jean Jacques Rousseau, ehe er die Schattenseiten des französischen Gesellschaftslebens kennen lernte, mehr als Franzose denn als Schweizer gefühlt; hatte er doch während seiner Jugendzeit in seinem Vaterlande meist Trübsal und Widerwärtigkeit erduldet. Frankreich, dessen Literatur die erste Nahrung seiner früh entwickelten Jugend gewesen war, dessen Kriegsmacht er zweimal, als sie siegesbewußt in die Apenninische Halbinsel eilte und siegreich von dort zurückkehrte, gesehen hatte, blieb für den Jüngling das Ziel der Sehnsucht.

Wenn somit mehrere Mitarbeiter unsers Sammelwerkes den hoffnungsvoll in das Gewühl des Lebens sich stürzenden Jüngling zu einem patriotisch fühlenden Franzosen machen, und wenn sie den bahnbrechenden Schriftsteller für die große französische Literatur, nicht für die engere Geisteswelt der romanischen Schweiz in Anspruch nehmen, so haben sie recht; nicht so verhält es sich mit Rousseau's späterm Leben und Wirken. Die Erfahrungen, welche er in dem Stammlande seiner Ahnen ebenso, wie in dem engern Vaterlande, im Canton Genf, gemacht hatte, konnten zwar das angeborene Heimatsgefühl nicht ganz ersticken, aber sie lenkten seinen Sinn von der herben Wirklichkeit zu der Traumwelt volks- und menschenbeglückender Ideale und zu der vergeistigten Natur. Unter den großen Schriftstellern der französischen Aufklärung ist er deshalb der einzige Weltbürger, im Gegensatze zu seinen einstigen Freunden Diderot und d'Alembert, sowie zu seinem Gegner Voltaire, die alle drei den eingefleischten Franzosen nicht verleugnen konnten. Aber, so könnte man entgegnen, als Vorläufer und Bahnbrecher der großen Bewegung des Jahres 1789 gehört er wenigstens dem neuen Frankreich an, welches von den Ideen und Errungenschaften der ersten Revolution noch heute lebt und sich gegenüber den Anfechtungen der äußersten Rechten und Linken nun fast zwei Jahrzehnte als verfassungsmäßiger geordneter Freistaat behauptet hat. Auch diese Auffassung, welche einige der 39 Mitarbeiter verfechten, andere dagegen anzugreifen suchen, bedarf sehr der Einschränkung.

Die radicalen Parteien der großen Revolution, die mit der zunehmenden Auflösung der alten Zustände zur Herrschaft über Frankreich gelangten, suchten zwar ihre gewaltthätigen, eigensüchtigen Zwecke durch die Schlagworte und Kernstellen des „Contrat social" zu verdecken; aber in der Hauptsache wollten sie etwas ganz anderes als ihr Meister und Lehrer. Die Vorbedingung zur Durchführung

Digitized by Google

seiner „Volkssouveränetät" war der möglichst kleine Umfang des Staates: nur in Gemeinwesen, die wenig über das Weichbild der Hauptstadt hinausgingen, wie etwa das alte Sparta, dachte er sich Bürgerversammlungen, die Gesetze gaben, Beamte zur Rechenschaft zogen, Steuern vertheilten u. s. w. möglich. Und so sehr war dem schärfsten aller abstracten Denker doch der grelle Unterschied von Theorie und Praxis klar, daß er die volle Verwirklichung seines Gesellschaftsvertrags überhaupt in Zweifel zog, und sich mit der Aufgabe, über Politik zu schreiben, nicht wie ein Staatsmann zu handeln, auch dann begnügte, als in Corsica und Polen sich ihm ein erwünschtes Feld für seine staatsumgestaltenden, völkerbeglückenden Ansichten eröffnete. Ein Repräsentativsystem und gar ein solches, das, wie in der ersten französischen Republik, durch indirecte Wahl und von unten nach oben steigenden Census sich gliederte, lag für ihn außerhalb jeder Annehmbarkeit; in einer Versammlung von einigen Hunderten hätte er nimmermehr den Ausdruck des „Gesammtwillens" der Millionen gefunden. Bei der scharf zugespitzten Trennung, die er zwischen dem „Gesammtwillen" und dem „Einzelwillen" nicht nur, sondern auch zwischen ersterm und dem „Collectivwillen" machte, kann man sich denken, wie ihm ein Parteiregiment der gewaltthätigen, zum Theile gesetzwidrig gewählten Minderheit, wie das der Girondisten und Montagnards, zugesagt hätte. Der Haß, welcher sich in der Schreckenszeit nicht nur gegen die Personen der unglücklichen Dynastie und ihres aristokratischen Anhanges, sondern auch gegen die Formen der Monarchie und Aristokratie überhaupt entlud, wäre ihm geradezu unverständlich gewesen, denn nicht auf Verfassungsformen, sondern auf die Gesetze legt er in seinem Gesellschaftsvertrage Nachdruck und Werth. Fiel den Führern des Jakobinerclubs und Convents der Begriff Freiheit mit dem der Demokratie zusammen, so hatte der Meister vielmehr die reine Demokratie für unbrauchbar (für Götter, nicht für Menschen, sagt er) erklärt und einer durch Wahl hervorgehenden Beamtenaristokratie die Verwaltungsgeschäfte anvertrauen wollen. Wie ihn, dessen religiöses Gefühl auch in den sittlichen Trübungen eines abenteuerlichen Lebens nicht erloschen war, die Entweihung der Kirchen, Verspottung ehrwürdiger Gebräuche, Deportation und Mishandlung schuldloser Priester und Nonnen (von den Massenmorden der Geistlichen, die wir nur auf Rechnung von Danton und Genossen setzen wollen, zu schweigen) empört hätte, bedarf keines Nachweises, hatte er doch im „Contrat social" die religiöse Duldsamkeit ausdrücklich und nachdrücklich eingeschärft. Und wie wenig können die umwälzenden Bestrebungen der Communisten, die schon in den Jahren 1793—95 sich ungescheut zeigten, auf Rousseau's Lehre sich berufen! Hatte dieser auch in einer unüberlegten Aeußerung seiner politischen Erstlingsschrift das Privateigenthum für alle staatlichen und gesellschaftlichen Missstände verantwortlich gemacht, so waren doch, mit starken Einschränkungen allerdings, das Eigenthumsrecht und sogar gesetzlich begründete Vorrechte Einzelner von ihm im „Contrat social" gutgeheißen worden. Die Nationalwerkstätten, d. h. die Faulenzerasyle unbeschäftigter Proletarier, welche schon die erste Französische Revolution kannte, die Arbeiterhäuser mit gemeinsamer Lebens- und Erziehungsweise und völlig freier Ehe, wie sie nach den Anregungen eines Saint-Just und Babeuf vier Jahrzehnte später in Frankreich eine communistische Schule ersann, würden von ihm

Digitized by Google

als grenzenlose Thorheiten heftig angefeindet worden sein.

Ebenso wenig dürfen die Jakobiner, welche die Ehe in ein Concubinat mit jederzeitiger Kündigung verwandelten und die eine republikanische Erziehung der Jugend ohne Religion und ohne eine andere Moral als die Schlagworte der Brüderlichkeit und Gleichheit lehrten, sich auf die „Nouvelle Héloïse" und den „Emile" berufen. Die Heiligkeit der ehelichen Pflichten schärft gerade der zweite Theil von Rousseau's vielverketzertem und misdeutetem Liebesromane ein, und in seinem Erziehungssysteme erscheint die auf das Gefühl und unmittelbare Erfahrung gegründete Religionsunterweisung als die höchste Spitze des ganzen Werkes.

Rousseau's Stellung zu den Ausschreitungen der großen Revolution gibt auch eine beherzigenswerthe Lehre für die radicalen Bestrebungen innerhalb der jetzigen französischen Republik, und mehrere Verfasser der von Grand-Carteret gesammelten Aufsätze sind bestrebt, dieselbe geltend zu machen. Namentlich weisen sie die Verfechter des „Suffrage universel" darauf hin, wie wenig die Autorität Rousseau's, der nicht nur alle Frauen, sondern auch in der Weise der antiken Staatsverfassungen und der genfer Gemeindeformen die Schutz- und Halbbürger von der Theilnahme an den Volksversammlungen ausschloß, ihnen günstig ist. Aber sie hätten auch in anderer Weise sich die Andeutungen des großen Denkers zu Nutze machen können. Wie auch die Republik des Jahres 1870 alle Strömungen ihrer Vorgängerin von 1792 zu wiederholten malen durchlaufen mußte, wie sie dem Communismus der Nachfolger Saint-Just's und Marat's, der royalistischen Rückwärtsbewegung und dem bonapartistischen Prätendententhume nur durch die Gunst des Geschickes entging, so hat sich bei allem Wechsel und Wandel doch eine feststehende, drohende Gewitterwolke am Horizonte gezeigt: die rücksichtslos eingreifende und übergreifende Herrschaft des Gemeinderathes von Paris. Sehr an die Zeiten von 1793—95 wurden wir erinnert, als wir von der Vertreibung des Seinepräfecten aus seiner Amtswohnung im Stadthause, von der festlichen Bewirthung einer Anzahl radicaler Arbeitervertreter, die sich als Verkündiger der Weltverbrüderung und Völkervereinigung aufspielten, und von manchen Anträgen und Hetzereien jener Herren im Hôtel de Ville lasen, in denen die Hinneigung zu einer rothen Republik, wie die des Jahres 1793, unschwer sich erkennen läßt. Diesen centrifugalen Bestrebungen gegenüber ist die Grundlehre des „Contrat social", daß der Gesammtwille, nicht der oder die Einzelwillen der Parteien der feste, unverrückbare Mittelpunkt sein solle, von unmittelbar praktischer Bedeutung.

Wie manche andere radicale Vorschläge, ist auch der Gedanke der gesellschaftlichen und politischen Frauenemancipation, welcher seit den Tagen des französischen Jakobinerthums stets in neuen Formen und Wandlungen wieder auftaucht, häufig auf den weltberühmten Verfasser der „Nouvelle Héloïse" zurückgeführt worden. In Wahrheit erstrebte aber Rousseau nur eine Befreiung des weiblichen Geschlechts von den Fesseln, welche die gesellschaftlichen Verkehrheiten des Hof- und Salonlebens diesem anlegten: er wollte insbesondere den vornehmen Damen, in deren Kreise ihn sein zunehmender Schriftstellerruhm geführt hatte, ein Bewußtsein ihrer Pflichten als Gattinnen, Mütter und Erzieherinnen des heranwachsenden Geschlechts einflößen. An eine Theilnahme der Frauen an den Staatsangelegenhei-

Digitized by Google

ten oder engern Gemeindeinteressen, ja nur an einen Mitstreit derselben auf dem Felde der Wissenschaft und Literatur dachte niemand weniger als er. Der weibliche Scharfsinn einer Marie Deraismes hat denn sehr richtig herausgefunden, daß die Emancipation des schönen Geschlechts mit Rousseau's Ansichten sich durchaus nicht vertrüge: in einem Aufsatze, der den Unterschied zweier Jahrhunderte durch abstracte Voraussetzungen und verallgemeinernde Phrasen zu überbrücken sucht, schmäht sie den Mann, welcher den Frauen die eheliche Treue, die mütterliche Sorge für Haus und Familie und selbst die Ammenpflichten so nachdrücklich einschärfte. Der Verfasser der „Confessions" hat ihr selbst die Waffen geliefert, indem er seine geheime Abneigung und ihm selbst unerklärliche Scheu den Frauen gegenüber, die in wilder, fessellosser Leidenschaft und rücksichtslosem Hinwegstürmen über die Schranken der Sitte und gesellschaftlichen Bildung ihre naturgemäße Gegenwirkung fand, nur allzu offen hervorhebt. Weniger aufrichtig, suchen zwar andere Mitarbeiter die Beziehungen des Philosophen zu hohen Damen in dem herkömmlichen idealen Lichte verschwimmen zu lassen, ohne doch damit die Thatsache aus der Welt zu schaffen, daß eine alternde Kokette, wie die Warens, und ein ungebildetes Mädchen aus dem Volke, wie Therese Levasseur, den Sinn Rousseau's viele Jahre lang zu fesseln vermochten, während die poetisch angehauchte Schwärmerei für die Epinay und Houdetot schnell dem Pessimismus zum Opfer fiel, mit welchem er alles, was zur vornehmen Gesellschaft gehörte, zergliederte.

Die warme Theilnahme, welche die schöngeistigen und feinfühlenden Frauen der pariser Gesellschaft so lange den eigenartigen Absonderlichkeiten des Philosophen entgegenbrachten, war im Grunde nur eine vorübergehende Modesache, die aber durch den Eindruck der tiefempfundenen, naturwahren Liebesschilderungen der „Nouvelle Héloïse" weit festere und dauernde Geltung gewann als andere Moden. Die persönliche Bekanntschaft mit dem Menschen zerstörte bei mancher höher gebildeten Verehrerin das ideale Lichtbild des Schriftstellers, und nur der humanen Liebenswürdigkeit jener Zeit verdankte es Rousseau, wenn man seinen geistigen Vorzügen die gesellschaftlichen Unarten verzieh. Aufrichtige, ihm völlig ergebene Anhängerinnen, wie die Latour und die Staël, gewann er jedoch erst, als sein plötzliches, räthselhaftes Ende seinem vielbewegten und vielverleumdeten Dasein den milden, versöhnenden Abschluß gab, und als das Einsiedlerleben der letzten Lebensjahre den Ursprung einer verschwommenen, legendenhaften Auffassung bildete, in der die Schwächen und Verschuldungen früherer Zeiten trügerisch verhüllt wurden. Gesteigert wurde der Rousseau-Cultus zum Theil durch die Ehren, welche die Revolution ihrem Vorläufer erwies, zum Theil durch die bald nach Rousseau's Tode beginnende Veröffentlichung der „Confessions", in denen man Wahrheit und Dichtung, Lüge und Ehrlichkeit, Berechnung und offenes Zugeständniß nicht zu scheiden vermochte. Der Haß, den die katholische Rückwärtsbewegung nach 1815 nicht in Frankreich allein dem Andenken Rousseau's weihte, und die übertriebene Abneigung, welche die romantische Schule, trotz ihrer Bewunderung für die „Nouvelle Héloïse", den politischen und religiösen Ideen Rousseau's entgegenbrachte, trieben die echten, überzeugungsvollen Freidenker auf seine Seite. Die ungeschichtliche Verbindung, welche die Reaction genau so, wie die Revolution, zwischen Rousseau und sei-

Digitized by Google

nem Antipoden Voltaire schuf, kamen dem erstern insbesondere zugute; alle Voltaireaner Frankreichs wurden fast wider Willen auch zu Vertheidigern Rousseau's.

Das führt uns auf die innern und äußern Gegensätze, welche zwischen den beiden Hauptvertretern der Aufklärung bestanden. Mit Recht weist einer der Herren Autoren darauf hin, daß die persönlichen Mishelligkeiten zwischen ihnen, die mannichfache Rücksichtslosigkeit, welche Rousseau dem ältern und bedeutendern Zeitgenossen zeigte, nicht allein den tiefwurzelnden Haß Voltaire's gegen den „Narren Jean Jacques" erklären können, daß von Anfang an ein innerer, erst allmählich zur vollen Bethätigung kommender Gegensatz beider Männer bestanden habe. In der That liegen die unversöhnbaren Gegensätze der Weltanschauung Voltaire's und Rousseau's beinahe auf der Oberfläche der Betrachtung. Der erstere machte die Verbreitung der religiösen Aufklärung zu seinem ununterbrochenen Lebensziele, der andere wurde mit jedem Jahre ihr leidenschaftlicherer Gegner; der eine sah in Kunst und Wissenschaft die höchsten Güter der Menschheit, der andere verdammte sie als Werkzeuge der gesellschaftlichen Entartung. Der eine vertheidigte nicht nur den aufgeklärten Despotismus, sondern auch den eines Ludwig XIV., weil er die Kunst und Literatur schirmte und so der philosophischen Aufklärung unbewußt die Wege bahnte; der andere verwarf jede Form des königlichen Absolutismus und pries die unbedingte Volkssouveränetät. Sein theologisches Glaubensbekenntniß zwängte der eine in die Schranken eines verstandesmäßigen Deismus, der andere stellte dem eine Religion des Gemüths und Herzens gegenüber. Rousseau wandte sich mit seinen politischen und religiösen Gedanken an die breitesten Schichten des Bürgerstandes, Voltaire hat an eine Aufklärung der großen Masse nie gedacht. Alle Reformen erwartete dieser von der bessern Einsicht der Machthaber und verlangte daher keine gänzliche Umgestaltung des Bestehenden in Rousseau's Sinne, sondern nur Glaubens- und Preßfreiheit, sowie die Beseitigung der schlimmsten Ausartungen des weltlichen und kirchlichen Systems. Rousseau hoffte auf Fürsten so wenig wie auf deren Minister und geistliche Rathgeber, haßte jede vorsichtige Anbequemung an die Machthaber und wies die Reform von oben zurück, obwol er eine Revolution von unten aus für unmöglich hielt. Am schroffsten standen sich beide in ihrem Verhältnisse zur Gesellschaft gegenüber. Sein Leben lang sehnte sich Voltaire nach den wärmenden Sonnenstrahlen der Hofgunst und des Beifalls der vornehmen Welt; Rousseau, der seine Kindheit und reifere Jugend meist in kleinbürgerlichen Verhältnissen oder in den schmuzigsten Tiefen des Lebens zugebracht hatte, stand später der feinen Gesellschaft wie ein Fremdling aus fernen Landen gegenüber und verlangte in dem Geräusche der Hauptstadt nach der einsamen Natur. Mit echt humaner Weltbildung bequemte sich jener den Vorurtheilen der Gesellschaft an, schonte auch seine gehässigsten Gegner, solange sie nicht selbst den Kampf begannen; dieser feindete mit rücksichtsloser Schärfe die Sitten und Meinungen der Salonwelt und höfischen Aristokratie an, haßte alle Verfeinerung des Lebens, stieß seine Freunde mit reizbarem Eigenwillen zurück und trat seinen Feinden als alleiniger Inhaber der Tugend und Wahrheit gegenüber.

Wie verschieden somit beide als Schriftsteller und Menschen waren, das Ziel, für welches sie kämpften, fiel doch

Digitized by Google

in religiöser und politischer Hinsicht vielfach zusammen. Ihr Streit galt der alten Kirche und dem mit dieser eng verbundenen Staatswesen; darum spendete auch Voltaire dem religiösen Glaubensbekenntnisse des savoyischen Pfarrers, d. h. Rousseau's selbst, im „Emile" mit widerwilliger Lauheit Beifall und konnte nicht umhin, in dem Zwiste Rousseau's mit den orthodoxen Räthen von Genf dem Verfolgten seine Mittlerdienste anzubieten. Beide haben mehr als irgendein anderer Aufklärer der Revolution die Stätte bereitet, indem sie die alten Einrichtungen dem Spotte und Hasse preisgaben, der eine mehr nach der religiösen, der andere mehr nach der politischen Seite. Wie einseitig und irrig auch die Legende der Französischen Revolution ist, welche die Namen Voltaire und Rousseau wie die eines Dioskurenpaares zu vereinen sucht, das wesentlich Richtige traf die Parteiberechnung der Jakobiner, welche dem einen wie dem andern weihrauchduftende Opferflammen anzündete und die Ehre einer gemeinsamen Gruft im Pantheon ihnen widmete.

Ein anderes Schicksal hat auch diese beiden Gegner im Leben nach ihrem Tode vereint, das Geschick, ebenso leidenschaftlich und urtheilslos von den einen gepriesen, wie von den andern angefeindet zu werden. Denn beider Persönlichkeit zeigt so ausgesprochene Sympathie und Antipathie, daß sie nur vollste Abneigung oder unbedingteste Bewunderung bei gewöhnlich urtheilenden Menschen hervorruft, und daß es nur den wenigen parteilosen und bis in die verstecktesten Quellen hinabdringenden Forschern gelingt, ihr gerecht zu werden. Voltaire hat besonders diejenigen gegen sich, welche das Dunkel oder Halbdunkel der Phantasiewelt dem grellen Lichtstrahle des kritischen Denkens vorziehen; Rousseau besticht dagegen durch seine Gefühlswärme, seinen poetischen Glanz, seine unmittelbare Intuition. Zugleich ein scharfer, zersetzender Kritiker, vermag er auch diejenigen zu fesseln, welche in Voltaire's Manier denken gelernt oder mit seinem Geiste sich erfüllt haben; daher der eingefleischteste Voltaireaner dem Antipoden Voltaire's manche sympathische Seiten abgewinnen kann. In der That hat denn auch der Schriftsteller Rousseau viel weniger Gegner als der Hauptstreiter der eigentlichen Aufklärung, kaum einer wird die Schwächen seiner Hauptwerke aufdecken, ohne offen oder im stillen den unerreichten Vorzügen seine Bewunderung zu zollen. Die gesammte Fülle des Hasses, die sich auch auf seinen Namen entladet, ist einmal die naturgemäße Folge des zum Theil heuchlerischen Cultus, den Jakobiner und selbst Communisten mit ihm getrieben haben, mehr noch aber die selbstverschuldete Wirkung der allzu offenen Selbstanklagen in den „Confessions". Das, was die Legion seiner Feinde von Voltaire an bis auf die Katholiken unserer Zeit gegen ihn geschrieben hat, ist allerdings der Parteilichkeit verdächtig und in mancher Hinsicht sogar aus Rousseau's Briefwechsel zu widerlegen; er selbst ist und bleibt sein schlimmster Ankläger. Oder wäre der Versuch aussichtsvoll, ihn gegen seine Selbstbeschuldigungen zu vertheidigen? In einem Falle wagt das Dr. J. Roussel, ein Mitarbeiter an dem hier besprochenen Werke. Wie bekannt, klagt sich Rousseau in den „Confessions" und an andern Stellen seiner Schriften an, daß er die fünf Kinder seiner wilden Ehe mit Therese dem Findelhause preisgegeben habe, und die Beschönigungen, durch die er sein Gewissen zu beruhigen sucht, wiegen nicht schwer. Nun gibt der ge-

Digitized by Google

lehrte Arzt sehr ansprechende Beweise, die sich zum Theile allerdings in für uns schwer controlirbare medicinische Einzelheiten verlieren, daß Rousseau schon aus physischen Gründen niemals Vater gewesen sein könne, die Aussetzungsgeschichte demnach eine romanhafte Erfindung oder eine Selbstvorspiegelung seines in spätern Jahren zeitweise umnachteten Gemüthes sei. Auffallend ist es in der That, daß Therese Levasseur auch da, wo sie die Unterstützung der für Rousseau begeisterten Männer der Revolution, insbesondere Mirabeau's, anflehte, sich wol die Witwe des großen Philosophen, nicht aber die Mutter seiner Kinder genannt hat; daß während der sechs Jahre der Revolution bis zum Sturze des Jakobinerregiments kein Versuch gemacht ist, die in Paris untergebrachten Waisen aufzufinden und der öffentlichen Erziehung auf Staatskosten zu überweisen; mehr noch, daß schon etliche Jahre nach der Aussetzung des jüngsten der fünf Kinder die einflußreiche Herzogin von Luxembourg nicht im Stande war, die Spur der Verlorenen zu finden. Was die Legende von einem Sohne Rousseau's erzählt, der mit dem Vater im Parke von Ermenonville zusammengetroffen, oder von einem Enkel, der in den Junitagen des Jahres 1848 als Opfer seiner Friedensvermittelung erschossen sei, ist natürlich unbeglaubigte Anekdote, die in unserm Werke mit unnöthiger Breite wieder vorgeführt wird; solche Geschichtchen würden gegen Dr. Roussel's beachtenswerthe Gründe nicht aufkommen. Unglaublich mag es vielen erscheinen, daß jemand in einer Schrift, die, wie die „Confessions", mehr der Vertheidigung als der Selbstanklage dient, nur um des romanhaften Schimmers willen sich eine schwere angebliche Beschuldigung aufbürden solle; aber das Räthselhafteste und Unerklärlichste in Rousseau's Leben und Handeln wäre sie immerhin noch nicht. Die, welche mit unserm Dr. Möbius in Leipzig und dem verstorbenen pariser Arzt Morin an eine zeitweise Geistesstörung des vielverfolgten Mannes wenigstens in den letzten 13 oder 14 Lebensjahren glauben und seine Selbstbiographie überwiegend in diesem Zustande geschrieben sein lassen, werden, da sie zugleich Apologeten Rousseau's sind, willig den Ausführungen ihres Collegen folgen; für uns ist die Kinderaussetzung einstweilen noch eine geschichtliche Thatsache, nicht eine Erfindung. Denn auch in dem Glauben an die theilweise Geistesstörung Rousseau's hat uns Dr. Roussel so wenig bestärkt, wie die beiden andern Jünger Aesculap's, es sei denn, daß übertriebenes Mistrauen und ungerechtfertigte Verfolgungsspürerei, die der Genfer mit andern hochbedeutenden und arg angefeindeten Männern theilt, zu einem Aufnahmezeugnisse in eine Heilanstalt für Geisteskranke berechtige. Besser als der Nachweis der Paranoia oder des „combinatorischen Verfolgungswahnes" ist dem Dr. Roussel die Freisprechung von der Anschuldigung des Selbstmordes gelungen, die auf unlautere Angaben hin von Madame de Staël verbreitet und bis in die jüngsten Tage hinein wiederholt ist. Nach dem Vorgange anderer nimmt auch er einen Schlaganfall als wahrscheinliche Todesursache an, nur daß er recht willkürlich dieses Misgeschick mit einer Ehestandsscene in Verbindung setzt.

Die Rechtfertigung des Menschen Rousseau wird immer gegenüber seinen Selbstanklagen nur theilweisen Erfolg haben, doch dürfen wir nicht vergessen, daß er selbst mit dem Muthe der unverzagten Wahrheitsliebe böswilligen Gegnern die Waffen lieferte, deren schnei-

Digitized by Google

dige Schärfe seine Entschuldigungen und die Anschuldigungen gegen seine Verfolger nur wenig abstumpfen. Der triftigste Milderungsgrund liegt in der verderbten Moral des Zeitalters, das für die grauenvolle Ernte der Revolution heranreifte, und in den Erlebnissen voll Verbitterung, Enttäuschung und Ungerechtigkeit sondergleichen, die auch einen weit idealern Charakter hätten irreleiten und verderben müssen.

Diesen längst von allen Unparteiischen anerkannten Milderungsumständen haben auch die Apologeten in unserer Schrift nichts Erhebliches hinzufügen können; bessere Dienste haben sie dem vielangegriffenen Politiker Rousseau geleistet. Sie haben deutlicher, als bisher geschehen war, den Abgrund aufgedeckt, der den Verfasser des „Contrat social" von den Robespierre, Saint-Just und Marat wie von den Communisten und Anarchisten alter und neuester Zeit trennt, sie haben den Dichter der „Nouvelle Héloïse" von dem Vorwurfe entlastet, Prophet der freien Liebe und der zügellosen Frauenemancipation zu sein; endlich haben sie das „Glaubensbekenntniß des savoyischen Pfarrers" vor der Verdächtigung der Religionslästerung und Gottesleugnung geschützt. Diese Stellen des auch sonst vielfach lesenswerthen Werkes sollten Feinde und Freunde Rousseau's gleichsehr beachten, vielleicht würde dann das Anathema verbissener Ultramontanen ebenso wie das Halleluja der offenen und geheimen Umstürzler aufhören. Nichts hat bis in die jüngsten Tage dem Andenken des großen Weltbürgers in den Augen der Gereiften und maßvoll Urtheilenden mehr geschadet als die Verzerrungen seines geschichtlichen Bildes, welche die Schar blinder Verehrer und blinderer Lästerer zu verantworten hat. Von diesen befreit, wird der genfer Philosoph zwar den Beifall einzelner Voltaireaner einbüßen, aber die Frommen im Lande etwas mit sich aussöhnen, den zwischen dem Voltaireanismus und positiven Christenthume Stehenden verständlicher und anziehender erscheinen.

Daß man selbst im Lager des äußersten Parteigeistes nicht nur die treue Wahrheit seines Charakterbildes herausgefunden, sondern auch eine richtige Mitte zwischen Voltaire und Rousseau einzunehmen verstanden hat, das zeigen verschiedene der von uns gewürdigten Aufsätze, insbesondere aber die Reden, durch welche französische und außerfranzösische Freidenker das Jubelfest der Einweihung von Rousseau's Denkmal verherrlichten. Diese spiegeln eine vorurtheilsfreie Auffassung beider Gegner, Voltaire's und Rousseau's, wider, und ein Verdienst des besprochenen Buches bleibt es daher, auch jene schnell verhallenden Worte der Vergänglichkeit der Aufzeichnung in den Tagesblättern entrissen zu haben.

Digitized by Google

Abessinien und die abessinische Frage.

Von C. Spielmann in Wiesbaden.

Es ist nun schon beinahe ein Vierteljahrhundert her, daß die Engländer ihre Expedition nach Abessinien sandten, um der Tyrannei des Kaisers Theodor ein Ende zu machen (1868). Nach dem blutigen Treffen von Arogi gelang es den Europäern, auf das Plateau von Magdala vorzudringen, wo sie beim Sturme auf die Felsenfeste die Leiche des feindlichen Herrschers, der sich selbst entleibt hatte, vorfanden. Mit dem Tode dieses merkwürdigen Mannes, dessengleichen der Erdtheil Afrika wenige aufzuweisen hat, war der Feldzug für die Engländer beendet. Der Zweck, die Befreiung der gefangenen Europäer, war erreicht, wenngleich unter großen Opfern. Denn außer dem Verluste an Menschen, der allerdings verhältnißmäßig gering zu nennen war, hatte der Krieg 7 Mill. Pfd. St. gekostet. An eine Annexion des Landes war nicht zu denken; denn die Zahl der Besetzungstruppen erschien dazu viel zu gering, auch war die Absicht von vornherein ausgeschlossen gewesen. Lord Napier of Magdala verließ also sofort nach dem Falle des Gegners mit der englischen Kriegsmacht das Gebiet von Habesch.

Für das Land selbst war der schnelle Rückzug der Engländer ein großer Schaden; denn es riß die fürchterlichste Anarchie ein. Kaiser Theodor's Energie hatte, wenn auch mit blutigen despotischen Mitteln, die Ordnung immer noch in einem gewissen Sinne aufrecht zu erhalten gewußt. Zwar hatten sich die rebellischen Gebiete von Schoa und Tigre zuletzt in völliger Unabhängigkeit befunden; im Kerne des Landes aber huldigten die Häupter der Provinzen und Bezirke fort und fort dem obersten Herrscher. Theodor hatte nämlich, um die Macht der Vasallenfürsten zu brechen, die kleinen Häuptlinge begünstigt und das ganze Reich in viele Statthalterschaften zerschlagen. Der Titel Râs (semitisch = Haupt, Spitze) war ihm verhaßt; er ließ ihn nur für Tigre bestehen. Häufiger wurde die Benennung Dedscha oder Dedschasmadsch für die Provinzgouverneure, deren es eine große Anzahl gab, und die unter sich wieder Bezirksgouverneure hatten. All diese Statthalter glaubten nun ein Recht auf Selbständigkeit zu haben, und die angesehensten von ihnen suchten gar die Erbschaft des Kaisers anzutreten. Denn der Sohn des Gefallenen war ja sammt seiner Mutter, der Abkömmlingin der alten Râs von Tigre, von den Engländern mit hinweggeführt worden. Zu den innern Wirren kam dann auch noch die Bedrängniß von außen und zwar von Süden her durch die islamitischen Gala.* Seit Theodor's wuchtige Hand auf ihnen zu lasten aufgehört hatte, ergossen sie sich raubend und mordend über den Abai (Blauen Nil); zwei Galakönigiunen vom Stamme der Wollo in Schoa erschienen schon vor Lord Napier im Lager vor Magdala und ließen sich von diesem den Besitz der Felsenfeste zusprechen. Unter diesen Umständen war es denn ein Glück für das von blutigen Greueln durchwogte Land, daß zwei kräftige Männer es sich angelegen sein ließen, Ruhe und Ordnung wiederherzustellen. Der eine

* Besser als Galla.

Digitized by Google

von diesen war Menilek, der Negus (König) von Schoa, aus einer Dynastie, die sich rühmte von Salomo und der Königin von Saba abzustammen. Menilek's Vater, Hailu Melekot, war im Jahre 1856 von Theodor überwunden und getödtet worden; der erstgenannte Prinz war damals noch jung und wurde für ungefährlich gehalten. Kurz vor dem englischen Feldzuge aber gelang es ihm, sich freizumachen. Er war es, der den Gala kräftig entgegentrat und sie im Norden von Schoa unterwarf und aus dem südlichen Abessinien hinaustrieb, was allerdings erst nach langen und mit Grausamkeit geführten Kriegen gelang. Unterdeß erwarb sich im Mittelgebiete des Landes der Râs Gobazie von Lasta große Verdienste um die Aufrechthaltung der Ordnung und die Wiederherstellung der Ruhe im Innern. Auch Gobazie war ein Feind Theodor's und hatte sich beim Anrücken der Engländer von diesem losgesagt. Nach und nach gelang es ihm nun, da Menilek gegen die Gala beschäftigt war, das höchste Ansehen in Habesch zu erringen. Mit Ausnahme des Râs Adal in Godscham, dem Gebiete nördlich vom Abai, scheinen damals alle abessinischen Häuptlinge seine Obmacht anerkannt zu haben. Er führte auch den Titel eines Negus, den sich in der Folgezeit der Râs Adal ebenfalls zueignete, während er seinen Namen in den altäthiopischen Tekla Haimanôt verwandelte. So hatte (1870) Habesch drei Herrscher.

Des Gobazie Macht sollte aber bald durch die eines andern ersetzt werden. Dieser Fürst stützte sich im Gebiete von Tigre hauptsächlich auf den tapfern eingeborenen Häuptling Kasai. Derselbe war im Jahre 1832 als Sohn des Gouverneurs von Temben geboren; sein Vater war gegen Theodor gefallen. Der junge Mann zeichnete sich durch persönliche Tapferkeit, durch Muth, Intelligenz und Offenheit als Führer einer Kriegerschar frühe aus und lag in immerwährendem Bandenkriege gegen den Kaiser während dessen letzter Regierungszeit. Früher noch als Gobazie hatte er sich den Engländern angeschlossen und nach und nach Aller Aufsehen auf sich gelenkt. Gobazie ernannte den kühnen Mann, den er brauchte und wol auch fürchtete, zuerst zum Feldhauptmann und dann zum Dedscha von Tigre. Kasai aber strebte höher im Bewußtsein seiner Stärke und der Schwäche seines Vorgesetzten. Der Negus war ein kriegsungeübter, friedliebender Mann; sein mächtiger Statthalter wartete nur auf eine Gelegenheit, um ihm die Macht zu entreißen. Diese bot sich bei einem geringen Zwiste im Sommer 1871. Kasai hatte die Häuptlinge von Tigre zumeist auf seiner Seite; dazu verbündete er sich mit Menilek von Schoa. Nach mehrern Treffen wurde Gobazie gefangen genommen und zum Dedscha einiger Provinzen im Norden von Amhara erniedrigt. Im Verhältnisse zu den Kämpfen, die der Alleinherrschaft Theodor's voraufgingen, war diese Revolution Kasai's ziemlich unblutig zu nennen. Er trat an Gobazie's Stelle als Negus, und sowol Tigre als Amhara erkannten seine Herrschaft an. Unabhängig erhielt sich Menilek von Schoa, und im Vasallenverhältnisse stand Tekla Haimanôt von Godscham.

Da nun Kasai den größten Teil von Habesch thatsächlich in seiner Gewalt hatte, so gedachte er seiner Macht auch die äußere religiöse und politische Weihe zu geben durch die Erneuerung des alten Kaisertitels. Wie Theodor und Menilek behauptete auch Kasai von Salomo abzustammen. Die Geistlich-

Digitized by Google

keit des Landes war von ihm gewonnen worden. Bekanntlich sind die Abessinier koptische (monophysitische, jakobitische) Christen und haben ihren eigenen Hohenpriester (Abuna), der vom Patriarchen zu Alexandria ordinirt wird. Der Abuna besitzt die höchste Macht in den geistlichen Angelegenheiten; er nimmt nach dem Kaiser die höchste Stellung im Lande ein. Ohne ihn kann kein Kaiser von Aethiopien gekrönt werden. Der Abuna Abba Salama hatte selbst unter dem despotischen Theodor seine Stellung behauptet; er war nun gestorben und ein neuer Abuna noch nicht ernannt. Seine Stelle versah der Etschege, als oberster Bischof und Großprior der Mönche von Habesch. Das war von jeher so üblich bei der Erledigung des Abunathrones. Mit diesem Etschege setzte sich Kasai wegen der Krönung in Verbindung. Sie fand in der uralten äthiopischen Hauptstadt Aksum (Auxumis) am 1. Febr. 1872 statt. In einem glänzenden Zuge hatte sich der Fürst von seiner Residenz Adua nach den Krönungsorte begeben, wo ihn der Bischof im schwarzen Gewande und Turban, der Tracht der alten jakobitischen Hohenpriester, in der Metropolitankirche feierlich zum Negus negest za Aitiopya („König der Könige", d. h. Großkönig oder Kaiser „von Aethiopien"), wie der alte Titel lautete, salbte. Nach der Salbung hielt der neue Herrscher, der sich nun Johanös III. (Johannes)* nannte, einen feierlichen Umritt auf einem weißen Maulthiere, das eine seidene, mit Gold verzierte Schabracke hatte. Der Kaiser war in ein Hemd und Beinkleider von brauner Seide gekleidet, trug einen schwarzen, roth ausgeschlagenen Mantel und auf dem Haupte die „Krone Salomo's", eine hohe filzartige, von breiter blumenartiger Goldfassung umzogene, mit blauer Seidenquaste versehene Kopfbedeckung. In der Hand hielt er das zweite Abzeichen seiner Würde, den rothseidenen Sonnenschirm. Das zahlreich herbeigeströmte Volk warf sich in den Staub vor dem neuen Herrscher und wurde dann festlich bewirthet. Drei, nach andern acht Tage lang dauerten die Festlichkeiten in Aksums Mauern.

Die Freude der Abessinier über die Herstellung der alten Herrscherwürde hatte ihren guten Grund. Man wußte, daß man von Johanös sich eines bessern Schutzes versah als von den vielen egoistischen Kleinfürsten. Von Theodor unterschied sich der neue Kaiser aufs vortheilhafteste. War er auch gleich diesem ein despotischer Fürst, so hatten sich die Abessinier längst in diese Regierungsform hineingefunden. Sie waren nur froh, daß sie nicht misbraucht wurde. Mit Eifer ließ es der Großkönig sich angelegen sein, des Rechtes und der Ordnung zu walten. Eine neue Provinzeintheilung wurde eingeführt, eine Steuerreform vorgenommen und die Räuberbanden, die im Lande hausten, wurden verfolgt und vernichtet. Abwechselnd zu Adua in Tigre und zu Debra Tabor in Amhara hielt Johanös Hof und sprach Recht nach dem alten „Fita Negest" (Königsgesetz). Man rühmte seinen Scharfblick in schwierigen Fällen und seine schnelle, aber gerechte Justiz. Es kehrte allmählich innerer Friede ein, und der Wohlstand des Landes fing an sich zu heben, besonders da man dem Ackerbau eine größere Pflege angedeihen lassen konnte als zur Zeit der unglückseligen Anarchie. Dabei war aber der kriegerische Kaiser keineswegs gesonnen sich zu „verliegen". Die Stimmung des Landes reizte zum Kriege und zwar gegen Aegypten, gegen

* Johannes I. regierte 1665—80, Johannes II. 1769 (einige Monate).

Digitized by Google

die Muselmanen, die im Besitz der heiligen Orte Alexandria, Jerusalem, Mekka waren. Schon Theodor hatte sich mit dem Gedanken getragen, diese Orte den Moslemen zu entreißen; Johanös griff den Plan wieder auf. Ohne Grund konnte er nicht wohl in das Nachbarreich einfallen; doch rüstete er sich trotzdem mit aller Macht zum Kriege.

Dem Versuche, die abessinisch-christliche Macht nordwärts auszubreiten, trat der moslemisch-ägyptische Eroberungssturm gen Süden entgegen. Die Generale des Khedive Ismail drangen nach der Eroberung des Sultanats Darfur (1874) unaufhaltsam gegen die Länder am oberen Bachr el Abiad vor, überall zur dauernden Knebelung der Bedschastämme Militärstationen und Castelle gründend und vorschiebend. Sie umklammerten dadurch die christliche Hochburg von Habesch in einem weiten Bogen von Westen her. Christliche Reisende, besonders Heuglin, waren damals ganz für eine ägyptische Besetzung Abessiniens begeistert. Man tadelte den Fanatismus der Bewohner von Habesch gegen die Mohammedaner, und man war ganz eingenommen von der civilisatorischen Mission der Aegypter, von der musterhaften Verwaltung der Beamten des Khedive, die ja zu einem großen Theile Europäer waren. Auch glaubte man, daß die europäisch geschulten Soldaten Ismail's, die gut ausgerüsteten Infanteriebataillone, die treffliche Reiterei und die flink bedienten Krupp-Kanonen leichten Kaufes die ungeübten Massen der Abessinier überwinden würden. Man suchte ägyptischerseits dem Angriffe Johanös' zuvorzukommen, und bald fand sich die Gelegenheit zur Kriegserklärung. An der Westgrenze von Habesch, in den Wäldern und Dschungeln des terrassenförmig zum Bachr el Asrek abfallenden Landes trieben abessinische Sklavenhändler nach wie vor ihre Razzias gegen ägyptische Unterthanen. Sie thaten nur das, was die Statthalter des Khedive früher auch gethan hatten. Theilweise standen die Gouverneure von Taka und Massaua damals noch in dem Rufe, daß sie in den nördlichen abessinischen Grenzgebieten Sklavenfänger hielten. Nunmehr machten die Aegypter den Abessiniern die Raubzüge zum Vorwurfe und erklärten den Krieg.

Wenn man aber gehofft hatte, daß die Krieger von Habesch sich leicht würden besiegen lassen, so irrte man sich ganz gründlich. Eine Streitmacht von 50000 Mann hatte der Khedive allmählich bei Massaua versammelt und in drei Corps getheilt. Wie ehedem die Engländer wollte man über das Plateau von Tigre in das Innere von Habesch eindringen; man dachte, Johanös würde, wie einst Theodor, erst tief im Lande Widerstand leisten. So fiel denn auch im Sommer 1875 die Colonne Arakel-Bei's, des Gouverneurs von Massaua, dem der Schwede Arendrup zur Seite stand, scheinbar ohne Widerstand zu finden in die Provinz Hamazin ein. Allein Johanös, einmal zur Vertheidigung verurtheilt, betrieb dieselbe nun mit vollem Nachdrucke. Als die Aegypter sorglos durch das schluchtenreiche Gebiet von Gundet zogen, überfiel sie der Großkönig wie ein zerschmetterndes Gewitter. Zum Theile nur mit Krummsäbel und Lanze bewaffnet, stürzten sich die Abessinier auf die feindlichen Kanonen und Mitrailleusen und nahmen sie mit Sturm. Tausende von Aegyptern kamen in jenen Engen ums Leben. Mit großem Muthe und mit starker Macht drängte der Obergeneral Ratif-Pascha, den der Engländer Lowring-Bei unterstützte, nach, aber nur um dasselbe

Digitized by Google

Schicksal wie das erste Corps zu erleiden. In einem furchtbaren Gemetzel fand auch diese ganze Streitmacht, 20000 Mann stark, meist Neger, ihren Untergang; nur wenige Hunderte entrannen. Man sah, daß es vergeblich sei, ferner zu versuchen, von Norden her in Habesch einzudringen, beschloß daher den Angriff von Süden zu unternehmen. Von der Hafenstadt Seïla aus, vielleicht im Einverständnisse mit Menilek von Schoa, rückte Munzinger-Pascha mit einer viel zu schwachen Truppenabteilung durch das Gebiet der Isa-Somal und der Mudaïto-Afer; er wollte diese Stämme zum Kriege gegen Johanös aufreizen. Aber die Afer glaubten den Sendlingen des Kaisers mehr, die sie ganz richtig überredeten, die Aegypter kämen zu ihrer Unterjochung. Bei Aussa am Hawasch überfielen (November 1875) die wilden Stämme das Corps Munzinger's und machten es sammt dem Führer nieder. Noch eine geraume Weile zog sich das feindselige Verhältniß zwischen Aegypten und Abessinien hin; erst im Jahre 1876 wurde ein leidlicher Friede hergestellt. Johanös wurde als König von Habesch anerkannt und trat nur die Gebiete von Bogos und Keren, die er eigentlich schon lange nicht mehr besaß, an den Khedive ab. Was er an Kriegsbeute gewonnen hatte, durfte er indessen behalten, d. h. 40 Krupp-Kanonen und an 20000 Remington-Gewehre. Im Laufe der Zeit wurde das Verhältniß beider Staaten zueinander besser, und nun veranlaßte der Kaiser den Khedive Taufik, einen neuen Abuna zu senden. Im Jahre 1881 wurde der letztere ordinirt; Petrös (Petrus) heißt er. Der Kaiser holte ihn persönlich an der Grenze ab und führte ihn über Adua nach seinem Sitze Gondar.

Den ganzen Zorn über das mislungene Unternehmen goß Ismail über die Afer (Danakil) und Somal aus. Noch im Jahre 1876 rüstete er eine große Expedition aus, und von allen Häfen des Rothen Meeres drangen die ägyptischen Kriegsscharen erobernd in das Gebiet jener Stämme ein. Einer nach dem andern wurde unterworfen; zuletzt griffen die Aegypter das Emirat von Harrar an. Nach einem blutigen Ringen, in welchem Moslemen gegen Moslemen standen, wurde der Staat erobert; der Emir fiel, und an seine Stelle trat ein ägyptischer Bei als Statthalter. Nunmehr umfaßte das Gebiet des Khedive das Alpenland von Habesch von drei Seiten.

Daß der Großkönig seine Verbündeten, die Afer, im Stich ließ, hatte seinen Grund. Während des ägyptischen Krieges hatte Menilek von Schoa sich sehr zweideutig gezeigt; ja er benutzte die Bedrängniß des Johanös und fiel urplötzlich in Amhara ein, um sich der Hauptstädte Debra Tabor und Gondar zu bemächtigen. Mislang auch der Handstreich, so war es doch immerhin ein schnöder Vertragsbruch seitens des Schoaners. Johanös kann es daher nicht verargt werden, wenn er nun mit aller Macht über Menilek herstürzte. Der letztere setzte dem Kaiser einen verzweifelten Widerstand entgegen, unterstützt von der für ihn günstigen Beschaffenheit des Landes. Schoa ist nämlich ein zerklüftetes Gebiet, aus dessen Felsenlabyrinthen einzelne Hochplateaus festungsartig abgeschlossen hervorragen. „Amba" werden solche Tafelberge genannt. Anderthalb Jahre wehrte sich der Negus von Schoa wie ein Löwe gegen die Uebermacht, die der Kaiser wider ihn heranführte; als aber die Hauptstadt Ankober gefallen war und Menilek arg in die Enge gerieth, mußte er sich zur Unterwerfung entschließen.

Digitized by Google

Es war eine furchtbare Demüthigung für den „Sohn Salomo's", jene Huldigungsscene, die uns ein Augenzeuge, der italienische Reisende Kapitän Cecchi, beschreibt. Im Feldlager des Negus Negest erschien der König von Schoa, entblößten Hauptes, den Scheitel mit Asche bestreut, in seine Schama (Obergewand) gehüllt. Vor dem Kaiser angelangt, warf sich Menilek nieder, und Johanös setzte ihm im Angesichte seines Hofes und seiner Feldherren den Fuß auf den Nacken. Dann hob er ihn auf als zins- und lehnspflichtigen Negus (26. März 1878). Als das der König von Godscham, Tekla Haimanôt, hörte, gelüstete es ihn in wildem Trotze, gegen Johanös die Waffen zu ergreifen. Abermals mußte der Kaiser wider einen nicht zu verachtenden Gegner zu Felde ziehen, und abermals dauerte es zwei Jahre, bis auch dieser Widersacher sich als überwunden bekannte. Im Jahre 1880 konnte sich Johanös mit Recht den „König der Könige von Aethiopien" nennen; denn das gesammte Gebiet, das einst den alten Herrschern botmäßig war, befand sich nun auch in seiner Gewalt.

Menilek von Schoa hatte sich selbstverständlich nur mit Widerwillen unter den Fuß des Kaisers gebeugt, und der letztere hütete sich wohl, seinen Unterkönig unnöthig zu reizen. Vielmehr ließ er ihm vollständig freie Hand, als dieser seine ganze Macht aufbot zur Unterwerfung und Bekehrung der südlichen Galastaaten. Schon die vorigen Könige von Schoa, Sahela Selassie und Hailu Melekot, hatten fast Jahr für Jahr Einfälle ins Galagebiet unternommen. Die Wollo-Gala im Norden von Schoa, gegen die Theodor häufig zu Felde zog, waren von Menilek dauernd unterjocht worden. In dauernde Eroberungen verwandelten sich jetzt auch die schoanischen Razzias gegen die Kraale der südlichen Galastämme. Den Anlaß zu dem großen Kriege, der fünf Jahre lang dauerte, gab die Gefangennahme des Kapitäns Cecchi, des Freundes Menilek's. Dieser unerschrockene Mann hatte sich die Erforschung des Galagebietes zur Aufgabe gestellt, und es gelang ihm, von Seïla am Rothen Meere bis zur Grenze von Kaffa vorzudringen. Hier gerieth er sammt seinem Gefährten Chiarini, einem Ingenieur, in die Gefangenschaft der Königin von Gera, einer kriegerischen Amazone. Mehrere Jahre schmachtete er in der Sklaverei; Chiarini starb in der Zeit. Endlich aber überzog Menilek im Bunde mit Tekla Haimanôt die Länder südlich des Abai mit Krieg. Cecchi wurde 1880 freigelassen und machte sich auf den Heimweg, ohne Kaffa gesehen zu haben.* Der König von Godscham unterwarf die Metschagebiete; dem von Schoa wurden nacheinander die Staaten Soddo, Kabiena, Guragne, Botor, Dschimma, Inarja (Limmu), Guma, Gomma und Gera tributpflichtig. Zuletzt drangen die Abessinier auch auf das Hochplateau von Kaffa, die Heimat des Kaffees, vor, das sich wie eine Felsenburg über die Hochebenen ringsum erhebt. Der siegreiche Râs Gobana erhielt von Menilek den Titel eines Vicekönigs und ward dem Könige des Landes, einem koptischen Christen, zur Seite gesetzt. Abessinische Gesetze wurden überall eingeführt, und die Macht des Königs von Schoa wurde von dessen Statthaltern und Besatzungen im Interesse der öffentlichen Sicherheit allenthalben kräftig gehandhabt. Auch die Bekehrung der Mohammedaner wurde

* Vgl. Cecchi, „Fünf Jahre in Ostafrika. Reisen durch die südlichen Grenzländer Abessiniens von Zeila bis Kaffa" (Leipzig 1888).

Digitized by Google

eifrig betrieben; vielfach allerdings zwang man die Gala zur Taufe. Es hat sich das später, wie bei einer jeden gewaltsamen Bekehrung, schwer gerächt: Aufstände brachen aus, die Menilek nur mit gewaffneter Hand niederzwingen konnte.

Mit den Erfolgen gegen die Gala zufrieden, wandte sich der Negus von Schoa östlich gegen die Somal. Die ägyptische Herrschaft war in jenen Gegenden seit dem Auftreten des Machdi so gut wie aufgehoben; die einzelnen Häuptlinge wurden selbständig, und in Harrar befestigte sich wieder eine einheimische Dynastie. Menilek überschritt den Hawasch und griff den Emir von Harrar an, der besiegt wurde. Die Hauptstadt des Landes, das „Timbuktu des Ostens", auf einer Anhöhe gelegen, von Kaffeegärten umgeben, wurde trotz ihrer festen Mauern und ihrer zahlreichen, 40000 Köpfe zählenden Einwohnerschaft erobert. Als das Kreuz auf den Zinnen Harrars aufgepflanzt wurde, huldigten die umwohnenden Somal der Herrschaft Menilek's, und die schnelle schoanische Reiterei soll auf ihren Streifzügen bis zum Rothen Meere gekommen sein (1886).

Auf diese Weise stärkte der Negus Menilek seine Macht ganz bedeutend, namentlich schuf er sich ein kriegsgeübtes Heer, das sich mit dem des Großkönigs im Nothfalle messen konnte. Kapitän Cecchi schätzte die Stärke der schoanischen Streitmacht auf 60000 Fußgänger und 40000 Reiter. Letztere führten Säbel und Lanze, erstere zumeist Feuerwaffen, großentheils Hinterlader. Die Marschordnung ist folgende. Der Vortrab, eine fliegende Colonne, wird von einem „Fitauar" befehligt, dann folgt das 1. Corps unter dem Befehle eines Râs. Im Centrum zieht der König mit dem Stabe und der Leibwache, die aufs beste gekleidet und ausgerüstet ist, rechts das 3., links das 4. Corps; jenes von dem Granjasmadsch, dieses von dem Kanjasmadsch befehligt. Im Rücken des Negus marschirt das 2. Corps, diesem folgt die Nachhut, beide wieder unter Führung eines Râs. Ein ungeheuerer Troß, Sklaven, Weiber und Kinder, Fuhrwerke u. s. w. folgt. So zogen auch Theodor und Johanös einher, so wird es uns überhaupt von den Zügen orientalischer Despoten berichtet. Der König von Schoa ist ein kleiner, lebhafter Mann mit einem schmalen, schlauen Gesicht. Laune, List, Ehrgeiz, Herrschsucht kennzeichnen ihn; um letztere zu befriedigen, scheute er kein Mittel. Dabei ist er intelligent und aufgeklärt. Man verglich ihn mit dem Löwen, oder — mit dem Schakal. Wir haben uns lange bei dem merkwürdigen Manne aufgehalten, weil er berufen ist, in der afrikanischen Geschichte jedenfalls noch eine mehr oder minder bedeutende Rolle zu spielen, gleich Theodor und Johanös.

Wenden wir uns zu dem letztern zurück. Bald nachdem der „König der Könige" die Reichseinheit wiederhergestellt hatte, erhob sich im ägyptischen Sudan die wilde Empörung des Machdi. Schlag auf Schlag vernichteten die rebellischen nubischen Stämme die gegen sie ausgesandten Corps des Khedive unter eingeborenen oder europäischen Paschas. Johanös kümmerte sich wenig um die Niederlagen der Aegypter, doch hielt er sein Heer auf dem Kriegsfuße und stand an der Grenze, zum Kampfe bereit. Alsbald geschah ihm die Genugthuung, daß England mit ihm in Unterhandlung trat und am 4. Juni 1884 durch den Admiral Hewett einen Allianzvertrag mit ihm abschloß. Kraft desselben wurden dem Kaiser die an Aegypten ehedem abgetretenen Gebiete von Bogos und

Digitized by Google

Keren zurückerstattet, wofür er sich verpflichtete, die Sudanesen anzugreifen. Johanös ließ durch seinen Generalissimus Râs Alula die beiden Landschaften besetzen; zum Vorstoße gegen die Moslemin aber kam es nicht, weil der Großkönig genöthigt war, sein Augenmerk nach einer andern Seite hin zu wenden. Es war nämlich eine zweite europäische Macht urplötzlich handelnd am Rothen Meere aufgetreten: Italien.

Im Jahre 1868 hatte die italienische Privat-Dampfergesellschaft Rubattino von einigen Häuptlingen der Afer eine Besitzung an der Bai von Assab angekauft. Es herrschten damals sonderbare Zustände an der Küste des Rothen Meeres, die eigentlich türkisch war, gerade um jene Zeit aber vom Sultan an den Khedive überlassen wurde. Seltsamerweise trat die Gesellschaft die Besitzung gar nicht an; erst im Jahre 1880 machte sie ihre Ansprüche geltend, die nicht lange nachher an die Krone Italien übergingen. Der Ministerpräsident Mancini glaubte nämlich, daß es für Italien gerathen sei, dem Beispiele Deutschlands zu folgen, Colonialbesitz zu erwerben, um den „Strom der Auswanderung in ein Bett zu leiten". Die Erwerbungen des letztern Staates in Afrika wurden von den Italienern mit eifersüchtigen Augen betrachtet. Allein vorderhand war die Besitznahme des Gebietes an der Assab-Bai ganz bedeutungslos. Ins Innere des Landes konnten die Italiener nicht vordringen, mehrere Jahre lang nicht. Die beiden Reisenden G. M. Giulietti und G. Bianchi, welche gefahrvolle Forschungsreisen ins Afergebiet unternahmen, wurden (1881, bezw. 1884) von den Eingeborenen ermordet. Nun erst drängte die Volksstimme Mancini zu kräftigem Handeln, und Anfang 1885 ging ein Expeditionscorps unter Oberst Saletta nach Assab ab, zur Wahrung der italienischen Interessen. Die grün-weiß-rothe Flagge wurde in Assab und in Beilul gehißt; durch den leichten Erfolg kühn gemacht, besetzten die Italiener am 5. Febr. auch das Felseneiland Massaua. Die ägyptischen Behörden protestirten im Namen des Sultans gegen die Annexion, leisteten aber keinen Widerstand. Diesem Proteste folgte der der Pforte, und die Türken schickten sich an, selbst Truppen nach dem Rothen Meere zu senden. In letzter Stunde aber wurde die Ausführung des Planes aufgeschoben, und dabei blieb es. Der Schwerpunkt für das italienische Vorgehen lag hinfort in Massaua, und im Februar 1885 fanden starke Truppennachschübe statt, die der General Ricci befehligte. Nun gedieh die Unternehmung zu weiterm Umfange. Man dachte sogleich an die Besitzergreifung der Theile des gegenüberliegenden abessinischen Festlandes, namentlich der Gebiete von Bogos und Keren, die, wie wir wissen, von England an Johanös abgetreten worden waren und die dieser bereits hatte besetzen lassen. Zur Erreichung dieses Zweckes trug man England, dessen Macht im Sudan eben durch Gordon's Untergang in Khartûm stark bedroht war, ein Bündniß gegen den Machdi an, an Stelle des unthätigen Johanös. Das Anerbieten wurde aber so kühl aufgenommen, daß man im römischen Cabinet den Plan gleich wieder fallen ließ und nur auf die Wahrung der eigenen Interessen an der Küste bedacht war. Saletta hatte unterdeß die wegen ihrer Perlenfischereien berühmten Dahlak-Inseln besetzt. Man suchte nun Johanös' Freundschaft zu gewinnen, den man durch die Besetzung Massauas, das er als zu seinem Gebiete gehörig betrachtete, obwol er Hewett gegenüber darauf verzichten mußte, erzürnt hatte.

Digitized by Google

Um den Großkönig freundlich zu stimmen, sandte man von Rom aus mehreremal Gesandtschaften unter Kapitän Ferrari (1885) und General Pozzolini (1886) ab. Johanös war früher gegen die Italiener nicht ungünstig gesinnt gewesen; er hatte die Reisenden Bianchi und Giulietti (die später von den Afer ermordet wurden) gut aufgenommen, ebenso den Grafen Antonelli. Auch jetzt bezeigte er sich durchaus höflich; aber jedem Abgesandten entgegnete er in seiner offenen Weise: von einer Besitznahme Massauas könne keine Rede sein, das gehöre zu seinem Lande. Eine solche Hartköpfigkeit des „barbaro" fand man in Rom ganz unverständlich.

Unterdessen zeigte es sich, daß die Italiener auf der Felseninsel Massaua und an der heißen Meeresküste ohne Quellen und Bäume im Sommer nicht bleiben konnten. Krankheiten brachen aus, besonders der Typhus, zumal auch Saletta den Truppen die denkbar schlechteste Verpflegung angedeihen ließ. Mancini's Misserfolge kosteten ihn seine Stellung; sein Nachfolger Depretis ging schärfer vor. Im Herbste 1885 schiffte sich General Gené mit Soldaten, Lebensmitteln und Geld auf mehrern Kriegsdampfern nach Massaua ein und begann 1886 auf dem Festlande weiter ins Gebirge vorzudringen. Zur Sicherung der neuen Besitzungen legte er allenthalben Forts und Schanzen an. Johanös ließ warnen; aber die Italiener kehrten sich nicht daran. Da erfolgte ein zerschmetternder Schlag. Der Kaiser hatte dem kriegerischen Râs Alula, Gouverneur von Hamazin, ein gewaltiges Heer unterstellt. Am 24. Jan. 1887 griff der Râs die Italiener bei Saati an und drängte sie zurück; am folgenden Tage zerdrückten seine wohlgeschulten Massen die ganze italienische Streitmacht bei Dogali. Alles fiel; alle Geschütze gingen verloren. Râs Alula drang bis zum Meere vor, wo er am 27. die Schanzen Massaua gegenüber erstürmte. Damit waren die Italiener auf die Inselstadt beschränkt.

Ein furchtbarer Sturm der Entrüstung erhob sich in Rom gegen Depretis ob des Gemetzels von Dogali. Das nagte an dem Leben des Greises; er starb darüber (Juli 1887). Crispi, sein Nachfolger, schritt auf der betretenen Bahn weiter. Im Herbste 1887 verließ eine neue Expedition von beträchtlicher Stärke Italiens Häfen und verstärkte die Besatzung von Massaua. Râs Alula, der bei Dogali wol ohne Einverständniß mit dem Großkönige gehandelt hatte, wich langsam zurück; die Italiener besetzten ihre verlassenen Stellungen wieder. Der Oberbefehlshaber General di San-Marzano, versammelte allmählich 20000 Mann und schmeichelte sich mit schnellem Vorrücken, als die Nachricht einlief; der Negus Negest ziehe in eigener Person mit einem Heere heran.

Es war wirklich so. Bei den heißen Quellen von Ailat, wenige Tagemärsche von den Stellungen der Italiener, sammelten sich um das rothe Zelt des Johanös nach und nach 80—100000 Streiter, darunter viele Hülfsvölker, eine Menge Reiter, eine beträchtliche Zahl von Kanonen und ein ungeheuerer Troß. Langsam kam das gewaltige Heer, von den Râs Alula, Debeb und Mikael befehligt, näher. Den tapfern Italienern wurde es in den Schanzen doch besorgt ums Herz, als sie von weitem die wimmelnden schwarzen Massen erblickten. Und bald folgte das Ultimatum des Großkönigs durch ein an den General abgesandtes Schreiben. Das ist ein merkwürdiges historisches Actenstück. „Gesandt vom Propheten Gottes, Johanös, dem König der Könige, an den

Digitized by Google

achtbaren General San-Marzano, den Feldhauptmann" — so beginnt es. „Wie befindest Du Dich? Ich und mein Heer sind wohl durch die Güte Gottes und den Glauben an Zion, durch die Gebete an den Allerhöchsten — Ehre sei ihm und Lob!" Und nun weist im Folgenden der Negus nach, wie er den König Humbert geliebt und geehrt in dessen Abgesandten, besonders in Bianchi; er vertritt seine Ansprüche auf die Küste, die früher abessinisch gewesen. „Dies Aethiopien ist mein Königreich, von Gott gegeben. Verlasset mein Land und bleibt in dem Euren. Wenn Gott mir Kraft gibt, so können wir — ihr von einer, ich von der andern Seite jene wilden Derwische bekämpfen und ihr Land theilen. Das wäre besser. Bin ich nicht Christ, gleich Euch — wir sind Brüder; unsere Zwietracht dient andern zum Gelächter. Was geschehen ist (Blutbad von Dogali) ist ein Werk des Satans." Und weiter unter anderm: „Ich bin König und Humbert ist König; wenn jemand über uns wäre, hätte ich das Recht mich zu beschweren. Ihr seid gekommen mit mir zu kämpfen, nicht ich mit Euch. Ich schütze meine Grenzen. Kehrt also in Euer Land zurück; bleiben wir in dem unserigen. Der Hafen von Massaua sei frei wie vorher, damit meine und Euere Kaufleute ihr Brot verdienen mögen. Schickt mir bald Euere Antwort! Geschrieben im Lager zu Ailat am 26. März 1888."

Selbstverständlich fiel die Antwort ablehnend aus, und erwartungsvoll harrten die Italiener der kommenden Dinge. Eines Morgens vernahmen sie den dumpfen Schall der Heerpauken im Feindeslager. Allein das deutete nicht Sturm, sondern — Rückzug. Mit Erstaunen bemerkten die Italiener, wie die Abessinier in größter Eile ihre Saumthiere beluden und wie die ganze Menschenlavine, Kranke, Verwundete, gefallene Thiere, Lagergeräth u. s. w. zurücklassend, sich schnell nach Südwest wälzte, wie einst Sanherib mit den Assyrern von Jerusalem zurückwich. Bald darauf erfuhr man die Ursache. Weniger der rebellische Zwist unter seinen Generalen als die Kunde von dem Einfalle der moslemischen Sudanesen hatte den Negus zum Abzuge bewogen.

Anfang März 1888 strömten die haschischberauschten Scharen des Machdi verheerend über die wehrlose Westgrenze von Habesch. In den Dschungeln am Bachr el Asrek und in den Schluchten des Berglandes hallte der Ruf wider: „Gott ist groß und Abdullah der Machdi!" Zum zweiten male, wie vor 300 Jahren, stürmte der Islam die Felsenburg der afrikanischen Christen. Scharenweise flüchteten die geängsteten Bewohner und die Mohammedaner ergossen sich über die fruchtbaren Provinzen Dembea, Agaumeder, Mietscha und Damot, sengend und mordend. Städte und Dörfer sanken in Asche, darunter die alte Hauptstadt Gondar mit ihren 36 Kirchen. Die gefangenen Männer, die sich weigerten den Islam anzunehmen, wurden verstümmelt, Weiber und Kinder zu Tausenden in die Sklaverei verkauft, zumeist nach Arabien. Einige arabische Barken wurden von italienischen Schiffen gekapert und mehrere hundert Christensklaven befreit. Bei Gomlor trat der Negus Tekla Haimanôt von Godscham den Moslemin entgegen. Sein Heer wurde in blutigem Gemetzel vernichtet; zwei seiner Söhne fielen, seine Tochter wurde als gemeine Sklavin nach Arabien verkauft. Er selbst rettete sich auf seine Felsenburg Jawisch. Schon drangen die Sudanesen in das Herz des Reiches, die Provinz Begemeder ein, als sich ihnen der von Süden herbei-

Digitized by Google

geeilte Menilek in den Weg warf. In einer Mordschlacht bei Debra Tabor, die ihresgleichen sucht, versetzte der König von Schoa den Scharen des Machdi eine zerschmetternde Niederlage und jagte sie zu wilder Flucht aus dem Gebirgslande. Dann vereinigte er sich mit dem herbeiziehenden Großkönige. Diesen hatte unterdeß großes Misgeschick betroffen. Sein einziger Sohn Râs Araya Selassie starb an Gift, das ihm eine Verschwörung mehrerer Generale und Eunuchen hatte beibringen lassen. Der ergrimmte Negus hieß die Verräther umbringen und setzte den Râs Alula auf einen niedrigern Posten. An dessen Stelle trat des Großkönigs Neffe, Dedscha Mangascha. Menilek schloß sich an Johanös an, und beide belagerten den Tekla Haimanôt, dem man die Schuld an dem Unheile beimaß, weil er sich hatte schlagen lassen. Aber in dem Felsenneste war ihm nicht beizukommen. Da wandten sich die Könige gegen die Sudanesen, Johanös vorauf. Schon drang dieser in Sennaar ein; da raffte der Khalif alle Streitmacht zusammen. Es kam zur Schlacht bei Metemmeh (12. bis 14. März 1889). Am ersten Tage war der Großkönig siegreich; am zweiten jedoch blieb Menilek's Unterstützung aus, und Johanös erlitt eine Niederlage, ja er empfing in der Schlacht eine tödliche Wunde. In der Nacht trug man den Sterbenden ins Lager zurück, wo er vor seinem Tode Mangascha zum Nachfolger ernannte. Am dritten Tage eroberten die Mohammedaner das abessinische Lager und verbrannten es. Râs Alula's Schwert aber verhütete eine gänzliche Niederlage des Heeres.

Nun begann ein entsetzlicher innerer Zwist. Râs Alula unterstützte den Dedscha Debeb, Râs Mikael den Dedscha Mangascha; beide Thronbewerber waren natürlich bloße Strohmänner ihrer Feldherren. Die Macht besaß Menilek. Der „Sohn Salomo's" betrachtete sich als den rechtmäßigen Erben des Großkönigs und trat auch sofort nach dessen Tode mit der Absicht hervor, sich in Aksum zum „König der Könige von Aethiopien" krönen zu lassen. Da er bisher im Kampfe gegen die Sudanesen siegreich war, zudem stets über ein schlagfertiges Heer verfügte, so scheint ihm das Land nicht abhold zu sein. Jedenfalls fand er rasch im Süden und in der Mitte Anerkennung. Nur im Norden, in Tigre, hielten sich seine Gegner. Um sich diese vom Halse zu schaffen (und meiner Ansicht nach nur aus diesem Grunde), suchte Menilek um die Freundschaft der Italiener nach. Er sandte eine Abordnung Schoaner in außerordentlicher Mission nach Italien, um mit König Humbert ein Bündniß abzuschließen. Er trat schlauerweise die Provinzen Bogos und Keren, die Johanös von den Engländern erworben und die von den Italienern gleich nach des Großkönigs Tode besetzt worden waren, dazu den District Asmara ab. Dafür erkannten ihn die Italiener als Großkönig von Aethiopien an. Nun aber manövrirten auch Menilek's Feinde. Râs Alula ließ den Prätendenten Debeb fallen und schlug sich auf Mangascha's Seite, sodaß nunmehr nur zwei Parteien einander gegenüberstanden; gleichzeitig nahm der Râs eine drohende Stellung gegen die Italiener ein. So konnte nun Menilek nicht in Tigre eindringen. Außerdem rief ihn ein neuer Anprall der Sudanesen ab. Zum zweiten male waren diese (October 1889) in Habesch eingebrochen und hatten Gondar erobert. Zum zweiten male warf sie der König von Schoa aus dem Lande; drei ihrer Häuptlinge fielen. Dann wandte Menilek sich

Digitized by Google

gegen Râs Alula und Mangascha, die eine Niederlage erfuhren; trotzdem aber wich der Negus gen Süden zurück. Am 2. Dec. erlitt Râs Alula eine zweite Niederlage durch die schoanischen Generale Seïum und Selohat. Nichtsdestoweniger gelang es dem Râs (Januar 1890), in Tigre wieder die Obmacht zu erlangen. Die Italiener glaubten aus diesen Wirren Nutzen ziehen zu können. Immer weiter schoben sie sich in Tigre hinein und besetzten sogar die Hauptstadt Adua. Doch nur einen Tag weilten sie hier. Nachdem die „Ruhe wiederhergestellt war", zogen die Truppen schleunigst sich auf Asmara zurück. Denn mittlerweile hing es an einem Haare, daß Massaua durch Verrath an Râs Alula übergegangen wäre und daß eine schreckliche Katastrophe den völligen Untergang der Europäer herbeigeführt hätte. Die Umtriebe wurden noch rechtzeitig entdeckt.

So liegen gegenwärtig die Verhältnisse, in jedem Falle ungünstig für die Italiener. Râs Alula ist ihr Todfeind; behält er die Obmacht, so ist nicht im entferntesten daran zu denken, daß er die Ausbreitung der Europäer gestattet. Vielmehr wird er ihnen noch das zu nehmen suchen, was sie jetzt in Besitz haben. Daß die Italiener nicht daran denken können, Abessinien mit Krieg zu überziehen, liegt auf der Hand. Die waghalsige Expedition der Engländer von 1868 wurde unter andern Verhältnissen ins Werk gesetzt. Heute würden die Abessinier ihre Schluchten und Pässe derart zu vertheidigen wissen, daß kein Mann mehr lebend aus denselben herauskäme. Nur aus dem Zwiespalte der Gegner können die Europäer Nutzen ziehen; was sie bisher errungen haben, erhielten sie vertragsweise, auf gütlichem Wege. Wenn Menilek zur höchsten Macht gelangt, so ist es auch sehr zweifelhaft, ob er weitere Zugeständnisse macht. Ja, die Italiener haben es geradezu mit ihm verdorben, als sie bei der vorübergehenden Besetzung von Adua von der Uebernahme des Protectorats über Aethiopien sprachen. Der König von Schoa hat ihnen das sehr übel genommen und will bei den europäischen Mächten gegen diese Anmaßung protestiren. Den besten Protest wird jedenfalls seine Waffengewalt ausüben, die er gegen die ehemaligen Verbündeten anwenden wird — wenn er freie Hand hat.*

Ohne daß man also ein großer Prophet zu sein braucht, kann man behaupten, die Italiener befinden sich in Abessinien in einer recht mislichen Lage. Gehen sie vor, so fällt man sie im Rücken an, und bleiben sie da, wo sie sind, so haben sie von all ihren Bemühungen und Opfern, die sie bereits gebracht haben, keinen Lohn.

---

* Mittlerweile hat sich Mangascha dem Menilek unterworfen und denselben als „König der Könige" anerkannt.

Digitized by Google

Denkwürdiges.

Deutsche Reichsgesetzgebung.

Die allerhöchste Verordnung vom 7. Febr. änderte die Verordnung vom 13. Sept. 1886 über die Rechtsverhältnisse im Schutzgebiete der Marschall-Inseln in einigen Punkten.

Durch die Verordnung vom 8. März wurden die Verordnungen über die von den Bundesbeamten zu leistenden Cautionen in verschiedenen Punkten abgeändert.

Durch Erlaß vom 17. März wurde der Reichskanzler ermächtigt, eine Reichsanleihe im Betrage von 255,695053 Mark verzinslich mit dreieinhalb vom Hundert zu beschaffen.

Laut Bekanntmachung des Reichskanzlers vom 21. März hat der Bundesrath beschlossen, das Feilbieten im Umherziehen der in Anhalt gebrauten Braun- und Weißbiere und der zerbster Bitterbiere zu gestatten, sofern diese Getränke einen höhern Alkoholgehalt als 2 Proc. nicht besitzen.

Durch Verordnung vom 8. April wurde der Reichstag berufen, am 6. Mai zusammenzutreten.

Das Gesetz vom 3. Mai bestimmt, daß verabschiedete Offiziere der Militärgerichtsbarkeit nicht mehr unterworfen und die entgegenstehenden Bestimmungen der preußischen und bairischen Militär-Strafgerichtsordnung aufgehoben sind; das Gesetz findet auch in Ansehung der vor ihm begangenen strafbaren Handlungen Anwendung, sofern das militärgerichtliche Verfahren bezüglich derselben noch nicht eingeleitet ist.

Durch das Gesetz vom 6. Mai wurde das Gesetz vom 4. Mai 1874 betreffend die unbefugte Ausübung von Kirchenämtern aufgehoben; die auf Grund dieses Gesetzes erlassenen Verfügungen von Centralbehörden und Landespolizeibehörden verlieren ihre Gültigkeit.

Die Verordnung vom gleichen Tage überträgt die gesammten richterlichen und Verwaltungsbefugnisse des ehemaligen Landeshauptmanns der Neuguinea-Compagnie auf den kaiserlichen Commissar für das Schutzgebiet dieser Compagnie, nachdem die Landesverwaltung dieses Gebietes von dem Reiche übernommen worden ist.

Laut Bekanntmachung des Reichskanzlers vom 9. Mai ist der dem Leipziger Kassenverein in Leipzig zustehende Antheil an dem Gesammtbetrage des steuerfreien ungedeckten Notenumlaufes mit 1,440000 Mark dem Antheil der Reichsbank zugewachsen, sodaß dieser jetzt 288,025000 Mark beträgt.

Die Bekanntmachung des Reichskanzlers vom 29. Mai betrifft die Uebergangsabgabe für geschrotetes Malz und die Steuerrückvergütung für ausgeführtes Bier in Baiern.

Durch Verordnung vom 26. Mai wurde der §. 35 der Militärtransport-Ordnung für die Eisenbahnen im Frieden durch eine auf den Transport von Zündladungen C/88 zu Geschoßzündern bezügliche Bestimmung ergänzt.

Das Gesetz vom 11. Juni verfügt die Anwendbarkeit der Bestimmungen der Gebührenordnung für Zeugen und Sachverständige auf Personen des Soldatenstandes.

Die Verordnung vom 27. Juni ergänzt die am 14. April 1888 zur Ausführung des Gesetzes über die Kriegsleistungen erlassene Verordnung in mehrern Punkten.

Laut Bekanntmachung des Reichskanzlers vom 4. Juli hat der Bundesrath den Aufruf und die Einziehung der von dem Leipziger Kassenverein in Leipzig unter dem 31. März ausgegebenen Fünfhundertmark-Noten beschlossen.

Das Gesetz vom 15. Juli setzt die Friedenspräsenzstärke des Heeres für die Zeit vom 10. Oct. 1890 bis 1. März 1894 auf 486983 Mann fest.

Ludwig Fuld.

Digitized by Google

Todtenschau.

Bauernfeld (Eduard von), österreichischer Lustspieldichter (geb. 1802), starb 9. Aug. d. J. in Wien.

Bernstorff (Graf Bechtold von), Haupt der Gartow'schen Linie seines Hauses, Mitglied des Deutschen Reichstages, wo er dem Centrum angehörte (geb. 1803), starb 24. Juni d. J. in Berlin.

Brassin (Leopold), Klaviervirtuos (geb. 1843), starb in Konstantinopel.

Buijs-Ballot (Christoph Heinrich Dider.), niederländischer Meteorolog, Professor der Experimentalphysik in Utrecht und Director des dortigen meteorologischen Instituts (geb. 1817), starb in Utrecht in der Nacht zum 3. Febr. d. J.

Bulmerincq (August von), seit 1882 ordentlicher Professor des Staats- und Völkerrechts an der Universität Heidelberg, früher in Dorpat (geb. 1822), starb 18. Aug. d. J. in Stuttgart.

Bunge (Alexander von), ehemaliger Professor der Botanik in Dorpat (geb. 1803), starb 18. Juli d. J. in Livland.

Charton (Edouard Thomas), französischer Schriftsteller (geb. 1807), starb März d. J. in Versailles.

Frémont (John Charles), amerikanischer Gebirgsforscher und General (geb. 1813), starb im Juli d. J.

Grégoir (Edouard), belgischer Musikschriftsteller (geb. 1822), starb in Antwerpen gegen Ende Juni d. J.

Hansen (Heinrich), dänischer Architekturmaler (geb. 1821), starb 11. Juli d. J. in Kopenhagen.

Hein (Franz, Freiherr von), österreichischer Staatsmann (geb. 1808), starb 18. Febr. d. J. in Brünn.

Hirn (Gustav Adolf), bekannt durch seine Forschungen auf den Gebieten der Mechanik und Wärmelehre (geb. 1815), starb 14. Jan. d. J. in Colmar.

Liebrecht (Felix), Germanist (geb. 1812), starb Anfang August d. J. in Saint-Hubert.

Löwig (Karl Jakob), Professor der Chemie an der Universität Breslau (geb. 1803), starb daselbst 27. März d. J.

Marbach (Gotthard Oswald), Dichter, ordentlicher Honorarprofessor an der Universität Leipzig und emeritirter Director der Lebensversicherungsgesellschaft Teutonia (geb. 1810), starb daselbst 28. Juli d. J.

Mažuranić (Iwan), kroatischer Dichter und Staatsmann (geb. 1813), starb am 3. Aug. d. J.

Newman (John Henry), Mitbegründer des Puseyismus, trat 1845 zur katholischen Kirche über, 1879 Cardinal (geb. 1801), starb 11. Aug. d. J. in Birmingham.

Peters (Christian Heinrich Friedrich), Astronom, Director der Sternwarte des Hamilton-College zu Clinton in Neuyork (geb. 1813), starb Juli d. J. daselbst.

Pfizer (Gustav), schwäbischer Lyriker und Geschichtschreiber (geb. 1807), starb 19. Juli d. J. in Stuttgart.

Pressel (Gustav), schwäbischer Liedercomponist (geb. 1827), starb 30. Juli d. J. in Berlin.

Schiffmann (Julius), Oberpostdirector von Berlin (geb. 1821), starb daselbst 17. Aug. d. J.

Schmidt (Ferdinand), Volks- und Jugendschriftsteller (geb. 1816), starb in Berlin in der Nacht zum 30. Juli d. J.

Schmidt (Oswald), ordentlicher Professor des liv-, est- und kurländischen Privatrechts an der Universität Dorpat (geb. 1823), starb daselbst 10. Aug. d. J.

Steffeck (Karl), Maler, seit 1888 Director der Kunstakademie zu Königsberg in Preußen (geb. 1818), starb 11. Juli d. J. zu Cranz.

Wachsmuth (Rudolf), österreichisch-ungarischer Generalconsul in Leipzig, Director der Allgemeinen Deutschen Creditanstalt und Präsident der leipziger Handelskammer (geb. 1828), starb daselbst 26. Juli d. J.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Friedrich Bienemann in Leipzig.
Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Die Urahne.

Erzählung von **Benno Rüttenauer.**

Das Pantheon Ludwig's XV. warf mit seinen in gähnender Langeweile glatt aufstrebenden Mauerwänden und der abenteuerlichen Kuppel darüber bereits einen gigantischen Schlagschatten über den ziemlich einsamen Platz um es her. Von Saint-Etienne verkündete heller Glockenschlag den Bewohnern des alten, legendenumwobenen Mont-Sainte-Geneviève die vorgerückte Nachmittagsstunde.

Aus dem Palastbau der nach derselben Heiligen genannten Bibliothek, linkerhand des französischen Nationaltempels aufragend, trat eben ein junger Mann und schritt einsam über den weiten Platz.

Er mochte ungefähr in der Mitte der zwanziger Jahre und Student sein. Weniger sicher ließ sich auf seine Nationalität schließen. Sein Kopf trug zwar den ausgeprägtesten französischen Typus an sich, äußerlich noch erhöht durch den spitz zugeschnittenen schwarzen Erstlingsbart, der in dieser Form dem länglich-ovalen, trotz einiger „Gedankenblässe" jugendlich-frischen Gesicht vortrefflich stand. Auch die dichten schwarzen Brauen unter einer glatten prächtigen Stirn wiesen auf romanische Rasse. Dem aber widersprachen einige andere Umstände. Abgesehen von den ruhigen, in bläulicher Helle schimmernden Augen, die über das schöne Franzosengesicht so etwas hingossen wie deutsches Sinnen und Sehnen, wie deutschen Gemüthes Träumen und Trauern, fehlten dem gedankenvoll über den Platz Hinwandelnden zwei wesentliche Dinge zu einem französischen pariser Studenten, nämlich der Cylinderhut und der neueste englische Kleiderschnitt, am auffallendsten dadurch gekennzeichnet, daß der dunkle Rock zwar so knapp wie möglich gehalten ist, der helle Ueberzieher aber noch knapper, also daß der erstere unter dem letztern hervorragt. Auf diese Herrlichkeiten aber, besonders auf das wunderbare Möbel der cylindrischen Kopfbedeckung, verzichtet heute keiner der Söhne der alten heiligen Sorbonne. Selbst der Nichtfranzose, wenn er in Paris Student sein will, sucht sich dieselben anzueignen, und es muß einer schon ein ganz absonderlicher, eigensinniger Schwabe sein, wenn er sich dieses pariser studentischen „Wichs" entschlagen mag. Ein solcher war in der That der in Rede stehende junge Mann. Er hieß trotz seines Franzosenkopfes und -Bartes Heinrich Grasvogel und war nicht einmal aus Stuttgart oder Böblingen, sondern aus dem unbekanntesten Dorfe und Thalwinkel im Schwabenlande.

Bei dem säulengetragenen Dache der Ecole de Droit bog Heinrich Grasvogel um die Ecke und schlenderte, an ausgestellten Biertischen, an plaudernden,

Digitized by Google

lachenden, gaffenden, zeitunglesenden Trinkern und schönen jungen Trinkerinnen vorüber, langsam die Rue Soufflot hinunter. Von einem Werke über die pariser Commune, das er im Bibliotheksaale gelesen, noch immer innerlich aufgeregt, machte der Schwabe sich heute keine Gedanken über die lustige Freundschaft zwischen dem braunen Gebräu aus Deutschland und den pariser Bummlern und Bummlerinnen, wozu die Gelegenheit günstig und äußerst verlockend war. Er erging sich vielmehr in höhern Betrachtungen, in Ideen zur Philosophie der Geschichte.

In Gesellschaft dieser Ideen war er bereits bis in die Rue de Médicis hinuntergekommen. Hier hielt er plötzlich an, sah auf seine Uhr und trat dann wie einer, der einen raschen Entschluß faßt, in den Eingang eines Hauses.

Er stieg in das erste, von da in das zweite Stockwerk, und schien sein Steigen noch weiter fortsetzen zu wollen, als er vor einer geschlossenen Glasthür mit einem kleinen porzellanenen Namensschilde betroffen zurückfuhr. Und dabei lief es ihm wie leichtes Erröthen über Wangen und Schläfen.

Fast im selben Augenblicke öffnete sich die Thür, und ein Mann trat in ihren Rahmen, ein junger französischer Militär. Als die beiden einander gegenüberstanden, schien es, als ob einer vor dem andern erschrecke wie vor einer unerwarteten plötzlichen Erscheinung.

Dieses an sich auffallende Gebaren würde einen dritten durchaus nicht verwundert haben. Dagegen hätte einen solchen das Naturspiel in Erstaunen gesetzt, welches in den beiden jungen Männern ausgeprägt lag. Dieselben sahen sich nämlich so überraschend ähnlich, wie dies kaum zwischen Brüdern, geschweige denn zwischen landfremden Menschen vorzukommen pflegt.

Es war eine Doppelgängerschaft, die ans Unheimliche grenzte.

Der Offizier hatte sich schnell wieder gefaßt, und mit einem kurzen und netten „Pardon, Monsieur!“ wandte er sich an Heinrich Grasvogel vorüber die Stiege hinunter. Heinrich blieb noch einige Secunden wie festgewurzelt. Darauf trat er, seines frühern Vorhabens, noch weitere Treppen emporklimmen zu wollen, uneingedenk, den Rückweg an. Langsam schritt er draußen die Gasse entlang, fast wie schlafwandelnd, nichts sehend und nichts hörend, von der ab- und zuwogenden Menge bald links, bald rechts geschoben und gestoßen.

Dann saß er drüben in der Rue Vaugirard, fünf Treppen hoch in seinem mit abgebrauchten, verschossenen Möbeln bestellten, mit verblichenen Papiertapeten ausgeklebten, mit fragwürdigem Teppiche belegten Zimmer.

Auf den gegenüberliegenden Ziegelfeldern, seiner einzigen Aussicht, vergnügten sich ein paar lärmende Spatzen in den letzten Sonnenstrahlen des scheidenden Tages. Ihnen schien Heinrich zuzusehen. Oder studirte er die Ziegelsteinformationen des seinen Gesichtskreis begrenzenden Häuserhochgebirges und die majestätischen Schornsteinwälder darauf?

Keins von beiden. Heinrich's deutsche Träumeraugen zwischen der romanisch dunkeln Umgebung sahen überhaupt nicht in die Welt, oder was wir so nennen, sondern nur in ihre eigene Seele. Man brauchte kein Hexenmeister zu sein, um ihnen dies anzumerken. Ueber dem, was sie darin sahen, vergaß Heinrich Grasvogel, daß er vor ungefähr einer Viertelstunde in der Rue de Médicis im Begriffe gestanden, einem Bekannten seinen Besuch zu erwidern. Auch die

Digitized by Google

Stunde des Theaters vergaß er, und daß er im Palais-Royal die neueste Aufsehen machende Posse sehen gewollt. Auch seine allgemeinen Ideen zur Philosophie der Geschichte waren ihm abhanden gekommen. Das Stück Geschichte, welches seine sinnenden Augen innerlich schauten, gleichsam aus der blauen Duftferne der Erinnerung lebendig aufwachsen und aufblühen sahen, gab ihm andere Gedanken und Ideen. Es war keine Weltgeschichte, keine Naturgeschichte der Menschheit oder eines Völkerganzen, sondern nur die eines Individuums, eines durch scheinbaren Zufall windverwehten Gewächses, nämlich seines eigenen Ichs.

Heinrich Grasvogel, der von der Philosophie etwas mehr haben mochte als den bloßen Doctortitel, hatte manchmal, wenn er über die volkreichen bunten Boulevards einsam hinschlenderte, darüber nachgedacht, daß es fast wunderbar sei, wie ein Dorf- und Bauernkind durch die kleinste Zufälligkeit in die Lage kam, von der Weltstadt als räumlichem und von den Gipfeln der Philosophie und Wissenschaft als geistigem Standpunkte aus Welt und Weltgeschichte, Menschheit und Menschheitsziele zu übersehen, wenigstens übersehen zu wollen, während dasselbe Menschenkind bei der geringsten Verrückung des Zufalls jetzt hinter ochsenbespanntem Pfluge gehen würde.

Doch die Geschichte, welche heute in Heinrich's phantasiedurchleuchteter Erinnerung mit den mannichfaltigsten Gestalten lebendig emporstieg, war nicht sowol diejenige seines Losringens aus dörflich-bäuerlicher Beschränktheit zu einer gewissen Weite des innern und äußern Gesichtskreises, nicht die seines Heraustretens aus der unbewußten Unschuld der Natur in die Freiheit des Geistes. Nein, ihn dünkte, er habe in geheimnißvoller Weise und in der Erweiterung seines Ichs um drei Generationen rückwärts auch die Umkehrung dieses Processes schon durchgemacht. Was als dunkle Ahnung von je in ihm gelebt, erschien ihm plötzlich wie klare Gewißheit: nicht durch Zufälligkeiten hatte sich sein Leben so und nicht anders gestaltet, sondern durch Naturnothwendigkeit, nach festen Normen, unter der Wirkung des gleichen Gesetzes, dem zufolge in einer Descendenzreihe die ein Individuum constituirenden Merkmale oft mit Ueberspringung eines oder mehrer Glieder in ihrer ganzen Schärfe wiederzukehren pflegen. Doch genügte die kahle, allgemeine Wahrheit Heinrich nicht. In dem Hause der Rue de Médicis, von dem Namen eines Porzellanschildes und den Zügen eines fremden Offiziers ausgehend, war unversehens ein Funken in seine entzündliche Phantasie gefallen, und nun saß sie gleichsam in Verzückung, schauend, sich versenkend in den Born des Lebens, aus welchem der Schein jener Wahrheit, von neuen Lichtern umspielt, ihr entgegenstrahlte.

* * *

Da liegt das stille, friedliche Dörfchen im hintersten Winkel eines obstreichen Thälchens. Am Bache und an den Halden, zwischen Wäldern von Obstgärten, bilden die Gehöfte größere und kleinere Gruppen. Unter ihnen liegt Heinrich's Aelternhaus mit den blumenverstellten, kleinen, aber hellblinkenden Fensterchen und dem breiten Dache darüber, der Hof mit seinem hohen Einfahrtsthore und der sonnigen, gegen Mittag gelegenen Auffahrt zur Scheune. Und hier Kinder, Hühner, Tauben im bunten Durcheinander, bald in Frieden, bald in Zank, einzig der Haushahn mit dem rothen Helme und dem goldbefransten feuerfarbenen Federkleide in stolzer, würdevoller Haltung, der Pfau ver-

Digitized by Google

ächtlich von der Hofmauer wie von einem Throne niederblickend, die Enten vom Teiche herüberwatschelnd und -wackelnd, kurz- und krummbeinig, in argloser Anspruchslosigkeit. Dann hart daran das von Hagebuche und Stachelbeere umzäunte Gärtchen, wo neben Schnittlauch, Petersilie und Sellerie, neben Rettich und Zwiebeln und andern vorzüglichen gut deutschen Würzen und Küchenkräutern auch Gelbveiglein sich hervorwagen, der keusche, hochzeitliche Rosmarin duftet und glühende Feuerlilien hoch aufgerichtet ihre Kronen tragen. Endlich als Herz des Ganzen die weite Wohnstube mit dem altersbraunen Getäfel, mit dem grünen Kachelofen, mit den uralten Truhen und Schränken und den daraufgemalten rothen und blauen und gelben Blumen, mit der im gleichen Stile gemalten Schwarzwälder Uhr, deren Gewichte und Perpendikel von verschlossenem Kasten sorglich umschützt sind und deren gleichmäßiges Ticken der Herzschlag dieses gemüthsonnigen Raumes zu sein scheint.

Deutlich hört Heinrich wieder die Stimme seines Vaters, der Befehle ertheilt, einen Dienstboten zurechtweist, einem Tagelöhner Bescheid gibt, mit der Mutter rathschlagt. Von der Gasse dringen Rufe zu dem Knaben hinein in die weite, braun getäfelte Stube, Alterskameraden holen ihn zum Spiele. Der Spitz kläfft, heimtreibende Rinder brüllen. In den Weißdornhecken und auf den Gartenzäunen zanken sich die Spatzen und lärmen, Hunderte von Schwalben durchsegeln die abendliche Luft. . . .

Dann ist es ganz ruhig um den Knaben her, und es ist ihm, als ob nur die alte Schwarzwälder Wanduhr ticke; er ist selber ruhig und lauscht, sein Ohr spannt sich, seine blauen Kinderaugen werfen helleres und glanzvolleres Licht zwischen den schwarzen Wimpern hervor.

Kein Tag vergeht Heinrich, daß er nicht ein solches Stündchen erlebt, im warmen Ofenwinkel, wenn der Winter im Lande liegt, im Hofe vor dem Scheunenthor und hinter der Gartenhecke, wenn es Sommer ist und warme Sonne scheint. Er ist dann nicht allein, sondern sitzt beim „Fraale", wie es die schwäbische Sprache heißt — bei der Großmutter. Es ist aber nicht seine Großmutter, sondern seine Urahne. Sie ist an hundert Jahre alt oder auch darüber, niemand kennt mehr ihr genaues Alter. Ihr Haar ist schneeweiß, und sie spinnt auf einem alten Bockrädchen. Von Zeit zu Zeit läßt sie das Rädchen ruhen und die Hände in den Schoß sinken; so sieht sie schweigend vor sich hin. Ueber ihrem tief unter hüllendem Kopftuche hervorlugenden Antlitz, das, schmal und zart gestaltet, von längstvergangener, nicht gewöhnlicher Jugendschönheit redet, liegt es wie Ernst und Heiterkeit zugleich, wie innerliches seliges Lächeln der Seele, die heimlich zu beten scheint.

Täglich am nämlichen Flecke sitzt die Urahne, und am liebsten würde sie nie aufstehen.

Bewegung und Beweglichkeit ist nicht mehr ihre Sache. Wenn sie das Spinnrad dreht, sieht es fast aus, als ob die treibende Kraft im Rädchen liege und nicht in ihr; ihre Hände sind kalt und welk, wie todt. Oft geht tagelang kein Wörtlein, selbst kein leises Seufzen über ihre blutlosen, verrunzelten Lippen. Das Reden ist auch nicht die Sache der Urahne; sie begreift nicht mehr, was die Menschen den ganzen Tag zu schwatzen, zu plaudern, zu lachen, zu schelten, zu keifen, zu befehlen haben; sie ist still und stumm, fast wie der Tod, als sei sie von außen längst gestorben und habe nur noch zwischen den innersten, heimlichsten Herzblättchen ihrer

Digitized by Google

Seele ein wenig Leben. Darum ist sie auch so allein, so einsam.

In der warmen Jahreszeit, in Garten und Feld, in Wald und Wiese, in Stall und Scheune: das springt und rennt, jagt und rasselt, das schafft und wühlt, immer fort, im Schweiße des Angesichts. Die Urahne braucht das nicht mehr, und wie vergessen sitzt sie im Gärtlein hinter der Stachelbeerhecke zwischen Sellerie, Rosmarin und Feuerlilie, oder am sonnigen Scheunenraine zwischen Hühnern, Spatzen und watschelnden Enten und spinnt und sinnt vor sich hin. Selbst die Thierlein um sie her kümmern sich nichts um sie und thun, als ob sie nicht da sei: die Hühner zupfen sie am Rocke, die Enten watscheln ihr über die Füße, der Hahn schreit ihr ins taube Ohr, als wolle er die Posaune des Gerichts vorstellen, um sie von den Todten aufzuwecken; ein frecher Spatz setzt sich ihr gar auf den Kopf.

Wenn dann der Winter das Wühlen und Schaffen unterbricht und alles in die Stube zusammensperrt, ist die Urahne wieder allein. In der großen, mächtigen Stube herum hantiert's, spinnt's, webt's, schwatzt's, lacht's, spielt's — die Urahne sitzt stumm im hintersten Ofenwinkel. Sie hört nichts, sie versteht nichts; sie hat nichts dareinzusagen und niemand kümmert sich um sie. Zwar behandelt niemand sie unfreundlich. Die junge Bäuerin sagt sich manchmal heimlich, man könne doch auch gar nicht begreifen, warum der alte Menschenschatten noch immer da sei: aber sie gibt dem „Fraale" dessenungeachtet stets freundliche Worte. Nur ist selten Gelegenheit, ihr überhaupt welche zu geben. Das liegt so in der ländlichen Sitte, im Charakter aller. Der Bauer, ihr Enkel, ist auch nur gut gegen sie, er liebt sie innerlich und aufrichtig, er sieht oft gerührt zu ihr hin; aber er versteht ihr Wesen nicht und weiß sie in seiner unbeholfen schwerfälligen Art weder physisch noch moralisch anzugreifen. Ihr Alter hat etwas Heiliges für ihn und macht ihn befangen.

Eine Ausnahme unter allen Hausgenossen ist der kleine Heinrich. Er allein hält nicht aus bloßem Schicklichkeitsgefühl und Pflichtbewußtsein zu der stillen, weltabgestorbenen Urahne, er hängt an ihr mit seiner ganzen Seele. Er kann tagelang zu ihren Füßen sitzen und zu ihrem verwelkten Antlitze, das dennoch schön ist, und zu ihren sinnenden Augen emporsehen, die ihm wie aus einer andern Welt, aus einem andern Leben herunterzuschauen dünken. Als kleines Kind, als herangewachsener Knabe, immer ist er bei der Urahne gekauert.

Der Vater wirft dem Knaben manchmal vor, er sei nur deshalb immer um das Fraale, weil er die Arbeit scheue. Aber Heinrich's Verhalten muß tiefere, innerlichere Gründe haben, die in seiner Seelenbeschaffenheit liegen; auch als er größer wird, änderte er sein Verhalten gegen die Urahne nicht. Ja sein Verhältniß zu der märchenhaften Urahne wird mit der Zeit nur noch inniger, je schemenhafter sie selbst in sich zusammenschwindet und je kräftiger seine blühende Jugend sich entwickelt und ausgestaltet.

Fast scheint es, so wenig begreiflich dies klingt, als ob die Neigung des Knaben mit jenen Trieben verwandt wäre, welche sich als ewige Instincte der Natur offenbaren. Es ist, als sei die Urahne für Heinrich, was dem Antäus der Mythe seine Mutter Erde war, als sickere die Seele aus dem absterbenden Körper der Urmutter in Heinrich hinüber, das wachsende und erstarkende Leben des Kindes bedingend. Eines Abends kommt der funfzehnjährige Hein-

Digitized by Google

rich, damals in Ferien heimgekehrter Gymnasiumsschüler, dazu, wie die Urahne umsonst versucht, ihr Bett zu ersteigen. Und ohne sich lange zu besinnen, nimmt er die zitternde Ohnmacht auf seine jungen Arme und legt sie in die Kissen. Das Fraale muß darüber laut lachen. Er aber ist von dem Vorgange seltsam ergriffen, und geht hinaus und verbirgt heimliche Thränen, selber nicht wissend, wie ihm geschehen.

Vor allem üben Wesen und Erscheinung der Urahne eine befruchtende Wirkung auf die Phantasie des jungen Heinrich. Daß die Urahne kein Gewächs aus dem Dorfe ist wie die andern, auch nicht aus Hollenbach und Rothackern, Distelfingen und Dürrfelden, oder wie sonst die umliegenden Nester heißen, aus denen die Dorfburschen hie und da sich ein Mädchen heimholen, überhaupt nicht aus Schwaben, sondern aus einem fernen Lande mit fremdem, ungehörtem Namen, dieser Umstand muß die Phantasie des Kindes wie ein Märchen berühren und die Urahne ihr als ein Wesen anderer Art erscheinen lassen.

Und diese erste Empfindung und ihre geheimnißvolle Gewalt wird mit den Jahren zunächst nicht schwächer. Sondern wie Heinrich's Wissenshorizont sich erweitert und dem wachsenden Knaben eine erste Ahnung von Welt und Geschichte aufgeht, erfüllt die Gegenwart der Urahne ihn immer mehr mit geheimen Schauern. Ist es doch ein seltsamer Gedanke, neben einem Menschenwesen zu sitzen, das aus einem andern Jahrhunderte stammt, aus einer ganz andern, längstgestorbenen Zeit, deren Menschen nur noch als Schatten durch die Chroniken und Geschichten gehen. Mit diesen Schatten ist sie, die im dunkeln, dämmerigen Ofenwinkel oder am Scheunenraine in der hellen Sonne des Tages leibhaftig neben ihm sitzt, jung gewesen und hat mit ihnen gelebt, geliebt. . . . So und ähnlich zieht es, nicht als klares Denken, aber als dunkle Bewegung durch die Phantasie des jungen Heinrich. Und oft, wenn er unversehens der Urahne abgewelkte Hand erfaßt, schrickt er zusammen, weil sie kalt ist wie eine Todtenhand.

Heinrich empfindet es deutlich, wenn er sich zur Urahne hält, daß dies für sie eine Wohlthat ist, daß es sie rührt, sie glücklich macht. Er ahnt auch, daß die Urahne ihn vor allen liebt, wiewol er nicht wissen kann, was sein junges Angesicht ihr bedeutet, daß am sinkenden Tage ihres Lebens sein Augenlicht ihr der Widerschein einer längsterblichenen schönen Morgenröthe dünkt.

Durch den reinen Spiegel dieses Kinderantlitzes scheint die Urahne klarer, zuversichtlicher, hoffnungsfreudiger in die Ewigkeit hinüberzusehen.

Die Urahne ist auch bei Heinrich schweigsam.

Manchmal sagt sie tagelang nichts als: „Bete zum lieben Gott, guter Heinrich, daß er mich zu sich nehme, ich glaube, er hat mich vergessen.“ Sie kann das tagsüber öfters sagen, dann bewegen sich ihre Lippen noch eine Zeit lang lautlos leise fort.

An warmen Sommertagen aber, wenn die Sonne ihre heißesten, goldigsten Strahlen heruntersprüht, da ist es, als ob ihre grau gewordenen Augen wieder bläulich zu schimmern anfingen von dem Sonnengolde, das sie einsogen. Sie glänzen und leuchten dann lebhafter, heller, froher; auch ihre abgewelkten todten Lippen scheinen wieder Leben zu bekommen, sie bewegen sich und lispeln leise Worte. Und dann werden die Worte laut und richten sich an den stillen Urenkel, der aufmerksam lauscht. Er hört abgerissene, dunkle Erzählungen, unterbrochen von Anreden an Gott und

Digitized by Google

die Ewigkeit, von stillem aus sich Hinausschauen, von plötzlichem leisem Weinen. Oft scheint es, als ob die Urahne dem jungen Heinrich in seiner Kinderunschuld Dinge erzähle, die sie vorher in ihrem ganzen jahrhundertlangen Leben niemals über die Lippen gebracht.

Nie erzählt die Urahne Heinrich landläufige Märchen und Geschichten; aber es klingt oft genug wie altverschollene Sagen, wenn sie von sich wie von einer andern berichtet, von sich als blutjungem, schönem, übermüthigem, „närrischem Ding". Heinrich faßt nicht immer den Sinn von dem, was er hört; aber die Worte der Urahne sind wie Samenkörner, die in seine Phantasie fallen, wo sie früher oder später aufgehen werden. Die Urahne erzählt unzusammenhängend, bald Späteres, bald Früheres, und in Heinrich's Seele fließt es kraus durcheinander. Aber eine Gestalt, schön und jugendherrlich, recht wie ein Prinz im Märchen, steht in leuchtender Klarheit im Mittelpunkte der bunten Bilder. Und auch der Name dieser Gestalt wird Heinrich nach und nach der geläufigste und vertrauteste von allen, die er aus dem Munde der Urahne hört.

Und dieser Name begegnete Heinrich, dem erwachsenen jungen Manne, heute zum ersten male im wirklichen Leben, heute zu Paris in der Rue de Médicis. In zierlichen Lettern, auf glänzendem Porzellanschilde trat er dem fast Erschrockenen in unanzweifelbarer Identität entgegen, gleichzeitig mit jenem wunderbaren militärischen Doppelgänger, dem er allem Anscheine nach eigenthümlich zugehörte.

* * *

In Wahrheit saß Heinrich auf seinem Zimmer in der Rue Vaugirard zu Paris auf einem alten Sofa im Empirestile und blickte in die blauen Ringelwölkchen, die er aus einer Cigarrette vor sich in die Dämmerung hinblies; in Gedanken aber kauerte er am sonnigen Scheunenraine seines väterlichen Hofes zwischen Enten, Hühnern und anderm Geziefer, zu den Füßen der spinnenden Urahne und lauschte ihrem Erzählen.

Sie spricht von ihrer ersten Kinderheimat. Das war in fernem fremdem Lande, wo die Sonne noch um ein Beträchtliches wärmer schien und wo ein anderer Menschenschlag wuchs als in Schwaben, zierlicher, geschmeidiger, Menschen, die sich anders kleideten und eine andere Sprache redeten. Bei ihnen hatte die Urahne als Kind und heranwachsendes Mädchen gelebt, hatte zu ihnen gehört, hatte Verwandte und Gespielinnen unter ihnen besessen, hatte sich mit ihrer Tracht geschmückt, hatte ihre Spiele gespielt, ihre Tänze getanzt, ihre Lieder gesungen, ihre Sprache geredet.

Während aber jene nie auf den Gedanken kamen, daß es noch etwas anderes auf der Welt geben könne, als was rings sich Augen und Ohren aufdrängte, hörte die kleine Eva von ihrem Vater sonst nirgends vernommene Laute und Worte, lernte viele davon mit großer Anstrengung nachsprechen und vernahm Kunde von dem Lande, wo solches Sprachgewächs gedieh. Und dieses Land sei die Heimat des Vaters.

Auch nur diesem zu Liebe lernte die Kleine die ungewohnten Silben; sie mochte dieselben nicht, weil sie ihr viele Mühe kosteten und auch hart und rauh klangen, besonders gegen die weiche, sanfte Rede der Mutter, von welcher Eva schöne Reime und Kinderlieder lernte. Eins derselben berichtete von einem schwarzen Walde, wo die garstigsten Bestien hausten, welche Menschen fressen, besonders kleine Kinder.

Das Lied schloß mit der Warnung

Digitized by Google

an Knaben und Mädchen, dem Walde ja nicht zu nahe zu kommen. Als der Vater die Strophen zum ersten male hörte, mußte er laut lachen. „Du lehrst meinem Kinde was Schönes da", sagte er zur Mutter. „In dem schwarzen Walde bin ich großgewachsen. Mache der Eva nur keine Angst davor, vielleicht gehen wir einmal miteinander hin."

„Das möge die heilige Jungfrau verhüten", antwortete die Mutter, indem sie die Kleine mit Zärtlichkeit küßte und ängstlich an sich drückte, als könnte sie ihr genommen werden.

In diesem Augenblicke fürchtete sich Eva fast vor ihrem Vater, den sie übrigens gern hatte.

Der Vater hieß Monsieur Dingelstett und war Messerschmied, wie es auch Eva's Großvater gewesen. Von der Schweiz herkommend, war der deutsche Handwerksgeselle in diese Gegenden gerathen — noch in den alten ruhigen Zeiten — und bei Papa Morlon, dessen Geschicklichkeit einen weiten Ruf genoß, in Arbeit getreten. Denn Meister Morlon besaß gute Absatzquellen und arbeitete trotz der Kleinheit des Ortes immer mit einem oder zwei Gehülfen. Nach drei Jahren war Jean Dingelstett, von Haus nicht unvermögend, der Schwiegersohn seines Meisters geworden.

Mehr als zum Vater fühlte die kleine Eva sich zur Mutter hingezogen, welche eine stille, sanfte Natur war, ganz Zärtlichkeit und Liebe, dazu ein echtes Kind des Landes, in ihrer äußern Erscheinung ebenso sehr wie in ihrer innern Veranlagung. Sie starb, als Eva vierzehn Jahre zählte.

Von der jung verstorbenen Mutter berichtete die Urahne dem aufhorchenden Heinrich mit Vorliebe und nie ohne Thränen schmerzlich-süßer Erinnerung. Nichts war ihr aus dem schönen Paradiese der Kindheit und der warmen mütterlichen Heimat so lebendig geblieben als das Bild dieser Mutter selbst. Kindlich freute sie sich auf ein baldiges Wiedersehen mit ihr im Himmel.

Damals freilich, als die Gute plötzlich wegstarb, konnte der schmerzliche Verlust, so betäubend er wirkte, die Jugendlust und Lebensfreudigkeit in der Tochter nicht für immer tödten. Dazu waren dies zu mächtige Naturgewalten, und das junge Blut der schönen Eva hatte ein gut Theil über das gewöhnliche Maß davon abbekommen. Sie war aber von allen den jungen Dingern am Orte nicht nur das lustigste und vergnügungsdurstigste, sie war auch das behendeste, leichteste, schnellste, fleißigste, sie war vor allem das schönste Mädchen weit und breit. Sie durfte auf keinem der ländlichen Feste fehlen, und sie hätte ebenso gern auf ihre ewige Seligkeit als auf einen Tanz verzichtet. Es war aber damals die Zeit, da die Leute in dem Lande, nachdem ihnen lange, schreckliche Jahre hindurch jede Lustigkeit gründlich entleidet gewesen, von neuem anfingen sich dem Hange ihres Naturells zu überlassen. Und sie waren jetzt lustiger als je, denn sie wollten das Versäumte nachholen. So lange hatten sie das Tanzen entbehrt; nun kam eine wahre Tanzwuth über sie.

Eva war, wo sie erschien, die Königin des Tages. Um sie rissen sich die jungen Burschen wie um keine mehr, nur mit ihr wollten sie noch tanzen; für sie den Hals zu brechen, wenn es nöthig wäre — oder auch wenn es nicht nöthig wäre, dünkte sie das höchste Glück. Und sie war gegen alle freundlich, lächelte jedem herzlich zu, tanzte mit jedem, auch dem Geringsten unter ihnen.

Lange trieb sie das so, dann aber hörte es plötzlich auf. Den Abschluß bildete das Patrocinium der Gemeinde, das Fest, welches in der volksthüm-

Digitized by Google

lichen Sprache dort „La fête du village" heißt.

An solchem Tage pflegten auch die Vornehmen dem Orte der Volkslust nicht ganz fernzubleiben. Sie betrachteten im Gegentheile ihre Theilnahme dabei als herkömmliche feudale Höflichkeitspflicht. So auch in diesem Falle der Baron de Firmy, der alteingesessene Schloßherr des stattlichen Marktfleckens. Das war an sich weder etwas Neues noch etwas Besonderes. Als Ereigniß aber wirkte es, daß ein Sohn des Edelmanns, der vor kurzem von der Schulbank weg in die benachbarte Garnison eingetreten und bereits zum Fähnrich vorgerückt war, in glänzender Uniform erschien, sein Auge sofort auf die schöne Eva warf und es so einrichtete, daß er fast ausschließlich um sie war, nur allein mit ihr tanzte und jedem andern die Gelegenheit abschnitt, sich der Schönen zu nähern. Er erreichte dies auch auf eine so feine, durchaus cavaliermäßige Art, daß niemand ihm einen formellen Vorwurf machen konnte.

Um so tiefer grollte man ihm innerlich. Die ehrlichsten unter den Burschen mehr der Eva wegen als ihrer selbst halber. Das Mädchen zeigte auf einmal nicht mehr die offene, rückhaltlose, bis an Ausgelassenheit streifende Fröhlichkeit, sondern war verlegen und unsicher in ihrem Auftreten, und es schien, als ob ihr der Tag vollständig verdorben sei. Zu einer andern Zeit hätte der Vorfall vielleicht aufregende Folgen nach sich gezogen; allein in jenen Tagen war man gewöhnt worden, dem Soldaten vieles nachzusehen, und überdies befand sich der Kern der ländlichen Jugend in Garnisonen oder im Felde; was zu Hause weilte, hatte das Knabenalter kaum überschritten.

Beim nächsten Tanzfeste stellte sich richtig der Fähnrich aufs neue ein, ganz wie es die Eifersüchtigen befürchtet, ging aber, als Eva fehlte, mit enttäuschter und ziemlich verächtlicher Miene davon.

Eva war zu Hause geblieben. Das war ein zweites großes Ereigniß, welches denn auch gründlich besprochen, in seinen Gründen erörtert und je nach den Urtheilenden mit tadelnden oder lobenden Anmerkungen begleitet wurde. Doch schrieb man dem Falle keine Folgen zu.

Man hatte sich geirrt. Der Fähnrich Alphonse de Firmy war längst aus der naheliegenden Garnison abgezogen, vielleicht in den Krieg; Eva aber blieb zurückgezogen und hat seitdem nie wieder an einer öffentlichen Lustbarkeit theilgenommen.

Natürlich lieferte sie dadurch ihren Mitschwestern willkommenen Stoff zu tausend Klatschereien, welche ebenso viele Vermuthungen aussprachen und mehr oder weniger Glauben fanden. Dabei liefen gruselige Geschichten mit unter. Es hieß, die Eva habe einen Ruf von oben erhalten und wolle ins Kloster gehen; jeden Tag flehe sie ihren Vater fußfällig, daß er ihr die Erlaubniß gebe. Aber der sei ja ein deutscher Ketzer und verlache die Bitte seiner begnadeten Tochter, die er seitdem sehr streng behandle. Viele wollten wissen, die schöne Eva werde von dem unmenschlichen Lutheraner nachts in den tiefen Keller gesperrt, damit sie nicht entfliehe, und der barbarische Messerschmied zeige ihr jeden Tag einen selbstgeschmiedeten Dolch und drohe, eher werde er ihr die Stahlspitze mit eigener Hand ins Herz drücken, als daß er in ihren aberwitzigen Wunsch einwillige.

Ganz war dieses Gerücht nicht aus der Luft gegriffen, in zweifacher Beziehung enthielt es Wahrheit. In der That suchte die schöne Eva damals von ihrem Vater die Erlaubniß zu erlangen, ins Kloster gehen zu dürfen. Und auch

Digitized by Google

das hatte seine Richtigkeit, daß der deutsche protestantische Messerschmied den Wunsch der Tochter lächerlich zu machen suchte und dadurch das Kind seiner verstorbenen Frau tief-innerlich beleidigte, infolge dessen eine erste bewußt empfundene Entfremdung zwischen Vater und Tochter eintrat.

Die nämlichen unter Eva's Landsleuten, welche gegen den ketzerischen deutschen Vater die höchste Entrüstung an den Tag legten, wußten doch auch über seine Tochter und die Beweggründe ihrer plötzlichen Weltflucht Muthmaßungen und Behauptungen umherzutragen, welche derselben nach der Anschauung dieser Leute eigentlich sehr zur Unehre gereichten.

Eine „gute Freundin" glaubte sich, wie gute Freundinnen immer in einem solchen Falle, verpflichtet, Eva von dem Gerede der Welt, wovon die Freundin aber keine Silbe glaubte, zu unterrichten. Auch der Name Alphonse de Firmy fiel dabei. Doch schien die Messerschmiedstochter nicht neugierig. Sie brach das Gespräch kurz ab und vermied seitdem jeden Verkehr mit dieser wie mit andern Freundinnen.

Unter solchen Umständen begrüßte Eva eine Eröffnung ihres Vaters, welche sie zu anderer Zeit mit Todesschrecken entgegengenommen hätte, fast wie eine Freudenbotschaft. Der Vater erklärte eines Tages ganz plötzlich, er habe das Geschäft verkauft und werde in seine Heimat ziehen, um die Erbschaft seines kinderlos verstorbenen, sehr wohlhabenden Bruders anzutreten, eine umfängliche Guts- und Gastwirthschaft. Wenn Eva froh war, aus dem Klatsche der alten Heimat wegzukommen, so freute sie sich deswegen noch nicht auf die neue. Und abermals hatte der Vater durch diese späte Mittheilung eines so tief in ihr Leben eingreifenden Entschlusses das Gefühl der Tochter aufs schmerzlichste verletzt.

* * *

Die „Krone" zu Allersbach war von je ein stattliches Haus und hatte in der ganzen Umgegend einen guten und wohlverdienten Ruf. Die letztverflossenen und gegenwärtigen unruhigen Zeiten hatten sein wirthschaftliches Gedeihen eher begünstigt als beeinträchtigt. Die durchziehenden oder in der Umgegend in Quartier liegenden Kriegsvölker, Freund oder Feind, mochten das Land noch so sehr bedrücken und aussaugen: ein kluger und geschickter Wirth, der den Soldaten zu nehmen wußte, fand seine Rechnung dabei. Diese Eigenschaft konnte man dem neuen Kronenwirthe nicht absprechen. Und er hatte seit dem abermaligen Erscheinen des Feindes im Lande dadurch einen großen Vorsprung vor jedem andern, daß er sich halb und halb zu den Eroberern zählen konnte, ihre Sprache vollkommen verstand und hie und da einen sogar persönlich kannte und als ehemaligen Landsmann begrüßte. Er schien so alles nur aus Freundschaft und Freundlichkeit und aus politisch-nationaler Vorliebe zu thun, ließ aber keinen Augenblick seinen geschäftlichen Vortheil aus dem Auge.

Seit dem letzten Frühjahr aber wimmelte es in Allersbach und der Umgegend von Franzosen. Der Ort lag an einer der meistbenutzten Paßstraßen über den Schwarzwald, und außerdem besaß er ein weitläufiges altes Benedictinerkloster, welches der Feind, in Anbetracht seiner vortheilhaften Lage, seit ungefähr einem Monat in ein Feldlazareth umgewandelt hatte, womit mehrere untergeordnete Behörden der Kriegsverwaltung zusammenhingen.

Wahrhaftig, Eva's Vater, der frühere französische Messerschmied (denn der war

Digitized by Google

der neue Kronenwirth), hätte die Erbschaft seines Bruders nicht leicht in einer für ihn günstigern Zeit antreten können. Sein gutes Verhältniß zu dem wilden welschenden Soldatenvolke brachte ihm nicht nur materiellen Vortheil, sondern machte ihm sein neues Handwerk auch viel lustiger und angenehmer. Es verschaffte ihm außerdem ein erhöhtes, bis zur Bewunderung sich steigerndes Ansehen bei seinen alten Schulkameraden und neuen Mitbürgern, denen er durch seine sprachliche und anderweitige Vermittelung nicht unbedeutende Dienste that. So war Papa Dingelstett der meistbeschäftigte und zugleich lustigste Mann dieser für seine schwäbischen Landsleute so schweren Zeit.

Der Kronenwirth hatte zuerst versucht, auch seine Tochter Eva für das Geschäft zu benutzen. Da aber diese, abgesehen davon, daß ihr im Verkehre mit Deutschen das mangelhafte Sprachverständniß ein Hinderniß war, zu wenig Talent für ihren neuen Beruf an den Tag legte, stand der Vater von seinem Plane ab, und Eva erhielt die Erlaubniß, sich auf die Besorgung des innern Hauswesens zu beschränken. Auf diese Weise blieb sie ganz sich selbst und ihrer Einsamkeit überlassen.

Eine gemüthliche Gemeinschaft zwischen ihr und dem Vater bestand seit dem Landeswechsel fast nicht mehr, Eva fühlte sich nicht nur als mütterliche, sondern auch als vater-, ja als vaterlandslose Waise. Ein Verhältniß zur neuen Heimat gewann sie nicht. Dieselbe war für sie ein wildfremdes Land. Der Tochter der Französin fielen die längstvergessenen Kinderreime wieder ein, welche sie einst von der Mutter gehört und welche dem kleinen Mädchen vor der Forêt-Noire so entsetzlich Angst gemacht. Sie fand das Land wirklich entsetzlich und war recht unglücklich, halb aus einem tiefern Gefühl, halb auch aus Langeweile.

Die ehemalige frei-gewollte Verzichtleistung auf die ihrem Naturell entsprechenden Vergnügungen hatte eine höhere Befriedigung und weihevolle Stimmung im Gefolge gehabt und ihrem jungfräulichen Stolze geschmeichelt. Auch im Kloster, als feierlich vor aller Welt erklärte und mit dem Nimbus der Heiligkeit umkleidete Braut Christi, würde sie aus der Entbehrung das schönste und freudigste Hochgefühl geschöpft haben. Aber ein Verzicht wie der jetzige, banal und weihelos, von brutalen äußerlichen Umständen ihr aufgedrungen, ein Verzicht wider Willen, der also auch kein Verdienst einschloß, er dünkte ihr schrecklicher als Hölle und Fegfeuer.

Als Eva sie haben gekonnt, all die „guten Freundinnen", die mit ihr groß geworden, die sie um das größere Maß von Schönheit ehrlich beneideten, hatte sie nicht viel von ihnen wissen wollen, jetzt aber, in der Verbannung, würde sie viel um deren Geplauder gegeben und alle die kleinen, mehr oder weniger versteckten Bosheiten derselben gern in Kauf genommen haben.

Nun boten sich jedenfalls auch im neuen Heime oft genug Gelegenheiten zu allerlei Lustbarkeiten und Bekanntschaften. Allein Eva war das echte Kind ihrer Mutter und empfand vollständig als Französin, nur denjenigen Geschmack gelten lassend, in dem sie erzogen worden, jede davon abweichende Erscheinung als barbarisch verwerfend. Alles in dem Lande, selbst die katholische Religion, wie sie neben dem Protestantismus vertreten war, erregte Eva's Misfallen. Die einfachere und eckigere Form des Gottesdienstes kältete sie an; die halb weltliche Tracht der Priester empörte sie im Innersten. In diesem verfluchten Lande blieb einem nicht einmal der

Digitized by Google

Trost, richtig fromm sein zu können. Wie hätte sie einem soutanelosen Priester beichten sollen — einem Menschen, der einem Pächter auf ein Haar ähnlich sah, der aus einer langen Pfeife Taback rauchte und mit Stiefel und Sporen einherschritt! So was konnte unmöglich ein richtiger Priester sein. Auch zur heiligen Jungfrau zu beten wäre ganz nutzlos gewesen, da dieselbe sicherlich Ohr und Auge von diesen ketzerlichen Gegenden weit weghielt, um von dem, was sie daselbst gesehen und gehört hätte, nicht beleidigt zu werden.

Es war wirklich traurig.

Noch beängstigendere Aussichten eröffneten sich Eva. Schon einigemal ließ der Vater im Gespräche durchblicken, daß ihn das Geschäft fast zwinge, sich noch einmal nach einer Frau umzusehen, ja daß er dies bereits gethan habe und so gut wie entschlossen sei, im nächsten Winter, höchstens im Frühjahr darauf, zu heirathen. Zugleich verhehlte er seiner Tochter nicht, daß er fürchte, eine solche Veränderung möchte ihr unangenehm sein, und in dieser Verbindung rückte er mit einem Heirathsplane auch für sie heraus.

Der junge Mann, welcher dabei in Frage kam, war ein entfernter Vetter des ehemaligen Messerschmieds und Eva dem Ansehen nach bekannt. Sein Name war Sebastian Grasvogel, in Allersbach aber hieß er nur der Gerberbastel, weil er neben seiner umfänglichen Wirthschaft eine Gerberei betrieb. Es war dies ein Mensch, den jedermann gern hatte, ein stiller, etwas träumerischer Gesell, der gern in Büchern las, am liebsten in solchen, welche der Phantasie Nahrung gaben. Auf ihn hatte Eva's Schönheit, diese exotische Blume, gleich zu Anfang einen geradezu betäubenden Eindruck gemacht. Eva wußte davon freilich nichts. Sebastian's Liebe hatte nicht den Charakter der kühnen Werbung, sondern der stillen, geheimen Anbetung. Nur dem Vater gegenüber getraute er sich Andeutungen zu machen.

Der Mann hätte seinem ganzen Wesen nach die Kronenwirthstochter gewiß interessirt, wenn er — Franzose gewesen wäre. Gegen alles Deutsche aber hatte diese damals eine dumpfe Gleichgültigkeit, welcher das Gefühl ihrer Landfremdheit sogar einen Schatten von Haß beimischte.

Aus den Anträgen des Vaters hörte Eva nur heraus oder wollte nur herushören, daß sie halb und halb im Wege sei und man sie gern los wäre. Jetzt gibt er mir vielleicht Erlaubniß zum Kloster, dachte sie bitter. Aber ihre Seele hatte in dem gegenwärtigen apathischen Zustande nicht den nöthigen Schwung, um zu einem solchen Schritte Lust und Antrieb zu empfinden. Wenn Eva in der großen, aus Mangel an Menschen fast öden Familienstube einsam über einer Näh- oder sonstigen Handarbeit saß, und Traurigkeit und Mismuth ihre junge Seele umschattete, daß es derselben sozusagen welk zu Muthe war, dachte sie oft mit bittern Gefühlen an das letzte Jahr in ihrer alten mütterlichen Heimat, an ihre dortige Zurückgezogenheit und Enthaltsamkeit. Und oft ertappte sie sich darüber, daß ihre damaligen freiwilligen Entbehrungen sie reuten; doch nur einen Augenblick lang. Wenn sie dann die Beweggründe ihres Verhaltens innerlich in Erwägung zog, leuchteten ihre Augen in freudigem Glanze, und man sah ihr an, daß sie das Bewußtsein eines Triumphes in der Seele trug, vor welchem jede gemeine Regung verblaßte. Zugleich sagte sie sich, daß, soviel auch gerathen worden, doch niemand ihre innersten Beweggründe nur von weitem geahnt habe. Sie sagte sich auch, daß keine ihrer Freundinnen einer

Digitized by Google

Zurückhaltung gleich der ihrigen fähig gewesen wäre. Und sie verhehlte sich nicht, daß sie heute wol selbst nicht mehr dazu im Stande sein würde.

Im Gefolge solcher Gedanken trat allemal das Bild des jungen Alphonse de Firmy mit seiner männlichen Jugendschönheit unter andern Erinnerungsbildern besonders deutlich hervor, die letztern nach und nach verdrängend und eine Weile in nicht unangenehmer Weise die Einbildungskraft des jungen Mädchens beschäftigend.

An jener Fête du village, welche die Veranlassung zu einer gründlichen Lebensänderung für Eva geworden, sah diese den jungen Baron keineswegs zum ersten male. Sie hatte schon viel früher dessen Bekanntschaft gemacht, in ihrem sechsten oder siebenten Lebensjahre, als ihre Mutter zum ersten mal krank daniederlag. Wochenlang kam damals die junge Gutsherrin des Ortes fast täglich zu der Kranken und Genesenden, und aus Grundsatz führte sie gern ihr Kind, den kleinen Alphonse, auf diesen Pflichtgängen christlicher Liebe mit sich. Die Besuche der Baronin waren oft nicht kurz, und Alphonse suchte sich während der Zeit durch die Gesellschaft Eva's schadlos zu halten. Anfangs hielt sich diese schüchtern zurück, doch nach und nach wurde sie zutraulicher, und beide schlossen Freundschaft. Einigemal wurde Eva veranlaßt, mit aufs Schloß zu kommen, wo sie reichlich beschenkt wurde. Auch als das Mädchen ihren Freund dann nicht mehr zu sehen bekam, dachte sie doch noch viel an ihn, lange Zeit, und selbst nach Jahren trat er ihr oft plötzlich in die Erinnerung, und sie versuchte, sich ihn so vorzustellen, wie er jetzt wol sein möchte. Flüchtig und von weitem sah sie ihn noch einigemal in seinen Ferien, dann nicht mehr bis zu dem verhängnißvollen Patrocinium.

Eines Tages, als Eva sich wieder mit diesem sie immer aufs neue reizenden Kapitel ihrer Vergangenheit in Gedanken beschäftigte, erschien ihr Vater mit geheimnißvoller Miene unter der Thür der Wohnstube und sagte ihr, sie solle schnell einmal in die Wirthschaft hinunterkommen, es sei ein Bekannter aus Frankreich unten. Wer es sei, wollte er ihr nicht sagen. „Soll ich rathen?“ fragte die Tochter, welche augenscheinlich durch die Neuigkeit freudig berührt war. „Unnöthig“, entgegnete Papa Dingelstett, „du würdest nicht darauf kommen.“

Sie warf nur den allerflüchtigsten Blick in den Spiegel und stieg unter merklich erhöhtem Herzschlage mit dem Vater die Treppe hinunter. Unter der Thür der Wirthsstube prallte Eva erschrocken zurück, wie wenn sie fliehen wolle.

Hart vor ihr stand — Alphonse de Firmy. Er trug seinen rechten Arm in der Schlinge und sah bleich und angegriffen aus; aber wie im Triumph ruhte sein strahlendes Auge auf dem glutübergossenen Gesichte des überraschten Mädchens, das vor der Erfüllung einer gerade noch energisch abgewiesenen heimlichen Ahnung stand.... In diesem Augenblicke wußte Alphonse, warum ihn Eva vor anderthalb Jahren so ängstlich vermieden.

* * *

Ehe der Baron Firmy sich nach diesem ersten kurzen Besuche verabschiedete, bat er Eva um die Erlaubniß, sie hie und da auf der Wohnstube besuchen zu dürfen, um ein Stündchen miteinander zu plaudern. „Es ist so süß“, fügte er hinzu, „sich in der öden Fremde mit jemand von der Heimat unterhalten zu können, besonders mit einer so lieben Freundin aus der Kinderzeit. Wir

Digitized by Google

müssen den alten Bund erneuern, Eva, wir haben ihn lange vernachlässigt, unsere guten Mütter sind leider unterdessen gestorben; in ihnen haben wir beide das Liebste verloren."

Die Worte machten einen tiefen Eindruck auf Eva.

Firmy hatte schon vorher dem Vater Dingelstett Aufschluß über sein plötzliches Erscheinen gegeben. Am Orte selbst war er schon mehrere Wochen. Ein Schuß in die Schulter, wo ihm erst vor vierzehn Tagen die Kugel herausgenommen worden, hatte ihn auf das Schmerzenslager gebannt. Leider widersetzte sich seine Wunde noch immer hartnäckig der Heilung; ja die Chirurgen machten zu dem Zustande ganz bedenkliche Mienen. Besonders war eine leichte Verletzung des Schlüsselbeins von besorgnißerregendem Charakter, und Firmy war demnach voraussichtlich für lange Zeit zur Unthätigkeit verurtheilt.

Wenn der junge Soldat, als er sich schon am folgenden Tage in den Nachmittagsstunden bei Eva melden ließ, dieser versicherte, sie sei ihm in seiner trüben, einer traurigen Gefangenschaft nicht unähnlichen Lage wie ein Engel vom Himmel gesandt, und ihr Wort und Blick fielen gleich erheiternden Sonnenstrahlen in die dumpfe Düsterheit seiner Seele, so war das diesmal keine Phrase, sondern entsprach im Augenblicke vollkommen seiner innern Empfindung. Auch sprach er es so, daß Eva sich darüber nicht täuschen konnte, und in ihrer von Traurigkeit, Heimweh und Langeweile ebenfalls halb kranken Seele übten die zugleich überschwenglichen und warmen Worte eine Wirkung, welche der Sprecher kaum erwartet haben mochte, auch in ihrer ganzen Tiefe einstweilen kaum ahnte, geschweige, daß sie von ihm beabsichtigt gewesen wäre.

Einmal kam die Rede auf Eva's Mutter, und die vereinsamte Waise konnte sich des Weinens nicht enthalten. Davon wurde Firmy tief ergriffen, er drückte Eva einen leichten Kuß auf die Stirn, bedauernd, ihr die heiligen Thränen nicht aus den Augen küssen zu dürfen. Er sagte nicht „aus den schönen Augen". Niemals sagte er ihr gemeinplätzige Schmeicheleien.

Aber Eva war über sein Betragen unruhig geworden. Sie suchte Alphonse nahe zu legen, daß es am Ende doch besser wäre, wenn er nicht mehr käme. Der Baron gerieth darüber in die tiefste Bestürzung, und dies änderte Eva's Sinn wieder. „So kommen Sie denn", sagte sie ergeben, „es wäre wol auch zu spät. Das ist nun mein Schicksal", setzte sie hinzu, „ich kann es nicht ändern."

„Und warum solltest du's ... sollten wir's ändern wollen", sprach Firmy halb leise, indem er Eva's Hand ergriff und seine Augen die ihrigen suchten. Eva sah beschämt zu Boden; aber sie fühlte, wie seine Blicke auf ihr ruhten. Sie fühlte auch, daß, wenn er sich jetzt gebückt hätte, um ihren Mund zu küssen, sie ihm nicht gewehrt haben würde. Er that es nicht. Doch Eva belog sich auch nicht, sie war Weib genug, um zu wissen, daß er es ein andermal thun werde.

Liebe ist immer Liebe, sie ist, was sie ist, ob auch die Welt sie in dem einen Falle anerkennt und in dem andern verdammt. Mehr als einmal gab die Urahne, die am Scheunenraine oder hinterm Zaune von Hagebuche und Stachelbeere, zwischen Rosmarin und Gelbveiglein, oder im Ofenwinkel dem Urenkel Heinrich ihr Leben erzählte, diesem Gedanken in ihrer Art Ausdruck. Und diese Art mag oft großartig genug gewesen sein.

Das waren dann solche Einstreuungen, die Heinrich dunkel und unverständlich

Digitized by Google

ans Ohr schlugen. Aber das Aufhorchen verleideten sie ihm nicht; denn die Erzählerin bot daneben seiner Kinderphansie Farbiges und Gegenständliches in Hülle und Fülle.

Sie berichtete im Verlaufe der Geschichte noch tausend Einzelheiten, die alle sowol für sie wie für ihren Zuhörer großen Reiz hatten, besonders für sie selber, die in dem Erzählen ihr ganzes Jugendleben gleichsam wie in einem Traume von neuem durchkostete. Heute aber, zu Paris, in der erinnernden Wiederholung, ging der zum verständnißreifen Manne gewordene Urenkel nur dem Zusammenhange der Hauptzüge nach.

Und hier kann der Ausgang des urgroßmütterlichen Romans mit drei Worten berichtet werden.

Es war ein süßes, aber doch tiefschmerzlich durchzittertes Glück, dem die beiden Kinder Frankreichs mitten im europäischen Kriegstrubel nun lebten, als ob sie für sonst nichts auf der Welt wären. Darüber war längst der Winter ins Land gekommen.

Ihre Liebe war mit den letzten Rosen aufgeblüht, schnell und in glühender Pracht, und doch — erst in der trüben Zeit des großen Natursterbens hatte der Kelch dieser eigensinnigen Wunderblume sein letztes süßes Geheimniß aufgeschlossen. Und um diese Zeit war's, nur wenige Wochen später, als Alphonse de Firmy, der geheilt war und, man kann es nicht anders sagen, seine Soldatenpflicht fast wirklich einen Augenblick vergessen hatte, urplötzlich abberufen wurde. Der Befehl ließ ihm kaum die Zeit eines raschen Abschieds, den Eva nicht überleben zu können glaubte.

Sie hat ihn überlebt, sie ist sogar Urahne geworden.

* * *

„Heinrich", sagte oft die Urahne, wenn sie lange erzählt hatte, und ergriff die Hand des Kindes, „du bist noch in der Unschuld deiner Kindheit, bete für mich, bete für deine Urahne; Gott scheint ihr zu zürnen, da er sie so lange nicht zu sich ruft."

Die Urahne schwieg, ihr Rädchen stand seit lange still, und Thränen quollen in den ein Jahrhundert alten Augen, die längst keine mehr zu haben schienen. Sie sahen lange stumm vor sich hin; oder sie ruhten forschend auf dem Anblicke des jungen Heinrich, dem auch das Weinen ankam, und dabei leuchteten sie in neuem Glanze. „Er war schön", sagte dann die Urahne gern, „ich habe kein so schönes Menschenangesicht mehr gesehen. Du aber, Kind, du scheinst zu werden wie er, du gleichst ihm mehr als dein Vater und dein Großvater. Wenn ich in deine Augen hineinschaue, glaube ich ihn zu sehen, nur hatte er schwarze Augen und du hast blaue, die Farbe ist von mir. Alle Welt hat mir einst gesagt, was für schöne blaue Augen ich hätte — nun sind sie hin seit lange — und die Menschen, die es mir gesagt haben, sind alle auch hin." „Heinrich", hub sie wieder an, „wenn ich dich so betrachte, wie du vor mir aufwächst, als ob meine eigene Jugend und Vergangenheit neu wachsen und blühen wollte, dann kommen mir oft wunderliche Gedanken. Gelt, es wäre dir nicht recht, wenn du nicht da wärest? Warum solltest du nicht leben, und lebend und blühend nach so langer, langer Zeit aufs neue sein schönes liebliches Angesicht der Welt zeigen? Wol war schon damals dieses Angesicht der Welt nicht zum ersten male erschienen, und wenn es nun wieder neu geworden ist, bin ich schuld daran. . . .

„Aber vielleicht ist diese Schuld vor Gott keine Sünde. Wenn man so alt wird, dünkt es einen, daß die Ewigkeit etwas anderes ist als die Zeit und

Digitized by Google

Gottes Gesetz ein anderes als das der Menschen."

Aufs neue versank die Urahne in Schweigen.

„Ich habe schwer gebüßt", sprach sie plötzlich wieder, „die Welt hat mich geschmäht und mit Schimpf überhäuft, nur Gott weiß, was ich gelitten habe. Doch sie alle, die mir einst ins Angesicht gespien, wo sind sie nun? Sind sie nicht weggemäht wie vergängliches Gras? Deinen Großvater konnten sie noch mit einem schimpflichen Namen kränken. Aber dein Vater weiß nichts mehr von seinem Ursprunge, ich habe ihm nie davon geredet. Dir aber, weil du deinem wahren Urahn, nicht demjenigen, dessen Namen du trägst, so ähnlich bist, vor dir konnte ich nicht von dem schweigen, was mein Leben war. Wenn ich dich anschaue, vermeine ich meine eigene Jugend wie im Spiegel zu sehen, und doch liegt alles wie eine Ewigkeit hinter mir."

Abermals schwieg die Urahne. Und als sie das Schweigen brach, schien sie mit sich selber zu reden.

„Man hat mir", murmelte sie, „von dem Ewigen Juden erzählt, den Gott verworfen und der auf Erden wandeln muß bis ans Ende der Tage.... Aber du bist gnädig, Herr, du wirst mich nicht vergessen, du wolltest mich nur das Antlitz dieses Kindes schauen lassen, daß ich seinem Ahn davon erzähle, wenn ich ihn im Himmel wiederfinde, und dann wird auch der andere..."

Sich unterbrechend, sprach sie zu Heinrich: „Auch er war gut und verdient, daß ich dir von ihm rede, er, den sie den Gerberbastel nannten. Er hat dir seinen Namen hinterlassen, wofür du ihm dankbar sein mußt. Wenn du für mich betest, schließe ihn ein, er hat mich geliebt, mehr als ich verdient, mehr als ich ihm vergelten konnte; möge es ihm Gott im Himmel lohnen."

Heinrich Grasvogel in der Rue Vaugirard war mit dem Traume seiner Geschichte zu Ende.

„Alphonse de Firmy!" sprach er laut.

Dieser Name war in der Rue de Médicis vor jener Glasthüre gestanden, aus welcher Heinrich's Doppelgänger kam.

Heinrich Grasvogel blickte noch einige Zeit lang ernst vor sich hin. Das ahnungsvolle Räthsel der überraschenden Begegnung beschäftigte noch immer seine Gedanken. Wie leicht wäre es möglich gewesen, dachte er, daß wir uns vor einigen Jahren getroffen hätten und verhängnißvoller aufeinander gestoßen wären, auf dem blutigen Felde der Schlachten, bei der großen Abrechnung über jahrhundertlange Schuld.

Ein übermächtiges Gefühl der Wehmuth kam über Heinrich. Doch dann raffte er sich gewaltig auf, und als er einige Minuten später zwischen dem lustigsten jungen Volke von der Welt den Boulevard Saint-Michel hinunterschlenderte, lächelte er über sich selber, auf dessen Gemüth die kühnen Verknüpfungen der eigenen lebhaften Phantasie wie Gewißheiten zu wirken vermochten.

Er hatte darüber zwei große Dinge versäumt: erstens einen Kaffeehausbekannten zu besuchen und zweitens, das neueste weltberühmte Stück des Palais-Royal zu sehen, welches heute zum 567sten und unwiderruflich letzten male gegeben wurde. Aber der Bekannte wäre um diese Zeit sehr wahrscheinlich doch nicht zu Hause gewesen, und das weltberühmte Stück wurde sicher in der nächsten Saison zu Hause auf den deutschen Bühnen neu aufgewärmt und war deshalb für den Doctor noch nicht rettungslos verloren.

Digitized by Google

Die Freiwillige Krankenpflege im Kriege.

Von **Walther Vogel.**

Zwanzig Jahre sind es her, seitdem zum letzten male deutsches Heldenblut im männermordenden Kriege geflossen ist. In diesen Tagen gerade gedachte das deutsche Volk in freudiger Bewegung der herrlichen Siege, durch die ein stolzes Reich zu Boden geworfen und ein machtvoller deutscher Einheitsstaat gegründet wurde. Einzigartig und gewaltig waren die Erfolge, furchtbar aber auch die Opfer dieses großen Krieges. Tausende und aber Tausende wackerer Söhne deutscher Erde sind, kämpfend für das Vaterland, auf den Schlachtfeldern Frankreichs geblieben, ebenso viele sind mit bleibenden Malzeichen schwerer Verwundung wieder heimgekehrt. Wohl ist es begreiflich, wenn die Erinnerung an die glänzenden Siege der August- und Septembertage und an die herrlichen Früchte dieser Kämpfe das Andenken an das maßlose Elend und bittere Leid, das auch mit diesem Kriege verbunden war, zurücktreten läßt. Nichtsdestoweniger war es in der That und Wahrheit vorhanden, und die Frage liegt nahe: sind wir gegen seine Wiederkehr auf den Ernstfall gerüstet?

Diese Frage ist eine Gewissensfrage, an alle deutschen Männer und Frauen gerichtet; denn für ein Gebiet friedlicher Kriegsrüstung ist nicht der Staat, nicht die Militärbehörde, sondern das ganze deutsche Volk verantwortlich: das ist die Freiwillige Krankenpflege im Kriege. Und wahrhaftig, dieses Gebiet der Kriegsrüstung, so unendlich wichtig es ist, liegt noch recht im argen. Noch immer tritt den Bestrebungen des Rothen Kreuzes in den weitesten Kreisen der Bevölkerung nur geringes Interesse, wenn nicht völlige Theilnahmlosigkeit entgegen. Der Grund hierfür liegt wol zum guten Theile an der Unkenntniß der einschlagenden Verhältnisse. Die Zahl derjenigen, welche überhaupt etwas Genaueres von der Thätigkeit des Rothen Kreuzes gehört haben, mag schon nicht allzu groß sein; überraschend wenige aber werden wissen, in welchem Umfange die freiwillige Hülfe im Kriege Verwendung finden soll und kann, welche staatlichen Vorschriften hierüber gelten, welchen Anforderungen das Rothe Kreuz zu genügen hat und inwieweit bisher die Forderungen vorsorgender Friedensarbeit erfüllt worden sind. Ueber alle diese Punkte muß aber Klarheit vorhanden sein, wenn sich ein wirklich lebhaftes Interesse für die Sache entwickeln soll. Dem großen Uebelstande, daß bisher jedes Hülfsmittel fehlte, um das große Publikum hierüber aufzuklären, ist erst in diesem Jahre durch ein Lehrbuch* abgeholfen, welches als eine mustergültige Bearbeitung und Zusammenstellung des ganzen, gewaltigen Materials dieser „neuen Wissenschaft" der Freiwilligen Krankenpflege die allgemeinste Beachtung verdient und auch in erfreulichem Maße gefunden hat.** Für die Gediegenheit

* Vgl. „Lehrbuch der Freiwilligen Kriegskrankenpflege beim Heere des Deutschen Reiches, von Friedrich von Criegern-Thumitz. Mit einer Karte. Bearbeitet und herausgegeben im Auftrage des Centralcomités der Deutschen Vereine vom Rothen Kreuze" (Leipzig, Veit u. Comp., 1890).

** Davon zeugen die anerkennenden Besprechungen in der „Deutschen Militärärztlichen Zeitschrift" (1890, Heft 6), vom Ober-

Digitized by Google

des Buches spricht schon der Name des Verfassers, des sächsischen Geh. Regierungsrathes Friedrich von Criegern, dessen preisgekrönte Schrift über das Rothe Kreuz schon seinerzeit — im Jahre 1883 — berechtigtes Aufsehen erregte, und dessen Organisationsgabe in den Kreisen des Rothen Kreuzes seit langem hochgeschätzt wird. In der Kürze und Klarheit der Behandlung des bisher recht verworrenen und zerstreuten Stoffes liegt ein Hauptvorzug des Buches, dessen Vollständigkeit und Correctheit hierdurch nicht im geringsten Abbruch gethan ist. An seiner Hand wird jeder Gebildete auch ohne die mindesten Vorkenntnisse einen deutlichen Ueberblick über das ganze Arbeitsgebiet der Freiwilligen Krankenpflege gewinnen; und so wird diese Schrift ihren doppelten Zweck, aufzuklären und für die Freiwillige Krankenpflege Theilnahme zu erwecken, gewiß erreichen, wenn sie nur die Verbreitung findet, die sie um des Verfassers und der Sache willen verdient.

Unsere folgende kurze Darstellung des Arbeitsgebietes der Freiwilligen Krankenpflege ist auf Anregung des Criegern'schen „Lehrbuches" entstanden und will ein Versuch sein, die Grundgedanken dieses Buches wiederzugeben — nicht um es zu ersetzen, sondern um zum Studium desselben anzuregen.

Die Freiwillige Kriegskrankenpflege ist eine Errungenschaft eigentlich erst der zweiten Hälfte unsers Jahrhunderts mit ihren praktischen Humanitätsbestrebungen. Sie ist überhaupt erst möglich seit jener berühmten Genfer Convention vom 22. Aug. 1864, nach welcher Verwundete und Kranke sowie deren Pfleger unter völkerrechtlichen Schutz gestellt sind. Seit dieser denkwürdigen internationalen Vereinbarung gehen nun mit den modernen Bestrebungen, möglichst viel Wunden zu schlagen, gleich eifrige Bemühungen Hand in Hand, möglichst viel Wunden zu heilen, indem man durch Ausbildung und Ausrüstung eines militärischen Kriegssanitätsdienstes das Los der unglücklichen Opfer des Krieges zu erleichtern sucht. Neben die militärische officielle Krankenpflege, die von Staats wegen schon in Friedenszeiten organisirt wurde, trat aber bald die freiwillige Hülfe, die als Ergänzung der unzureichenden militärischen Krankenpflege von der Gesammtbevölkerung gestellt wurde. Wohl ist es zunächst Aufgabe des christlichen Staates, für die Opfer des Krieges zu sorgen; aber da der Staat auch nur innerhalb der Grenzen des Erreichbaren arbeiten kann, so hat er die dargebotene Mitarbeit freiwilliger Hülfe gern angenommen. Die freiwillige Hülfe erscheint somit als das dritte Aufgebot des Volkes, das zur Erhöhung der Wehrkraft mit beiträgt, insofern es die kämpfenden Truppen mit dem beruhigenden Bewußtsein erfüllt, im Falle der Verwundung oder Krankheit liebevoller Pflege sicher zu sein. Ohne dieses dritte Aufgebot würde jetzt keine Armee mehr schlagfertig und widerstandsfähig sein. Dies bestätigen Worte aus hohem Munde: „Den Abstand, in welchem das staatlich Erreichbare hinter den berechtigten Forderungen der Menschenliebe zurückbleibt, vermag nur die Freiwillige Krankenpflege auszufüllen." Nachdem die freiwillige Hülfe möglich geworden, nachdem sie einmal ins Leben getreten, war sie unentbehrlich und damit nothwendig geworden. Die Kriege von 1864, 1866, 1870 und 1871 bezeugen ein stufenweises Wachsthum der

stabsarzt erster Klasse Dr. Körting, und in dem „Militär-Wochenblatt" (1890, Nr. 49), wie vor allem das im November bevorstehende Erscheinen einer zweiten Auflage.

Digitized by Google

freiwilligen Hülfsthätigkeit, und dies trotz der weitgehendsten Verbesserung der Militärkrankenpflege. Zugleich wurde die freiwillige Hülfe, die 1864 noch ganz regellos von einzelnen Privatpersonen auf eigene Faust geleistet wurde, vereinsmäßig centralisirt und organisirt, indem sich neben den Ritterorden der Johanniter, der Malteser und der bairischen Sanct-Georgsritter, die sich von jeher an der freiwilligen Krankenpflege betheiligten, 1865 ein preußischer und 1869 ein deutscher Verein zur Pflege im Felde verwundeter und erkrankter Krieger mit einem Centralcomité vom Rothen Kreuz in Berlin bildete.

Unstreitig hat die Freiwillige Krankenpflege in den letzten Kriegen unter schwierigen Verhältnissen Bedeutendes geleistet. Dies beweisen schon die hohen Zahlen, wonach 1866 2000 Pfleger thätig waren und gegen 600000 Thlr. an freiwilligen Beiträgen und 15861 Colli an Kleidungsstücken und Lebensmitteln verbraucht wurden, während 1870 die Gesammtheit der Geldbeiträge 56 Mill. Mark ausmachte und die der Pfleger und Helfer 26000. Aber es kann nicht geleugnet werden, daß sich auch bei der Freiwilligen Krankenpflege bedenkliche Misstände herausgestellt haben. Das konnte nicht anders sein bei einer Organisation, die sich plötzlich und unvorbereitet vor eine Riesenaufgabe gestellt sah. Keinem urtheilsfähigen Menschen wird es einfallen, deswegen die ganze Sache zu verdächtigen und sie grundsätzlich zu verwerfen, vielmehr gilt es auch hier, Erfahrungen, gute und üble, sich zu Nutze zu machen, und daraus für einen zukünftigen Krieg zu lernen; denn ein zweites mal dürften sich allerdings gleiche Mängel nicht wiederholen, falls nicht die ganze freiwillige Hülfe in Miscredit kommen sollte.

Welches sind nun die Uebelstände, die auf Grund der Erfahrungen von 1870/71 beobachtet worden sind?

In dem Rückblicke der amtlichen Militärinspection auf die Thätigkeit der Freiwilligen Krankenpflege im Kriege 1870/71, der als amtliches Actenstück doppeltes Gewicht hat, wurde als die Wurzel alles Uebels die Selbständigkeit der Freiwilligen Krankenpflege neben der staatlich-militärischen anerkannt. Und dies mit Recht; denn dieses Neben-, wenn nicht Gegeneinander der beiden Hülfsorganisationen führte zu jener verhängnißvollen Zersplitterung der Kräfte, zu jener planlosen Verwendung vorhandener Mittel, die auf die gedeihliche Wirksamkeit beider Körperschaften hemmend einwirkte. Es war eben so, daß jeder glaubte, auf eigene Faust handeln zu können; kein Wunder, wenn sich dann alles nach dem Kriegsschauplatze drängte, um in erster Linie helfen zu können, wenn sich dort das Hülfspersonal in bedenklicher Weise ansammelte, während im Lande gefährlicher Mangel an Pflegern herrschte; kein Wunder auch, wenn sich schlechte Elemente mit unlautern Absichten in den vordersten Reihen zum Schaden der Sache herumtrieben oder unthätig als Schlachtenbummler dem Rothen Kreuze Schande machten. Hier mußte die Reorganisation der Freiwilligen Krankenpflege einsetzen, und hier ist in der That auch nach langen Verhandlungen zwischen den Militärbehörden und den leitenden Kreisen der Rothen Kreuz-Vereine kraft der Militärgesetzgebung Wandlung geschaffen worden. Die Kriegssanitätsordnung von 1878, welche als eine Weiterentwickelung der Sanitätsinstruction von 1869 gelten kann, und welche durch einzelne Bestimmungen der Felddienstordnung und der Kriegsetappenordnung von 1887 ergänzt, bezw. verbessert worden ist, geht für die Freiwillige Kran-

Digitized by Google

kenpflege von dem Grundsatze aus, daß dieselbe keinen selbständigen Factor neben der staatlichen bilden dürfe, daß ihr eine Mitwirkung überhaupt nur insoweit eingeräumt werden könne, als sie dem staatlichen Organismus eingefügt und von der Staatsbehörde geleitet werde, weil sie andernfalls nicht fördernd, sondern hemmend auf den Betrieb des Krankendienstes einwirken müsse.

In vielfacher Hinsicht bezeichnet diese neueste Militärgesetzgebung einen erfreulichen Fortschritt in der Entwickelung der Freiwilligen Krankenpflege. Als das wichtigste erscheint uns die Neuerung, daß der Freiwilligen Krankenpflege hierdurch ein bestimmt begrenztes Arbeitsgebiet zugewiesen wird, innerhalb dessen sie allein wirken soll und muß. Früher hatte die Freiwillige Krankenpflege volle Freiheit, aber sie war auch staatlicherseits nur geduldet, und oft genug widerwillig geduldet; jetzt ist sie als unablösbarer Bestandtheil der Heeresorganisation anerkannt, aber dafür in ihrer freien Bewegung gebunden. Man schließt sie von gewissen Arbeiten völlig aus; man schreibt ihr vor, wo sie helfen darf und kann, aber auch, wo sie helfen soll und muß, wo man auf sie rechnet und ihre Hülfe schätzt. Daß hier wirklich ein Fortschritt der Entwickelung, mit dem die Freunde der Freiwilligen Krankenpflege sehr zufrieden sein können, vorliegt, das ist wol jetzt nach den überzeugenden Ausführungen von Criegern's allgemein zugestanden worden, obgleich noch bis vor kurzem selbst zahlreiche Arbeiter des Rothen Kreuzes die Einbuße an Freiheit der Bewegung und die Beschränkung des Wirkungskreises der Freiwilligen Krankenpfleger als Unglück empfunden haben. In besserer Erkenntniß der eigentlichen Aufgabe der Freiwilligen Krankenpflege betont dem gegenüber von Criegern: „Die Ueberzeugung muß endlich festwurzeln, daß es nur durch völlige Ein- und Unterordnung unter die Staatsgewalt und durch ein planmäßiges, gesetzlich geordnetes Zusammenwirken mit dem Heeressanitätsdienste möglich werden kann, die hohen humanitären, nationalen und patriotischen Aufgaben einer gedeihlichen Lösung entgegenzuführen." Die Thätigkeit der Freiwilligen Krankenpflege ist ja im Princip nur eine ergänzende Hülfsthätigkeit; es wird derselben lediglich die Befugniß zur Mitwirkung beim Kriegssanitätsdienste, zur Unterstützung der einzelnen Einrichtungen und Organisationen desselben zugesprochen.

Wie dies gemeint ist, wollen wir uns an einem greifbaren Beispiele anschaulich machen. Zur Einführung sei noch Folgendes vorausgeschickt:

Im Kriege sind für das Heer und den gesammten Sanitätsdienst drei Bereiche zu unterscheiden: der Bereich der operirenden Armee, der Bereich der Etappeninspection und der Bereich der Besatzungsarmee. Die Grenzen werden, je nach der Lage der Dinge, vom Höchstcommandirenden bestimmt. Im ersten und zweiten Bereiche untersteht das Sanitätspersonal dem Chef des Feldsanitätswesens, im dritten dem Chef der Medicinalabtheilung im Kriegsministerium; es setzt sich zusammen aus Armee- und Corpsgeneralärzten, Divisionsärzten, Truppenärzten, Lazarethgehülfen, Militärkrankenwärtern und Krankenträgern. Die wichtigsten Sanitätsformationen sind im ersten Rayon: Truppenverbandplätze für die erste Hülfe auf dem Schlachtfelde, Sanitätsdetachements (bei jedem Armeecorps je drei) mit Hauptverbandplatz, Feldlazarethe (zwölf bei jedem Armeecorps), Transportcolonnen; im zweiten Rayon: Kriegslazarethe, Etappenlazarethe, Lazareth-

Digitized by Google

züge, Hülfslazarethzüge, Krankenzüge, Krankensammelstellen, Erfrischungsstationen; im dritten Rayon: Reservelazarethe, Festungslazarethe, Depots. Im ersten Bereiche kommt es vor allem auf rasche Versorgung der Verwundeten und deren Sichtung nach dem Grade der Verwundung an; im zweiten auf möglichst schnelle Entfernung aller kriegsuntüchtigen Mannschaften vom Kriegsschauplatze (Evacuation), im dritten auf gründliche Behandlung der Verwundeten bis zu deren Wiederherstellung.

Wir nehmen nun an, eine französische und eine deutsche Armee seien westlich von Toul aneinandergestoßen. Durch Tagesbefehl des Höchstcommandirenden der II. Armee wird als Grenze des ersten Bereichs die Mosellinie festgesetzt, der Etappeninspectionsbereich erstreckt sich dann bis zur Landesgrenze mit dem Etappenhauptorte Saarburg. Es kommt zur Schlacht, das feindliche Schnellfeuer richtet furchtbare Verwüstungen in den Reihen der deutschen Truppen an. Auch Hauptmann A. stürzt im Vorrücken an der Spitze seiner Compagnie, an der rechten Schulter und am linken Oberschenkel schwer verwundet, zu Boden. Sofort eilen zwei von den vier Hülfskrankenträgern der Compagnie herbei, um ihren Chef unter Lebensgefahr zum Truppenverbandplatze hinter die Front zu bringen; dort legen sie ihm den ersten Nothverband an unter Benutzung des in seinem Verbandtäschchen befindlichen Verbandzeuges. Als Schwerverwundeter (complicirter Knochenbruch) wird er aber sofort durch geschulte Militärkrankenträger nach dem von dem Sanitätsdetachement eingerichteten Hauptverbandplatze getragen, wo er zum ersten male in Behandlung eines Arztes kommt, dem Lazarethgehülfen bei der nun schleunigst vorgenommenen Operation zur Hand gehen. Andere Verwundete, bei denen sich eine sofortige Operation nicht unbedingt nöthig machte, sind unterdessen schon durch Mannschaften eines Transportdetachements, denen ausnahmsweise und nur unter dem Zwange der Verhältnisse Freiwillige Krankenträger beigesellt sind, weiter rückwärts evacuirt worden. Hauptmann A. hätte nach Anlegung des regelrechten Gipsverbandes geraden Wegs nach dem nächsten Eisenbahnetappenorte gebracht werden können, wenn er nicht durch starken Blutverlust allzu erschöpft gewesen wäre; er muß deswegen bis auf weiteres in dem näher gelegenen mobilen Feldlazareth liegen bleiben. Dort wird er von Lazarethgehülfen und militärischen Krankenwärtern gepflegt, bis dieselben durch Freiwillige Krankenpfleger abgelöst werden. Dieselben sind nur wegen der dringenden Nothlage auf besondere Anordnung des Armeeobercommandos zur Thätigkeit im Bereiche der operirenden Feldarmee zugelassen worden, und stehen, nachdem sie dem Lazarethdetachement eingefügt sind, unter dem militärischen Commando des Chefarztes. Sie übernehmen theils die Geschäfte der Lazarethgehülfen (Assistenz der Aerzte, eigentliche Krankenpflege), theils die niedrigern Obliegenheiten der Krankenwärter (Reinhaltung der Krankenstube, Herrichtung der Lagerstätten u. s. w). Der verwundete Offizier findet zu seiner Freude an seinem Krankenpfleger, einem Gymnasiallehrer, auch geistige Anregung, und er ist unter dessen Beihülfe im Stande, den Briefwechsel mit seinen Angehörigen zu erledigen. Da nach zwei Tagen infolge schnellen, siegreichen Vorrückens der Armee die Grenze des Etappeninspectionsbereiches weiter vorgerückt werden kann, so wird das Feldlazareth in ein Kriegslazareth verwandelt. Auf Wunsch der Etappeninspection übernimmt den vorhandenen Kran-

Digitized by Google

kenbestand das Personal der Freiwilligen Krankenpflege (Civilärzte, Diakonissen, Felddiakonen, Köchinnen), um dadurch dem Militärsanitätspersonal die Wirksamkeit im Rücken der Feldarmee zu ermöglichen. Uebrigens untersteht das gesammte Personal dem Befehle eines Oberstabsarztes. Unter der treuen Pflege einer Diakonissin ist der verwundete Hauptmann unterdessen so weit gekräftigt, daß er mit andern schwer verwundeten Mannschaften in die Heimat übergeführt werden kann. Es geht ein Krankentransport von zwölf entsprechend eingerichteten Wagen nach der nächsten 15 Kilometer entfernten Etappenstation Nancy; die Führung hat ein Husarenlieutenant, das Begleit- und Transportpersonal ist wiederum vom Etappendelegirten der Freiwilligen Krankenpflege gestellt, der sich für den Bereich der Etappeninspection, überhaupt zur Ausrüstung der Begleitdetachements verpflichtet hat. Nach eintägigem Marsche — infolge der Verkehrsstörungen und der nothwendigen Erfrischungspausen geht es nur langsam vorwärts — wird der Etappenort (Eisenbahnstation) erreicht; die Verwundeten werden in den Etappenlazarethen der Stadt untergebracht. Hauptmann A. findet sein Nachtlager in einem von Johannitern als Lazareth eingerichteten Schulhause. Unter vorzüglicher Pflege und reichlich dargebotener Erfrischung — letztere nur ermöglicht durch die im Vereinsdepot angesammelten Liebesgaben aus der Heimat — kann sich unser Verwundeter von den Anstrengungen des vergangenen Tages erholen, sodaß schon im Verlaufe des nächsten Tages die Heimfahrt mit einem Lazarethzuge hätte erfolgen können. Die Abreise wurde jedoch verzögert; die etatmäßig ausgerüsteten Lazarethzüge hatten gerade nur den ersten dringendsten Bedürfnissen genügt, zur vollen Bewältigung der kolossalen Evacuationsarbeit reichten sie nicht mehr aus. So mußte schleunigst ein Hülfslazarethzug eingelegt werden, mit dessen Ausrüstung auf Anordnung des Generalinspecteurs des Etappenwesens und im Einverständnisse mit dem Corpsdelegirten der Freiwilligen Krankenpflege das Rothe Kreuz beauftragt wurde. Binnen zwölf Stunden war der Hülfszug vorschriftsmäßig gerüstet. Sofort begann das Einladen der Verwundeten durch das freiwillige Transportdetachement des Etappenhauptortes unter Leitung eines Delegirten. Auf 41 Wagen konnten 200 Schwerverwundete evacuirt werden. Das unzureichende militärische Begleitpersonal (Chefarzt, Assistenzärzte, Oberlazarethgehülfen) wurde durch Personal des Rothen Kreuzes ergänzt. Die lange Eisenbahnfahrt bis nach Heidelberg, der Etappenendstation, war für die armen Verwundeten bei der großen Hitze eine furchtbare Geduldsprobe und Qual, und so gereichte es zum wahren Segen, daß auf den Haupthaltepunkten von der Vereinsdepotverwaltung Erfrischungs- und Verbandsstationen errichtet waren. In dem großen Reservelazareth zu Heidelberg, das auf Ersuchen der Militärbehörde gleich in den ersten Tagen der Kriegsnoth der Freiwilligen Krankenpflege überwiesen worden war, mußte Hauptmann A. bis zur Ausheilung seiner Wunden verbleiben. Während seines vierwöchentlichen Krankenlagers lernte er die treuen Dienste seines Pflegers, eines jungen Candidaten der Jurisprudenz, schätzen, der mit viel Geschick dem behandelnden Arzte assistirte, mit anerkennenswerther Geduld auch die kleinen Pflegedienste versah und besonders mit feinem Takte die Pflichten des Gesellschafters und Vertrauten erfüllte. Auf besondern Wunsch des Herrn Hauptmanns und

Digitized by Google

mit Genehmigung des Lazarethdirectors und des Corpsdelegirten wurde der erprobte Pfleger dem Begleitdetachement des Krankenzuges zugesellt, der den Hauptmann in seinen Heimatsort Leipzig bringen mußte. Als Genesender fand schließlich Hauptmann A. freundliche Aufnahme in einer Privatpflegestation, aus der er sehr bald völlig geheilt entlassen werden konnte.

Zweierlei wird aus dieser natürlich nur skizzenhaften Darstellung des Sanitätswesens klar zu erkennen sein: 1) wie für das gesammte Handeln der freiwilligen Hülfskräfte das Verhältniß von Vorgesetzten und Untergebenen zur strengen Durchführung kommt und wie dadurch sowol eine einheitliche Ausnutzung der beiden helfenden Organisationen erzielt, als einem eigenmächtigen Vorgehen des Einzelnen vorgebeugt ist, und 2) wie in gesunder Würdigung der Verhältnisse der Schwerpunkt der freiwilligen Hülfe in den Bereich der Etappeninspection und der Besatzungsarmee gelegt ist.

Nach der Kriegssanitätsordnung können nur besondere Nothstände die Verwendung der Freiwilligen Krankenpflege in erster Linie bedingen. Man hofft also, daß der militärische Sanitätsdienst in der Regel innerhalb des ersten Bereiches ausreicht, und will es vermeiden, daß dort, wo die Empfindlichkeit des Heeresmechanismus am größten ist, ohne Noth andere als schulgemäß vorgebildete militärische Organe mit eingefleischter Disciplin wirken. Ueberdies harren im Rücken der Armee, wie dies aus den vorausgeschickten Ausführungen ersichtlich ist, die allerwichtigsten Aufgaben ihrer Lösung, und die angestrengteste Arbeit wird kaum ausreichen, diese Aufgabe voll zu bewältigen.

Wenn wir diesen Punkt im Einklange mit von Criegern's Ausführungen besonders betonen, so thun wir dies, um von vornherein dem weitverbreiteten Vorurtheile entgegenzutreten, als ob die Hülfeleistung auf dem Schlachtfelde im Pulverdampfe, bei Kanonendonner und Kugelregen gefahrvoller und darum verdienstlicher sei als der Pflegerdienst im heimischen Lazarethe. Die wahre, unüberwindliche Noth fängt vielmehr erst hinter dem Schlachtfelde an, wenn mehrere Tage nach der Schlacht alle Schwerverwundeten sich sammeln und womöglich Epidemien ausbrechen. Ein Militärarzt sagt hierüber sehr treffend: „Das Schlachtfeld ist nichts gegen das, was sich hinter den Coulissen abspielt. Wer wirklich helfen will, muß hier helfen.“ Auch im zweiten und dritten Bereiche wird der Thatendurst durch überwältigende Arbeitsfülle auffallend befriedigt werden, nur daß hier die Arbeit noch mühsamer und unangenehmer ist als auf dem Schlachtfelde, und an die Geduld und Ausdauer der Helfer die größten Anforderungen stellt.

Jeder verständige Mensch wird also die gesetzliche Beschränkung des Arbeitsgebietes der Freiwilligen Krankenpflege nur mit Freuden begrüßen können, zumal die Stellung der Freiwilligen Krankenpfleger hierdurch auf der andern Seite wesentlich gehoben wird. Im zweiten und besonders im dritten Bereiche ist die freiwillige Hülfe nun nicht mehr blos geduldet, sondern gefordert, und als wichtiger, unentbehrlicher Factor staatlicherseits anerkannt.

Indem der Staat der Freiwilligen Krankenpflege eine so bevorzugte Stellung einräumt, legt er ihr freilich auch ganz bestimmte Pflichten auf, für deren Erfüllung sie verantwortlich ist. Und diese Pflichten sind so umfänglicher Art, daß ohne stramme Friedensvorbereitung denselben unbedingt nicht völlig genügt werden kann. So stellt denn auch die

Digitized by Google

Kriegssanitätsordnung die vorbereitende Friedensthätigkeit als eine für die Kriegsthätigkeit unentbehrliche Voraussetzung hin und verlangt, daß alljährlich von seiten der berechtigten Vereine vom Rothen Kreuze und von seiten der Orden dem kaiserlichen Commissar für Freiwillige Krankenpflege mitgetheilt werde, welcher Bestand an Personal und Material für den Fall einer Mobilmachung vorhanden sei.

Unter diesen Umständen könnte es unnöthig erscheinen, auf die Frage der Nothwendigkeit einer vorbereitenden Friedensthätigkeit überhaupt noch näher einzugehen. Es steht aber fest, daß das Volk, welches fast immer nur die greifbaren nächsten Ziele im Auge hat und für eine Möglichkeit weder Opfer an Zeit und Kraft, geschweige denn an Geld bringen will, der Friedensthätigkeit der Vereine vom Rothen Kreuz, soweit dieselbe der Vorbereitung auf den künftigen Krieg gewidmet ist, auch heute noch kein hinreichendes Verständniß entgegenbringt. Es ist eben schwer, den Wahn zu bekämpfen, daß im Falle der Noth bei Ausbruch des Krieges die nationale Begeisterung, „der edle Eifer des einzelnen genüge, um für alles im Frieden Verabsäumte sofort Ersatz zu schaffen, und dem Satze Glauben zu verschaffen, daß eine Hülfe zu spät kommt, die erst im Falle der Bedrohung aus dem Nichts geschaffen werden muß". Kriegsbereit zu sein, das ist heutzutage eine, vielleicht die oberste Aufgabe, welche der moderne Staat zu leisten hat. Kriegsbereit muß auch die Freiwillige Krankenpflege sein. Der hochselige Kaiser Wilhelm I. hat vor zehn Jahren, am Vorabende des Sedantages, seinem Heere zugerufen: „Möge die Armee noch immer eingedenk sein, daß sie nur dann große Erfolge erzielen kann, wenn der Fleiß in der Vorbildung für den Krieg nie ermüdet, und wenn auch das Geringste nicht misachtet wird, um der Ausbildung ein sicheres und festes Fundament zu geben." Diese beherzigenswerthen Worte haben auch für die Freiwillige Krankenpflege ihre volle Bedeutung. Es ist ja wahr, daß in dem Augenblicke, wo das Vaterland in Gefahr ist, das Feuer der Begeisterung Aller Herzen ergreift, daß diese Begeisterung jeden Patrioten mit unwiderstehlicher Kraft hinreißt, mitzuarbeiten und zu helfen. Allein was nützt die Begeisterung, wenn niemand weiß, was er soll, wohin er gehört und wo er zu helfen hat? An Geld wird es im Ernstfalle nicht fehlen; aber wo sollen auf einmal die nöthigen Verbandmittel und Geräthschaften, die Lazarethzüge und Lazaretheinrichtungen herkommen, wo will man im Augenblicke der allgemeinen Verwirrung und Aufregung geeignete Delegirte, tüchtige, zuverlässige Depotverwalter, geschulte Krankenpfleger finden? Nein, da wird es überall fehlen, und beim besten Willen wäre es unmöglich, binnen zehn Tagen die staatlich verlangte Unterstützung der Sanitätskrankenpflege zu stellen; ohne verhängnißvolle Vergeudung an Mitteln und Kräften könnte es dabei wenigstens nicht abgehen. Und doch handelt es sich bei der modernen Kriegführung gerade um möglichst rasche Hülfe zu Anfang des Krieges; denn die ersten Zusammenstöße werden schon wenige Tage nach der Mobilmachung erfolgen, und zwar werden voraussichtlich gleich große blutige Cavaleriekämpfe den Krieg eröffnen. Es kommt ferner in Betracht, daß die Zahl der Verwundeten bei der kolossalen Masse der kämpfenden Truppen und bei der Beschaffenheit der neuern Geschosse (Schnellfeuer, rauchloses Pulver) zu einer ungeheuern wird. Ist schnelle Hülfe zur Hand, so wird

Digitized by Google

wenigstens die Zahl der Todten mit Hülfe der antiseptischen Wundbehandlung verhältnißmäßig verringert werden können. Welche Verantwortung würde die Freiwillige Krankenpflege auf sich nehmen, wenn sie allen diesen, von militärischen und ärztlichen Autoritäten anerkannten Thatsachen zum Trotze die Zeit der ersten dringenden Noth noch auf vorbereitende Arbeiten verwenden müßte? Wenn der erste Kanonenschuß einmal gefallen ist, ist es schon zu spät. Darum gilt es, die Segnungen des Friedens zu ernster, stiller Arbeit zu benutzen, damit uns nicht seinerzeit dieses verhängnißvolle Zuspät entgegenschalle, sondern daß wir, gehoben durch das Bewußtsein, da, als es noch Zeit war, alles gethan zu haben, was in unsern Kräften stand, die noch schwerere Kriegsarbeit beginnen können. Darum lege, wer wirklich die ernste Absicht hat, des zukünftigen Krieges furchtbare Wunden heilen zu helfen, schon jetzt mit Hand an zur Förderung dieses Liebeswerkes, der betheilige sich mit Geldbeiträgen, oder noch besser mit persönlicher Hülfeleistung an der stillen Friedensrüstung der Vereine vom Rothen Kreuze!

Ein Ueberblick über diese vorbereitende Friedensthätigkeit wird vielleicht dem oder jenem Winke darüber geben, wo er nach seinen besondern Gaben Verwendung finden könnte. Im wesentlichen ist die Friedensarbeit auf dreierlei hingerichtet: 1) auf Bereithaltung des erforderlichen Materials für die etwaige Einrichtuug von Vereinslazarethen, Lazarethzügen, Transportcolonnen; 2) auf Ausarbeitung eines Mobilisirungsplanes, auf Grund dessen genau zu erkennen ist, was die einzelnen Organe der Freiwilligen Krankenpflege zu leisten haben; 3) auf Auswahl eines zuverlässigen und geeigneten Delegirten- und Depotpersonals, sowie auf Ausbildung geschulter Krankenpfleger, Pflegerinnen und Krankenträger.

In Bezug auf das erste Arbeitsgebiet sei nur erwähnt, daß die Vereine vom Rothen Kreuze schon jetzt ziemliche Vorräthe an Verband- und Arzneimitteln angekauft haben, die zu sofortiger Benutzung im Mobilmachungsfalle bereit liegen, ebenso daß ganze Vereinslazarethe in voller feldmäßiger Ausrüstung, desgleichen transportable Baracken und vorschriftsmäßig ausgerüstete Krankenwagen in Bereitschaft stehen. Aber es werden bei einem zukünftigen Kriege die zur Krankenpflege nöthigen Gegenstände in solcher Massenhaftigkeit gebraucht werden, daß die vorhandenen Mittel nicht einmal zur Deckung des ersten Bedürfnisses ausreichen würden. Die Anlage von Musterdepots und die Aufsammlung des Materials erfordert demgemäß unausgesetzte Thätigkeit im Frieden, die freilich mit einem außergewöhnlichen Kostenaufwande verbunden ist. Es wäre zu wünschen, daß die Vereine vom Rothen Kreuz durch reichlichere freiwillige Spenden in den Stand gesetzt würden, Größeres als bisher zu leisten. Einige Mark im Frieden zu Rüstungszwecken gegeben, sind auf jeden Fall besser angelegt als Hunderte von Mark, die zu Beginn des Krieges in der Verwirrung vielleicht nutzlos verausgabt werden.

Noch wichtiger als die Beschaffung des nöthigen Materials ist die Bereithaltung des für die Zwecke der Krankenpflege erforderlichen Personals. Zum Personal der Freiwilligen Krankenpflege gehören alle diejenigen Personen, welche im Kriege zur Unterstützung des staatlichen Sanitätsdienstes, sei es bei der Feld- oder Besatzungsarmee verwendet werden. Die leitende Spitze stellt der kaiserliche Commissar oder Militärinspec-

Digitized by Google

teur dar, der als ein Organ des Staates und der Heeresleitung die Verbindung zwischen der Armee, dem Sanitätscorps und der freiwilligen Hülfe erhält. Er wird bereits im Frieden vom Kaiser ernannt; zu Beginn des Krieges erwählt er sich aus den Vereinen vom Rothen Kreuze oder aus den Orden seine Delegirten (Armee-, Corps-, Etappen-, Unterdelegirte), die aber vom Kriegsministerium bestätigt werden müssen. Aufgabe dieses leitenden Personals ist es, die Freiwillige Krankenpflege einerseits staatlich zu beaufsichtigen, andererseits den Militärbehörden und dem Sanitätsdienste gegenüber zu vertreten. Das übrige Personal setzt sich zusammen aus dem Personenbestande der Vereine vom Rothen Kreuz (Spitze: das Centralcomité vom Rothen Kreuz) und der Ritterorden (Johanniter-, Malteser-, Sanct-Georgsritter). Nur Zugehörige dieser Corporation sind überhaupt zur Kriegskrankenpflege berechtigt; ausgeschlossen von solcher Berechtigung sind alle diejenigen Gesellschaften und Einzelpersonen, welche zu denselben in keinerlei Beziehung stehen. Diese Monopolisirung der Freiwilligen Krankenpflege war nothwendig, um der Zersplitterung vorzubeugen und die Controle zu erleichtern. Im Jahre 1870 konnte jede Gesellschaft und jede Vereinigung auf eigene Faust und eigene Verantwortung Krankenpflege treiben. Daß dieses allerlei Uebelstände im Gefolge haben muß, liegt auf der Hand. Um so freudiger ist die eben erwähnte Neuerung zu begrüßen.

Nach Maßgabe der dreifachen Aufgabe (Krankenpflege, Krankentransport, Depotdienst) gliedert sich das Personal in Lazarethpersonal, Transport- und Begleitpersonal und Depotpersonal. Das Depotpersonal wird sich vorwiegend zu rekrutiren haben aus zuverlässigen, tüchtigen Geschäftsleuten; soweit als möglich sind für solche Vertrauensposten auch schon in Friedenszeiten die geeigneten Kräfte auszuwählen und für den Kriegsfall verfügbar zu halten. Ungleich schwieriger ist die Beschaffung eines geeigneten Lazareth- und Transportpersonals, weil für dasselbe nur geschulte und geprüfte Kräfte in Betracht kommen können. Die Kriegs-Sanitätsordnung läßt nur die Verwendung von geschulten, d. h. von bereits im Frieden planmäßig ausgebildeten und sittlich erprobten Pflegerinnen und Pflegern zu, weil aller Dilettantismus derer, die wol den besten Willen hatten, aber nichts konnten, in frühern Kriegen mehr geschadet als genützt hat. Mit diesem militärischerseits festgehaltenen Grundsatze haben die Vereine der Freiwilligen Krankenpflege unbedingt zu rechnen, und wenn sie überhaupt ein Recht auf Mitwirkung im Kriege haben wollen, müssen sie die Aufgabe, geschulte Krankenpfleger in genügender Zahl schon im Frieden ausbilden zu lassen, allen Ernstes in Angriff nehmen.

Was ist nun in dieser Hinsicht bisher geschehen?

Zunächst haben das Centralcomité vom Rothen Kreuze und die Vereinsvorstände der Ausbildung und Bestellung von Pflegerinnen besondere Aufmerksamkeit und Sorgfalt zugewendet. Man darf wol annehmen, daß ungefähr 2000 katholische Ordensschwestern, 1200 evangelische Diakonissen, 146 dienende Schwestern des Johanniterordens (letztere sind auf Kosten des Ordens in Diakonissenhäusern vorschriftsmäßig ausgebildet worden, um sich eventuell schon in Friedenszeiten der Freiwilligen Krankenpflege zu widmen, auf jeden Fall aber für den Krieg zur Krankenpflege zu verpflichten) und etwa 1800 weltliche Pflegerinnen oder Schwestern vom Rothen Kreuze, also insgesammt gegen 5000 Pflegerin-

Digitized by Google

nen dem kaiserlichen Commissar durch das Kriegsministerium zur Verfügung gestellt werden können. Das ist schon eine schöne Zahl, und so darf die Arbeit der Vereine auf diesem Gebiete als eine erfolgreiche bezeichnet werden. Allein niemand wird glauben, daß auch hier das Ziel bereits erreicht ist. Denn wo die Zahl der vorhandenen Krankenpflegerinnen kaum in Friedenszeiten ausreicht — es ist ja bekannt, wie sehr es an solchen fehlt, wie soll bei Eintritt einer Mobilisirung die für den Kriegszweck unentbehrliche Zahl beschafft werden? Wohl ist der Beruf der Krankenpflegerin ein selten ernster und verantwortungsvoller, an die geistigen, sittlichen und körperlichen Kräfte einer Frau oder Jungfrau stellt er die höchsten Anforderungen; aber für ein so edles, christliches, patriotisches Werk sollten sich doch noch viel mehr deutsche Frauen und Mädchen dauernd begeistern können.

Gewiß ist, daß die Hülfe der weiblichen Pflegerinnen im Kriege unentbehrlich ist, da sich weibliche Geduld und Sorgfalt im Kleinen, verbunden mit selbstverleugnender Liebe, jederzeit besser am Krankenbette bewähren wird als die bestgemeinte Hülfeleistung der Männer. „Aber andererseits liegt es auf der Hand, daß es bei der Kriegskrankenpflege eine ganze Reihe von Verrichtungen gibt, die einen über weibliches Vermögen hinausgehenden Aufwand an Kräften erfordern, oder die aus Schicklichkeitsgründen besser von Männern ausgeführt werden.“ Also wird auch männliches Pflegepersonal unentbehrlich sein, und somit stellt sich für die Vereine vom Rothen Kreuze die Nothwendigkeit der Ausbildung geschulter männlicher Pflegekräfte heraus. Freilich treten hier auch dem energischsten Wollen schier unüberwindliche Schwierigkeiten entgegen. Nur so erklärt es sich, daß bis 1885 nach dieser Richtung hin so gut wie nichts geschehen ist. Die Ausbildung geschulter Krankenpfleger im Kriege ist erst eine der werthvollsten Errungenschaften der letzten Jahre. Zwar hat das Rauhe Haus in Hamburg schon 1864 eine Colonne von 15 Pflegern nach dem Kriegsschauplatze in Schleswig-Holstein entsendet; zwar waren 1866 auf den Schlachtfeldern und bei den Cholerakranken Böhmens etwa 90 Felddiakonen Dr. Wichern's und 200 Pfleger des Johanniterordens in aufopfernder Weise thätig; zwar haben 1870/71 gegen 550 Ordensbrüder, 228 evangelische Brüder von Duisburg, 360 Wichern'sche Felddiakonen, 80 sächsische Felddiakonen sehr Anerkennenswerthes geleistet, und mehrere dieser braven Männer haben ihren Opfermuth mit dem Leben bezahlt; aber das waren doch alles nur verhältnißmäßig unbedeutende Versuche und unvollkommene Anfänge. Ueberdies mußte unter dem Drucke der Nothwendigkeit ungenügend geschultes Personal in großer Menge verwendet werden, das bei völliger Unbrauchbarkeit nur zu einer Last für die Heeresverwaltung und den Kriegssanitätsdienst wurde. Auch in den Friedensjahren nach 1870 hat die Frage betreffs Ausbildung männlicher Pflegekräfte für den Kriegsfall zunächst eine erfolgreiche Lösung nicht gefunden; man schreckte zurück vor den Geldopfern, mit denen die Anwerbung und Ausbildung solcher Kräfte verbunden zu sein schien, ja man hatte überhaupt keine Hoffnung, geeignete Persönlichkeiten hierfür gewinnen zu können. Schließlich wendete sich das Centralcomité, auf wiederholtes Drängen des Kriegsministeriums, am 12. Mai 1886 an die Verwaltung des Rauhen Hauses zu Hamburg mit der Frage, ob sich nicht mit Hülfe der Brüderorganisation dieser Anstalt eine Genossenschaft ins Leben rufen ließe,

Digitized by Google

die sich die Gewinnung und Ausbildung Freiwilliger Krankenpfleger zur besondern Aufgabe stellen sollte. Der Vorsteher des Hauses, Director Dr. Wichern jun., erklärte sich bereit, einen dahin gehenden Versuch zu machen, und dieser Versuch ist — dank dem außergewöhnlichen Organisationstalente Wichern's — auch überraschend geglückt. Dr. Wichern gebührt das hervorragende Verdienst, damit eine völlig neue bahnbrechende Bewegung auf dem Gebiete der Freiwilligen Krankenpflege mit Erfolg in Fluß gebracht zu haben. Bereits am 18. Mai trat die „Genossenschaft Freiwilliger Krankenpfleger im Kriege" als eine selbständige Organisation mit eigenen Statuten ins Leben; sie verpflichtet sich, jedes Jahr eine bestimmte Anzahl männlicher Helfer zu sammeln und auszubilden, und diese dann im Kriegsfalle zur unbedingten Verfügung des Centralcomité zu stellen, wofür das Rothe Kreuz die Bestreitung der Ausbildungskosten zusicherte. Nach dem Muster dieser Genossenschaften bildeten sich in den folgenden Jahren ähnliche Vereine für Felddiakonie in Sachsen, Thüringen (Jena), Würtemberg und Baden, und überall hat sich die Organisation über Erwarten bewährt. Die bisherigen Erfolge der Genossenschaft von 1886—89 sind in der That erstaunlich. Es hat sich doch — dies muß zu Ehren unsers deutschen Volkes gesagt werden — die patriotische Opferwilligkeit der gebildeten Stände, vor allem der Studentenschaft, im glänzendsten Lichte gezeigt; die Zahlen werden hier am deutlichsten sprechen.

Die Genossenschaft in Preußen zählt 388 Ehrenmitglieder und außerordentliche Mitglieder — erstere sollen die Interessen der Genossenschaft bei besondern Gelegenheiten nach außen hin vertreten, letztere haben die Werbung neuer Mitglieder und deren Ausbildung zu leiten und sind zum Theile (165) als Delegirte und Depotverwalter dem Centralcomité zur Verfügung gestellt —, 817 ordentliche Mitglieder, d. h. solche, welche nach absolvirtem zwölfstündigem Vorbereitungs-, vierwöchentlichem Ausbildungs- und späterm Wiederholungscursus als geschulte Krankenpfleger dem Centralcomité und durch dieses dem Kriegsministerium vorgestellt werden können. Diese ordentlichen Mitglieder sind meist Studenten (415), sonst Lehrer, Kaufleute, Handwerker u. s. w. Das Bureau befindet sich im Rauhen Hause bei Hamburg; dort werden Auskünfte ertheilt und Anmeldungen entgegengenommen. Im übrigen müssen wir hier auf die „Mittheilungen über die Geschichte und den gegenwärtigen Stand der Genossenschaft" von Wichern (Berlin 1889, bei Mittler u. Sohn) verweisen. Die selbständige Genossenschaft sächsischer Felddiakonen verfügt über 100 geprüfte Krankenpfleger, die jenaer über 60; hier wie dort liegt der Schwerpunkt ebenfalls in der Studentenschaft; in Würtemberg stehen 40 Krankenpfleger des Sanitätsvereins bereit; in Baden gewinnen die sogenannten Männer-Hülfsvereine immer mehr an Boden. Rechnen wir hinzu die 200 Pfleger vom Rothen Kreuze, die außerhalb dieser Genossenschaften stehen, ferner die 145 Colonnen ausgebildeter Krankenträger (2267 Mann, meist Mitglieder von Kriegervereinen), so dürfen wir auf eine Gesammtzahl von 4000 freiwilligen Pflegern im Falle einer Mobilmachung rechnen. Das ist gewiß eine stattliche Schar; aber was besagen diese 4000 Mann angesichts der Hunderttausende, die im nächsten Kriege der Pflege harren werden? Darum dürfen die Genossenschaften in ihrer Arbeit nicht stillstehen, sondern müssen für einen jährlichen Zuwachs an Krankenpflegern sorgen. Freilich hat das seine

Digitized by Google

Schwierigkeiten bei den vielseitigen Anforderungen, die die Genossenschaft an ihre Mitglieder stellen muß. Muß sie doch von denselben verlangen, daß sie der deutschen Nation angehören, daß sie nicht militärpflichtig sind, dem Landsturme 1. Klasse ohne Waffe angehören oder das 40. Lebensjahr überschritten haben, daß sie weder mit körperlichen Gebrechen behaftet, noch sehr schwächlich sind, daß sie in ihren bürgerlichen Stellungen abkömmlich sind, daß sie in geordneten Verhältnissen leben und einen durchaus unbescholtenen Lebenswandel geführt haben, und daß sie überhaupt alle von ihnen zu übernehmenden Leistungen in dem Sinne verrichten, den die Zugehörigkeit zu einer christlichen Genossenschaft fordert.

Alle diese Eigenschaften in einer Person vereinigt zu finden wird zu allen Zeiten schwer fallen, und so kann der Kreis, aus dem sich die Freiwilligen Pfleger rekrutiren können, an sich nur ein kleiner und beschränkter sein. Um so mehr ist es zu hoffen, ja zu fordern, daß alle deutschen Männer, bei denen die nothwendigen Voraussetzungen vorhanden sind, es auch als ihre erste, heilige Pflicht empfinden werden, den verwundeten Brüdern zu helfen und so ihre Kräfte dem Vaterlande zu widmen, dem sie mit der Waffe nicht dienen können. Erfüllt sich diese Hoffnung, dann werden, wie von Criegern so schön sagt, die Genossenschaften sein, was sie sein sollen: Vereinigungen von Männern der That mit Männern des Ideals.

Schon die vorstehende kurze Darstellung des Arbeitsgebietes der Freiwilligen Krankenpflege wird unsere frühere Behauptung bestätigen, daß es sich hier um ein ebenso dankbares als wichtiges Arbeitsfeld handelt, und daß es der Anspannung aller Kräfte bedarf, wenn den Erwartungen, welche der Staat auf die freiwillige Hülfe und Betheiligung der Gesammtbevölkerung setzt, auch nur einigermaßen entsprochen werden soll. Es müssen eben alle deutsch gesinnten Männer und Frauen mit für dieses Werk eintreten, gleichviel, ob durch Darbringung von Gaben oder durch persönliche Leistungen — aber, wohl gemerkt, jetzt, ja schon jetzt in der Zeit des Friedens, wo in Ruhe und Besonnenheit allein die rechten Vorbereitungen für den mörderischen Krieg der Zukunft getroffen werden können!

Wenn dann die ernsten Stunden wiederkehren sollten, wo es unstreitig selbst bei dem Tapfersten heißt: „An die Rippen pocht das Männerherz“, dann wollen wir doch wenigstens unsern braven Soldaten auf dem schweren Gange das tröstliche, stärkende Bewußtsein mitgeben, daß das dankbare Vaterland sich längst bereitet hat, die Wunden zu heilen, die für dasselbe geschlagen werden.

Gottfried Keller.

Von **Fritz Lemmermayer.**

Nicht ohne Zögern schreibe ich den Namen Gottfried Keller in der Absicht hin, über sein Dichten etwas zu sagen. Wer könnte von ihm sprechen, ohne ihn zu lieben und zu loben? Goethe aber meint: „Wen man lobt, dem stellt man sich gleich.“ Wer nun könnte so anmaßend sein, sich Gottfried Keller gleich-

Digitized by Google

zustellen, das heißt nach Goethe's Meinung: wer dürfte ihn loben? Es kann sich um Lob nicht handeln. Versucht soll und kann nur werden, seiner Eigenart nachzugehen und sie zu veranschaulichen für seine Freunde und solche, die seine Freunde werden wollen und zu werden verdienen.

Vor kurzer Zeit wurde die prachtvolle Gesammtausgabe seiner Dichtungen vollendet: „Gottfried Keller's Gesammelte Werke" (10 Bde., Berlin, Wilhelm Hertz, 1889). Sein Bildniß, in demselben Jahre von seinem genialen Landsmann Arnold Böcklin gezeichnet, ist ihr als ein Schmuck beigegeben, der nicht übertroffen werden kann. Man schaut es an und vermag sich nicht satt zu sehen; man steht vor einem verlockenden Räthsel, über dessen Lösung man vergebens brütet. In doppelter Hinsicht ist es ehrwürdig und merkwürdig: weil es Keller darstellt und weil es Böcklin geschaffen hat. Die Meisterschaft des letztern bewährt sich in jedem Strichlein. Welch ein Leben und welche Tiefe! Welche Kraft und welche Zartheit! Wie ist mit sparsamer und einfacher Kunst Zug um Zug, Falte um Falte, Furche um Furche wiedergegeben! Und trotzdem ist der Künstler niemals kleinlich und peinlich geworden, er hat im Gegentheile dem Kopfe einen monumentalen Zug verliehen. Die volle Seele des Dichters liegt darin, offen und klar und doch wieder verschleiert und geheimnißvoll, geheimnißvoll und unerschöpflich wie alles Große. Auf starkem Halse baut der Kopf sich auf, von schlichten und spärlichen Haaren bedeckt. Wie eine schöne Kuppel wölbt sich die Stirn, von den Runen der Zeit durchschnitten. Die Nase, an der Wurzel leicht eingedrückt, springt in edler Linie vor. Eine Furche zieht sich zum Munde herab, den ein Schnurrbart bedeckt, ein kurzer Vollbart macht den Abschluß. Das Bild zeigt blos das linke, scharf geschnittene Profil. Wir sehen also nur ein Auge — aber welch ein Auge! Die Braue läßt sich tief zu ihm nieder, der Deckel schließt es ein wenig, über einem Thränensäcklein bricht es durch: etwas müde und schwermüthig. Es hat viel beobachtet und viel erkannt, und scheint auszudrücken, daß es nicht von allem erbaut ist. Aber eine tiefe Ruhe, verbunden mit Güte und Weisheit, mildert die Trauer und verleiht dem Antlitz etwas Anziehendes. Man erkennt die großartige Persönlichkeit, die dahinter steckt. Man erkennt sie aus seinen Schriften, Zeile um Zeile.

So weit schrieb ich. Da kam die Kunde: er ist nicht mehr! Gottfried Keller todt — welch ein Verlust! Eine Lücke hinterläßt dieser Tod, die durch nichts in aller Welt ausgefüllt werden kann. Langsam hat er der Natur zurückgegeben, was sie ihm in königlicher Fülle verliehen. Friedlich ist er gestorben, wie er gelebt hat: den Frieden im eigenen Herzen treu und stark erbauend und denen verleihend, die in seine Werke sich versenken. Seinem Willen gemäß wurden seine irdischen Reste nach schönem Brauche den Flammen übergeben: dem Elemente des Reinen der Reine, der ehrlichste und wahrste Mensch, der tiefsinnige und weise Denker, der warmherzige und große Dichter. Wie herrlich ist es und wie erhebend, wenn an einem Grabe wenigstens der häßliche Mund der Lüge verstummen kann, ja wenn nicht einmal das Wort „De mortuis nil nisi bene" zu gelten braucht: nein, wenn der Lobredner eines Heimgegangenen aus voller Ueberzeugung heraus vieles sagen kann und darf und immerzu das Beste, das Erfreulichste, das Menschenwürdigste! Bei Gottfried Keller ist es so. Man braucht in der

Digitized by Google

Verkündigung seines Werthes nicht ängstlich zu sein. Man kann ihm zu viel gar nicht geben; was man auch sagt, man bleibt noch immer sein Schuldner.

Die Biographien bedeutender Männer sind dunkel. Wir wissen von Homer nichts, wir wissen von Shakespeare nicht viel. Nur dürftige Nachrichten über den äußern Lebenslauf sind uns kund; aber das Seelenleben dieses und manches andern Geistesheroen ist für uns ein Buch mit sieben Siegeln. Aehnlich bei Keller. In unserer Zeit der gesteigerten Oeffentlichkeit ein merkwürdiges Ereigniß, seine redliche Schlichtheit, die Schamhaftigkeit seiner Seele bezeugend. Ueber den nächstbesten Windbeutel fließen die Mittheilungen reichlicher als über ihn. Dem Haschen nach Popularität kommt die Klatschsucht der Zeitungen entgegen. Keller, im stolzen Bewußtsein seiner Kraft, verachtete beides und blieb lange ein unbekannter, immer ein einsamer Mann.

Gottfried Keller wurde am 19. Juli 1819 zu Zürich geboren, wo sein Vater als Drechslermeister lebte. Als dieser gestorben war, wurde dem im zartesten Alter stehenden Knaben von der unbemittelten Mutter eine vortreffliche Erziehung zutheil. Er besuchte nacheinander die Armenschule, das Landknabeninstitut, die Industrieschule, um endlich bei einem Landschaftsmaler als Lehrling einzutreten. Im 20. Jahre seines Alters wanderte er, von seiner Armuth und seinem noch schlummernden Genie begleitet, nach München, wo er drei Jahre weilte, ohne sich auf dem Gebiete der Malerei ein Lorberblättchen zu erringen. In die Heimat zurückgekehrt, versuchte er sich an größern Entwürfen, ohne vorwärts zu kommen und um eines Tages inmitten der Arbeit stecken zu bleiben. Das war wol die erste bittere Enttäuschung. Plötzlich begann er Verse zu machen. Er fand Aufmunterung; die Straße, die er fürderhin zu wandeln habe, ward entdeckt. Mit einem Reisestipendium versehen, machte er sich auf den Weg nach Heidelberg und Berlin, um mancherlei Studium obzuliegen. Nach Beendigung der Lern- und Wanderzeit kehrte er wieder in die Schweiz zurück, wo er zuerst als Privatmann, später als Staatsschreiber in Zürich seinem Dichten lebte. Er verließ seine Vaterstadt nur mehr selten und wirthschaftete unvermählt mit seiner Schwester, die ihm ein paar Jahre im Tode vorausging. Auf den Umgang mit wenigen Freunden sich beschränkend, still und wortkarg immer, hielt er sich seit der Vereinsamung seines Hauses noch zurückgezogener, er begann melancholisch und kränklich zu werden, bis er neulich sein edles Haupt zur ewigen Ruhe legte. Nach der Enttäuschung mit der Malerei glaubte er als Dramatiker seine Kraft bethätigen zu müssen, um abermals enttäuscht zu werden. Er kam über Versuche und Entwürfe nicht hinaus und fand endlich sein Selbst in der Lyrik und in der Erzählung. Er wurde ein bedeutender Lyriker und ein Erzähler ersten Ranges. Das ist in allgemeinen Umrissen Keller's Lebenslauf, äußerlich arm, innerlich reich.

Sein Seelenleben gelangte in den Gedichten und dem Romane „Der grüne Heinrich" zum besten und vollsten Ausdrucke. In diesen Werken liegt seine Persönlichkeit, spricht sein Lieben und Zürnen, seine Stellung zum Vaterlande, zur Welt, zu Gott, sein Denken und Empfinden, sein Leiden und sein Jubeln in bunter Mannichfaltigkeit, in milden und in herben Tönen sich aus. Seine Lyrik ist von vertraulicher Art. Auf sie paßt sein Wort über die Gedichtsammlung seines unglücklichen Landsmannes Leuthold: sie ist weder vom Stofflichen

Digitized by Google

noch vom Glücke allzu beschwert. Sie ist sanfter Herzenston und bitterste Ironie; sie ist zierlich und zart, aber nicht schwächlich, gedankenvoll und doch lebendig und sinnenfällig; sie ruht auf dem sichern Boden der Erde und schwebt begeisterungsvoll auf zum Sternengewölbe; sie ist ebenso besänftigend als drohend und klagend, voll Anmuth und Schwermuth; eine innige Theilnahme an den Kämpfen und Sorgen der Zeit macht sich ebenso geltend als eine stille Zurückgezogenheit, ein stolzes und entsprechendes Ruhen in sich. Aber wie subjectiv er auch ist, die angedeutete Schamhaftigkeit seines Wesens dämmert durch manches Gedicht, besonders wenn er die eigene Trauer zum Gegenstande eines Gesanges macht. Z. B.:

Ein Meister bin ich worden
Zu weben Gram und Leid;
Ich webe Tag' und Nächte
Am schweren Trauerkleid.

Ich schlepp' es auf der Straße
Mühselig und bestaubt;
Ich trag' von spitzen Dornen
Ein Kränzlein auf dem Haupt.

Die Sonne steht am Himmel,
Sie sieht es und sie lacht:
Was geht da für ein Zwerglein
In einer Königstracht?

Ich lege Kron' und Mantel
Beschämt am Wege hin,
Und muß nun ohne Trauer
Und ohne Freuden ziehn!

Dieses Gedicht ist für seinen Urheber typisch. Das eigene Leid ist ihm kein hoher, kein würdiger Gegenstand; er schreit es nicht mit prunkender Leidenschaft hinaus; er schämt sich seiner; er behandelt es zag und zart und kehrt seine immer bereite Ironie gegen sich selbst: eine von den deutschen Romantikern ererbte Eigenschaft. Seine Trauer erscheint ihm zwerghaft dem Weltganzen gegenüber, und die Beschaulichkeit seiner Natur gestattet ihm, sich ruhig wie eine fremde Persönlichkeit zu betrachten. Noch stärker tritt diese Neigung in den Strophen hervor:

Die Hoffnung, das Verlorensein,
Sind gleicher Stärke in mir wach;
Die Lebenslust, die Todespein,
Sie ziehn auf meinem Herzen Schach.

Ich aber, mein bewußtes Ich,
Beschau' das Spiel in stiller Ruh',
Und mein Seele rüstet sich
Zum Kampfe mit dem Schicksal zu.

Was der Traum, der unermüdliche Dramatiker, bei jedem Menschen vollbringt, thut hier Keller selbst: er spaltet sein Ich mit jener Mystik, die in seinen Schöpfungen oft und oft sich äußert. Sein leibliches, sinnliches, thätiges und leidendes Wesen, welches er gemeinsam hat mit allen Geschöpfen, beschaut er mit seinem transscendentalen Subject, mit seinem ihm besondern, wahren innern Wesen, seinem persönlichen Charakter, welchen der Buddhismus Karma, Kant und nach ihm Schelling und Schopenhauer den intelligibeln Charakter nennt. Nur jenes leidet, dieses ist gelassen; es schaut dem Spiele des Schicksals zu und ist kräftig und sieghaft genug, um sich zum Kampfe, d. i. zur Ueberwindung jenes leiblichen Wesens, das zugleich das Schicksal ist, zu rüsten. Mit diesem Gedichte kommt unser Meister der Geheimlehre des Buddhismus sehr nahe, und seine Stellung zur Welt offenbart sich klar genug und damit zugleich sein zu Beschaulichkeit und Betrachtung neigender Geist. Einem solchen pflegt der zügellose Sturm und Drang, der wilde Wirbelwind der Leidenschaft, die maßlose, zornige Empörung gegen die Welt und ihre Gesetze, der Aufschrei des gequälten Herzens fremd zu sein. In Keller's Lyrik findet sich von alledem kaum eine Spur. Es fehlt ihr, wenn man will, das „Menschengeschickbezwingende"; dasselbe, was Goethe

Digitized by Google

an den Gedichten Uhland's vermißte und ihn bewog, sie ärgerlich abzufertigen, ja ihn wünschen ließ, sie so rasch wie möglich aus dem Hause zu bringen. Die Abwesenheit der genannten Zustände und Stimmungen mag die Ursache sein, daß vorschnell Urtheilende Keller einen Philister nannten. Er aber war das gerade Gegentheil eines solchen, denn sein Herz umfaßte die weite Welt mit allem Schönen in ihr, und für die höchsten Güter erglühte er in der reinen Begeisterung gereifter Männlichkeit. Er stand auf einer höhern Stufe der Erkenntniß, von welcher aus ihm Menschen und Dinge in einem hellern Lichte erschienen als mindern Sterblichen. Er war keiner von jenen genialen „Zerrissenen", welche, an ihren Wünschen sich berauschend, in ihren Seelenwunden kokett und titanisch wühlend, nach unerreichbaren Idealen jagen und in dem Feuer ihres eigenen Geistes sich langsam verbrennen: nein, seine Ideale waren erfüllbar, er war Ideal-Realist in seinen Forderungen wie in seiner künstlerischen Darstellung, er nährte in seiner Brust eine Flamme, die ihn nicht verzehrte, sondern zu sittlichem Menschenthume emporläuterte. Seine Dichtung gleicht einer Landschaft, die in Ueppigkeit und Fülle prangt und über der das Gold der Sonne gebreitet liegt: die Gegenstände werfen lange und tiefe Schatten, geheimnißvoll und düster, und nicht ohne Grauen wandelt man dahin; da wird es hell mit einem male, es beginnt zu leuchten, zu glühen und zu sprühen in reizvoller Mannichfaltigkeit, in zitternde Bewegung löst sich alles auf, und eine Freude ist es für das Auge, dem Glanzmeer der Landschaft sich zuzuwenden, das Licht und Dunkel zu empfinden und über den unerschöpflichen Wechsel von Linien und Farben hinwegzugleiten.

Die Lieder des Leides fesseln uns zunächst. Er hat es empfunden in schwärmerischer Jugendzeit voll Todessehnsucht und Grabesträumen. Den Tod ruft er an und die Furcht vor ihm überwindet er:

Willkommen, Tod! Dir will ich mich vertrauen;
Laß mich in deine treuen Augen schauen
Zum ersten male fest und klar;
Wie wenn man einen neuen Freund gefunden,
Kaum noch von der Verlassenheit umwunden,
So wird mein Herz der Qual und Sorge bar.

Tief schau' ich dir ins Aug', das sternenklare,
Wie stehn dir gut die schwarzgelockten Haare,
Wie sanft ist deine kühle Hand!
O lege sie in meine warmen Hände,
Dein heil'ges Antlitz zu mir wieder wende!
Wohl mir, daß ich dies traute Wissen fand!

Ob mir auch noch beglückte Stunden schlagen,
Ich will dich heimlich tief im Herzen tragen,
Und wo mich einst dein Ruf ereilt:
Im Blütenfeld, im festlich bunten Saale,
Auf dürft'gem Bett, im schlachterfüllten Thale,
Ich folge dir getrost und unverweilt.

Eine ähnliche Stimmung athmet das Gedicht „Unruhe der Nacht":

Nun bin ich untreu worden,
Der Sonn' und ihrem Schein;
Die Nacht, die Nacht soll Dame
Nun meines Herzens sein!

Sie ist von düst'rer Schönheit,
Hat bleiches Nornengesicht,
Und eine Sternenkrone
Ihr dunkles Haupt umflicht.

Heut ist sie so beklommen,
Unruhig und voller Pein;
Sie denkt wol an ihre Jugend —
Das muß ein Gedächtniß sein!

Es weht durch alle Thäler
Ein Stöhnen, so klagend und bang;
Wie Thränenbäche fließen
Die Quellen vom Bergeshang.

Digitized by Google

Die schwarzen Fichten sausen
Und wiegen sich her und hin,
Und über die wilde Heide
Verlorene Lichter fliehn.

Dem Himmel bringt ein Ständchen
Das dumpf aufrauschende Meer,
Und über mir zieht ein Gewitter
Mit klingendem Spiele daher.

Es will vielleicht betäuben
Die Nacht den uralten Schmerz?
Und an noch ältere Sünden
Denkt wol ein reuiges Herz?

Ich möchte mit ihr plaudern,
Wie man mit dem Liebchen spricht —
Umsonst — in ihrem Grame
Sie sieht und hört mich nicht!

Ich möchte sie gern befragen,
Und werde doch immer gestört,
Ob sie vor meiner Geburt schon
Wo meinen Namen gehört?

Sie ist eine alte Sibylle
Und kennt sich selber kaum;
Sie und der Tod und wir alle
Sind Träume von einem Traum.

Ich will mich schlafen legen,
Der Morgenwind schon zieht —
Ihr Trauerweiden am Kirchhof,
Summt mir mein Schlummerlied!

Aehnliche aus schwermuthvoller Verfassung und Anschauung stammende Gedichte ließen sich viele und schöne anführen. Aber wie oft er auch erlebtem Schmerze in seiner stillen Art Wort und Bild verleiht, nachdrücklicher und ungebrochener ertönt doch die Freude, eine aus entsagender Erkenntniß, aus Herzensruhe und Weltliebe geschöpfte, tief empfundene und geistverklärte Freude, die entgegengesetzt ist einem flachen und blöden Optimismus. Als Zwischenglieder dürfen einige Gedichte gelten, welche die weise Ergebung des in sich ruhenden, abgeklärten Mannes verkünden; z. B.:

Ich hab' in kalten Wintertagen,
In dunkler hoffnungsarmer Zeit,
Ganz aus dem Sinne dich geschlagen,
O Trugbild der Unsterblichkeit.

Nun, da der Sommer glüht und glänzet,
Nun seh' ich, daß ich wohl gethan;
Ich habe neu das Herz umkränzet,
Im Grabe aber ruht der Wahn.

Ich fahre auf dem klaren Strome,
Er rinnt mir kühlend durch die Hand;
Ich schau' hinauf zum blauen Dome —
Und such' kein bessres Vaterland.

Nun erst versteh' ich, die da blühet,
O Lilie, deinen stillen Gruß,
Ich weiß, wie hell die Flamme glühet,
Daß ich gleich dir vergehen muß!

In dem seine Sammlung einleitenden „Spielmannslied" schildert er sich selbst. Ein Traum spiegelt ihm die Jugend vor und eine Geisterstimme fragt ihn: „Was bist du für ein Ackerfeld?" Worauf er antwortet:

O Mann, ich weiß es selber kaum!
Ich bin kein Dornbusch und kein Stein
Und auch kein fetter Weizengrund;
Ich glaub', ich bin der off'ne Weg,
Wo's rauscht und fliegt zu jeder Stund'.

Da wächst kein Gras, gedeiht kein Korn,
Statt Furchen ziehn Geleise hin,
Von harten Rädern ausgehöhlt,
Und nackte Füße wandern drin.
Das kommt und geht, doch fällt einmal
Ein irrend Samenkörnlein drauf,
So fliegt ein hungrig Vöglein her
Und schwingt sich mit zum Himmel auf.

Und er, wie tief er auch in der realen Erde haftet, schwingt sich mit auf leichten und behenden Flügeln. Friedlich und feierlich klingen und rauschen seine Rhythmen der Freude. Großartig und wunderbar hebt er an:

Wol wird man edler durch das Leiden
Und strenger durch erlebte Qual;
Doch hoch erglühn in guten Freuden,
Das adelt Seel' und Leib zumal.
Und liebt der Himmel seine Kinder,
Wo Thränen er durch Leid erpreßt,
So liebt er jene drum nicht minder,
Die er vor Freude weinen läßt.

Und sehnen blasse Gramgenossen
Sich nach dem Grab in ihrer Noth,
Wem hell des Lebens Born geflossen
Der scheut noch weniger den Tod!

Digitized by Google

Taucht euch ins Bad der Luft, ins klare,
Das euch die kurze Stunde gönnt,
Daß auch für alles heilig Wahre
Ihr jede Stunde sterben könnt!

Das halbe Buch müßte man abschreiben, wollte man nur die allerschönsten und die allerreinsten jener Gedichte anführen, welche selige Daseinslust athmen. Auf alles schaut und horcht er; der geringfügigste Gegenstand läßt das Saitenspiel seines Innern liedfroh erklingen; das Gewöhnliche weiß er in ein Lichtmeer von Poesie zu tauchen; er ist ein Alchymist, der in lauteres Gold verwandelt den geringen Heller. Das ist das Glück und der Segen dieser innerlichen, allem Scheinwesen abholden und zürnenden Natur.

Ich führe nur Stab und Becher,
Mein leichtes Saitengetön;
Ich wund're mich über die maßen,
Wie's überall so schön —

so bekennt er, und um so gewichtiger ist dies Bekenntniß, weil er

längst mit Noth und Tod
Ein Wörtlein schon gesprochen.

Aus der jungen Zeit der Liebe schenkt er uns manche Weisen, duftige und liebe, aber auch ahnungsvolle und schicksalsschwere. Daneben Liedchen, gehalten im naiven und traulichen Volkstone. Dicht an dem Leichten und Schalkhaften steht das Schwere und Bittere, das Düstere, welches sich bisweilen zum Schrecklichen und Furchtbaren steigert. So in dem Sonett „Winterabend", wo von einem Todtenwächter erzählt wird, der berauscht auf das Lager einer Leiche sank und ihr einen Becher rothen Weines darbot, oder gar in dem Cyklus „Lebendig begraben", einem grotesk-spukhaften, schaurigen Nachtstücke. Die Liebe zur Heimat, zur Freiheit und zur Natur ist der Grundaccord seiner Lyrik, die wiederholt und in immer vollern Melodienströmen daherrauscht. Er ist ein Schweizer und ein Deutscher und eins mit seinem Lande und seinem Volke in allem Guten, fest in seiner Treue und stark in ihrem poetischen Ausdrucke. Das wunderbare Gedicht „An das Vaterland", das mit den Zeilen schließt:

Werf' ich von mir einst dies mein Staubgewand,
Beten will ich dann zu Gott dem Herrn:
„Lasse strahlen deinen schönsten Stern
Nieder auf mein irdisch Vaterland!" —

wurde in Musik gesetzt, und wenn es im Chorus angestimmt wird in der Schweiz, so kann sich die Zuhörerschar einer Ergriffenheit nicht erwehren. Sie fühlt, daß ihr größter Dichter aus überquellendem Herzen zu ihr spricht.

So groß seine Liebe, so groß sein Haß gegen Bedränger und Bedrücker des Rechten und Wahren. Solchen gegenüber tritt er aus seiner schlummernden Beschaulichkeit heraus und wird leidenschaftlich, grimmig, fast berserkernd, im Ausdrucke craß, grob und cynisch. Wohlthuend aber ist er auch in seinem ehrlichen Manneszorne. So wenn er die Jesuiten, als sie in seine Bergheimat einziehen, mit den Versen empfängt:

Da reiten sie auf Schlängelein
Und hinterdrein auf Drach' und Schwein;
Was das für muntre Bursche sind!
Wol graut im Mutterleib dem Kind:
Sie kommen, die Jesuiten!

Hu, wie das krabbelt, kneipt und kriecht,
Pfui, wie's so infernalisch riecht!
Jetzt fahre hin, du gute Ruh'!
Geh, Grete, mach' das Fenster zu:
Sie kommen, die Jesuiten!

Wie geharnischte Männer jagen und sprengen in solchen Gedichten Gedanken und Bilder dahin, es prasselt und rasselt wie von alten deutschen Schwertern. Keller war Republikaner, nicht blos dem Wunsche und Willen nach: in einem Freistaate hatte er die Muttermilch gesogen. Daher seine Empörung wider Unterdrückung und Verdummung, daher

Digitized by Google

seine Begeisterung für die Freiheit in Wort und That, eine Freiheit, die Recht und Ordnung bedeutet. Sie ist die Luft, welcher er zum Athmen bedarf; sie, die Feindin von Wohldienerei, Streberthum und Byzantinismus, ist die Göttin, an deren Altar er die herrlichsten Gaben seines Geistes opfert. Er wird nicht müde in ihrem Preise, er hofft auf sie und auf den Frieden, den sie über die tyrannenmüde Erde verbreiten wird. Als im Jahre 1848 Wien bemüht ist, sich aus dem Joche eines brutalen und finstern Gewaltsystems zu erretten, ruft er der Donaustadt in innigem Jubel zu:

Einmal noch durch deutsche Lande
Führ' ein deutsches Kaiserbild,
Reich zu schau'n im Goldgewande,
Und wir grüßen fromm und mild!

Dieser Traum wird auch verwehen,
Und am alten Sternenzelt
Endlich unter die Sterne gehen
Zu der todten Götterwelt;
Und wo flimmernd Schwan und Leier
Und das Bild des Kreuzes sprühn,
Wird dereinst im stillen Feuer
Karoli Magni Krone glühn!

Aber dann in tausend Wiegen,
Hier in Gold und dort in Holz,
Wird der junge Kaiser liegen,
Freier Mütter Ruhm und Stolz,
Wird als Hirt auf Blumenauen,
Im Gebirg' als Jäger gehn,
Auf des Meerschiffs schwanken Tauen
Als ein braver Seemann stehn!

Und ein anderes mal stimmt er seine Leier zu den Strophen:

Die Freiheit wandelt durch die Nacht
Mit wallend aufgelöstem Haar!

Und wandelnd späht sie rings und lauscht,
Die bleiche, hohe Königin,
Und ihre Purpurschleppe rauscht
Leis über dunkle Gräber hin.

Sie hat gar eine reiche Saat
Verborgen in der Erde Schoß;
Sie forscht, ob die und jene That
Nicht schon in grüne Halme sproß.

Sie drückt ein Schwert an ihre Brust,
Das blinkt in weißem Dämmerlicht;
Sie bricht in wehmuthvoller Lust
Manch blutiges Vergißmeinnicht.

Es ist auf Erden keine Stadt,
Es ist kein Dorf, deß stille Hut
Nicht einen alten Kirchhof hat,
Darin ein Freiheitsmärt'rer ruht.

Wie ist das schön und herzbewegend! Er hat solcher Stücke manche geschrieben, unerschütterlich an seinem Ideale festhaltend, dessen Erfüllung er auf friedlichem Wege erhofft.

Von der Natur ging Keller in seiner Lyrik aus und zu ihr kehrte er immer wieder zurück, wie ein Säugling zur Brust der Mutter. Zu seiner Gewohnheit zu betrachten, kam die Gabe zu beobachten. Er beschrieb die Natur nicht im Sinne älterer deutscher Dichter, er nützte sie auch nicht zum bloßen Stimmungmachen aus: er zeigte sie, er ließ sie unmittelbar sprechen; man hört in seinen Gedichten ihr gewaltiges Athemholen. Abgesondert und einsam, wie vor ihm Möricke, der köstliche Schwabe, verstand er es wie dieser, in einer Art von visionärem Zustande in die Tiefe des Naturlebens zu tauchen und sein geheimnißvollstes Flüstern zu belauschen, das Unhörbare, die Geisterstimmen zu hören, die unsichtbarsten Würzelchen aufzuspüren; er verstand es, die Erfahrung, die Sinnlichkeit des Daseins in Einklang mit der poesieerfüllten Innenwelt zu bringen und Gebilde zu schaffen, die, rein in der Gestaltung, harmonisch in Inhalt und Form, deutlich geschaut sind und dennoch losgelöst erscheinen von der erdenschweren und harten Wirksamkeit, beseelt von dem Adel eines mit Dämonen spielenden Geistes. Auf das glücklichste gemischt lagen in ihm die entgegengesetztesten Elemente, männliche und weibliche, aus deren Durchdringung und regen Gegen-

Digitized by Google

spiegelung allein das vollendete Kunstwerk hervorgeht.

Bis zur Stunde hat Keller's Lyrik nicht die Verbreitung gefunden, die sie verdient. Sie war nie in Mode, denn sie hat nie der Mode gehuldigt; sie liegt nicht in Prachtbänden auf den prunkenden Salontischen der Reichen, sie wird ebenso wenig auf Studentenkneipen gesungen, als in höhern Töchterschulen gelesen, sie ist zu gedankenvoll und zu gemüthstief, zu traumhaft und zu wahr, zu dunkel und zu hell, um von der großen Menge verstanden und geschätzt zu werden. Der Gesammelte und Verständige aber wird sie immer zu den kostbarsten Besitzthümern unsers Schriftthums zählen.

Es ist im Grunde mit seinem prosaischen Erstlingswerke, das zugleich sein Hauptwerk ist, nicht anders: mit seinem Romane „Der grüne Heinrich". In jungen Jahren begonnen, wurde er langsam und behutsam ausgeführt; und als er veröffentlicht war, kümmerte sich niemand um ihn. Länger denn ein Jahrzehnt ruhte er unbeachtet in den Lagerräumen des Verlegers, während den gemeinen Alltagstalenten reichlich die Münzen des Beifalls rollten. Eines Tages wurde er sozusagen entdeckt, und nach und nach sammelte sich um seinen Verfasser eine verehrende Gemeinde. Diese Erscheinung lehrt auf das unzweifelhafteste, daß es bei einem Buche nicht auf den Lärm ankommt, den es nach seiner Herausgabe macht, daß für seinen Werth nichts weniger bestimmend ist als der Erfolg des Augenblicks, daß auch die Größe des Leserkreises nichts beweist, und werthlos sind die Papierkronen der Journale. Nicht wie viele Leute ein Buch lesen, ist wichtig, sondern wer es liest und auf wen es wirkt. Ein Buch kann eine Zeit hindurch einen Rummel verursachen, um bald für ewig ins Nichts zu verschwinden, ein anderes aber scheinbar modern, um plötzlich zur Unsterblichkeit aufzustehen. Ein solches ist „Der grüne Heinrich".

Was von dem Lyriker gesagt wurde, gilt nicht minder von dem Epiker. Wir finden seine Eigenschaften wieder. Er blendet nicht, er zieht an; er leuchtet nicht, er wärmt; er regt nicht auf, er erhebt; er packt weniger als er begeistert; er liebt weniger Bilderbuntheit als Bilderstille und Bilderschönheit. Er beobachtet auch als Epiker ebenso, als er betrachtet, spinnt und sinnt. Seine Beobachtungsfähigkeit und damit verbunden seine Kenntniß des Lebens mit seinem Irrthum, seiner Schuld, seinem Leiden, seiner Geburt und seinem Tode hat etwas Uebersinnliches oder Mystisches. Wieder die schon berührte Spaltung seines Ich, das Talent sich gleichsam schlafwachend innerlich zu beschauen. Im „Grünen Heinrich" tritt es am augenfälligsten zu Tage. Er ist ein durch und durch subjectiver Roman. Man empfängt den Eindruck, als hätte Keller einen Doppelgänger besessen und auf Schritt und Tritt belauert, in seinen geheimsten Regungen ergründet und dargestellt. Er hat seine Biographie nicht geschrieben, aber in dem Seelengemälde des „Grünen Heinrich" sich selbst gezeigt mit einer Ehrlichkeit, die manchmal an Rousseau's „Bekenntnisse" erinnert, mit einer Deutlichkeit, die erschreckt, noch öfter besänftigt. Mit der Kindheit des Helden hebt das umfangreiche Werk an; Heinrich ergreift in eigener Person das Wort. Er zeigt uns seine Aeltern: den frühverstorbenen Vater, einen umsichtigen, begabten, rührigen, tüchtigen und ehrenvollen Mann, Baumeister seines Zeichens, und die Mutter, ein lichtvolles Wesen, grundgescheit, still und treu waltend, überall

Digitized by Google

das Rechte ohne Geräusch und Umstände vollbringend, unermüdlich sich aufopfernd mit ihrem Genie des Herzens. Gleich fallen ein paar Keller'sche Eigenheiten auf. Er liebte es, mit der zartesten Jugend seiner Menschen zu beginnen; er kannte sie, die Kindheit war ihm ein Born, aus dem er die vortrefflichsten Dinge schöpfte. Er hatte eine herzliche Neigung zu den Kindern und war nie verlegen, neue Züge aus ihrem Treiben und Empfinden in stattlicher, anheimelnder Reihe anzuführen. Eine zweite Eigenheit war seine Kunst, Mütter zu conterfeien. Die Galerie seiner Mütter allein könnte Gegenstand einer mannichfach erwägenden und anregenden Betrachtung sein. Nichts Erbaulicheres, Erfrischenderes, Erfreulicheres als seine Mütter. Wie sind sie so gut und so klug, so anspruchslos, so thätig und so sorgenvoll! Sie haben einen hellen Verstand, der sich in den schwierigsten Lagen mütterlich und gut zurechtfindet, sie haben einen natürlichen und anmuthigen Takt und ein Herz, das unerschöpflich ist. Die Väter dagegen sind nicht so licht und so klar; auch nehmen sie keinen so breiten Spielraum ein. Entweder sind sie gar nicht vorhanden oder sie versterben in des Sohnes Jugendzeit; sie sind, wo sie energischer hervortreten, in der Regel wunderliche, abenteuerliche Gesellen, Grillenfänger, Ausreißer, Wandervögel, mitunter sogar wüste Burschen. An ihnen kühlte er sein Müthchen, befriedigte er seine Lust an dem Fernen und Wunderbaren, woran seine bisweilen heimatmüde Phantasie sich berauschte. Am liebsten führte er uns die sonderbarsten Leute vor, die irgendwo der Hafer sticht. Das Wunderliche und Seltsame an Menschen und Ereignissen reizte und lockte ihn am meisten zur Darstellung, das Schnurrige und Schnackische, Käuze, die etwas Originelles, Zierliches und Außergewöhnliches vorstellen wollen, oder gar eingefleischte Narren. Er hat uns ihrer eine ganze Ladung beschert im „Grünen Heinrich", besonders in den „Leuten von Seldwyla" und den „Züricher Novellen". Den meisten schlägt übrigens die Narrheit ganz gut an, zumal wenn sie sonst brav sind, wie der Schneider Strapinski in „Kleider machen Leute"; ein tragisches Schicksal wie der „Narr auf Manegg" erleidet nur selten einer. Zu den Sonderbaren gehört Heinrich selbst. Wenn man, wie in dem oben angeführten Gedichte, fragt: „Was bist du für ein Ackerland?" so wird wol die Antwort die nämliche sein:

Ich bin kein Dornbusch und kein Stein
Und auch kein fetter Weizengrund;
Ich glaub', ich bin der offne Weg,
Wo's rauscht und fliegt zu jeder Stund'.

Heinrich ist die Rechtschaffenheit selbst, ein guter, liebenswerther, innerlich reicher Junge, aber ungefüge und ein bischen schwerfällig nach außen, von rührender Unbeholfenheit, wo er nicht aus der Ueberzeugung seiner Natur reden und handeln kann; er ist im Kerne ein Künstler und lernt die Landschaftsmalerei, aber er kann die in ihm schlummernden Kräfte nicht zur Entfaltung bringen, er vermag nicht heraus zutreten aus seinem schüchternen, hinträumenden und spintisirenden Ich, er ist kein Thatenmensch, er kann grollen und greinen, doch nicht handeln, er ist ein Hamlet, ein Deutscher, und so geschieht es denn, daß man seine Stimme nicht vernimmt auf dem lauten Jahrmarkte der Welt, daß er allenthalben zu spät und zu kurz kommt am Tische des Lebens, wie der Poet. Er ist aus dem Blute Keller's, ein lebendiges Geschöpf und ein Typus, ein Symbol zugleich. Sein Charakter ist seine Schuld und ist sein Schicksal. Er erzählt uns

Digitized by Google

die Leiden und Freuden der Schule, seine Kinderspiele und Jugendsünden, seine drangsalvollen Lehrjahre bei mehrfachen wunderlichen Malern, seine religiösen Kämpfe und Zweifel, seine Stellung und seine Liebe zu den Frauen, sein Hungern, sein Kämpfen und sein Irren. Die Malerei fördert ihn nicht, und so hängt er sie denn eines Tages an den Nagel. Er hat in der Fremde eine kleine Erbschaft gemacht, die ihn der Noth enthebt. Er will nun die nöthigen Kenntnisse nachholen, das Studium des Menschen betreiben, dessen lebendiges Wesen und Zusammensein, und sich dem öffentlichen Dienste widmen. Mit diesem Vorsatze kehrt er, nachdem er die Schule der Enttäuschung in ihrer ganzen Bitterkeit durchgemacht, ins Schweizerland zurück. Er kommt gerade zurecht, um seiner Mutter die Augen zuzudrücken, welche die Zeit her in Noth, in Kummer um die Wohlfahrt des Sohnes und in den bohrenden Selbstanklagen gelebt hat, daß sie ihn als Kind einer zu schrankenlosen Freiheit und Willkür anheimgestellt habe. Das Kapitel, in dem alles das erzählt wird, ist in seiner Unmittelbarkeit, Einfachheit und Wahrheit unsäglich traurig, kränkend, erschütternd. So ist Heinrich wieder um eine Hoffnung ärmer, um eine bittere Erfahrung reicher. Früher schon ist die zaubervolle Anna, die Liebe seiner Jünglingszeit, gestorben. Er ist allein in der Welt. Aber er findet — nach der Neubearbeitung des wunderbaren Romans — doch noch ein Glück: Judith, seine treueste Freundin, kehrt seinethalben aus Amerika zurück.

„Sie schloß mich heftig in die Arme", so erzählt Heinrich am Schlusse seiner sinnreichen Lebensgeschichte, „und an ihre gute Brust; auch küßte sie mich zärtlich auf den Mund und sagte leise: «Nun ist der Bund besiegelt! Aber für dich nur auf Zusehen hin, du bist und sollst sein ein freier Mann in jedem Sinne!»"

„Und so ist es auch zwischen uns geblieben. Noch 20 Jahre hat sie gelebt; ich habe mich gerührt und nicht mehr geschwiegen, auch nach Kräften dies oder jenes verrichtet, und bei allem ist sie mir nahe gewesen. Wenn ich den Wohnort verändern mußte, so ist sie mir das eine mal gefolgt, das andere nicht, aber so oft wir wollten, haben wir uns gesehen. Wir sahen uns zuweilen täglich, zuweilen wöchentlich, zuweilen des Jahres nur einmal, wie es der Lauf der Welt mit sich brachte; aber jedesmal, wo wir uns sahen, ob täglich oder nur jährlich, war es uns ein Fest. Und wenn ich in Zweifel oder Zwiespalt gerieth, brauchte ich nur ihre Stimme zu hören, um die Stimme der Natur selbst zu vernehmen."

Wie ist das schön! Mit Rücksicht auf diese Schöpfung, auf seine Lyrik und mehrere seiner Novellen, die der höchsten Erzählungskunst angehören, geht man wol nicht irre, wenn man sagt, Keller ist unter den deutschen Dichtern, deren Arbeit sich überschauen läßt und gewissermaßen abgeschlossen ist, der letzte von jenen, die nicht aufhören zu leben und eine unauslöschliche Wirkung zu thun. Er kann zeitweise vergessen und von den Götzen des kurzen Tages verdrängt werden, indessen immer wieder wird er auferstehen; seiner wird man gedenken, wo man von Albrecht Dürer spricht.

Der „Grüne Heinrich" gehört zur Gattung der psychologischen Romane; er ist, wenn man will, ein biographischer Künstlerroman, auf der Linie stehend, wo Goethe's „Wilhelm Meister" sich behauptet. Aber es sei ausgesprochen, daß er diese Dichtung an künstlerischem und menschlichem Werthe übertrifft. Es

Digitized by Google

handelt sich denn doch um mehr als um die Aufführung eines Puppenspiels. Im „Grünen Heinrich“ werden Probleme der Religion und Metaphysik, der Aesthetik, der Moral und des Rechts behandelt oder gestreift, es ist ein Spiegel alles Höchsten und Tiefsten, was in der Menschenbrust treibt und gärt, ein Echo der bedeutendsten Fragen unsers Geschlechts. Da Keller Pose und Phrase, Schein- und Flitterwesen verabscheute, da er eine diabolische Menschenkenntniß besaß, da er viel erlebt und erlitten, im Weltgetümmel wie in den Gründen des Herzens, da er eine im besten Sinne stilvolle, eigenartige, plastische, vom Gedämpften und Getönten bis zum Schreienden, vom Zarten bis zum Herben, vom Lieblichen bis zum Grausenhaften abschattirte, warme, scherzhafte und wehmüthige Schreibweise besaß, so ist es eben kein Wunder, daß jeder Satz ein Gedanke, eine Wahrheit, eine Poesie oder ein Stück Leben ist. Erstaunlich ist seine Kenntniß vieler realer Dinge. Er weiß etwas von allerlei Handwerken und Industrien, von Handel und Wandel, daß man glauben möchte, er sei selbst zuweilen ein betriebsamer Handwerksbursche oder Handelsmann gewesen; und alles weiß er so natürlich vorzutragen und dabei mit einem so goldigen Schimmer von Poesie zu umgeben, daß man oft aufjubelt und wähnt, es könne nicht anders sein. Das Beschauliche lag ihm näher als das Leidenschaftliche. Er erzählte manchmal umständlich, mit merklichem Behagen, doch niemals langweilig. Wie Jean Paul, der ihn vielfach angeregt haben mag, ging er an dem Winzigsten nicht vorüber, ohne es mit sinnendem Auge zu besichtigen, aber er verlor darüber den Zusammenhang nicht mit dem Großen und Ewigen. Auf der Natur und dem Leben beruhte sein Dichten. Er selbst sagte im „Grünen Heinrich“, daß es die schlechten Poeten sind, die das wirkliche Leben für prosaisch halten im Gegensatze zu dem erfundenen und fabelhaften. Aber er blieb im Boden des Realen nicht stecken; wie ja auch der Baum nicht allein seine Wurzeln in die Erde treibt, sondern mit allen Aesten und Zweigen im Sehnsuchtsdrange alles Lebendigen zur Sonne emporstrebt. Er sah und empfand hinter dem Stofflichen das Geistige, hinter dem Sinnlichen das Uebersinnliche, hinter dem Menschlichen das Deutsame und Symbolische. Wir wissen schon, daß er unter anderm auch ein Tiftler und Grübler war. So geschah es, daß ihm unter der Hand das Zeitbild zum Weltbilde wurde, das seltsamste Menschenschicksal, das, was noch nie war, zum Sinnbilde. Seine Geschichten spielen mit geringen Ausnahmen in seiner Heimat, weil er sie besser und gründlicher kannte als irgendeinen andern Erdstrich; ebenso sind seine Gestalten großentheils Schweizer, weil ihm deren Besonderheit, deren Denkart, deren Trachten, Treiben, Gesittung und Gesinnung am geläufigsten war; die scharfe und schneidige Alpenluft der Schweiz weht fühlbar in seinen Büchern: und dennoch könnte sich alles, was er uns sagte und zeigte, auch in irgendeinem andern Lande zutragen, einen Heinrich Lee oder solches Volk, wie das zu Seldwyl, findet man überall. Das Oertliche und Zeitliche ist eben nur das Drum und Dran, ist Form und Farbe; das Seelische und Schicksalsvolle dagegen ist allgemein und rein menschlich. Mit Jean Paul hat er ferner gemeinsam zwar nicht dessen Ueberschwang, Schwärmerei und Empfindsamkeit, auch nicht dessen Formzerflossenheit, aber den Humor. Nur ist Keller's Humor vielseitiger, er ist nicht blos kindlich und freundlich, sondern auch schaurig. Man

Digitized by Google

denke an die Episode des armen Meretlein und an die mit Spuk und Zauberwesen sich beschäftigende Antiquitätenhändlerin, sowie an den Todtenschädel des Herrn Zwiehan im „Grünen Heinrich", an die Novellen „Dietegen" und „Die drei gerechten Kammmacher", wo Humor und Tragik sich großartig vermengen. Eingewirkt mag auf ihn auch sein rühmenswerther Landsmann Jeremias Gotthelf haben, wenigstens dessen volksthümliche Seite. Das Volksthümliche ist in Keller's Prosa, weniger in seiner gern reflectirenden Lyrik, wesentlich. In dieser Hinsicht ist keiner deutscher, denn keiner schöpfte tiefer aus der Quelle des deutschen Gemüths und Wesens.

Enthält der „Grüne Heinrich" gewissermaßen die Summe seines Geistes und Herzens, so erschöpft er doch sein Genie nicht. Der Reichthum seiner Persönlichkeit zeigt sich verschwenderisch in allen seinen folgenden Schriften, den Novellensammlungen „Die Leute von Seldwyla", „Züricher Novellen", „Sinngedicht" und „Sieben Legenden", wie in seinem zweiten und letzten Romane „Martin Salander", lauter mehr oder weniger vollendete Kunstwerke; mittelmäßig oder unbedeutend ist nichts. So vermochte er gar nicht zu schreiben. Sie sind hervorgegangen aus seiner Fabulirlust, die gute deutsche Art ist. Der alte Hüne Wate in unserm Gudrunliede sogar verschmäht es nicht, wenn die grausen Kriegsstürme schweigen, den Heerzug mit einer Märe zu ergötzen. An solchen Mären und Schwänken war Keller unerschöpflich. Seine allzeit rege Einbildungskraft und Erfindungsgabe war nie in Verlegenheit, um verschiedene Verhängnisse zu ersinnen, kleine und große, thörichte und kluge Menschenkinder zu formen, das Alltägliche und Wirkliche mit dem Phantastischen und Mystischen, das nicht minder wirklich ist, verbindend, zugleich allerlei tiefe Weisheit daran knüpfend, eine trauliche Sentenz, einen lehrreichen Spruch für alle Lebenslagen und Verstimmungen. Er kräftigt das Herz, er ist ein Arzt, ein Seelenhirt, der unendliche mal mehr vermag als ein redseliger Kanzelprediger. Mit ihm freut man sich über seine wohlthuende Behaglichkeit und ist erstaunt, wie er wirkt ohne Absicht der Wirksamkeit, aus sich heraus, aus dem innern Kerne der Sache. Aus bloßem Vergnügen zu formen und zu schaffen, ließ er, ähnlich wie sein ebenbürtiger Zeitgenosse Turgenjew, Menschen auftreten, die mit der eigentlichen Handlung keine oder nur eine geringe Fühlung haben. Oft schweifte er ab von dem Hauptgange der Erzählung und lenkte uns in ein Sackgäßchen, um uns die reizvollsten Dinge zu zeigen, die er mit demselben sprachgewaltigen Eifer behandelte wie die Hauptsachen, immer neue Züge entdeckend und aufweisend. Seine Gestalten haben ein Familiengesicht; sie sind alle ein wenig Gottfried Keller. Sie reden seine Sprache, gebrauchen seine Bilder, Vergleiche und Wendungen, haben seine behagliche Beschaulichkeit, haben, wenn sie edel und gut sind, seine Wärme und seinen Verstand. Eine strenge deutsche Aesthetik wird darin das Gegentheil der geforderten Objectivität erblicken; indessen geschieht der Charakteristik dadurch kein Eintrag; jeder athmet doch durch seine eigenen Lungen, ist ein Mensch für sich, anders als die andern. Seine Männer und Liebhaber sind in der Regel schüchtern, unbeholfen, excentrisch; seine Mädchen dagegen sind resolut, sinnig, klug und großherzig und erklären sich selbst dem zagen Liebsten — eine Eigenschaft, die unser Schweizer ebenfalls mit jenem

Digitized by Google

großen Russen theilt. In der Behandlung des Verhältnisses und der Liebe zwischen beiden Geschlechtern zeigt sich sein Können vielleicht von der monumentalsten Seite. Hier ist er hold und tiefsinnig, von einer elementaren Wahrhaftigkeit und Naturkraft, von einem idealen Naturalismus, der von Auserwählten erreicht, aber nicht übertroffen werden kann; hier wächst er zu Shakespeare empor. Es sei nur an Judith, dieses Prachtweib, erinnert, an die Novellen „Kleider machen Leute", „Die misbrauchten Liebesbriefe", „Das verlorene Lachen", an „Hadlaub", endlich an „Dietegen" und „Romeo und Julia auf dem Dorfe", die beiden zauberhaften Perlen seiner Novellenreihen. Das Menschenglück und die Menschentragik erreichen in beiden eine Höhe, die nicht mehr überschritten werden kann. Das ist Natur gewordene Kunst. Die Lektüre wird zur Andacht. Es entfalten sich Gemälde, in denen sich die verschiedensten Elemente in wunderbarster Fülle vermischen und durchdringen, in denen Herzensbildung und Gemüthsreichthum, Phantasiespuk und Wirklichkeitsgehalt, Leidenschaft und Zartheit, Kraft und Anmuth, Bilderglut und Bilderschönheit, Humor und Traurigkeit zu einer Einheit zusammenschmelzen, die man nicht müde wird zu bewundern — wahr und groß! Als ein Schatzgräber offenbart er sich, der die Kleinode ans Licht bringt, welche im Schachte unsers Volksthums liegen. Seine schönsten Novellen behandeln der Minne Lust und Leid, das „Sinngedicht" ist eine ununterbrochene Reihe von Liebesgeschichten, den Spruch des alten Logau lebendig illustrirenden:

Wie willst du weiße Lilien zu rothen Rosen machen?
Küss' eine weiße Galathee: sie wird erröthend lachen.

Liebesabenteuer enthalten auch die „Sieben Legenden". Keller wußte den heiligen Geschichten allerhand weltliche Züge abzugewinnen, liebenswürdig und schelmisch, und damit verschieden Lehrhaftes und Erziehliches zu verbinden, wie er überhaupt ein erziehliches Genie war, gleich den Müttern, die er schilderte, besonders der Frau Regel Amrain. Die schöne Eugenia z. B. lebt als Mönch in einem Mönchskloster, um schließlich ins Ehebett zu gelangen: eine Frau soll eben keine Mannskleider tragen. Ein Mann will seine Gemahlin, um Geld und Gut zu gewinnen, dem Teufel verkaufen; doch die heilige Jungfrau, mit dem Teufel ringend — eine grandiose Scene — rettet Bertrade; darauf nimmt die Heilige die Gestalt eines Ritters an, der um Bertrade freiet und sie heirathet; im rechten Augenblicke tritt der furchtsame Freier an der Jungfrau Stelle: sie ist also Ehestifterin. Vitalis will verlorene Mädchen auf den Weg der Tugend bringen, bis er schließlich Ehegatte wird — alles üppig und keusch.

In seinem Romane „Martin Salander" griff er tiefer ein in das sociale Getriebe der Gegenwart. Nicht ohne Strenge und Herbigkeit. Das moderne Streber- und Schwindlerthum wird gezeigt; das Ringen nach Glücksgütern, nicht auf dem Wege der Pflichterfüllung und der Arbeit, sondern auf dem Wege der Veruntreuung und des Betrugs, der direct ins Zuchthaus führt. Inmitten solch angefressener Menschen steht Martin Salander als ein aufrechter und biederer Mann. Er ist umsichtig und unternehmend, weiß sich zu rühren und Ersprießliches zu schaffen, und erzieht sich und seine Familie nach mancherlei Irrungen zu einem stillen, häuslichen Glücke. Die alte Keller'sche Tendenz: der Mensch muß aus eigener Kraft sich zu einer

Digitized by Google

sittlichen Höhe hinanläutern; er muß rüstig walten und sich wehren, und sich durch Tüchtigkeit und Redlichkeit in den Widerwärtigkeiten des Lebens erhalten. „Martin Salander" ist eine meisterhafte Kleinmalerei, die alles Effectvolle vermeidet und mit den einfachsten Mitteln die reichste Wirkung erzielt.

Es wurde wiederholt auf Keller's Fabulirlust und -kunst, auf seinen Humor, seinen Hang zur Beschaulichkeit und Grübelei hingewiesen, als auf diejenigen Elemente seines Wesens und Wirkens, welche den anziehendsten Reiz ausüben; aber das Beste und Bedeutendste an seinen Werken ist doch die wunderbar gelungene und gesättigte Sprache und Darstellung, die alle Geheimnisse einer solchen in sich birgt und für die es nichts Unmögliches zu geben scheint. Der Adel und die Blüte dieser Darstellung ist die Anmuth. Sie schwebt, duftet und leuchtet über allem und in allem, die Anmuth ist seine Seele. Man braucht nur aufs gerathewohl die nächstbeste Seite aufzuschlagen und man wird erkennen, was unter dieser gesättigten und anmuthigen Darstellung gemeint ist. So heißt es z. B. in „Pankraz, der Schmoller": „Die Mutter kochte nämlich jeden Mittag einen dicken Kartoffelbrei, über welchen sie eine fette Milch oder eine Brühe von schöner brauner Butter goß. Diesen Kartoffelbrei aßen sie alle zusammen aus der Schüssel mit ihren Blechlöffeln, indem jeder vor sich eine Vertiefung in das feste Kartoffelgebirge hineingrub. Das Söhnlein, welches bei aller Seltsamkeit in Eßangelegenheiten einen strengen Sinn für militärische Regelmäßigkeit beurkundete und streng darauf hielt, daß jeder nicht mehr noch weniger nahm, als was ihm zukomme, sah stets darauf, daß die Milch oder die gelbe Butter, welche am Rande der Schüssel umherfloß, gleichmäßig in die abgetheilten Gruben laufe; das Schwesterchen hingegen, welche viel harmloser war, suchte, sobald ihre Quellen versiegt waren, durch allerhand künstliche Stollen und Abzugsgräben die wohlschmeckenden Bächlein auf ihre Seite zu leiten, und wie sehr sich auch der Bruder dem widersetzte und ebenso künstliche Dämme aufbaute und überall verstopfte, wo sich ein verdächtiges Loch zeigen wollte, so wußte sie doch immer wieder eine geheime Ader des Breies zu öffnen oder langte kurzweg, in offenem Friedensbruche, mit ihrem Löffel und mit lachenden Augen in des Bruders gefüllte Grube. Alsdann warf er den Löffel weg, lamentirte und schmollte, bis die gute Mutter die Schüssel zur Seite neigte und ihre eigene Brühe voll in das Labyrinth der Kanäle und Dämme ihrer Kinder strömen ließ." Das ist Gottfried Keller. Die äußere Anmuth ist ein Ausfluß seiner innern. Von ihm gilt, was er über Lessing sagt: daß sein Wesen nichts anderes ist „als die ewige Jugend und Geschicklichkeit zu allen Dingen, der unbedingte gute Wille ohne Falsch und im Feuer vergoldet". Das ist bei ihm das Große: man empfindet, seine Dichtungen lesend, das innige Bedürfniß, die herzliche Sehnsucht, sie ins praktische Leben zu übertragen, zu sein und zu leben wie seine Menschen, die ein Spiegel seiner selbst sind, so wahr, so natürlich, so klug und so gut. Er lehrt, wie es in allem Elend der Welt möglich ist, eine bessere Wirklichkeit zu suchen und zu finden; er verleiht Muth und Trost, Lebenslust und Lebensweisheit. Darum ist er ein sittlicher Schriftsteller im höchsten Sinne, darum war sein Schaffen ein Priesterthum, darum sollte man seine Schöpfungen als erziehliches Mittel betrachten und einführen in höhere Schulen und

Digitized by Google

Strafhäuser. Wenn man sich mit ihnen beschäftigt in tiefem Herzensfrieden in der Stube oder in der Waldeinsamkeit, dann wird einem wohl und weh, denn er ist so lustig und so traurig, aber am Ende weiß er immer das erlösende Wort zu finden. Seine Werke sind ein Familienschatz, eine Hauspostille, und ihre Pflege sollte kein deutscher Hausvater versäumen, der um das Wohl der Seinen besorgt ist.

Eine Strafproceßordnung für das deutsche Heer.

Von **Ludwig Fuld.**

Durch das Militär-Strafgesetzbuch vom 20. Juni 1872 ist das sogenannte materielle Strafrecht für alle Theile des deutschen Heeres in einheitlicher Weise geordnet worden: der preußische Soldat untersteht seitdem denselben Vorschriften über die Bestrafung der Verbrechen und Vergehen wie der bairische, der sächsische denselben wie der würtembergische. Bei Erlaß dieses im wesentlichen gelungenen Gesetzbuches war in den weitesten Kreisen die Hoffnung verbreitet, daß die nothwendige Ergänzung desselben, der Erlaß einer deutschen Militär-Strafproceßordnung, nun nicht mehr lange auf sich warten lassen werde, und es fehlte nicht an Gelegenheiten, bei welchen derselben im Reichstage Ausdruck gegeben wurde. Leider erwies sich diese Hoffnung als irrig. Schon sind fast zwei Jahrzehnte seit dem Erlasse des Militär-Strafgesetzbuches ins Land gegangen, und noch immer lebt das deutsche Reichsheer unter vier verschiedenen Strafproceßgesetzen; noch immer ist es nicht gelungen, die preußische, bairische, sächsische und würtembergische Militär-Strafproceßordnung zu beseitigen und durch ein Reichsgesetz zu ersetzen, das allein der Einheit des deutschen Heeres entspricht. Trügen jedoch die Zeichen der Zeit nicht, so sind die Tage der Rechtsverschiedenheit auch auf diesem Gebiete gezählt und ist die Zeit nicht mehr fern, in welcher der lange gehegte Wunsch, dessen wärmster Vertreter der verstorbene Abgeordnete Dr. Völk war, in Erfüllung gehen wird. Nachdem die auf Befehl des Kaisers in Berlin zusammengetretene Commission hoher Offiziere und Militärjuristen sich über die wichtigsten, bei Ausarbeitung eines Gesetzentwurfs über das Militär-Strafverfahren festzuhaltenden Grundsätze geeinigt hat und im Herbste der Zusammentritt einer weitern Commission bevorsteht, welcher die Aufstellung einer Gesetzesvorlage obliegen wird, dürfte es angemessen sein, zunächst den gegenwärtigen Rechtszustand zu schildern und demnächst die Forderungen zu betonen, welchen eine Militär-Strafproceßordnung für das deutsche Heer entsprechen muß.

Von den obengenannten Militär-Strafproceßgesetzen sind die wichtigsten die Gesetze für Preußen und Baiern; die preußische Militär-Strafproceßordnung vom 3. April 1845 steht durchweg auf dem veralteten und überwundenen Standpunkte des frühern Rechts, während das bairische Gesetz vom 29. April 1869 den Anspruch erheben darf, ein modernes Gesetz im besten Sinne genannt zu werden. In Preußen

Digitized by Google

sind die Inhaber der Militärgerichtsbarkeit die Gerichtsherren, nämlich die commandirenden Generale, Divisionscommandanten, Gouverneure, Festungscommandanten, Regimentscommandeure und die denselben gleichgestellten Commandeure; von diesen werden die Gerichte für den einzelnen Fall gebildet: für leichtere Fälle fungiren die Standgerichte, für schwere die Kriegsgerichte. Beide sind besetzt mit einem Vorsitzenden und vier Richterklassen; die Stärke der letztern beträgt nach dem Range der Angeklagten zwei oder drei Personen. Das Verfahren bei den Gerichten ist das schriftliche, die Oeffentlichkeit ist unbedingt ausgeschlossen, die Richter urtheilen nach strengen Beweisregeln, die Thätigkeit des Anklägers ist von der des Richters nicht scharf getrennt, sondern die eine vermischt sich mit der andern; die kriegs- und standgerichtlichen Erkenntnisse bedürfen je nach der Schwere des zur Aburtheilung stehenden Falles der Bestätigung durch den zuständigen Militärbefehlshaber, den Kriegsminister oder den König, der ungesetzliche Entscheidungen aufheben kann.

Im Gegensatze zu diesem Verfahren beruht der Militär-Strafproceß in Baiern auf dem Grundsatze des Anklageprocesses, d. h. die Rollen des öffentlichen Anklägers und des Richters sind voneinander scharf geschieden; demgemäß schreiten die Militärgerichte nicht von Amts wegen, sondern auf Antrag der unter dem Kriegsministerium stehenden Militär-Staatsanwaltschaft ein. Das Verfahren ist ein mündliches und öffentliches, Beweisregeln bestehen für den Richter nicht. Die Militärgerichtsbarkeit wird ausgeübt durch Militäruntergerichte, Militärbezirksgerichte und das Militärobergericht. Soweit Offiziere als Beisitzer zu den Gerichten commandirt werden, erfolgt die Commandirung nicht für den einzelnen Fall, sondern für die Dauer eines Jahres. In Verbrechens- und Vergehenssachen entscheiden die Militärbezirksgerichte unter Hinzuziehung von Militärgeschworenen, deren Zahl sich nach der Art der strafbaren Handlung richtet, während die Charge derselben durch die Charge des Angeklagten bestimmt wird; gegen die Entscheidung der Militärbezirksgerichte kann die Nichtigkeitsbeschwerde an das Militärobergericht eingelegt werden, das außerdem die Prüfung der Todesurtheile von Amts wegen, die Gesuche um Wiederaufnahme des Verfahrens und die Beschwerden zu erledigen hat, die zur Wahrung des Gesetzes eingelegt werden.

Es bedarf sicherlich keiner eingehenden juristischen Kenntnisse, um zu erkennen, daß das in seinen Grundzügen hier geschilderte bairische Verfahren im wesentlichen den Anforderungen entspricht, die an ein modernes Gesetz im Interesse der Gerechtigkeit, im Interesse des dem Angeklagten gebührenden Rechtsschutzes und der unabweislichen Rechtsbehelfe gegen die Verurtheilung unschuldiger Personen gestellt werden müssen, wogegen das preußische noch an den alten Grundsätzen festhält, über welche Wissenschaft und Praxis längst den Stab gebrochen haben. Der Gesetzgeber unserer Zeit, welcher für das aus der Blüte des Volks, nicht etwa aus verlotterten Söldnern und käuflichen Miethlingen bestehende Heer ein Strafproceßgesetz erlassen will, wird nicht umhin können, dasselbe dem für die bürgerliche Bevölkerung geltenden Strafproceßgesetze soweit thunlich anzuschließen; eine völlige Uebereinstimmung beider ist nicht möglich, weil die Rücksicht auf die Erhaltung der Disciplin und Unterordnung es gebietet, von manchen Bestimmungen der bürgerlichen Strafproceßordnung in

Digitized by Google

dem einen oder andern Punkte abzuweichen; soweit aber diese Rücksicht nicht vorhanden ist, sollte wenigstens in den großen Grundsätzen die Ordnung des Strafverfahrens für das Heer der für die bürgerlichen Klassen bestehenden Regelung entsprechen. Solange die Strafproceßwissenschaft an der Heimlichkeit und Schriftlichkeit des Verfahrens festhielt, war nichts dagegen zu erinnern, daß auch das Strafverfahren bei dem Heere ein schriftliches und heimliches war. Seitdem aber Oeffentlichkeit und Mündlichkeit die Strafproceßgesetze aller Culturstaaten beherrschen, fehlt jeder Rechtfertigungsgrund, für das militärische Strafverfahren, die entgegengesetzten Grundsätze noch aufrecht zu erhalten. Wenn man bisher in preußischen Militärkreisen der Einführung des öffentlichen Verfahrens einen heftigen Widerstand entgegensetzte, wenn man von dieser Neuerung eine Gefährdung der Disciplin des Heeres befürchtete, so kann die unbefangene Beurtheilung diese Einwände und Bedenken mitnichten als berechtigt anerkennen. Es ist unbestritten, daß die Disciplin der bairischen Truppen eine vortreffliche ist, daß sie durchaus nicht hinter der Disciplin der übrigen Theile des Reichsheeres zurücksteht, und gleichwol ist das öffentliche Strafverfahren für das bairische Heer seit mehr als zwei Jahrzehnten eingeführt! Wir denken, wenn dasselbe in Baiern eingeführt werden konnte, ohne die Disciplin in nachtheiliger Weise zu beeinflussen, so wird auch seine Einführung in Preußen die berühmte Disciplin des preußischen Heeres unberührt lassen. Bei den in frühern Jahren gemachten Versuchen, das Strafproceßrecht für das Reichsheer einheitlich zu regeln, war es die Behandlung dieses Punktes, welche das Scheitern derselben zur Folge hatte; seitens Preußens konnte man sich nicht entschließen, zu der bewährten Neuerung überzugehen, während Baiern sich mit Recht weigerte, auf seine Gesetzgebung zu Gunsten eines strafprocessualen Rückschrittes zu verzichten. Es darf deshalb mit besonderer Genugthuung begrüßt werden, daß man nunmehr in Preußen den Widerspruch gegen die Einführung des öffentlichen Verfahrens aufgegeben und sich damit einverstanden erklärt hat, daß das Reichsgesetz sich in Ansehung dieses Punktes dem bairischen Rechte anschließen wird. Es ist selbstverständlich, daß die Oeffentlichkeit bei den Verhandlungen der Militärgerichte in weiterm Umfange ausgeschlossen werden muß als bei den bürgerlichen Strafgerichten. Wenn es für diese völlig hinreicht, die Oeffentlichkeit mit Rücksicht auf die Gefährdung der öffentlichen Ordnung, insbesondere der Staatssicherheit und der Sittlichkeit auszuschließen, so kann dies bei den Militärgerichten nicht als genügend erachtet, es muß vielmehr für dieselben die Befugniß gefordert werden, die Oeffentlichkeit auch wegen Gefährdung der Disciplin und militärischen Unterordnung ausschließen zu dürfen. Mit Hülfe dieser Befugniß werden sich alle Uebelstände, die aus der öffentlichen Verhandlung etwa entstehen könnten, leicht verhüten lassen, wie die Erfahrungen, die man in Baiern gemacht hat, zur Genüge darthun.

Neben dem Grundsatze der Oeffentlichkeit muß auch der Grundsatz der Mündlichkeit seitens des Reichsgesetzes Anerkennung finden, und des weitern ist zu fordern, daß dem Militärrichter die Befugniß eingeräumt werde, nach freier Ueberzeugung, uneingeschränkt von den Fesseln einer Beweistheorie entscheiden zu können. Die Trennung der Rollen des Anklägers und Richters kann auch für das Militär-Strafverfahren nicht

Digitized by Google

mehr länger entbehrt werden; sie bildet den ersten Schritt zur Umformung desselben im Geiste unserer Zeit, und es ist deshalb unumgänglich, eine militärische Staatsanwaltschaft zur Erhebung der öffentlichen Anklage zu errichten, welche mit Personen zu besetzen wäre, die die Fähigkeit zum Richteramte erlangt haben, also den Staatsanwälten bei den Landgerichten bezüglich ihrer Ausbildung gleichgestellt sind. Die Verfassung der Militärgerichte ist in einer von dem preußischen Rechte durchaus abweichenden Weise zu regeln; es kann unsers Erachtens keine Rede davon sein, die Spruchgerichte für jeden Einzelfall zu bilden und die Beisitzer von Fall zu Fall zu bestimmen; vielmehr muß die Besetzung der Gerichte für längere Zeit geregelt sein. Wir geben es zu, daß es nicht gut angängig sein mag, die beisitzenden Offiziere für einen längern Zeitraum als die Dauer eines Jahres zu der Wahrnehmung des Richterdienstes zu commandiren, dagegen ist kein Grund vorhanden, bezüglich der Besetzung des Vorsitzes in gleicher Weise zu verfahren; der Vorsitzende sollte ohne Zeitdauer ernannt werden, das Vertrauen auf die Unparteilichkeit und Unabhängigkeit der Gerichte würde hierdurch ganz wesentlich gestärkt werden. Für das an der Spitze der Militärgerichtsverfassung stehende Gericht muß eine Besetzung mit einem Offizier im Range eines Divisionscommandeurs und einer Anzahl Auditeuren verlangt werden; die ausschließliche Besetzung dieses Gerichtshofes, welchem die Entscheidung schwieriger Rechtsfragen zustehen wird, mit Offizieren, kann nicht gebilligt werden. Die Zuziehung von Militärschöffen, für welche sich die in Berlin versammelt gewesene Commission im Gegensatze zu den Militärgeschworenen des bairischen Rechts ausgesprochen hat, wird nicht allenthalben beifällig aufgenommen werden; unsers Erachtens wäre den Militärgeschworenen der Vorzug vor den Militärschöffen zu geben; die Gründe, welche man gegen die bürgerlichen Geschworenen anwendet, treffen auf dem Gebiete des militärischen Strafverfahrens nicht zu, und deshalb kann der Verfasser, der kein Freund der Schwurgerichte überhaupt ist, für Militärgeschworene eintreten, ohne sich dem Vorwurfe der Inconsequenz auszusetzen. Wir müssen übrigens gestehen, daß wir einen besondern Werth hierauf nicht legen und der Ansicht sind, daß vor allem in den übrigen Punkten das Militär-Strafproceßrecht auf eine zeitgemäße Höhe gebracht werden soll.

Für dringend erforderlich halten wir es, für die Vertheidigung des Angeklagten in weit besserm Maße zu sorgen, als dies nach Maßgabe des geltenden Rechts der Fall ist; bezüglich dieses Punktes genügt uns auch der Rechtszustand in Baiern nicht; wir verlangen für schwere Fälle die Einführung der obligatorischen Vertheidigung, wir verlangen, daß dem Angeklagten die Befugniß ertheilt werde, aus einem bestimmten Personenkreise sich einen Vertheidiger auswählen zu dürfen. Der alte englische Rechtssatz: „Judge is the best counsel for the accused", hat seine Richtigkeit längst eingebüßt, er ist für das bürgerliche Strafverfahren verworfen und muß auch für das militärische verworfen werden; ohne eine ausreichende Fürsorge für die Vertheidigung entbehrt das Verfahren des Rechtsschutzes in bedeutendstem Maße. Die Strafproceßordnung wird weiter feste Regeln über die Verhängung der Untersuchungshaft aufstellen und ein geordnetes Rechtsmittelverfahren einführen müssen; die Nachprüfung von Amts wegen können wir nur bei solchen Urtheilen als gerechtfertigt ansehen, welche auf Todesstrafe

Digitized by Google

erkennen. Daß mit einem geordneten Rechtsmittelverfahren die dem obern Militärbefehlshaber bisher zustehende Bestätigungsbefugniß der Urtheile unverträglich ist, bedarf keiner weitern Ausführung; wir können uns auch nicht dafür aussprechen, dem obersten Kriegsherrn die Befugniß zu verleihen, die ihm ungesetzlich scheinenden Erkenntnisse aufzuheben und ein neues Verfahren anzuordnen. Dem Landesherrn, bezw. dem Contingentsherrn werden auch in Militärstrafsachen nur solche Urtheile vorzulegen sein, in welchen auf Todesstrafe erkannt worden ist, damit er entscheiden kann, ob letztere vollzogen werden soll oder nicht; im übrigen verträgt sich aber die Befugniß des Trägers der Krone, rechtskräftige Urtheile aufzuheben, nicht mit der Unabhängigkeit und der Trennung der richterlichen Gewalt von der vollziehenden Gewalt; der Umstand, daß in der Militärjustiz diese Trennung nicht durchgeführt ist, bildet einen der Hauptschäden, an welchen der gegenwärtige Rechtszustand leidet. Daß durch die Erfüllung dieser Forderung der Begnadigungsbefugniß des Landesherrn kein Eintrag geschieht, bedarf nur der Hervorhebung.

Die in den vorstehenden Erörterungen aufgestellten Forderungen sind nicht alle gleichwerthig, und wir wollen nicht in Abrede stellen, daß sich über die eine und andere streiten läßt. In der Hauptsache glauben wir aber an ihnen festhalten und ihre Erfüllung als unbedingt nothwendig bezeichnen zu müssen, wenn anders das zu erwartende Reichsgesetz als ein Fortschritt nicht nur in Ansehung des einheitlichen Ausbaues unsers Rechts, sondern auch als ein Fortschritt bezüglich der Rechtsentwickelung betrachtet werden soll. Es ist wahrlich hohe Zeit, daß das für den größten Theil des deutschen Heeres noch geltende Strafproceßrecht gründlich beseitigt werde und man an seine Stelle ein Recht setze, das dem deutschen Volke zur Ehre und zum Ruhme gereicht. Wir meinen, daß das deutsche Volk, welches die schwersten militärischen Lasten mit vaterländischer Opferwilligkeit trägt, weil es weiß, daß dieselben für seine Sicherheit und die Erhaltung seiner Stellung nothwendig sind, auch ein Recht hat zu fordern, daß die Handhabung der Strafrechtspflege in dem Heere in einer Weise erfolgt, welche allenthalben Vertrauen und Befriedigung hervorruft, und wir hoffen zuversichtlich, daß schon in der Herbsttagung der Reichstag über einen Gesetzentwurf zu berathen haben wird, der dieser Kennzeichnung voll und ganz entspricht.

Das Armenrecht und seine Verwirklichung in Deutschland.

Von **Adolf Fleischmann** in München.

Noch niemals hat sich das Recht so in den Dienst der Menschlichkeit gestellt wie in unserer Zeit.

Das heutige Armenrecht ist ein aus dem Boden der Socialpolitik erwachsener Rechtsbegriff. Im ältern Sinne, in dem es dem Proceßrechte angehört, versteht man darunter das Recht, auf Grund von Armuthszeugnissen einen Proceß sowol ohne Kosten führen, also

Digitized by Google

irgendein Recht gerichtlich verfolgen zu dürfen, ohne Sporteln zahlen zu müssen, als auch vom Gerichte einen Anwalt bestellt zu bekommen, der keine Gebühren berechnen darf. Mit diesem Armenrechte haben wir es hier nicht zu thun. Eine Seite des Rechts, welches wir heute — unbeschadet jenes alten Begriffs — ebenfalls „Armenrecht" nennen, hat Fürst Bismarck beleuchtet, als er in jener denkwürdigen Rede vom 9. Mai 1884 „das Recht auf Arbeit" in die Welt rief, dessen Anerkennung verlangte und sich dabei auf das Preußische Landrecht stützte. Von diesem Augenblicke an, wo dieses Wort in allen Kreisen des deutschen Volkes zündete und eine kleine Literatur an Zeitungsartikeln und Broschüren hervorrief*, kann man wol die Befruchtung der bereits seit einiger Zeit im Verborgenen sich entwickelt habenden Keime jener Seite des Armenrechts, die wir im Laufe unserer Darstellung zu charakterisiren gedenken, datiren, denn das Wort fiel auf dieselben wie ein Frühlingsregen nach langer Trockenheit. Aber der Gedanke deckte sich ebenso wenig wie die bekannte Vorschrift des Preußischen Landrechts (s. u.) mit dem heutigen Begriffe des Armenrechts und mit der schon an manchen Orten, z. B. Elberfeld (s. u.), vorzüglich ausgebildeten Armenpflege, sondern er hatte nur mehr eine Verwandtschaft mit ihnen.

War doch schon von jeher selbst der Begriff des Rechts auf Arbeit ein dehnbarer und verschwommener, und am meisten stiegen Zweifel darüber auf, wem es obliege, es zu verwirklichen, und ob es überhaupt denkbar und möglich sei, ihm durch das Gesetz Leben einzuhauchen.

Im Fortgange der Entwickelung, den die Socialpolitik nahm, trat die andere Seite des Armenrechts hervor. Ein gesetzgeberischer Gedanke zeitigte den andern, und alle gipfelten darin, daß es unmöglich sei, den Armen lediglich auf den guten Willen und auf den Wohlthätigkeitssinn, d. h. auf die Gnade seiner Mitmenschen zu verweisen, wie auch schon frühere Gesetze, von denen wir nachher sprechen werden, dem Staate und den Gemeinden die Unterstützung der Armuth zur Pflicht gemacht hatten. Von der Haftpflicht der Fabrikherren für gewisse Unfälle, die der Arbeiter im Geschäft und bei der Ausübung desselben erleide, kam man zu der Ueberzeugung, daß die Träger der einen Macht, des Kapitals, verpflichtet seien, die menschliche Existenz und die Arbeit, den Träger der andern Macht, sicherstellen zu helfen, da nur auf dem Zusammenwirken dieser beiden Mächte die Blüte einer Nation in volkswirthschaftlicher Hinsicht beruht. Die Gesetze über Unfallversicherung und die Krankenkassen drückten dieser Anschauung den Stempel des geschriebenen positiven Rechts und hiermit das Zeichen auf, welches sie über das sogenannte Naturrecht erhob. Denn das positive Recht schafft die Rechtshülfe und den Zwang, der dem Naturrechte fehlt. Im Alters- und Invalidenversicherungsgesetze endlich liegt ein weiterer Ausdruck dieser Anschauung. Und wenn auch dieses so geschaffene positive Recht nur für den Arbeiter gilt, so muß doch immerhin erwogen werden, daß der Kranke und invalide Arbeiter in den weitaus meisten Fällen zu den Armen im eigentlichen Verstande gehört. In diesem Sinne haben also schon diese Gesetze ein Armenrecht geschaffen, d. h. der Bedürftige ist berechtigt, in gewissen Fällen und Voraussetzungen von einer bestimmten Person einen bestimmten

* Vgl. z. B. „Deutsche Gemeindezeitung" von 1886, Nr. 25 fg.

Digitized by Google

Geldbetrag auf Grund des Gesetzes zu fordern, worin ihn besondere Organe des Staates schützen. Er genießt dann nicht mehr Gnade und Wohlthat nach dem Maßstabe der Willkür, sondern es wird ihm sein Recht nach dem Maßstabe des Gesetzes.

Diese Rechte sind zum einen Theile Privatrechte, jura quaesita, „wohlerworbene Rechte", wie man sie gern mit dem technisch-juristischen Ausdrucke zu bezeichnen pflegt, wenn sie auch nicht bequem in das bisher gangbare System des Privatrechts sich einreihen lassen; wohlerworben einerseits durch die Arbeit und durch die Versicherungsbeiträge der Verpflichteten und der Berechtigten und durch das Gesetz andererseits. Jene, die Verpflichteten wie die Berechtigten, sind Privatpersonen; die Kassen, aus denen erstere ihre Rechtsansprüche befriedigt erhalten, werden aus Privatmitteln gebildet und sind deshalb Privatkassen. Zum andern Theile tragen sie einen nicht rein privatrechtlichen, sondern auch zugleich einen öffentlichrechtlichen Charakter, weil, wie bei der Alters- und Invalidenversicherung, jene Kassen zum Theile aus Staatsmitteln sich zusammensetzen. Der Arbeiter zahlt zu denselben ein Drittheil, der Arbeitgeber das zweite und der Staat das dritte Drittheil. Die hieraus entstehenden Rechte des Arbeiters sind aber deshalb nicht minder wohlerworben und durch das Gesetz gesichert wie jene. Ob sie nicht im Laufe der Zeit ebenfalls reine Privatrechte werden, wenn sich nämlich ergeben würde, daß die Anhäufung und glückliche Verwaltung der großen Kapitalien, welche aus den Beiträgen der Arbeiter, deren Zahl, soweit sie unter das Gesetz fallen, bekanntlich im Durchschnitt auf 12 Mill. angeschlagen ist, und der Arbeitgeber sich bilden sollen, den Wegfall des Staatsbeitrages ermöglichen — mag noch eine offene Frage bleiben. Sie hat keinen Einfluß auf die Natur der Versicherungsrenten als wohlerworbener Rechte.

Sehen wir aber von dem Rechte der Arbeiter, soweit sie zu den „Armen" gehören, ab und fragen nach dem Rechte der Armen überhaupt, so betreten wir damit das Gebiet des öffentlichen Rechts, weil es sich hier nicht mehr um die Erfüllung jener Rechte seitens der Privatpersonen, sondern seitens des Staates und seiner Glieder, der Gemeinden und sonstigen Verbände (öffentlicher Corporationen) handelt.

Der Staat ist mit seiner Gesetzgebung über das Armenrecht erst ziemlich spät der Kirche zur Seite getreten, welche ihrerseits mehr die Pflicht der Menschlichkeit als das Recht der Armen ins Auge faßte und lehrte. In der ersten Zeit des Christenthums, als noch keine Wissenschaft in unserm Sinne Lehrsätze über Rechtsbegriffe aufstellte und zu Systemen ausspann, war es fast ausschließlich Aufgabe und Beruf derjenigen, welche sich zu der neuen Lehre bekannten, den Armen zu helfen und die Kranken zu pflegen, gleichsam der für das Leben erkennbare und verwerthbare Niederschlag aus den Vorschriften, welche die Apostel und ihre Nachfolger verbreitet hatten. Weniger am Glauben, als an jener Thätigkeit, an ihren Früchten, wollten die Christen erkannt sein. Als in späterer Zeit mit der Entstehung der Klöster geistliche Corporationen, Mönchsorden je in verschiedener Richtung den Vorschriften der Kirche ihr Dasein widmeten, hatte man sehr bald erkannt, daß die große Aufgabe der Armenfürsorge von Einzelnen nicht gelöst werden könne und daß dem Bedürfnisse gegenüber es nur jener Mehrheit von Kräften, wie sie die Klöster und die geistlichen Orden darstellten,

Digitized by Google

gelingen könne, der Aufgabe wenigstens annähernd gerecht zu werden. So blieb ihre Lösung jahrhundertelang nur ein Gebot der Kirche, dem Gewissen derjenigen anheimgestellt, an die es erging, und verlieh den Armen nur eine Hoffnung, nicht einen Anspruch auf Hülfe. So sehr nun auch in jener Zeit die weltliche und die geistliche Gewalt einander durchdrangen und trotz aller Kämpfe um die Oberherrschaft sich doch auch wieder gegenseitig ergänzten, so blieb doch sowohl die kirchliche als die weltliche Gesetzgebung stumm für unsere Frage. Die deutsche Reichspolizeiordnung von 1577 machte freilich den Gemeinden die Erhaltung ihrer Armen zur Pflicht. Das Wort war geschrieben und gedruckt, aber die That blieb aus. Das zeigt der Dreißigjährige Krieg mit seinen Folgen, und wieder waren es die Kirche, die Klöster und die Orden, welche die Palme davontrugen. Sie waren es, zu denen die Armuth flüchtete und wo sie Hülfe fand. Da das Gesetz nicht die geringste Organisation der Armenpflege schuf, konnte es nicht anders sein.

Erst als die neue Zeit eine gesetzliche Organisation der Gemeinden sich entwickeln sah, schuf sie Gemeindegesetze, in welchen jene Pflicht der Gemeinden allenthalben in Deutschland wiederholt zum Ausdrucke gekommen ist. Thatsächlich konnten aber sehr viele Gemeinden ihr gar nicht, andere nur sehr unvollständig nachkommen, sodaß sie auf den Staat zurückfiel, der sich ihrer nicht entschlagen konnte und die Gemeindekassen unterstützte. Wie es überhaupt mit dieser Pflichterfüllung aussah, brauchen wir nicht weiter auszuführen. Von einem erzwingbaren Rechtsanspruche der Armen war noch keine Rede, jene Organisation war noch sehr mangelhaft und der Gedanke, daß jede Gemeinde nur ihre Armen zu bedenken habe, wurde immer mehr ein Hinderniß in der nöthigen Hülfe, denn die Zugehörigkeit eines Armen zu einer Gemeinde stand gar oft in Zweifel, wurde bestritten und führte zu den weitläufigsten Erörterungen. Dies steigerte sich in den letzten Jahrzehnten des außerordentlichen Verkehrsaufschwunges und der Verkehrserleichterung ins Unglaubliche und führte zu der Nothwendigkeit einer neuen Richtung der Gesetzgebung.

Es kam darauf an, jedem Armen, ganz abgesehen von seiner Zugehörigkeit zu einer Gemeinde, und zwar schnell Hülfe zu schaffen, diese Hülfeleistung auch zu sichern und so seine Hoffnung in ein erzwingbares Recht zu verwandeln. Der Staat aber hatte hierfür, so sehr auch im Anfang unsers Jahrhunderts die Philosophie dies als ein unbestreitbares Menschenrecht, als „Naturrecht" darzustellen bemüht war, die Gesetzesformel nicht gefunden. Erst in der Gesetzgebung der letzten Jahrzehnte, z. B. im bairischen Gesetze vom 29. April 1869, aber ganz besonders in dem preußischen Gesetze vom 31. Dec. 1842 traten Bestimmungen auf, wonach jeder Arme („Hülfsbedürftige") von derjenigen Gemeinde, wo seine Hülfsbedürftigkeit hervortrete, unterstützt werden müsse, vorbehältlich des Ersatzes seitens der endgültig verpflichteten Corporation an jene, und das Reichsgesetz vom 6. Juni 1870 führte diesen Gedanken unter Zugrundlegung jenes preußischen Gesetzes (31. Dec. 1842) weiter aus und schuf zu seiner Verwirklichung eine Organisation, zu welcher es bisher noch keine Gesetzgebung in dem Grade gebracht hatte, der sich hier offenbart. Immerhin boten die bairische, würtembergische und badische Gesetzgebung schon sehr ausgebildete Armengesetze in Verbindung mit ihren Heimatsgesetzen, und so kam

Digitized by Google

es, daß der Geltungsbezirk des Reichsgesetzes beschränkt und auf jene drei Staaten nicht ausgedehnt wurde. Auch jene Gesetze der drei süddeutschen Staaten weisen für den Begriff des Armenrechts gegen früher den Fortschritt auf, daß sie neben der Betonung der Rechtspflicht der betreffenden Corporationen und des Staates und neben der Anerkennung des Rechts der Armen auf Hülfe zugleich ebenfalls eine Organisation geschaffen hatten, welche wenigstens bestrebt ist, die Verwirklichung dieses Rechts sicherzustellen, und hierin liegt ihre Kraft.

Es ist nicht der Zweck dieser Zeilen, auf diese Organisationen im einzelnen einzugehen. Aber zur Charakteristik derjenigen des Reichsgesetzes mögen doch einige Bemerkungen hier Platz finden.

Die Anschauung des Gesetzes beruht auf dem gesetzlichen Princip der Freizügigkeit (Gesetz vom 1. Nov. 1867). Nicht die örtliche Heimat nach der ältern und heute noch in jenen drei Staaten geltenden Auffassung, sondern die wirthschaftliche Heimat, das Vaterland in seiner Gesammtheit, der Staat ist das große wirthschaftliche Gebiet für die Thätigkeit aller seiner Angehörigen und für den freien Austausch ihrer Kräfte, weil es nach jenem Princip der freien Willensbestimmung des Einzelnen überlassen bleibt, wie und wo er seine Thätigkeit entfalten und zu diesem Behufe seinen Aufenthalt nehmen will. Hieraus folgt, daß nicht derjenige Ort wesentliche wirthschaftliche Vortheile von dieser freien Thätigkeit genießt, in welchem sich der Zufall der Geburt ereignete (Heimat im engern Sinne), sondern derjenige, in welchem sich jemand geraume Zeit vor dem Eintritte der Hülfsbedürftigkeit aufhielt und welcher der letzte Mittelpunkt seiner wirthschaftlichen Thätigkeit war. Und hierauf wieder beruht der Satz, daß durch fortgesetzten Aufenthalt (zwei Jahre) der Unterstützungswohnsitz und das Recht auf Unterstützung seitens desselben erworben wird, im Gegensatze zu der Regel, daß der Heimat im engern Sinne die Unterstützungspflicht obliege. Dieser Unterstützungswohnsitz ist an eine oder an eine Mehrheit von Gemeinden geknüpft, also an Glieder und Organe des Staates, und wie der Staat überhaupt eine Reihe seiner Verpflichtungen auf seine Organe überträgt, so muß er auch die staatliche Last und Function der Armenpflege denjenigen Organen zuweisen können, welche nach der innern Natur, nach dem Endzwecke jener Function, als die richtigen sich erweisen. — Die einzelne bestimmte Gemeinde, oder jene Mehrheit derselben wird vom Gesetze der Ortsarmenverband genannt, und dies ist die Form, in welcher er als eine rechtliche Einheit erscheint. Wer keinen solchen Unterstützungswohnsitz erworben hat oder erwerben kann, gehört dem Landarmenverbande an. Landarmenverband ist entweder jeder Bundesstaat, oder ein von ihm laut der ihm im Gesetze vorbehaltenen Befugniß eingerichteter, besonders räumlich abgegrenzter Verband, deren also in einem Bundesstaate mehrere bestehen können. Das Reichsgesetz legte den letztern die Verpflichtung auf, solche Landarmenverbände bis zum 1. Juli 1871 zu bilden, da es mit diesem Tage in Kraft treten sollte (§. 65).

Wenn nun auch der Unterstützungswohnsitz erst in zwei Jahren erworben werden kann, so folgt nach der Anordnung des Reichsgesetzes hieraus keineswegs, daß ein Hülfsbedürftiger, welcher diese zwei Jahre seines Aufenthaltes noch nicht erfüllt hat, von dem Rechte auf Unterstützung ausgeschlossen wäre. Viel-

Digitized by Google

mehr (§. 28) muß jeder Hülfsbedürftige vorläufig von demjenigen Orts- oder Landarmenverbande sofort unterstützt werden, in dessen Bezirk er sich bei dem Eintritt der Hülflosigkeit befindet. Diese Unterstützung erfolgt vorbehaltlich des Anspruches auf Ersatz der Kosten gegen den hierzu endgültig verpflichteten Armenverband, wo der Unterstützungswohnsitz erworben ist, wenn dieser Erwerb überhaupt stattgefunden hat. Dasselbe gilt von Ausländern, wobei nur die Ersatzpflicht natürlich anders geregelt ist. Hiernach ist die Unterstützungspflicht an keine andere Voraussetzung gebunden als an die Thatsache der vorhandenen Hülfsbedürftigkeit. Ihre sofortige, vorläufige Erfüllung ist nicht abhängig von einer Prüfung und Untersuchnng der Verhältnisse eines Armen nach irgendeiner Richtung hin, etwa von der Ermittelung vorhandener unterstützungspflichtiger Familienglieder, welche aber wol ersatzpflichtig sein können, und am allerwenigsten von der Abwägung persönlicher Würdigkeit. Denn steht es schon dem Menschen nicht zu, zu richten, wo er die Nächstenliebe walten lassen und Hülfe leisten soll, so haben vollends der Staat und seine Glieder, welche mit der Armenpflege betraut sind, dieselbe von jeglichem Richteramte freizuhalten. Das Leben straft die Menschen gewöhnlich viel schwerer als das Gesetz des Staates. In den meisten Fällen der Hülfsbedürftigkeit hat entweder das letztere schon gesprochen oder das erstere hat seine Strafen verhängt. Sollte der Staat durch Versagung von Hülfleistung wegen vorliegender Schuld nochmals strafen dürfen?

Man sollte vielleicht erwarten, daß die Gesetzgebung auch dafür Anhaltspunkte gegeben habe, wer denn eigentlich als arm zu betrachten? mit welchem Zeitpunkte man annehmen müsse, daß die Hülfsbedürftigkeit vorliege und daß die Unterstützungspflicht eingetreten, auch in welchem Maße, Umfange und in welcher Art sie zu gewähren sei? Dies festzustellen hat aber das Reichsgesetz und es haben es auch die Ausführungsverordnungen der einzelnen Bundesstaaten unterlassen. Die Motive sagen ausdrücklich, daß diese Fragen nur nach der Lage des einzelnen Falles beantwortet werden könnten und sich einer allgemeingültigen Regelung durch das Gesetz entzögen. Der Verwirklichung des Armenrechts wollte und konnte das Gesetz nicht so weit vorgreifen. Muß man dies auch zugeben, so folgt daraus noch nicht, daß der Arme ungeachtet aller Humanität des gesetzlichen Princips der Willkür der Beamten der Orts- und Landarmenverbände preisgegeben sei; denn das Gesetz gestattet Beschwerdeführung an die Oberverwaltungsbehörde um so mehr, als man sich gerade bei jenen Fragen der Erwägung nicht verschließen konnte, wie unendlich verschieden einerseits die Hülfsbedürftigkeit nach Sache und Person auftritt und wie leicht deshalb andererseits die Gefahr vorliegt, durch ungeschickte Handhabung des Gesetzes seinen Zweck vereitelt zu sehen. Der Wissenschaft ist hier ein weites Feld geöffnet, um den ausführenden Organen Handhaben zu bieten. Aber das Ob und Wie bleibt im Grunde doch wieder von der Auffassung abhängig, welche die Kirche oder richtiger, das Christenthum und die Menschlichkeit gebieten. Im allgemeinen hat man sich dahin geeinigt — denn ohne Streit geht es auch hier nicht ab, daß als hülfsbedürftig diejenigen anzusehen seien, welche wegen Mangels eigener Mittel und Kräfte oder infolge eines besondern Nothstandes das zur Erhaltung des Lebens oder der Gesund-

Digitized by Google

heit Unentbehrliche sich und ihren Familienangehörigen nicht zu verschaffen vermögen. Nothstand wird schon dann angenommen, wenn an sich vorhandene Mittel und Kräfte zur Abwendung der Noth augenblicklich für den Betreffenden nicht verfügbar sind, und dabei wird der Begriff der Hülfsbedürftigkeit nur auf die gegenwärtige, nicht auf die in Zukunft zu befürchtende Noth bezogen. Die Wissenschaft, Nationalökonomie wie Jurisprudenz, hat sich mit dem Armenrechte schon sehr ernstlich befaßt, weshalb wir in der Note die wichtigsten Werke der Literatur anführen.*

Man erkennt sofort, daß es in Sachen der Armenpflege recht schwer ist, dem wahren Bedürfnisse bei seiner unendlichen Vielseitigkeit und Vielfarbigkeit durch das Gesetz zu genügen. Es kann gleichsam nur das Gefäß vorschreiben, in welches der Sinn und das Herz der Menschen erst die belebende und erquickende Fülle hineingießen muß. Und so kommen wir doch immer wieder auf den Anfang zurück, daß die Wohlthat der freien Werkthätigkeit süßer ist als die vom Gesetz gebotene Hülfeleistung, welche in der starren Gestalt der Rechtspflicht, des „Muß" auftritt, freilich aber dem Armen das Gefühl erspart, sich auf Almosen, also auf Geschenke angewiesen zu sehen. Der Schwerpunkt der ganzen Frage, von welcher wir hier sprechen, liegt also in der Verwirklichung des Armenrechts.

* * *

Wenn ein gesunder und arbeitswilliger Mensch — vom Kranken sehen wir hier ab und vom Stromer und Tagediebe reden wir nicht — in den soeben gekennzeichneten Nothstand gerathen und hülfsbedürftig ist, so liegt in einer großen Mehrzahl solcher Fälle der Grund und die Veranlassung in dem Mangel an Arbeit. Fürst Bismarck hatte also vollkommen recht, die Anerkennung des Rechtes auf Arbeit zu verlangen, da dies Recht mit dem, was wir bisjetzt als Armenrecht dargestellt und kennen gelernt haben, aufs innigste verwandt ist. Deswegen sagten wir eben, er habe mit jenem Verlangen die eine Seite des Armenrechts beleuchtet. Von wem verlangte er aber jene Anerkennung? Die Worte der Rede lauteten:

„Geben Sie dem Arbeiter Arbeit, solange er gesund ist. Ich erkenne ein Recht auf Arbeit unbedingt an und stehe dafür ein, solange ich auf diesem Platz sein werde ... ich befinde mich dabei nicht auf dem Boden des Socialismus, sondern auf dem Boden des Preußischen Landrechts. Ist nicht das Recht auf Arbeit zur Zeit der Publication des Landrechts offen proclamirt? Ist es nicht in unsern ganzen sittlichen Verhältnissen begründet, daß der Mann, der vor seine Mitbürger tritt und sagt: ich bin gesund und arbeitsfähig, finde aber keine Arbeit — berechtigt ist, zu sagen: gebt mir Arbeit! und daß der Staat verpflichtet ist, ihm Arbeit zu geben?" u. s. w.

Das Preußische Landrecht (§. 2, Titel 19, Theil II) sagt:

„Dem Staate kommt es zu, für die Ernährung und Verpflegung derjenigen Bürger zu sorgen, die sich ihren Unterhalt nicht selbst verschaffen können. Denjenigen, welchen es nur an Mitteln und Gelegenheit fehlt, ihren und der Ihrigen Unterhalt selbst zu verdienen, sollen Arbeiten, die ihren Kräften und

* Rocholl, „System des deutschen Armenpflegerechts" (Berlin, F. Vahlen, 1873); Seidl, „Monographie über das Armenrecht", in den „Annalen des Deutschen Reiches von 1877", S. 565 fg., wo auch die übrige reiche Literatur verzeichnet ist.

Digitized by Google

Fähigkeiten gemäß sind, angewiesen werden."

In der französischen Nationalversammlung hatte Robespierre den nachher in die Verfassung übergegangenen Satz ausgesprochen:

„Die Gesellschaft ist verpflichtet, für den Unterhalt aller ihrer Mitglieder zu sorgen, sei es, daß sie ihnen Arbeit verschafft, sei es, daß sie denen, die nicht im Stande sind, zu arbeiten, die Mittel zusichert, ihr Leben zu fristen" u. s. w.

So viel Anreiz in diesen Aeußerungen liegt, näher auf sie einzugehen, so müssen wir es uns doch versagen, an dieser Stelle einerseits ihre Ueberschwenglichkeit, andererseits ihre Mangelhaftigkeit zu beleuchten.* Sie sind eben theils die echten Kinder ihrer Zeit, theils die Ergüsse eines nur mit dem Grundgedanken rechnenden feurigen Redestromes. Dieser Grundgedanke durchleuchtet sie aber alle drei, und ihn greifen wir heraus, indem wir ihn dahin verlautbaren: Dem Rechte der Armen, welches jene Worte bezw. Gesetze einmüthig anerkennen, gerecht zu werden und es zu verwirklichen, ist Sache der Gesellschaft in Verbindung mit dem Staate. Alle Organe des Staates sind als solche Mitglieder der menschlichen Gesellschaft und ihren Anschauungen unterworfen und von denselben durchdrungen. Sie haben, wie schon bemerkt, in das vom Staate geschaffene an sich todte Gefäß lebendige Fülle zu gießen. Das Wie der Ausführung des gesetzlichen Willens liegt in ihrer Hand, und vielleicht nirgends liegt in diesem Wie so ungeheuer viel als in Sachen der Armenpflege. Erst die neuere Zeit hat unsere Gesellschaft in viel weitern Kreisen für diese Aufgabe erzogen. Für sie, im großen Ganzen, war das Armenwesen früher Nebensache im Leben und in der Staatsverwaltung; nur vereinzelte Pfleger hatte es gefunden und man kann, wenn man sonst mit vollem Rechte sagt, daß Recht und Gesetz aus Ueberzeugungen und Anschauungen des Volkes hervorgehen, dies von allen oben erwähnten Gesetzen bis in das Jahr 1842 zurück doch kaum behaupten. Der mächtige Wille Einzelner hat sie geschaffen. Sie haben aber durch ihre Macht auf die Rechtsüberzeugung des Volkes gewirkt wie ein großer Lehrer. Die jetzige Rechtsüberzeugung von den Ansprüchen der Armen ist also aus den Gesetzen entsprungen, nicht diese aus jener. Sie hat an ihnen Stütze und Rückhalt gefunden, und die Frucht, die hieran zu reifen beginnt, ist der derzeitige Stand der Armenpflege. Sie kennzeichnet sich gerade durch jene Verbindung von Gesellschaft und Staat und das Zusammenwirken und Ineinandergreifen beider; durch die Erkenntniß, daß sie in unsern „sittlichen Verhältnissen" ihre nährende Wurzel zu finden, daß der Mitbürger seinen Mitbürger anzurufen berechtigt ist und daß die den Staat und die Gesellschaft umgestaltende Macht des französischen Revolutionssturmes für die Armen und ihr damals erst natürliches und nicht positiv gewordenes Recht sich an die „Gesellschaft", als an die Träger der Unterstützungspflicht wendet. Ja sogar die positive Vorschrift des Preußischen Landrechts kann man ihrer Fassung nach als ein Gebot für Staat und Gesellschaft auffassen, eine Fassung, welche man nicht nach dem Maßstabe heutiger Gesetzesredaction messen darf. Wenn es befiehlt: „Denjenigen, welchen es nur an Mitteln und Gelegenheit

* Vgl. den Aufsatz von H. von Scheel, „Das Recht auf Arbeit", in „Unsere Zeit", 1885, II, 89 fg.

Digitized by Google

fehlt, ihren und der Ihrigen Unterhalt sich zu verdienen, sollen Arbeiten angewiesen werden, die ihren Kräften und Fähigkeiten angemessen sind", so wußte der damalige Gesetzgeber ebenso gut und bei den damaligen Zeitverhältnissen noch besser als wir, daß es dem damaligen Staate kaum möglich war, einem solchen Gebote nur annähernd zu genügen, wie es die Geschichte wieder 1848 bei der versuchten Gründung von Louis Blanc's Nationalwerkstätten deutlich genug gelehrt hat. Der Sinn und der Wille des Gesetzgebers mußte also auch die Gesellschaft treffen, und in diesem Sinne ist es auch von ihr in unserer Zeit aufgefaßt worden, indem man neben vielen andern, Arbeit schaffenden Einrichtungen z. B. auch die bekannten Arbeitercolonien schuf, wenn auch nicht behauptet werden soll, daß ihren Begründern gerade das Preußische Landrecht vorschwebte.

Die Verwirklichung des Armenrechts ist der Gegenstand zweier literarischer Werke, auf deren eines die folgenden Mittheilungen in der Hauptsache sich stützen. Professor Böhmert in Dresden hat das deutsche Armenwesen in 77 deutschen Städten* und Professor Mischler in Czernowitz die Armenpflege in den österreichischen Städten** wissenschaftlich behandelt. Der letztern Arbeit liegen die Erhebungen aus 47 Städten zu Grunde.

Nicht nur das Armenrecht, auch die Verwirklichung desselben, die Armenpflege, hat ihre Geschichte insofern, als das natürliche Recht der Armuth zu allen Zeiten mehr oder weniger, bald klarer, bald mit Gefühl vermischt, anerkannt wurde. Der Charakter der frühern Armenpflege bis zur Mitte des vorigen Jahrhunderts lag darin, daß Jeder Almosen gab, der dem Drange seines mitleidigen Herzens oder den Bestimmungen der von ihm verwalteten Stiftung folgte. Er kümmerte sich aber nicht darum, was mit dem Almosen erreicht wurde. „Der Bettler fand wie im Mittelalter heute vor diesem, morgen vor jenem Kloster den Tisch gedeckt, es wurde ihm bald hier, bald dort eine Spende zugetheilt, und wußte er sich nun gar noch einen frommen Anstrich zu geben und krank zu stellen, so galt er dem Volke, namentlich den Frauen auf dem Lande, als ein halber Heiliger, dessen Fürbitte man gern mit reichlichen Gaben erkaufte." Diese Liebesthätigkeit vermehrte nur die Bettler, ein Uebelstand, gegen welchen man die polizeiliche Hülfe des Staates anrufen mußte und die der Staat auch gewährte, statt durch organisatorische Maßregeln das Uebel an der Wurzel zu fassen. In unserer Zeit hat sich dieser Charakter wesentlich verändert, wie wir durch die bisherige Erörterung schon angedeutet haben. In der Erkenntniß, daß die Gemeinden und mit ihnen der Staat, der ohne gesundes Gemeindeleben nicht gedeihen kann, nur dann Gesundheit und Kraft erlangen, wenn sich alle Gemeindeangehörigen solidarisch verpflichtet fühlen, einander beizustehen und Armuth und Elend nach Kräften zu lindern, gewinnen jetzt die rein menschlichen gemeinnützigen Bestrebungen, welche sich über das Nationale und die Tagespolitik erheben, mit jedem Jahre eine höhere Bedeutung. „Auf ihnen beruht alle sociale Wohlfahrt, alle Religion und auch alle Theilnahme an der Entwickelung des Menschengeschlechts.

* Vgl. Victor Böhmert, „Das Armenwesen in 77 deutschen Städten u. s. w." (3 Thle., Verlag des armenstatistischen Bureaus des Deutschen Vereins für Armenpflege, 1890).

** Vgl. „Deutsche Gemeindezeitung", 1890, Nr. 15.

Digitized by Google

Diese Theilnahme kann heutzutage jeder bethätigen, sobald er nur in seiner Gemeinde für Arme, Kranke, Erwerbsunfähige, Arbeitslose, Verwahrloste und Verlassene mitsorgt." Diese Erkenntniß und Bethätigung ist die unerläßliche Voraussetzung, daß die Früchte unsers bisjetzt geschaffenen positiven geschriebenen Armenrechts auch wirklich zur Reife gelangen.

Seit 1880 besteht der „Deutsche Verein für Armenpflege und Wohlthätigkeit", der sich in den Dienst der Bestrebungen zur Reform der Armenpflege gestellt und es als seine Hauptaufgabe betrachtet hat, zunächst die bestehenden Zustände und Einrichtungen zu ermitteln und klar zu legen. Hieraus ist das obenerwähnte Werk Böhmert's hervorgegangen, und wir halten es bei einem Ueberblicke über die Verwirklichung des Armenrechts, wie wir ihn in diesen Blättern nur geben können, für geeignet, gerade diese Seite derselben zu beleuchten, und hier wieder nur eine Stadt, nämlich Elberfeld, vor allem ins Auge zu fassen. Denn wenn wir „Verwirklichung des Armenrechts" in dem Sinne verstehen und darstellen wollten, wie sie sich in der Judicatur, in der Behandlung jener positiven Gesetze seitens der Verwaltungsbehörden des Staates darstellt, so würden wir einerseits ein sehr unerfreuliches und unfruchtbares Bild entrollen müssen, weil die Rechtsprechung eine schwankende ist und eine misliche Reihenfolge sehr wichtiger Streitfragen an den Tag gebracht hat. Andererseits enthalten aber diese Entscheidungen nur sehr wenig Material über die eigentliche Verwirklichung des Rechts, sondern sie werden gewöhnlich erst hervorgerufen bei der Ersatz- und bei der Zugehörigkeitsfrage, also dann, wenn bereits die gesetzlich vorgeschriebene Hülfeleistung erfolgt und nunmehr zu ermitteln ist, welchem Armenverbande die endgültige Unterstützungspflicht obliegt u. dgl. Was die Verwirklichung des Gesetzes über Unfallversicherung und die Krankenkassen betrifft, so liefert zwar die Rechtsprechung sehr werthvolle Entscheidungen auch in materieller Beziehung; aber diese Seite des Arbeiterrechts haben wir schon oben als eine mit unserer Frage nur verwandte bezeichnet und glauben daher von Mittheilungen hierüber und vollends von einer Besprechung einzelner solcher Entscheidungen absehen zu müssen.

Das Gesetz über den Unterstützungswohnsitz machte für das oben erwähnte Geltungsgebiet desselben den dem preußischen Gesetze vom 31. Dec. 1842 schon zu Grunde liegenden Gedanken (s. o.) zur allgemeinen Regel. Für Gemeinden mit ausgebildeter Armenpflege in Preußen schuf es also bezüglich der Unterstützungsfrage selbst keine thatsächlich neuen Verhältnisse, aber keine Gemeinde hatte besser vorgearbeitet als die Stadt Elberfeld. Das dortige System der Verwirklichung des Armenrechts („Elberfelder System") trat schon 1853 bahnbrechend mit der Einführung einer individualisirenden Armenpflege hervor; es hat seitdem einen Siegeslauf über ganz Deutschland genommen, denn in vielen Städten ist es eingeführt oder wenigstens nachgeahmt worden. Deshalb hat es eine geradezu typische Bedeutung gewonnen. Es ist in jener Zeit gleichsam aus Ruinen emporgewachsen, indem die frühere Verfassung es weder zu wirklicher Hülfe, noch zur Verringerung des Bettels in allen Formen, sondern nur zu Schulden gebracht hatte, die den ganzen städtischen Haushalt in Verwirrung setzten. Zwei Hauptsachen hatten gefehlt: einmal das Individualisirungsprincip und sodann Männer, welche durch Kopf

Digitized by Google

und Herz so ausgezeichnet gewesen wären wie die Schöpfer des neuen Systems: Commerzienrath Daniel von der Heydt und der Oberbürgermeister Geh. Regierungsrath Lischke, beide in Elberfeld. Das Princip der Individualisirung spricht sich darin aus, daß jeder Pfleger, deren es 364 sind, höchstens vier Arme zugetheilt bekommt, mit deren Familien-, Erwerbs- und sonstigen Verhältnissen er sich auf das genaueste bekannt zu machen und so lange zu erhalten hat, als die Unterstützung andauert. An der Verwilligung dieser Unterstützung seitens der Bezirksversammlung nimmt er auf Grund seiner Personalkenntniß den entscheidenden Antheil; sorgt für ihre sofortige Gewähr in dringenden Fällen auch ohne Anfrage bei der letztern und händigt sie selbst persönlich dem Armen ein. Auf diesen persönlichen Verkehr legt das System einen um so höhern Werth, als es zwar ausreichende, aber nur auf das Nothwendige beschränkte Hülfe schafft. Ferner wird von dem Augenblicke an, wo sich der Arme mit der Bitte um Hülfe meldet, auf dem Bureau der städtischen Armenverwaltung ein Abhörbogen oder Fragebogen angelegt, der in tabellarisch schematischer Form jene Personalverhältnisse bis ins einzelnste zu enthalten hat: Namen, Alter, Confession, Geburtsort, Wohnung, deren Beschaffenheit, Miethpreis, Gesundheitszustand, Arbeit und Beschäftigung, Arbeitgeber, durchschnittlicher Wochenverdienst, Bemerkungen über Ursache der Armuth u. dgl. m. Außer diesem Hauptbogen mit den nöthigen Belegen wird noch eine Reihe anderer auf die Verhältnisse des Einzelnen bezüglicher Tabellen angelegt, deren Aufführung hier unnöthig ist, und so bei der sorgfältigsten Actenführung der Armenverwaltung stets ein Gesammtbild jedes einzelnen geboten, welches sich aus fest und zuverlässig ermittelten thatsächlichen Verhältnissen zusammensetzt. Diese Einrichtung ist das Werk der vorhin genannten beiden Männer; sie hatten den Muth, eine von dem Hergebrachten und Gewohnten gründlich verschiedene Armenordnung durchzusetzen, welche einzigartig und ohne Vorgang kühn und weit über das Maß dessen hinausgehend, was man bisher für möglich und zulässig gehalten, nicht ohne Zagen und Zweifel eingeführt wurde, sich aber glänzend bewährt hat. Elberfeld hatte in jener Zeit, 1852, eine Einwohnerzahl von 50364. Im Jahre 1885 war sie auf 106492 gestiegen. Gleichwol hat die Ausgabe für die Außenarmenpflege, d. h. abgesehen von wohlthätigen Anstalten, Kranken- und Waisenhaus u. dgl., in keinem Jahre diejenige des Jahres 1852 auch nur annähernd wieder erreicht, und ebenso verhält es sich mit der Zahl der Unterstützten.

Die Organisation selbst, abgesehen von dem bereits Gesagten, welche jene beiden Männer der elberfelder Armenpflege gegeben haben, läßt sich an der Hand von Böhmert's Werk in folgende Sätze zusammenfassen:

Die Centralarmenverwaltung ist ein Collegium von acht Mitgliedern und einem Vorsitzenden. Von jenen sind vier aus der Stadtverordnetenversammlung und vier aus der Bürgerschaft je auf drei Jahre von der Stadtverordnetenversammlung zu wählen. Vorsitzender ist in der Regel der Oberbürgermeister der Stadt. Die Geschäftsräume befinden sich im Rathhause. Diese Centralverwaltung wird unterstützt:

a) in der offenen oder Außenarmenpflege von 26 Bezirksvorstehern und 364 Armenpflegern, jeder für eins der 364 Quartiere;

Digitized by Google

b) in der geschlossenen oder Anstaltsarmenpflege von den den einzelnen Anstalten vorgesetzten Verwaltungsdeputationen.

Der geschlossenen Armenpflege dienen:

1) das Armenhaus für alte und solche alleinstehende Personen, welche sich selbst nicht überlassen werden können;

2) das Waisenhaus, seit 1854, nach Abbruch des alten Asyls bezogen und nur aus Liebesgaben der Bürgerschaft erbaut;

3) die Anstalt für verlassene Kinder, d. i. für Kinder, welche böslich verlassen sind, oder deren Aeltern sich im Gefängnisse befinden oder in eine geschlossene Armenanstalt aufgenommen sind;

4) die Krankenanstalten;

5) die Anstalt für epidemische Krankheiten (Cholera- und Pockenhospital);

6) der Elberfelder Frauenverein, der Centralpunkt für die Privatwohlthätigkeit, als Ganzes in Verbindung mit der öffentlichen Armenpflege gesetzt, um sich (§. 1 des Statuts) „helfend und ergänzend in den Dienst der öffentlichen Armenpflege zu stellen".

Ueber jede dieser Anstalten und über den Frauenverein ließe sich eine belehrende und, man darf sagen, wahrhaft erbauende Abhandlung schreiben.

Jeder Bezirk und jedes Quartier (s. o.) hat eine bestimmte örtliche Begrenzung. Jeder Bezirk, deren es gegenwärtig 26 sind, hat einen Bezirksvorsteher und 14 Armenpfleger. Bei der Einwohnerzahl von über 106000 erscheinen also diese Bezirke nur mäßig groß. Daß das Auffinden jener Personen durch die genauesten und sorgfältig bekannt gemachten Nachweise, Wohnungsangaben u. s. w. sofort zu ermöglichen ist, bedarf keiner weitern Erwähnung. Ebenso ist der Frauenverein in 26 Bezirke eingetheilt; jedem steht eine Bezirksvorsteherin vor.

Unterstützungen werden nur auf 14 Tage verwilligt, dann werden neue Ermittelungen gepflogen. Fortlaufende Unterstützungen sind grundsätzlich ausgeschlossen.

Für die Außenarmen sind bestimmte Sätze angenommen, für eine einzelnstehende Person wöchentlich 3 Mark. Für eine Familie:

wöchentlich	3 M.		für das Familienhaupt,
„	2 „		für die bei dem Manne lebende Ehefrau,
„	2 „		für ein Kind von 15 Jahren und darüber.
„	1 „	80 Pf.	für ein Kind von 10—15 Jahren,
„	1 „	30 „	für ein Kind von 5—10 Jahren,
„	1 „	10 „	für ein Kind von 1—5 Jahren,
„	— „	80 „	für ein Kind von weniger als 1 Jahr,

also Summa 12 Mark wöchentlich für eine aus den genannten Personen bestehende Familie. In den geeigneten Fällen wird, obgleich baare Unterstützung die Regel bildet, auch Suppe gegeben und für eine Person mit 7 Pfennigen berechnet. Ebenso werden Bekleidungs- und Bettwerksgegenstände bewilligt, deren Herstellungswerth angerechnet wird. Arbeitsgeräthe, Maschinen (Nähmaschinen), Hausrath und Möbel werden leihweise, nicht miethweise gegeben, also ohne Anrechnung; Obdachlosen wird bis zur Beschaffung einer Wohnung Obdach gewährt und, wenn weitere Unterstützung eintreten muß, mit 50 Pfennigen pro Woche angerechnet. In Krankheitsfällen wird ärztliche Hülfe, Arznei, Wein u. s. w., in Sterbefällen Sarg, Leichenwagen, Bedienung und Grab, und für die Waisen und Pflegekinder werden, wenn nicht deren Aufnahme in die geschlossene Anstalt erfolgt, Pflegegelder verwilligt.

Wenn wir hierin eine wahrhafte Verwirklichung des Armenrechts erkennen müssen, so wird es von Interesse sein,

Digitized by Google

einen Blick in die finanzielle Seite der elberfelder Armenpflege fallen zu lassen und zu sehen, welche Summen dafür aufgewendet worden sind. Selbstverständlich sind dieselben mit dem Anwachsen der Einwohnerzahl immer gestiegen, aber dies fand in auffallend richtigem Verhältnisse statt, z. B.:

Jahrgang	Bevölkerungszahl	Ausgabe	Zahl der Unterstützungsfälle
1855	51259	92824 Mark	902, auf je 1000 Einwohner 17,6
1878	86100	124318 „	675, „ „ 1000 „ 7,8
1885	103200	153780 „	826, „ „ 1000 „ 8

Die Zahl der Unterstützungsfälle ist also trotz der größern Einwohnerzahl nicht gestiegen, weil man mit dem eingeführten System nicht nur dem Armen zu seinem Rechte verhalf, sondern auch gegen die Armuth selbst, wie gegen eine Krankheit, mit Erfolg kämpfte. Obige Zahlen beziehen sich aber nur auf die sogenannte offene Armenpflege. Faßt man sie mit der geschlossenen, in Anstalten gewährten, zusammen, so betrugen 1885 die Gesammtausgaben:

524597 Mark 75 Pf.
2736 „ 28 „ blieben in Restausgabe
527334 Mark 03 Pf.
274006 „ 14 „ betrugen die Einnahmen
253327 Mark 89 Pf.

betrugen also die Ausgaben mehr, welche durch Gemeindesteuern gedeckt wurden. Dafür sind aber auch 539 Einzelnstehende, 866 Familienhäupter, 3062 Angehörige und 141 Pflegekinder, zusammen 4608 Personen unterstützt worden. Die Krankenpflege außerhalb der städtischen Krankenanstalten (2921 Krankheitsfälle) erforderte 19001 Mark, die Beerdigungskosten 552 Mark. Die geschlossene Pflege anlangend, so wurden im städtischen Armenhause in jenem Jahre 456 Personen verpflegt und im städtischen Waisenhause waren 247 Pfleglinge untergebracht. In der Anstalt für verlassene Kinder befanden sich deren 267, wozu noch kommt, daß in beiden letztern Anstalten in 61 Fällen frühere Zöglinge, Knaben und Mädchen, welche aus Lehre oder Dienst mangels Unterkommens zu vorübergehendem Aufenthalt zurückgekehrt waren, bis zum Eintritte in eine andere Stelle kürzere und längere Zeit verpflegt wurden. Im Krankenhause wurden 2104, im Irrenhause 84 Personen versorgt.

Diese großen Ergebnisse der Verwirklichung des Armenrechts sind die Folgerungen der im Laufe unserer Darstellung bereits erwähnten Principien, die wir hier kurz zusammenfassen:

1) Die unbedingte Verpflichtung der Pfleger zu persönlicher Untersuchung und fortgesetzter Controle der Verhältnisse der Armen, sowie zur persönlichen Verabreichung der Unterstützungen an dieselben, unter gänzlichem Ausschlusse aller Vermittelung durch Beamte irgendeiner Art.

2) Die in dringenden Fällen unmittelbare Bewilligung der Unterstützung durch die Pfleger selbst, ohne directe Einwirkung des nur controlirenden und die Grundsätze feststellenden Verwaltungscollegiums.

3) Die Beschränkung des Geschäftskreises der Pfleger auf die Sorge für eine möglichst kleine Zahl von Familien oder Einzelnstehenden, welche in der Regel vier nicht übersteigen soll.

Zu diesen drei Aufgaben tritt noch eine vierte hinzu, die sich aber bei der den erstern zu Grunde liegenden Weisheit wol von selbst verstehen dürfte und deshalb nicht besonders formulirt worden ist. Das System theilt nämlich die Hülfesuchenden ein in arbeitsunfähige und in arbeitsfähige, aber arbeitslose. Hieraus erwächst den Pflegern die selbst-

Digitized by Google

verständliche Aufgabe, wo irgend möglich diesen letztern Arbeit und Verdienst nachzuweisen und so ihrem Rechte auf Arbeit Genüge zu verschaffen.

Wie umfassend diese Aufgaben sind, braucht nicht ausgeführt zu werden; daß die Verwirklichung des Armenrechts, wie wir es hier nur in den allgemeinsten Zügen zu schildern versucht haben, der Gesellschaft in Verbindung mit dem Staate zufällt, dürfte sich klar ergeben haben. Aber die Größe der Aufgabe ist in einer Rede des schon erwähnten Oberbürgermeisters Lischke, die er 1858 auf dem Kirchentage zu Hamburg gehalten hat*, mit so warmen Worten gekennzeichnet worden, daß wir nicht unterlassen wollen, ausdrücklich darauf zu verweisen.

Da wir im Laufe unserer Darstellung mehrfach der Kirche als einer verdienstvollen Trägerin der Verwirklichung des Armenrechts gedacht haben, seien noch einige Worte über ihre dermalige thatsächliche Stellung zur städtischen, bürgerlichen, vollständig confessionslosen Armenpflege in Elberfeld beigefügt.

Verfassungsmäßig stehen die beiden evangelischen und die katholischen Kirchengemeinden mit der Kirche in gar keiner Beziehung. Es gilt nur die, aber oft durchbrochene, Regel, daß alle von der bürgerlichen Armenpflege unterstützten Armen von der Unterstützung seitens der Kirche auszuschließen sind. Wie weit der umgekehrte Grundsatz gilt, läßt sich schwer feststellen, weil eben der einzelne Fall entscheidet. Für die Verpflegung Armer in den Armenhäusern der reformirten und lutherischen Gemeinde und armer Kranker in dem katholischen St.-Josephhospital hat die Stadt den Gemeinden schon in frühern Jahren die Zinsen der kirchlichen Armenstiftungen ganz überlassen, obgleich sie einen gesetzlichen Anspruch darauf hatte. Auf eine Controle der Verwendung dieser Zinsen, welche der Stadt zustand, hat sie verzichtet. Nach Böhmert's Mittheilungen steht nur der alle Confessionen umfassende Frauenverein mit der Kirche in directer Beziehung. Er hat auch Fühlung mit der kirchlichen Armenpflege bezüglich der Unterstützung für Außenarme und mit den vielen in Elberfeld bestehenden Vereinen, welche den Zweck haben, zu Weihnachten Unterstützungen an arme Kinder, hauptsächlich in Bekleidungsstücken zu gewähren. Alle diese Vereine reichen dem Frauenvereine Verzeichnisse der Familien ein, welche sie unterstützen wollen, damit Doppelunterstützungen vermieden werden.

Das elberfelder System und seine Nachahmung in vielen Städten des Deutschen Reichs ist ein Sieg sowol der Humanität als auch der Vernunft, der unsere Zeit und ihre Anschauungen im großen und ganzen kennzeichnet. Ein Sieg der Humanität, wenn man sich an die Theorie von Robert Malthus erinnert. In seinem 1798 erschienenen Buche „Versuch über das Bevölkerungsgesetz" sagt er: „Ein Mensch, der in einer schon occupirten Welt geboren wird, ohne daß seine Familie die Mittel hat, ihn zu ernähren, oder wenn die Gesellschaft seiner Arbeit nicht benöthigt ist, dieser Mensch hat nicht das mindeste Recht, irgendeinen Theil der Nahrung zu verlangen. Er ist zu viel auf der Erde; bei dem großen Gastmahl der Natur ist kein Gedeck für ihn aufgelegt. Die Natur gebietet ihm, abzutreten, und sie versäumt nicht, diesen Befehl selbst zur Ausführung zu bringen." Also dasselbe, was schon in jenem bekannten Gespräche sich ausgedrückt fand: „Mais, Monseigneur, il faut bien que

* Abgedruckt bei Böhmert, Spec. Theil, II, S. 143.

Digitized by Google

je vive", worauf Richelieu antwortet: „Je n'en vois pas la nécessité." Ein Sieg der Vernunft, wenn man Charles Fourier, den bekannten französischen Gesellschaftsphilosophen, einen Zeitgenossen Saint-Simon's, 1808 reden hört. Er meint: „Der Mensch ist zum Glück geboren und alle in ihn gelegten Triebe sollen zur vollkommenen und harmonischen Entwickelung gebracht werden. Deshalb muß die Arbeit besser organisirt, es müssen große Arbeitsgruppen gebildet werden, in denen ohne Aufhebung des Sondereigenthums gemeinsame Production stattfindet. In ihnen behält jeder Theilnehmer sein Eigenthum, als den von ihm eingelegten Theil am Gesammteigenthume des Wirthschaftskapitals, und erhält das entsprechende Einkommen daraus u. s. w." Beide Theorien sind nicht etwa die Früchte einzelner Denker, beide, namentlich die erste, haben viele Bekenner gefunden und sind noch heute nicht aus allen Köpfen und Herzen verbannt. Aber im Ernste hat doch die heutige Gesellschaft in den allerweitesten Kreisen kein Verständniß mehr dafür und sich dem Humanismus und der Vernunft zugewendet, um ein Recht der Armen und in gewissem Sinne, wie wir es zu kennzeichnen versucht haben, auch ein Recht auf Arbeit anzuerkennen, deren Verwirklichung die Aufgabe der Gesellschaft in Verbindung mit dem Staate ist. Auch das elberfelder System stellt Arbeit und Verdienst an die Spitze seines Programms und verpflichtet jeden arbeitsfähigen Hülfesuchenden, die ihm zugewiesene Arbeit zu verrichten, indem es im Schaffen des Menschen und in dem Selbsterworbenen sein Heil erblickt und die Frucht der Arbeit zum Preise der höchsten Güter, des Lebens und der Freiheit erhebt.

Mögen wir es deshalb immerhin dem Dichter überlassen, wenn der das Ziel des Lebens suchende Faust in seiner letzten Stunde Arbeiter Meng' auf Menge beigeschafft, bezahlt und angestellt haben will, daß der Sumpf, der sich am Gebirge hinzieht und alles schon Errungene verpestet, abgezogen und ausgetrocknet werde; wenn vielen Millionen Räume eröffnet werden sollen, nicht sicher zwar, doch thätig-frei zu wohnen; wenn er, gleich jenen alten und heute noch thätigen Holländern, welche dem Meere durch Eindämmen ein Stück Land nach dem andern abgewinnen, grüne, fruchtbare Gefilde, Behaglichkeit für Mensch und Herde auf dem neuen Lande, gleich angesiedelt an des Hügels Kraft, wenn er im Innern ein paradiesisch Feld geschaffen haben, wenn er die draußen bis zum Rande rasende Flut, die am Felde nascht, gewaltsam vom Gemeindrang einschließen lassen will*: mag es ihm vergönnt sein — ja wir danken es ihm als Dichter — in solchen Zügen das Streben nach Glück durch Arbeit uns als eins jener großen Bilder seines Gedichtes zu entrollen; der Gedanke aber, den er damit verbindet, ist kein Gedicht mehr und erhebt sich über dasselbe:

Es ist der Weisheit letzter Schluß:
Nur der verdient sich Freiheit wie das Leben,
Der täglich sie erobern muß.

Man mag über den Verwandtschaftsgrad des Armenrechts und des Rechts auf Arbeit denken wie man will, im praktischen Leben kommen sie in so vielen Fällen ganz auf dasselbe hinaus, namentlich wenn man an die große Klasse der mit dem Geiste arbeitenden und der „verschämten Armen" denkt, welche

* Dr. Christ. Semler, „Die Weltanschauung Luther's und Goethe's u. s. w.", in von Holtzendorff's „Zeit- und Streitfragen", Nr. 63, und „Allgemeine Zeitung", 1890, Beilage Nr. 115.

Digitized by Google

sich nicht entschließen können, die Hülfe der Armenpflege anzurufen, daß wir nicht unterlassen dürfen, noch jenes oben schon erwähnten Instituts unserer Zeit zu gedenken, welches hierauf Bezug hat, nämlich der Verpflegungsstationen und der Arbeitercolonien. Zwei Punkte sind es, die wir in Bezug auf unsern Gegenstand dabei beachten zu müssen glauben: einmal, daß der Staat nichts für sie thut, und sodann, daß sie zu einseitig organisirt sind. Sie bieten bisjetzt nur Handarbeit landwirthschaftlicher Art, wenn auch hier ziemlich ausgedehnt, und liegen vereinsamt auf dem Lande. Unsers Erachtens müßten sie Stätten vielfacher Production werden, den verschiedensten Arbeitslosen mit Berücksichtigung ihrer Leistungsfähigkeit an die Hand gehen und deshalb auch in den Städten ihren Sitz haben. In ihnen gibt es bisjetzt nur Holzspaltereien*, die allerdings einträglich sein sollen. Freilich wird hiergegen geltend gemacht, Staat und Gemeinde dürften der Industrie keine Concurrenz bereiten. Aber das hält nicht Stich, selbst wenn der Staat diese Anstalten stützte. Denn — da wir nun einmal von Rechten reden — kein Industriezweig hat ein Recht auf einen bestimmten Blütegrad. Jeder muß mit jedem Wettbewerbe rechnen, und wenn der Staat zu Gunsten eines Gewerbes Maßnahmen trifft, so gehören diese nicht in den Bereich des Rechtsschutzes, sondern in den der Fürsorge für die Staatswohlfahrt, welche durch das Gedeihen oder den Niedergang dieses oder jenes große Massen der Bevölkerung umfassenden Gewerbszweiges gesichert oder gefährdet wird. Auch wäre es gar nicht ausgeschlossen, daß, wenn eine Stadtgemeinde eine Productionsstätte innerhalb ihrer Mauern oder wo sonst für Arbeitsuchende gegründet hätte, irgendein vermögender Industrieller sie der Stadt abkaufte, sobald er ihr Bürgschaft für Einhaltung der Grundsätze böte, welche sie im Interesse ihrer Schützlinge für den Betrieb aufgestellt hätte. Dann würde eben dieser und nicht mehr die Gemeinde der Concurrent sein.

Wenn es gelänge, Verpflegungsstationen und Arbeitercolonien verschiedenster Arbeitsart seitens der Gemeinden in die Städte und in deren unmittelbare Nähe zu verlegen, so würden die Pfleger der jeweiligen städtischen Armenpflege den ihnen z. B. in Elberfeld sehr nachdrücklich eingeschärften Grundsatz, zunächst den Hülfesuchenden Arbeit zuzuweisen, viel leichter und erfolgreicher auszuüben im Stande sein, und der laufende Ausgabestand für baare Armenunterstützungen würde erheblich entlastet werden. Und warum sollte dies den Gemeinden nicht gelingen können? Wenn die Aufgabe der Verwirklichung des Armenrechts immer weniger vereinzelt, sondern immer mehr mit dem Pulsschlage des gesammten Erwerbslebens in lebendige Verbindung gebracht würde, könnte wol noch mehr erreicht werden als bisher.

Rathlos aber stehen wir vor der Frage, wie jenen „verschämten Armen" und den Arbeitern des Geistes durch öffentliche Organisationen geholfen werden und ihr Armenrecht verwirklicht werden könnte. Vielleicht ist es uns gestattet, in dieser Richtung an Julius Grosse's Roman „Der getreue Eckart" zu erinnern und auf das ihm angeschlossene Nachwort.

* Vgl. Vortrag des Rechtsanwalts Dr. Ponfik in Frankfurt a. M. vom 24. Oct. 1889, abgedruckt in der „Zeitschrift für Staats- und Gemeindeverwaltung im Großherzogthum Hessen".

Digitized by Google

Spanien von 1887 bis 1890.

Von Gustav Diercks.

Als Sagasta am 26. Nov. 1885 aus den Händen der Conservativen die Regierung übernahm, erwartete man im Inlande wie im Auslande, daß damit eine neue Aera für Spanien beginnen würde. Sagasta hatte das Erbe aller derjenigen Männer und Parteien angetreten, welche mit der Revolution von 1868 für den Fortschritt und den Liberalismus auf der Grundlage der monarchischen Staatsform eingetreten waren; es hatten sich an ihn, als den hervorragendsten und geschicktesten Parteiführer, alle andern liberalen und demokratischen Führer mehr oder minder eng angeschlossen, ja, die gemäßigten Republikaner sogar setzten Vertrauen in seine Leistungskraft, brachten ihm ihr Wohlwollen entgegen und waren theilweise geneigt, förmlich zu ihm überzugehen, die Monarchie anzuerkennen. Sagasta besaß somit 1885 die Macht, das von den Urhebern der Revolution von 1868 begonnene Werk zu beenden, die damals von dem souveränen Volke aufgestellten zeitgemäßen demokratischen Grundsätze nunmehr unter der Sanction der Krone zu dauernder Herrschaft zu bringen; die damals geschaffenen, später aber von den Ultramontanen und Conservativen wieder beseitigten Institutionen von neuem und für die Dauer einzurichten. Wir haben aber gesehen*, daß der Ministerpräsident die großen Hoffnungen, welche hauptsächlich die Demokraten und die Posibilisten auf ihn gesetzt hatten, vollständig täuschte, seine Macht während der Dauer der ersten zwei Jahre seiner Regierung beinahe ungenutzt ließ und trotz aller seiner Versprechen, die er früher gegeben hatte, nichts that, um nur einen einzigen der Punkte des Programms vom 5. Juni 1885 zu erfüllen. Es wäre möglich gewesen, in dem Zeitraume von 1885 bis 1887 die Schwurgerichte, die Civilehe, das allgemeine Wahlrecht und die allgemeine Wehrpflicht, die hauptsächlichsten Forderungen der Demokratie, in Spanien einzuführen; leider aber hatten diejenigen recht behalten, welche auf Grund der Vorgeschichte Sagasta's von ihm behaupteten, daß er nur in der Opposition und im Unglücke große Thatkraft entwickele, im Besitze der Macht jedoch in orientalischen Fatalismus und in Gleichgültigkeit verfalle.

Die verflossenen zwei Jahre waren nicht nur für den innern Ausbau des spanischen Staatswesens verloren, sondern das lockere Band, das die liberalen Gruppen umschlang und das durch rasches energisches Handeln seitens Sagasta's sehr leicht hätte angezogen werden können, war während dieser Zeitdauer beinahe vollständig gelöst. Weder die äußerste Rechte noch die äußerste Linke der liberalen Partei hatten sich befriedigt gesehen, und sie standen im Begriffe, sich völlig von Sagasta loszusagen. Letzterer vertraute freilich, und wie sich in der Folge zeigte, mit Recht darauf, daß diese beiden großen Gruppen von Dissidenten sich nicht leicht entschließen würden, seine Führerschaft thatsächlich abzuschütteln, weil sie dann doch nicht im Stande sein würden zu erreichen, was sie erstrebten: die Macht, die Regierung. Denn selbst der Anschluß derselben an die Conservativen einer-

* Vgl. „Unsere Zeit", 1888, I, 118 fg.

Digitized by Google

seits, an die Republikaner andererseits hätte ihnen nichts genützt, weil auch diese Parteien weit davon entfernt waren, geschlossene Einheiten zu bilden. So suchte denn der Ministerpräsident diese beiden großen Gruppen, deren Verlust und offene Gegnerschaft ihn sehr geschwächt haben würden, durch glänzende Versprechen und durch unbedeutende Zugeständnisse hinzuhalten, wagte aber nicht, die eine wirklich zu befriedigen, um dadurch nicht die andere zu verlieren. Denn was er 1885 ohne Gefahr für den Bestand seiner Partei und für seine Herrschaft hätte thun können, nämlich mit diesen verschieden gearteten Elementen zusammen arbeiten, das war 1887 nicht mehr möglich. Er hatte um diese Zeit nicht nur einen guten Theil seiner materiellen Macht, sondern auch, was viel schlimmer war, seinen moralischen Einfluß eingebüßt. Daß er sich dieses letztern Umstandes selbst vollständig bewußt war, bewies er durch die Art, wie er die Krisen zu beseitigen suchte, welche nun seinen Cabinetten beständig drohten. Unentschlossen und energielos, man könnte beinahe sagen muthlos, schwankte er hin und her, suchte die drohendsten Gefahren im letzten Augenblicke auf irgendwelche Weise zu beseitigen, wagte aber keinen entscheidenden Schritt zu thun, um der andauernden, alle Verhältnisse auf das ungünstigste beinflussenden kritischen Lage ein Ende zu machen.

So lagen die Verhältnisse im Spätherbste 1887. Am 27. Oct. waren die im Sommer vertagten Cortes geschlossen und der Wiederzusammentritt derselben auf den 1. Dec. festgesetzt worden. Der Ministerpräsident hatte jedenfalls gehofft, damit eine Krisis zu vermeiden, die um den 1. Juli hereinzubrechen gedroht hatte, durch die Vertagung der Cortes aber hinausgeschoben war. Er verrechnete sich jedoch in seinen Erwartungen. Während der Sommerzeit, in der die Politik überhaupt in Spanien meist ruht, waren die Meinungsverschiedenheiten, welche innerhalb des Cabinets bestanden, scheinbar vermindert worden; als aber die Vorbereitungen für die nächste Cortestagung begannen, da spitzte sich auch der Conflict zwischen den Ministern wieder zu, und mehrere von ihnen äußerten ganz unumwunden ihren bestimmten Wunsch, ihrer Aemter enthoben zu werden. Leon y Castillo erachtete die Reformpläne des Kriegsministers Cassola verderblich für das Land, weil sie zweifellos das Budget mehr belasteten, und er war durch alle gegentheiligen Beweise nicht zu überzeugen, nicht von seiner Ansicht abzubringen. Ueberhaupt stießen die Pläne Cassola's in dem Maße mehr auf Widerstand im Cabinet selbst, als die Mitglieder des letztern tiefern Einblick in sie gewannen. Außerdem drang aber Cassola darauf, daß die Cortes sich nach ihrem Zusammentritte ausschließlich mit seinen Reformen beschäftigen und denselben binnen kürzester Frist Gesetzeskraft verleihen sollten. Hiergegen erhoben jedoch der Finanzminister und der der Justiz lebhaftesten Widerspruch. Ersterer weil er außer dem Budget möglichst schnell seine neuen Steuerpläne berathen wissen wollte; letzterer, weil er sein Civilgesetzbuch für wichtiger hielt als die Militärreformen, und beanspruchte, daß die Cortes sich erst mit dieser Vorlage beschäftigten. Mit den übrigen Ministern konnte der Präsident schließlich fertig werden; der des Innern, Leon y Castillo, beharrte jedoch auf seinem Wunsche, zurückzutreten, und nahm endlich seine Zuflucht zu dem bequemen Mittel der „politischen Krankheit". Er erklärte, die Aerzte verordneten ihm Luftveränderung, da das Klima von Madrid für ihn ver-

Digitized by Google

derblich wäre. Nun traf es sich, daß der spanische Gesandte in Paris, Albareda, wegen mehrerer unangenehmer und ungünstig abgelaufener Missionen in derselben Lage war wie Leon y Castillo. Diesen Umstand benutzte Sagasta und überraschte Spanien am 13. Nov. 1887 durch die Decrete, welche Leon y Castillo zum Gesandten in Paris, Albareda zum Minister des Innern ernannten. Die Verhandlungen hierüber waren so geheim geführt worden, daß nicht nur die Presse und die Oeffentlichkeit nichts davon erfuhren, sondern daß sogar mehrere Minister, wie behauptet wurde, davon nicht eher Kunde erhielten, als bis sie diese Nachrichten in den Zeitungen lasen.

Geholfen war mit dieser plötzlichen Veränderung allerdings nicht viel. Die Spaltungen im Cabinet wurden dadurch nicht beseitigt, die Krisis wurde nicht überwunden. Die Gegner der Regierung und die öffentliche Meinung beschuldigten vollends den Ministerpräsidenten der Feigheit, der Verletzung der Verfassung und verschärften ihre Angriffe gegen die Politik, die das Cabinet verfolgte. Zu der Steigerung der Verstimmung trug dann noch das Verfahren bei, welches seitens des jugendlichen, schneidigen Finanzministers Puigcerver gegen den alten erfahrenen und allgemein geschätzten Finanzmann Camacho beobachtet worden war. Letzterer war Director der Tabackgesellschaft, legte sein Amt aber wegen einiger in der madrider Tabackfabrik vorgekommener Tumulte nieder, und wurde durch Ruiz Gomez ersetzt. Als dann bald darauf der Director der Hypothekenbank, Sanchez Bustillo, seine Entlassung nahm, wählte der Vorstand Camacho zum Director, der Finanzminister aber versagte dieser Wahl in sehr geringschätziger Form seine Genehmigung.

Puigcerver, gegen den die öffentliche Meinung, hauptsächlich aber die finanziellen Kreise sowie der Handelsstand und die Gewerbtreibenden auf das höchste eingenommen waren, und der beinahe durch jede seiner Steuerreformen Unruhen im Lande verursachte, verlor dadurch selbst in ministeriellen Kreisen ein gut Theil der geringen Sympathien, die er in ihnen besaß.

Die Nachrichten aus den Colonien waren auch nicht danach angethan, der Regierung die Gunst des Landes wiederzuerwerben. Der Gouverneur von Portorico, Palacios, wollte einer separatistischen Verschwörung auf die Spur gekommen sein und verlangte zur Unterdrückung derselben Erweiterung seiner Vollmachten. Hiergegen erhoben jedoch die Abgeordneten der Insel und die Bewohner derselben so laut und nachdrücklich Einspruch, daß die Regierung General Palacios zur Berichterstattung nach Spanien berief und ihn dann durch General Dana ersetzte. Alle diese Verfügungen wurden von den mit den Verhältnissen Portoricos Vertrauten getadelt. Auch die Ernennung des Generals Marin zum Generalgouverneur von Cuba stieß auf Widerspruch, da Marin nicht für befähigt gehalten wurde, der Corruption zu steuern, welche im Beamtenstande der großen Antilleninsel herrschte. Der Aufstand auf der Carolineninsel Ponapé, die Verwaltung der durch den Schiedsspruch des Papstes den Spaniern zugetheilten Inselgruppe, die Maßregeln, welche der Gouverneur der Philippinen, General Terreros, zur Bestrafung der Aufständischen getroffen hatte, der vollständige Verfall der neuen Colonie am Rio de Oro, gaben den Gegnern der Regierung willkommenen Anlaß zu einer sehr abfälligen Kritik der letztern.

Moret hoffte dagegen durch seine

Digitized by Google

Leitung der äußern Angelegenheiten Spaniens nicht nur nachdrücklich seinen eigenen Interessen dienen zu können, sondern auch auf den Dank der Nation rechnen zu dürfen, deren Ansehen er auf mehrfache Weise zu erhöhen bemüht war. Dem Wunsche der marokkanischen Actionspartei zu entsprechen, die Marokko-Frage aus Anlaß des letzten Conflicts rasch zu Gunsten Spaniens zu lösen, dahin zu wirken, daß Spanien das Protectorat über das Scherifenreich erlangte, war ihm allerdings nicht vergönnt gewesen. Er hielt sich jedoch für einen hinlänglich geschickten Diplomaten, um auf andere Weise zu erreichen, was er durch das vorangegangene Säbelgerassel nicht erzielt hatte. Aus Anlaß des letzten Zwischenfalles ließ Moret durch den spanischen Ministerresidenten in Tanger, Diosdado, dem Sultan die Nützlichkeit einer Revision der Beschlüsse der Marokko-Conferenz vom Jahre 1880 nahelegen und Muley-Hassan zu der Aeußerung des Wunsches veranlassen, daß Spanien eine neue Marokko-Conferenz einberufen möge. Der Scherif that alles, was Moret verlangte, und dieser beeilte sich, dem dem Sultan untergeschobenen Wunsche gemäß die Vertragsmächte zu einer Conferenz einzuladen, die spätestens Anfang Januar 1888 in Madrid zusammentreten sollte. Deutschland, Portugal und mehrere andere Mächte waren sofort geneigt, dieser Aufforderung Folge zu leisten, und sie ernannten ihre Vertreter. England und Frankreich durchschauten jedoch die wahren Absichten des spanischen Ministers des Aeußern, der ihrer Ansicht nach nichts Geringeres erstrebte, als unter dem Schein der Wahrung der Interessen des Sultans einer- und der Vertragsmächte andererseits Spanien thatsächlich das Bestimmungsrecht, das Protectorat über Marokko förmlich zu sichern. Diese beiden Mächte knüpften daher ihre Genehmigung des Zusammentritts der Conferenz an sehr beschränkende Bedingungen bezüglich der zur Berathung zu stellenden Punkte, und suchten durch die Verhandlungen hierüber die ganze Angelegenheit auf die lange Bank zu schieben. Moret benutzte nun einen neuen zwischen den Vereinigten Staaten Nordamerikas und Marokko ausgebrochenen Streit, seinem Ziele näher zu kommen. Er ließ durch Diosdado das Anerbieten machen, in dieser Angelegenheit die Mittlerrolle zu übernehmen. Der amerikanische Ministerresident wollte davon jedoch nichts wissen, und als Diosdado dann in ungeschickter Weise erzwingen wollte, was Mr. Reed ihm versagte, da erhoben auch die Vertreter anderer Mächte Einspruch gegen die Anmaßung desjenigen Spaniens. Moret gab sich aber immer noch nicht zufrieden. Er versuchte, die Ansicht zur Geltung zu bringen, daß die nächste Berufungsinstanz für die streitenden Parteien, für den amerikanischen Ministerresidenten im besondern, der amerikanische Gesandte in Madrid wäre. Auch damit hatte er aber kein Glück, während England und Frankreich auf Grund dieser neuesten Erfahrungen die Marokko-Conferenz in der Absicht weiter hinausschoben, ihr Stattfinden überhaupt zu verhindern.

Darüber war der Februar 1888 herangekommen und mit ihm ein Ereigniß, das mit gutem Grunde alle Welt in Erstaunen setzte. Am 14. langte nämlich in Madrid die zuerst mit Unglauben aufgenommene, aber alsbald bestätigte Nachricht an, daß der Sultan seinen Minister des Aeußern, Sidi-Mohammed-Torres, und den Sohn des Statthalters von Tanger, Kerdadi, in Begleitung des Leiters der spanischen Mission in Marokko, Pater Lerchundi, und des Dolmetschers Reinaldi, nebst

Digitized by Google

großem Gefolge und zahlreichen Geschenken auf dem spanischen Kriegsschiffe Castilla nach Rom schicke, um dem Papste Leo XIII. nachträglich zu seinem Priesterjubiläum Glück zu wünschen. Es war dies natürlich wieder ein Meisterwerk der Diplomatie Moret's, der nun den Sultan von Marokko aufbot, um den Papst zu bewegen, seinen Einfluß auf Frankreich im Interesse der Marokko-Conferenz geltend zu machen. Aber auch das war vergebens. Nachdem der Zeitpunkt für den Zusammentritt der Conferenz von einem Monat auf den andern und schließlich bis in den Mai 1888 hinausgeschoben war, mußte der ganze Plan aufgegeben werden.

Aber auch Moret's Hoffnung, Spanien mit einem Schlage zu einer Großmacht ersten Ranges zu erheben, indem die Gesandtschaften in Berlin, Wien und Rom in Botschaften umgestaltet wurden, und das Gleiche seitens Deutschlands, Oesterreichs und des Quirinals mit den diplomatischen Vertretungen derselben in Madrid geschah, erwies sich als trügerisch. Die Erwerbung einer Kohlenstation im Rothen Meere vermochte ebenfalls nicht, Spanien höheres Ansehen in der Welt zu verleihen. Die Conservativen und die andern Oppositionsparteien aber fügten dem Schaden, den Moret in seiner Eigenschaft als Leiter der auswärtigen Politik erlitt, noch den Spott hinzu und machten das Verbleiben dieses Mannes auf seinem Posten zur Unmöglichkeit.

Die wirthschaftliche Lage des Landes war nie glänzend gewesen, zu Ende des Jahres 1887 wurde sie aber unter dem Einflusse der unglücklichen Politik des Finanzministers Puigcerver, unter dem schädigender Naturereignisse und unter dem der Arbeiterbewegung, welche von Catalonien ausging, geradezu trostlos. Die Vorbereitungen für die Weltausstellung in Barcelona, die Herstellung der erforderlichen Bauten und eines riesigen Gasthofs hatten zahllose Arbeiter nach der Hauptstadt Cataloniens gelockt und Barcelona zu einem günstigen Arbeitsfelde für socialistische und anarchistische Agitatoren gemacht, denen es gelang, am 10. Dec. eine Arbeitseinstellung zu erzeugen, die sich bald auf alle Gewerke erstreckte und dann bis zum Anfange des Jahres 1888 dauerte. Die durch die Spritsteuergesetze und andere Steuerreformen erzeugte Gärung im Lande und die ununterbrochene Folge von Unruhen, die sich daraus ergaben, waren auch nicht geeignet, Handel und Gewerbe zu fördern. Dazu wuchs die schwebende Schuld, die Staatseinnahmen verminderten sich, während die Ausgaben und das jährliche Budget sich vermehrten und die Staatskassen obendrein durch Unterschlagungen geschädigt wurden, welche allein im Laufe des Jahres 1888, soweit sie wirklich zur Kenntniß der obersten Behörden gelangten, die Höhe von 10 Mill. Pesetas erreichten.

Die wirthschaftliche Nothlage, welche die Folge aller dieser Ursachen war, wurde Veranlassung, daß die wirthschaftlichen Fragen in den Vordergrund des öffentlichen Interesses traten, und in den Cortes, in den Clubs, in der Presse, in allen kaufmännischen Vereinen den Gegenstand lebhaftester Debatten bildeten. Der Kampf zwischen Schutzzöllnern und Freihändlern wurde in dem Maße erbitterter, als die Finanz- und Wirthschaftspolitik der liberalen Cabinete sich als nachtheilig für das Land erwies; denn da Puigcerver und Moret der freihändlerischen Schule angehörten, so schrieben die Massen den Grundsätzen derselben blindlings alles Elend zu, das über die arbeitenden Klassen und über das Land hereinbrach. Diese Anklagen waren, soweit sie sich auf den Finanz-

Digitized by Google

minister Puigcerver bezogen, jedoch keineswegs zutreffend; denn die wichtigsten Steuergesetze, gerade diejenigen, welche nachher so viel Unruhe im Lande erzeugten, die Alkohol-, dann die Petroleum- und Oelsteuer waren Schutzzölle, und manche von ihnen, namentlich die auf den Sprit bezüglichen, sogar Prohibitivzölle, die sich einerseits gegen die Einfuhr von deutschem Sprit richteten, andererseits darauf abzielten, die Spiritusbrennerei in Spanien selbst soviel als möglich zu fördern. Ja, das Interesse, das die Regierung diesem Industriezweige entgegenbrachte, war Veranlassung, daß auch alle andern Gewerbtreibenden ihre Erzeugnisse durch hohe Zölle gegen den Wettbewerb der ausländischen geschützt wissen wollten. Die Viehzüchter, die Fischhändler, die Reisbauern, die Besitzer von Zucker- und Orangenpflanzungen thaten sich zusammen und ließen durch schutzzöllnerische Abgeordnete ihre Interessen in den Cortes auf das nachdrücklichste vertreten. Die Ackerbauliga entwickelte sich zu einer Macht, die in den Cortes nicht nur in den Conservativen, sondern auch in den Liberalen Gamazo, Maura, Bayo und ihrem großen Anhange ihre Verfechter hatte und durch diese öfters den Bestand der liberalen Cabinete bedrohte.

Man kann die Miserfolge der Wirthschaftspolitik der liberalen Regierungen somit keineswegs, wie dies von manchen Seiten geschehen ist, dem Freihandel zuschreiben, denn dieser gelangte nie zu unbedingter Herrschaft, selbst wenn theoretische Anhänger desselben, wie Puigcerver, die Verwaltung der Finanzen in Händen hatten. Die wirklichen Ursachen der dauernden wirthschaftlichen Nothlage und der Unfähigkeit des spanischen Volkes, sich aus derselben zu befreien, waren und sind dieselben, die wir früher schon mehrmals an dieser Stelle eingehend behandelt haben. Es sind die Schäden der Verwaltung, die Corruption des Beamtenstandes, der eigenartige Charakter der spanischen Politik, die nur Mittel zum Zwecke, ein Gewerbe ist, das zu Macht, Reichthum und Ansehen verhelfen soll; es sind Genußsucht, der Cultus des Scheins, die stete Steigerung der Lebensbedürfnisse, der natürliche Hang zur Trägheit und viele andere untergeordnete Eigenschaften, Gewohnheiten und Eigenthümlichkeiten des spanischen Charakters und des privaten und öffentlichen Lebens des spanischen Volkes.

Wenn die gemäßigten Republikaner bei ihren Bemühungen, alle republikanischen Parteien zu vereinen, als wichtigste Aufgaben, die zu erstreben waren, die folgenden in ihr Programm aufnahmen: die Wiederherstellung der demokratischen Verfassung von 1869, die Unabhängigkeit der Justiz von der Regiegierung, die Selbstverwaltung der Gemeinden, die Einführung des obligatorischen Militärdienstes, die Verminderung der Staatsausgaben, die Vereinfachung der Verwaltung, die Bekämpfung der Corruption derselben, Beseitigung der erkannten Schäden durch das Parlament, aufmerksames Studium der socialen Frage — so zeugte dies von richtiger Erkenntniß vieler der wichtigsten Ursachen der zerrütteten Verhältnisse Spaniens. Dieses Programm war von dem der demokratischen Gruppen fast gar nicht, von dem der Liberalen nur wenig unterschieden; es war nur zu bedauern, daß letztere, obgleich sie die Macht in ihren Händen hatten, doch außer Stande waren, eine Besserung herbeizuführen. Jeder Versuch, der von aller Welt gebrandmarkten Unsittlichkeit der Beamten zu steuern, das Heer derselben zu vermindern, dem Kaziken-

Digitized by Google

wesen ein Ende zu machen, scheiterte an dem Personalismus, der das öffentliche Leben Spaniens unumschränkt beherrscht. Was für Unheil derselbe stiftet, das zeigte sich unter anderm in dem Rio Tinto-Conflicte, der eins der wichtigsten Ereignisse des Anfangs des Jahres 1888 bildete.

Die Provinz Huelva hatte bis gegen 1870 zu den ärmsten von ganz Spanien gehört. Damals übernahm eine aus fremdländischen Kapitalisten bestehende Gesellschaft käuflich die an Kupfererzen und an andern Mineralien so ungemein reichen Minenbezirke dieser Provinz, die binnen kurzem unter der energischen Thätigkeit der fremden Unternehmer einen ungeahnten Aufschwung nahm. In dem am 17. Dec. 1873 zwischen der Rio Tinto-Gesellschaft und der spanischen Regierung abgeschlossenen Kaufvertrage war die Art der Ausbeutung genau festgestellt, dieselbe zur Grundlage der Besteuerung genommen und ausdrücklich erklärt worden, daß von Versuchen mit andern Ausbeutungsverfahren Abstand genommen werden müsse, nachdem das zur Anwendung gelangte von den Fachmännern als das geeignetste anerkannt worden war. Dieses Verfahren bestand in dem Ausglühen der kupferhaltigen Erze in freier Luft, und da dasselbe infolge der Entwickelung von Rauch und allerlei Gasen das Vorhandensein einer Strecke Landes bedingte, die für Ackerbauzwecke nicht verwendet wurde, so war die Rio Tinto-Gesellschaft gezwungen, auch dieses erforderliche Stück Land zu kaufen. Der Ertrag der Bergwerke von Rio Tinto war ein außerordentlich großer, und mehr als 12000 Bergleute fanden dort lohnenden Erwerb; die ganze Provinz aber hatte davon auch dauernden Vortheil. Die Bewohner der den Rio Tinto-Bezirken zunächstgelegenen Ortschaften wurden jedoch von Neid über den größern Wohlstand erfüllt, den die Bergleute erlangten, und sie wandten sich nun mit der Beschwerde, daß der Rauch, den das Ausglühen der Erzmassen erzeugte, ihre Gesundheit und den Ackerbau schädige, an die obersten Provinzialbehörden. Ihrem Verlangen, daß dieses Ausbeutungsverfahren verboten werden sollte, trat die Minengesellschaft mit dem Wortlaute ihres Kaufvertrages und mit dem Nachweise entgegen, daß die Beschwerden der Bauern ungerechtfertigt waren. Letztere wußten aber durch einflußreiche Kaziken die Regierung zu bewegen, eine Gesundheitscommission zur Prüfung der Sache nach Huelva zu schicken, und diese Commission entschied dann zu Gunsten der Bauern. Die Rio Tinto-Gesellschaft bestand indessen auf ihrem Rechte, das die Regierung wiederholt anerkannte und gegen das sie nichts thun konnte, wenn sie nicht den Kaufvertrag brechen wollte. Die fortgesetzten Klagen bestimmten sie denn endlich, am 16. Dec. 1887 ein Decret zu erlassen, dem gemäß die Gemeindeverwaltungen der in den Minenbezirken belegenen Ortschaften nach eigenem Ermessen die Calcinationen in freier Luft verbieten durften. Die Ausführung dieses Decrets schädigte die Bergwerksverwaltungen, die ihren Betrieb deshalb erheblich beschränken mußten. Tausende von Bergleuten wurden dadurch brotlos, und als dieselben am 4. Febr. 1888 eine friedliche Kundgebung veranstalteten, um die Regierung zu bitten, das Decret aufzuheben, da wurde Militär gegen sie aufgeboten, und es wurden etwa 45 von ihnen getödtet und etwa 200 verwundet. Die Oppositionsparteien machten die Regierung und das Militär hierfür verantwortlich und es kam zu sehr lebhaften Auslassungen darüber in den Cortes.

Digitized by Google

Die Regierung zog jedoch das erwähnte Decret nicht nur nicht zurück, sondern Albareda erließ am 29. Febr. ein neues, durch das die Calcination in freier Luft am 1. Jan. 1889 um ein Viertel, am 1. Jan. 1890 um die Hälfte verringert werden, am 1. Jan. 1891 aber ganz aufhören sollte. Die Rio Tinto-Gesellschaft erhob hiergegen natürlich Protest, und die in ihrer Nahrung bedrohten Bergleute schickten Deputationen nach Madrid, um die Aufhebung des Decrets nachzusuchen. Alle diese Bemühungen waren jedoch vergebens, obgleich neuerdings wieder mehrere Sanitätscommissionen zweifellos festgestellt haben, daß von einer Schädigung der Gesundheit der in der Nachbarschaft der Minen wohnenden Bauern keine Rede sei. Zur Zeit schwebt die Sache noch, es ist jedoch Hoffnung vorhanden, daß die conservative Regierung, welche seit dem 5. Juni 1890 die Geschicke Spaniens lenkt, auf Grund der neuesten Erhebungen das Decret vom 29. Febr. 1888 aufheben wird.

Unter großen Geldopfern führte inzwischen die Stadt Barcelona den großartigen Plan der Weltausstellung aus, den sie 1886 gefaßt hatte, um zu verhindern, daß Madrid, welches sich seit einem Jahrzehnt mit derselben Absicht getragen und Vorbereitungen getroffen hatte, ihr nicht zuvorkäme. Wenn irgendwo in Spanien, meinten die Barcelonesen, so mußte eine Weltausstellung bei ihnen stattfinden, da Catalonien von jeher der Herd der spanischen Industrie, der Haupthafen des spanischen Handels gewesen war. Der große Arbeiterstrike zog die Herstellung der Bauten in die Länge und stellte sogar eine Zeit lang die Ausstellung ganz in Frage, da die von Neid und Misgunst gegen die Catalanen erfüllten Madrider und die Bewohner anderer Provinzen auf Grund dieses Strike ihre geheimen Ränke gegen das Zustandekommen der Ausstellung mit erneutem größtem Eifer betrieben. Die Catalanen setzten jedoch ihren Willen durch, überwanden alle Schwierigkeiten, und die Ausstellung wurde — allerdings später, als ursprünglich beabsichtigt gewesen — von der Königin selbst am 20. Mai 1888 feierlich eröffnet. Alle Großmächte hatten mehr oder minder große Panzerflotten nach Barcelona gesandt, um die Königin dort zu begrüßen.

Die Ausstellung gab zwar das vortheilhafteste Bild von der Leistungsfähigkeit der Catalanen, war jedoch von den übrigen Provinzen Spaniens, wie zu erwarten gewesen, und ebenso auch vom Auslande her nur sehr dürftig beschickt worden. Die Hoffnung der Barcelonesen, eine große Einnahme durch die Ausstellung zu erzielen, der wirthschaftlichen und industriellen Krisis, in der sich Catalonien befand, ein Ende zu machen, erwies sich als trügerisch. Die Zahl der Fremden, welche dorthin kamen, blieb weit hinter den Erwartungen zurück, die großen Bestellungen erfolgten nicht und die ganze Sache schloß mit einem Fehlbetrage von mehr als 6 Mill. Pesetas ab. Die Tausende von Arbeitern, welche während des Baues der Ausstellung, dann während der Dauer der letztern und endlich bei dem Schlusse derselben die lohnendste Arbeit gefunden hatten, wurden nachher mit einem Schlage brotlos, und da die industrielle Krisis keineswegs überwunden, vielmehr durch Ueberproduction gesteigert worden war, so traten die schlimmen Folgen ein, welche manche Weiterblickende vorausgesehen hatten. Barcelona und Catalonien wurden das Versuchsfeld für die Lösung der socialen Frage. Die Strikebewegung nahm unter der Leitung ausländischer Agitatoren schnell großen

Digitized by Google

Umfang an und findet bei dem außerordentlichen Wohlstande, der in Catalonien und hauptsächlich in Barcelona herrscht, unaufhörlich neue Nahrung. Der Strike der Fabrikarbeiter in Manresa, der sich dann über ganz Catalonien verbreitete und in Andalusien sowie in den baskischen Provinzen Nachahmung fand, gewann im Juli und August 1890 mehrmals schon einen in hohem Grade besorgnißerregenden Charakter und wurde Veranlassung, daß Martinez Campos, der tüchtigste General, über den die Regierung verfügt, als Generalgouverneur nach Barcelona geschickt wurde.

Das politische Leben zeigte während der dritten Gesetzgebungsperiode keine wesentlich neuen Erscheinungen. Die Conservativen, welche alle Mittel aufboten, um die liberale Regierung zu stürzen, suchten zu diesem Zwecke die Dissidenten der liberalen Rechten, die Generale Martinez Campos, Herzog von Tetuan, Salamanca, Beranger, den Marques de Sardoal, den Marques Vega Armijo mit ihrem großen Gefolge zu sich herüberzuziehen und ferner Romero Robledo die Wege zur Rückkehr zu ihnen zu ebnen. Die liberale Rechte konnte jedoch zu keinem Entschlusse kommen, ihre Opposition richtete sich nicht gegen das ganze Programm der Regierung, sondern hauptsächlich gegen die Wirthschaftspolitik, gegen gewisse Zweige der Verwaltung, gegen die Corruption des Beamtenstandes, gegen den Nepotismus und die Günstlingswirthschaft Sagasta's und namentlich gegen die demokratischen militärischen Reformpläne des Generals Cassola. In allen diesen Punkten stimmten sie mit den Conservativen überein und bekämpften gemeinsam mit letztern die Regierung und die ministerielle Mehrheit. Hinsichtlich des allgemeinen Stimmrechts neigten sie indessen entschieden zu Sagasta, während die Conservativen diesen Vorlagen alle nur erdenklichen Schwierigkeiten in den Weg legten und alle parlamentarisch erlaubten Mittel anwandten, um die Berathungen in die Länge zu ziehen und die Regierung womöglich vor Beendigung derselben zu stürzen.

Die Spaltung im liberalen Lager war trotz aller Bemühungen der centralistischen Elemente, namentlich Alonso Martinez', nicht zu beseitigen. Sagasta konnte weder durch seine Versprechungen noch durch die gegen Salamanca und den Herzog von Tetuan geschleuderten Excommunicationen die vollständige Unterwerfung der Dissidenten erreichen. Auch die Demokraten drohten angesichts der Verzögerung der Durchführung der ihnen versprochenen Reformen unaufhörlich mit dem Abfalle von Sagasta, aber sie zögerten ebenso wie die liberale Rechte, ihre Drohung zu erfüllen. Romero Robledo hingegen benutzte diese Zwistigkeiten der Liberalen für seinen Sonderzweck, eine eigene regierungsfähige Partei zu bilden und so der Nothwendigkeit überhoben zu sein, sich an Cánovas del Castillo oder an Sagasta anzuschließen. Während er einerseits mit General Lopez Dominguez, Gamazo, später mit Cassola und schließlich mit Martos, Herzog von Tetuan, Sardoal und ihren Genossen über die Bildung der „dritten Partei" unterhandelte, lieh er doch gleichzeitig den Lockungen Sagasta's und Cánovas del Castillo's sein Ohr und hielt die mit diesen angebahnten Beziehungen aufrecht, um bei der ersten Gelegenheit, die sich ihm irgendwo bot, seine ehrgeizigen Pläne verwirklichen zu können.

Die Coalitionsbestrebungen der Republikaner wurden seitens Salmeron's, Azcarate's, Labra's und anderer Glieder der Mittelgruppen unermüdlich fortgesetzt, Castelar, Pi y Margall und Zorrilla konnten sich jedoch nicht entschließen,

Digitized by Google

sich einander oder einer höhern allgemeinen Parteileitung unterzuordnen, und alle Bemühungen der Vermittler waren vergebens.

In den Cortes herrschte nach wie vor die hohle Rhetorik und verhinderte die Erzielung schneller praktischer Ergebnisse in solchen Fällen, in denen die Regierung ausnahmsweise die eilige Berathung wünschte. Denn leider hatten diejenigen recht, welche behaupteten, daß Sagasta und seine Freunde gegen manche Regierungsvorlagen die Obstructionspolitik anwandten, die sie den Conservativen vorwarfen. Sagasta und mehrere andere Minister waren allmählich aus Verfechtern der Reformen Cassola's Gegner derselben geworden, und sahen mit Besorgniß dem Augenblicke entgegen, in dem sie gezwungen sein würden, diese Reformen in Kraft treten zu lassen. Sagasta erkannte, daß nach Annahme des allgemeinen Wahlrechts die Auflösung der Cortes und die Einberufung neuer auf Grund des neuen Wahlgesetzes stattfinden mußten, und er befürchtete alsdann den Sturz des liberalen Systems. Sein Wunsch war daher, die Annahme der Vorlage über das neue Wahlgesetz, trotz dem Drängen der Demokraten, bis zum Schlusse der fünften Gesetzgebungsperiode zu verzögern, und er handelte dem entsprechend.

Angesichts der Zersplitterung der liberalen Partei suchte Sagasta auch Ministerkrisen zu vermeiden, weil jede durchgreifende Veränderung im Cabinet unversehens seinen eigenen Sturz nach sich ziehen konnte, um so mehr, als die Dissidenten und die Conservativen mächtige Fürsprecher am Hofe hatten.

Aus diesem Grunde hatte der Ministerpräsident im Herbste 1887 alles aufgeboten, um die Gefahr durch schnelles heimliches Handeln zu beseitigen; aber die Gegensätze im Cabinet spitzten sich zu, der Widerspruch der einflußreichsten Generale des Landes gegen die Reformen Cassola's wuchs, die Angriffe, welche die Regierung in den Cortes erfuhr, erschütterten sie schließlich, und im Juni 1888 führte ein Conflict zwischen Martinez Campos und Cassola den Sturz des Cabinets herbei. Am 13. reichte Sagasta das Entlassungsgesuch ein, aber er wurde von der Königin mit der Neubildung des Ministeriums beauftragt.

Jetzt bot sich Sagasta eine Gelegenheit, die Dissidenten zu versöhnen, viele Schwierigkeiten zu beseitigen. Wenn er der öffentlichen Meinung entsprach und Gamazo an Stelle Puigcerver's berief, so war er sicher, damit allgemeinen Beifall zu ernten. Wenn er an Stelle Cassola's einen Anhänger von Lopez Dominguez oder Martinez Campos mit der Leitung des Kriegsministeriums betraute, so konnte auch dies der liberalen Regierung nützlich sein. Er that keins von beiden. Er bildete ein Cabinet, das in politischer Hinsicht dem gestürzten völlig gleich war. Moret wurde Minister des Innern, Vega Armiji erhielt das Ministerium des Aeußern, O'Ryan das des Krieges, Rodriguez Arias das der Marine, Canalejas das des Unterrichts und der öffentlichen Arbeiten, Capdepon das der Colonien, Puigcerver blieb Finanzminister, General Goyeneche wurde an Stelle des Generals Martinez Campos zum Generalgouverneur von Neucastilien und Madrid ernannt.

Dies neue Cabinet wurde von vornherein von der öffentlichen Meinung beanstandet, weil es den schwierigen Aufgaben, die seiner warteten, in keiner Weise gewachsen war, weil es in seiner Mehrheit aus homines novi bestand, die noch nie Minister gewesen waren, sich auch sonst im öffentlichen Leben nicht besonders ausgezeichnet hatten.

Digitized by Google

Schon nach den ersten Cortesdebatten, in denen General O'Ryan die Pflicht hatte, die Reformen Cassola's zu vertreten, fühlte sich derselbe seiner Stellung und besonders den parlamentarischen Angriffen so wenig gewachsen, daß er seinen bestimmten Wunsch äußerte, sofort zurückzutreten. Sagasta duldete dies allerdings nicht, aber er schloß am 5. Juli die Cortes, die während der langen Tagung von sieben Monaten nicht eine einzige der wichtigsten Vorlagen erledigt hatten.

Während des folgenden Sommers bildete die Frage, ob die Reformen Cassola's durch Verordnungen eingeführt werden sollten, was Canalejas verlangte, einen der wichtigsten Gegenstände der Berathungen der Minister wie der Erörterung in der Presse. Die Anhänger Cassola's veranstalteten großartige Kundgebungen für diesen, ließen seine Reformen auf Pergament drucken und bereiteten der schwachen Regierung unaufhörliche Verlegenheiten. Andererseits war Martinez Campos geneigt, für die Einsetzung einer Militärdictatur seinen Einfluß geltend zu machen, weil er die Herrschaft Sagasta's nachgerade für schädigend für das Land hielt.

Die mittlern Klassen der Bevölkerung wurden durch Spritsteuer- und Consumsteuer-Conflicte in beständiger Aufregung erhalten, und das Interesse der Madrider wurde in hervorragendster Weise durch den Proceß gegen die Mörder der am 1. Juli todt und halb verbrannt in ihrer Wohnung vorgefundenen reichen Witwe Luciana Borcino in Anspruch genommen. Die öffentliche Meinung beschuldigte den Sohn der Ermordeten, der Gerichtshof dagegen das Dienstmädchen derselben als Urheber der That. Die schwersten Anklagen wurden gegen die Justizverwaltung und gegen den Richterstand erhoben, und selbst der Präsident des obersten Gerichtshofes Spaniens, Montero Rios, wurde der Bestechlichkeit bezichtigt und derart angegriffen, daß er sein Amt niederlegte. Die madrider Presse sah sich dann endlich veranlaßt, als öffentliche Anklägerin gegen den Sohn der Ermordeten, gegen den Director des madrider Mustergefängnisses und mittelbar gegen die Gerichte in den Proceß einzugreifen, der nach einjähriger Dauer mit der Verurtheilung der Dienstmagd Balaguer endete. In zweiter Instanz nahm dieser Proceß ein weiteres Jahr in Anspruch, und es war eine der ersten wichtigern Handlungen des jetzigen Cabinets, dem Wunsche der Königin entgegen, am 15. Juli 1890 das Todesurtheil vollstrecken zu lassen.

Der politische Winterfeldzug wurde durch die Abberufung des spanischen Botschafters in Berlin, Grafen Benomar, und die Versetzung desselben in Anklagezustand und durch anticonservative Kundgebungen eingeleitet, Ereignisse, die den Gegnern nach Eröffnung der Cortes willkommene Gelegenheit zu einer sehr lebhaften politischen Debatte gaben. Das ohnehin schwankende, in sich durch die Frage der Militärreformen völlig gespaltene Cabinet wurde dadurch vollends erschüttert und trat am 11. Dec. 1888 zurück. Sagasta wurde jedoch von neuem mit der Bildung des Ministeriums beauftragt, da die Königin derselben Ansicht war wie die meisten hervorragenden Politiker aller Parteien, daß die Liberalen, wenn irgend möglich, die Regierung behalten sollten, bis sie dem Volke das demselben nun einmal nicht mehr zu versagende allgemeine Wahlrecht gegeben hätten. Das wußte Sagasta auch sehr wohl und er suchte diesen Zeitpunkt so weit als möglich hinauszuschieben. In den folgenden anderthalb Jahren drehte sich die Politik fast ganz aus-

Digitized by Google

schließlich um diesen einen Gegenstand, und erst am 8. Juni 1890 endlich wurde das Gesetz von der Königin unterzeichnet und damit in Kraft gesetzt.

Bei der Neubildung des Cabinets im Dec. 1888 bemühte sich Sagasta, den Führer der Demokraten, Martos, der immer energischer auf schleunige Erfüllung des Parteiprogramms drang, zu befriedigen, indem er den Veteranen der spanischen Demokratie, Manuel Becerra, als Colonialminister in das Ministerium aufnahm und dem Cabinet auch sonst demokratischere Färbung gab, als die frühern gehabt hatten. Die Spannung zwischen dem Ministerpräsidenten und dem Kammerpräsidenten Martos wurde dadurch aber nicht beseitigt, und als letzterer am 23. Mai 1889 für eine Schutzzollvorlage der Conservativen eintrat, da brach, ob mit Vorwissen Sagasta's oder nicht, bleibe dahingestellt, auf den Bänken der Mehrheit ein Entrüstungssturm aus, der den vollständigen Bruch zwischen Demokraten und Liberalen herbeiführte. Sagasta gab infolge dessen seine Entlassung ein und vertagte, als die Königin dieselbe nicht annahm, am 26. Mai die Cortes, um den erregten Geistern Gelegenheit zur Beruhigung zu geben. Als die Cortes dann am 14. Juni wieder zusammentraten, wurde Alonso Martinez zum Präsidenten erwählt. Martos verband sich nun mit Romero Robledo und Cassola zum offenen Kampfe gegen Sagasta, denn General Cassola hatte inzwischen nur zu deutlich erkannt, daß der Ministerpräsident gar nicht mehr daran dachte, seinen Reformen Gesetzeskraft zu verleihen; er schloß sich daher der Mittelgruppe der sogenannten Verschworenen an, der er bis zu seinem plötzlichen am 10. Mai 1890 eingetretenen Tode angehörte.

Das Cabinet vom 11. Dec. 1888 war wenige Wochen nach seiner Bildung auch schon durch die wirthschaftlichen und militärischen Streitfragen vollständig gespalten, und nur der Wille Sagasta's hielt dasselbe zusammen. Die Krisis war in Permanenz und die Conservativen wie die „Verschworenen" arbeiteten unermüdlich an seinem Sturze, denn wenn auch die erstern nicht gut darauf rechnen konnten, zur Regierung berufen zu werden, sobald das Cabinet Sagasta fiel, so wäre dies doch immerhin ein Triumph für sie und eine Vorbereitung für ihre Rückkehr zur Regierung gewesen. Die Reformisten oder die Verschworenen waren nicht stark genug, allein für längere Zeit die Regierung zu führen, es war daher nur möglich und wahrscheinlich, daß ein Vermittelungsministerium unter dem Präsidium von Alonso Martinez, Martinez Campos oder Lopez Dominguez gebildet wurde, und zwar lediglich für den Zweck, das Budget festzustellen und das allgemeine Wahlrecht einzuführen. Andererseits bemühten sich aber Alonso Martinez, Lopez Dominguez und Montero Rios auf das eifrigste, die ihrer völligen Auflösung entgegengehende liberale Partei wieder zu vereinen, und Sagasta mit Martos zu versöhnen. Dies Bestreben erwies sich jedoch als völlig nutzlos, und als Ende October 1889 die Cortes wieder zusammentraten, war die Sachlage gerade so kritisch wie ein Jahr vorher, eine Umgestaltung des Cabinets das Wenigste, was zu erwarten stand. Trotzdem vermochte sich die Regierung noch über die politischen Debatten hinweg bis zum 2. Jan. 1890 zu halten, dann aber brach es erschöpft zusammen. Ihrem Grundsatze getreu, beauftragte die Königin Sagasta wieder mit der Bildung eines neuen Cabinets; aber sei es, daß derselbe dabei einen geheimen Zweck verfolgte, sei es, daß es ihm wirklich nicht möglich war, die geeigneten

Digitized by Google

Männer zu finden, weil in der That die hervorragendsten Mitglieder der liberalen Partei die ihnen angebotenen Stellungen ablehnten, kurz er erklärte, als der kleine König von seiner Krankheit wieder genesen war, am 17., daß es ihm nicht möglich wäre, seinen Auftrag zu erfüllen, und die Königin berief nun Alonso Martinez, um ihn mit der Aufgabe zu betrauen, ein Versöhnungsministerium zu bilden. Jedoch auch dieser vermochte nichts zu erreichen, und Sagasta, dem von seinen Gegnern die Erfolglosigkeit der Bemühungen Alonso Martinez' zugeschrieben wurde, erhielt am 20. von neuem den Auftrag zur Bildung eines Cabinets. Am 21. war derselbe erfüllt. Eguilior hatte sich bereit gefunden, das Ministerium der Finanzen, der Herzog von Veragua das des Unterrichts und der öffentlichen Arbeiten, Juan Romero das der Marine, der Freund des Generals Lopez Dominguez, General Bermudez Reina, das des Krieges zu übernehmen. Vega Armijo und Capdepon behielten ihre Portefeuilles des Aeußern und des Innern, und Puigcerver übernahm das der Justiz.

Irgendwelche Bürgschaften für eine längere Amtsdauer bot auch dieses Cabinet nicht, und der Umstand, daß in Ermangelung tüchtiger Exminister wiederum mehrere neue, bisher nicht durch besonders bedeutende Leistungen ausgezeichnete Kräfte herangezogen worden, war ebenfalls keine Empfehlung für Sagasta und für die neue Regierung. Zwar wurden die Versöhnungsarbeiten nun mit ungeschwächtem Eifer fortgesetzt und Sagasta nahm selbst an denselben theil, denn der Augenblick nahte heran, in dem es sich entscheiden sollte, wem die Zukunft gehörte, und unter diesen Verhältnissen war es nothwendig, nichts unversucht zu lassen, was dazu beitragen konnte, die Bruchstücke der liberalen Partei wieder zu einem einheitlichen Organismus zu verbinden; aber alle diese Bemühungen waren umsonst. Die Vorlage über das allgemeine Wahlrecht und das Budget waren die einzigen Aufgaben, die die Cortes, deren Mandat mit diesem Jahre abläuft, zu erfüllen hatten. Das allgemeine Wahlrecht wurde am 28. März im Congresse, am 5. Mai im Senate votirt, am 8. Juni endlich von der Königin sanctionirt; die Budgetdebatte dagegen wurde bis zu dem Tage, an dem das Budget für 1890/91 in Kraft treten mußte, bis zum 1. Juli hingezogen.

Die Liberalen aller Schattirungen und die Republikaner waren der Ansicht, daß die erstern nun auch berufen werden müßten, das neue Wahlgesetz zur Anwendung zu bringen; sie hielten dies für so selbstverständlich, daß Sagasta es nicht für nothwendig erachtete, die Vertrauensfrage an die Königin zu richten und sich ein neues Mandat ertheilen zu lassen. Die Conservativen, die Dissidenten der liberalen Rechten und die Verschworenen urtheilten jedoch anders. Sie hielten die Vertrauensfrage für unumgänglich nothwendig und wollten von der Fortdauer der Regierung Sagasta's nichts wissen. Um für diese Ansicht Stimmung in der öffentlichen Meinung zu machen, wurde gewissenhaft alles hervorgesucht, was den Liberalen und Sagasta nur irgendwie zum Vorwurfe gemacht werden konnte, der Zustand des Landes und die Verwaltung in den schwärzesten Farben gemalt. Gleichzeitig wurde auch in den durchaus conservativen Hofkreisen diese Anschauung zur Geltung gebracht, und als Sagasta dem moralischen Zwange, den die Gegner auf ihn ausübten, endlich am 3. Juli 1890 Folge zu leisten genöthigt war, da berief zwar die Königin noch die

Digitized by Google

Führer der Parteien und die Präsidenten der beiden Kammern zu sich, um ihre Ansicht zu hören, man wußte jedoch schon im voraus, daß die Conservativen ohne Zweifel berufen werden würden, die Regierung zu übernehmen. Die Liberalen wurden durch diese Entscheidung derart überrascht, daß sie, den Verdächtigungen der Republikaner folgend, zu dem Glauben gelangten, die Königin sei durch fremde Mächte, hauptsächlich von Berlin her in ihrer Absicht bestärkt worden, Cánovas zu berufen. Zu dieser Annahme liegt indessen kein zwingender Grund vor. Die Thatsache der völligen Zersplitterung der liberalen Partei und der Unmöglichkeit, die letztere wieder zu einen, die Fractionen, die sich wie Todfeinde bekämpften, wieder auszusöhnen, war an sich ausreichend, um die Königin, welche mit Sorgfalt die politischen Bewegungen Spaniens beobachtet, zu veranlassen, die Conservativen mit der Regierung zu betrauen, nachdem sie sich öffentlich verpflichtet hatten, an den von den Liberalen im Laufe der letzten 4 1/2 Jahre geschaffenen Institutionen nicht zu rühren.

In der richtigen Erkenntniß, daß die öffentliche Meinung den Conservativen durchaus nicht günstig ist, in der weitern, daß die letztern den Liberalen wie den Republikanern gegenüber im Lande in der Minderheit sind, hielt es Cánovas del Castillo für klug und vortheilhaft, vorerst wenigstens die von den Liberalen geschaffenen Freiheiten so wenig als möglich zu beschränken. Er verband sich deshalb mit der liberalen Rechten, mit der von Martinez Campos geführten Gruppe, und nahm auch zwei der hervorragendsten Mitglieder derselben, den Herzog von Tetuan und den General Beranger, in sein Cabinet auf, dem er außerdem dadurch einen überwiegend liberalen Charakter verlieh, daß er die andern Minister aus den Reihen der äußersten Linken seiner Partei erwählte, die Führer der Ultramontanen aber ganz unberücksichtigt ließ. Ob nun allerdings — selbst den besten Willen des Ministers des Innern, Silvela, vorausgesetzt — das allgemeine Wahlrecht, welches demnächst bei den Gemeindewahlen, dann bei den Provinzial-Deputirtenwahlen und endlich, etwa im April 1891, bei den Corteswahlen, zur Anwendung gelangen soll, den Volkswillen getreu widerspiegeln wird, das ist bei den umfassenden Vorbereitungen, welche zur Beeinflussung der öffentlichen Meinung zu Gunsten der Conservativen getroffen werden, doch sehr zweifelhaft. Castelar und einige andere Optimisten sind zwar überzeugt, daß die Spanier von dem ihnen endlich zugestandenen allgemeinen Wahlrechte vollen Gebrauch machen und sich gegen die Herrschaft der Conservativen auflehnen werden; sie werden sich jedoch wahrscheinlich in ihren Erwartungen schon bei dem ersten Wahlgange sehr empfindlich getäuscht sehen.

Das spanische Volk ist durch die Liberalen während ihrer beinahe fünfjährigen Herrschaft aller derjenigen Freiheiten, Rechte und Institutionen theilhaftig gemacht worden, welche die ersten Culturvölker der Gegenwart besitzen; es wird sich nun zeigen, ob es derselben würdig und für sie reif ist.

Digitized by Google

Der Schnee.

Von **Reinhard E. Petermann.**

Wie bei jeder Kategorie von Dingen hat der menschliche Geschmack auch unter den meteorologischen Elementen eine gewisse Auswahl getroffen und einige zu seinen Lieblingen erkoren. Zu diesen gehört vor allen der Schnee. Er ist uns lieber als sämmtliche seiner Brüder, als der Regen, der zwar ein ungemein nützlicher, aber allzu poesie- und formloser, mit den plebejischesten Dingen sofort sich verbindender Geselle ist; als der Hagel, der vielen unsympathisch dünkt, weil er stets als Begleiter einer schrecklichen und unharmonischen Naturerscheinung auftritt; ja selbst als der Thau, diese zarteste, durch ihre Perlenform und ihr Farbenspiel am meisten zu dichterischen Phantasien anregende Niederschlagsform. Der Schnee hat eben, wenn er nur nicht im Uebermaße kommt, in welchem ja jedes Ding lästig wird, fast ausschließlich löbliche Eigenschaften, ob wir ihn nun vom Standpunkte des Nützlichen und Angenehmen oder ästhetisirend betrachten.

In letzterer Hinsicht hat schon sein Erscheinen in den Lüften etwas Anziehendes für uns. Während die Regentropfen bei Windstille schlechthin fallen, dem Beschauer kaum einen andern Gedanken lassend, als: da folgt eben eine Summe von Tropfen dem Gesetze der Schwere! schweben die flaumigen Flocken des Schnees mit einer Anmuth, in einer so ruhigen Harmonie, als wäre der ganze Proceß das Spiel einer ihnen innewohnenden Grazie. - Selbst der Sturm peitscht sie nicht wie Regentropfen, läßt sie nicht derb gegen die Fenster klatschen, sondern versetzt sie in scheinbar rhythmische Wirbel, deren mechanische Ursachen uns so wenig zum Bewußtsein kommen, daß wir von einem Tanze der Flocken sprechen und es fast als bloße Laune ansehen, wenn sie eine Stelle des Bodens fliehen, um sich an einer andern zu mächtigen Wehen zu gesellen. Bildet sich dann eine Schneedecke, so wird diese schon deshalb als ein Schmuck des Landschaftsbildes empfunden, weil sie eine ruhige Harmonie in dasselbe trägt. Unvermerkt sind alle jene kleinen Ecken und Kanten, welche bei der Gesammterfassung eines größern Gesichtsfeldes nur als störende Fülle erscheinen, verschwunden; ihre Stelle haben gleichförmige weiche Lineamente eingenommen, und diese schließen sich für das Auge zu einem Einheitlichen, zu einer — wenn das Paradoxon gestattet ist — lichten Schattirung zusammen, die alle kräftigen Formen um so mehr hervortreten läßt. Nicht am wenigsten wirkt natürlich eine Schneedecke durch ihre Färbung, dieses frische Weiß von bezaubernder Reinheit, das einen so funkelnden Glanz annimmt, wenn das Sonnenlicht die Millionen Oberflächenkrystalle zum Irisiren bringt.

Wenn man bedenkt, wie schön und sinnfällig die Eindrücke sind, die wir als „Schneezauber" zusammenfassen, besonders die Pracht winterlicher Waldbilder, so möchte man fast staunen, in frühern Zeiten sehr wenig Interesse dafür zu finden, und zum Beispiele wahrzunehmen, daß die Kenntniß der schönen Formen der einzelnen Schneeflocken eine verhältnißmäßig junge ist.

Sogar die Griechen, die, wennschon nicht Freunde der Natur im heutigen Sinne, so doch genaue Beobachter aller

Digitized by Google

ihrer Erscheinungen waren, scheinen den Schnee wenig gewürdigt zu haben. Man möchte das zunächst ihrer Unbekanntschaft mit dem flockigen Elemente zuschreiben. Das Mikroskop fehlte ihnen, um die Einzelheiten der Formen wahrzunehmen, in welchen der Schnee erscheint, und welche auch in neuerer Zeit erst Scoresby näher beschrieben und abgebildet hat. Ueberdies waren die Griechen, welche Ebenen bewohnten, nur selten in der Lage, etwas dauerhaftern Schnee zu Gesicht zu bekommen und mit Muße die Körnchen-, Feder- und Sternstructur der Schneeflocken so weit zu studiren, als dies mit unbewaffnetem Auge geschehen kann. Denn in ihrem südlichen Himmelsstriche fällt der Schnee stets bei verhältnißmäßig hoher Temperatur, also in wässerigen Flocken, die zum Theile schon während des Falls ihre Form verlieren und, am Boden angelangt, alsbald schmelzen oder zumindest in eine formlose Masse zusammenfließen. Eigentlich lernten also die Griechen den Schnee nur in der uns am wenigsten angenehmen Form kennen.

Sie hätten aber nur nöthig gehabt, ihren Hirten zu folgen und, wie es beim Besuche religiöser Bergheiligthümer anläßlich der antiken Wallfahrten ohnehin zuweilen geschah, auch in der rauhern Jahreszeit ihre Gebirge öfter zu besuchen, um den Schnee in allen den Formen zu finden, die wir kennen.

Denn auch in Griechenland und in noch südlichern Ländern nimmt mit der Erhebung über den Meeresspiegel die Herrschaft des Schnees folgenweise zu und schließlich erreicht man überall Regionen, wo die glühendste Sommerhitze nicht hinreicht, den weißen Gast völlig zu vertreiben.

Wir haben in dieser Richtung gerade über Griechenland sehr schätzenswerthe Angaben von Dr. Philippson erhalten, der in den Wintern 1887/88 und 1888/89 monatelang die griechischen Gebirge bereiste.

Nach Dr. Philippson wird Griechenland durch zwei Quergebirge (im Norden Kithäron, Parnes, Pentelikon, im Süden die arkadischen Randgebirge) in drei klimatische Zonen getheilt: das milde Messenien, die wärmste Landschaft Griechenlands, wo es nur außerordentlich selten einmal schneit, das gemäßigte Mittelgriechenland und das rauhe Böotien, wo schon jedes Jahr starke Schneefälle vorkommen. Diesen Zonen schließt sich als vierte das Gebirge an, in dessen höhern Regionen die Schneeverhältnisse keineswegs um sehr viel von jenen verschieden sind, die bei uns herrschen. Um dies anschaulich zu machen, müssen wir aber wol aus den Notizen Dr. Philippson's einiges hierhersetzen.

Dr. Philippson bestieg am 24. Sept. 1887 den 2355 Meter hohen Chelmos im Peloponnes und fand diesen sowie alle andern sichtbaren Berge vollkommen schneefrei. Genau einen Monat später, am 27. Oct., zeigte der Hagion Ilias, der 2409 Meter hohe Hauptgipfel des Taygetos, als er nach längerm Regenwetter aus den Wolken trat, bis zu 2200 Meter herab Neuschnee. Doch verschwand derselbe in den nächsten Tagen wieder. Ebenso erging es am 19. Nov. mit dem blos 1413 Meter hohen Parnes in Attika. Regen in der Tiefe fiel auf den Höhen als Schnee und dieser bedeckte den Gipfel bis zu 1200 Meter herab, war jedoch am folgenden Tage wieder verschwunden, und der Parnes wie alle andern attischen Gebirge blieben nun schneefrei bis zum 2. Jan., während der Kamm des Taygetos schon am 12. Dec. verschneit war. Vom 2. bis zum 4. Jan. 1888 schneiten alle Gebirge Griechenlands bis zu 900 Meter Seehöhe herab vorüber-

Digitized by Google

gehend ein, am 16. und 17. Jan. aber schneite es in Mittelgriechenland bis zum Meere herab, auch in Athen, wo der Schnee an letzterm Tage erst spät am Nachmittage schmolz. Ganz Böotien war damals tief verschneit, sodaß die Landesverbindungen mehrere Tage unterbrochen blieben. Es war dies gewissermaßen die Hauptschlacht, die der Schnee in diesem Winter auf griechischem Boden lieferte, und ihr folgte der Rückzug als eine Reihe von Geplänkeln ganz wie der Angriff, aber nun mit abnehmender Heftigkeit. Ende Januar und Anfang Februar war die Schneegrenze so weit aufwärts gerückt, daß selbst die hohen Berge um den Busen von Korinth nur mehr in Höhen über 1500 Meter Schneelager aufwiesen. Aber nochmals — am 8. Febr. — schneite es bis zur Meeresfläche herab und wiederholte sich in den folgenden Tagen das rasche Hinaufrücken der Schneegrenze, bis am 19. Febr. die attischen Gebirge abermals schneefrei erschienen. Und von jetzt an fiel nur mehr im Gebirge Schnee, das letzte mal am 21. April, an welchem Tage der Schneefall aber blos bis 1500 Meter herabreichte. Dann lockerte sich die Schneedecke des Hochgebirges, löste sich auf und nur mehr Felder und Streifen blieben liegen, diese letztern allerdings zum Theile bis tief in den Sommer. So lagen am 17. Mai selbst auf den Südseiten des Chelmos und Taygetos noch Schneemassen. Auf der Nordseite aber zeigte der 2224 Meter hohe Olonos noch am 12. Juni beträchtliche Schneefelder bis 1600 Meter herab. Ja noch am 30. Juni wurden auf dem 2000 Meter hohen Gipfelplateau des Chelmos gletscherartig vereiste Schneemassen gefunden, und im rauhen, nach Norden gekehrten Thalkessel des Styx lag am 3. Juli Schnee bis 1700 Meter herab.

Geringer als in diesem schneereichen Winter waren die Schneefälle auf griechischem Boden im folgenden Winter 1888/89. Da war in Athen bis zum 15. Febr. nur einmal Schnee gefallen, und als nach Regen in der Stadt am 18. Pentelikon und Parnes bis zu 800 Meter herab Neuschnee zeigten, wich auch dieser rasch zurück, sodaß die Schneegrenze am 24. in den Gebirgen Mittelgriechenlands bei 1000 Meter, am 28. im Parnon bei 1500 Meter lag. Im März schneite es dann noch dreimal im Gebirge, der letzte Schneefall ereignete sich hier am 4. April. Trotzdem lagen am Kamme des Taygetos noch am 20. Mai ausgedehnte Schneefelder, und als Dr. Philippson am 20. Juni den Berg bestieg, fand er in Mulden und Schluchten bis 2000 Meter herab ganz ansehnliche Schneemassen.

Steigt man in den griechischen Gebirgen aufwärts, so findet man also Schneehäufigkeit und Dauer der Schneelage rasch zunehmen bis zu etwa 1500 Meter Seehöhe, oberhalb welcher die Berge von Mitte December bis Mitte März eine dauernde Schneedecke tragen. Unterhalb dieser Grenze rückt die Schneelinie je nach der Witterung auf und ab. Nach dem 15. März kommen zwar noch gelegentlich Schneefälle bis tief herab vor, der Schnee verschwindet jedoch rasch wieder. Im allgemeinen rückt jetzt die Schneegrenze rasch aufwärts, sodaß Mitte Mai selbst die höchsten Berge des Peloponnes nur mehr Schneefelder aufweisen, deren Reste sich jedoch den Juli hindurch halten. Erst gegen Ende des Sommers werden alle Gebirge Mittelgriechenlands und des Peloponnes vollkommen schneefrei.

Man ersieht hieraus deutlich, daß die bedeutende klimatische Begünstigung, welche Griechenland vermöge seiner südlichen Lage gegenüber unsern Gegenden

Digitized by Google

genießt, mit der Erhebung über den Meeresspiegel abnimmt. Die Differenz zwischen der durchschnittlichen Zahl der Schneetage in Athen und Wien ist eine weit beträchtlichere (3 gegen 35) als der Unterschied zwischen der Schneebedeckung des peloponnesischen Hochlandes und jener von gleichhohen Nordalpengruppen. Auch die niederösterreichisch-steirischen Alpen, die bis 2350 Meter erreichen, werden im Frühherbste zumeist ganz schneefrei, und erst im Todtengebirge, das zu 2514 Meter Höhe ansteigt, finden wir ein durchaus beständiges Schneefeld am Nordgehänge des Großen Priel. Es erscheint dadurch Hann's auf anderm Wege gefundene Hypothese, daß die Temperaturabnahme mit der Höhe um so rascher erfolgt, je näher ein Gebirge dem Aequator liegt, neuerdings bestätigt.

Gleichzeitig erklären sich auch die kolossalen Unterschiede, welche hinsichtlich der meteorologischen und botanischen Verhältnisse zwischen der Basis- und Gipfelregion äquatorialer Gebirge beobachtet werden. Am Fuße des Kilimandscharo herrscht jahraus jahrein tropisches Klima und tropische Pflanzenfülle, in Höhen von 4000 Meter dagegen gedeiht eine alpine Flora — z. B. Arten des alpinen Veilchens — und von 5500 Meter aufwärts bedeckt den Berg eine vereiste Schneekalotte, welche trotz der senkrecht herabbrennenden Sonne zuweilen von polarischen Stürmen umbraust wird.

Steigt man von diesem äquatorialen Gebirge hernieder, so schrumpft die Herrschaft des Schnees nach Dauer und Intensität so rasch zusammen, daß wir schon in einer Höhe, welche die unserer Alpenregion übertrifft, die Linie erreichen, unterhalb welcher überhaupt kein Schnee mehr fällt. Gegen Norden sinkt dann diese Linie folgeweise und erreicht schließlich die Meereshöhe, verläuft aber durchaus nicht parallel den Breitenkreisen der Erde. Wie H. Fischer gezeigt hat, schneidet sie nämlich die Westküste Afrikas südlich des 34.° nördl. Br. und durchzieht den dunkeln Welttheil in der Richtung gegen die Sinaihalbinsel so, daß sie ungefähr mit der Isotherme vom 16.° zusammenfällt. Südlich dieser Linie kennt man in der Meereshöhe den Schnee nicht, nördlich nimmt die Zahl der Schneetage beständig zu, ohne daß es jedoch auf den Festländern von Europa und Asien einen Ort gäbe, wo aller Niederschlag als Schnee fiele. Selbst im Franz-Josephsland, unter dem 82.° nördl. Br., ist die Temperatur des wärmsten Sommermonats noch so hoch, daß der Niederschlag zum Theile als Regen fällt.

Sofern in den polaren Ländern der weitaus größte Theil aller überhaupt fallenden Niederschläge als Schnee fällt, sind sie natürlich die schneereichsten Länder. Faßt man jedoch den Begriff des Schneereichthums absolut, so findet man, daß es durchaus nicht die nördlichsten oder kältesten Länder der Erde sind, wo die größten Schneemengen im Laufe des Jahres vorkommen. Im centralen Sibirien, wo in Werchojansk das Quecksilber in jedem Januar bis 65, ja bis 67° C. fällt, gibt es im Winter oft so wenig Schnee, daß man außer Stande ist, Schlittenfahrten zu machen. In Westsibirien und im nördlichen Rußland dagegen, besonders in dem zum Weißen Meere abdachenden Uralgebiete, und ganz besonders in Norwegen finden wir die classische Heimat des Schnees. Denn Nähe des Oceans und das Vorwalten dampfreicher Luftströme treffen hier mit der Existenz hoher Gebirge zusammen, welche den Dampfgehalt der Winde zum Niederschlag bringen. Dies geschieht in Norwegen schon an der Küste während

Digitized by Google

vieler Monate des Jahres als Schnee, je höher im Gebirge aber, desto größer wird der Theil des Jahres, der allen Niederschlag in Form von Schnee bringt, und darum sind die norwegischen Gebirge so furchtbar verschneit (weit mehr als der sibirische Altai) und von so kolossalen, tief herabreichenden Gletschern bedeckt.

Auch in südlichern Ländern wirken Gebirge an sich niederschlagbefördernd, und in den Alpen zum Beispiele nimmt mit der Höhe die Niederschlagsmenge zu, während gleichzeitig, der abnehmenden Temperatur wegen, der Schnee immer mehr über den Regen die Oberhand gewinnt. Die Zunahme der Niederschlagsmenge dauert gerade nur bis zu einer gewissen Höhe (gegen 2000 Meter); darüber hinaus nimmt die Schneemenge wieder ab, weil nun schon sehr viele Schneewolken unterhalb abziehen. Wie E. Richter in seinem jüngsten Werke: „Die Gletscher der Ostalpen", nachgewiesen hat, bilden gerade die höchsten centralen Alpenkämme (Ortler und Oetzthaler Alpen) eine verhältnißmäßig trockene Zone und die Schneegrenze liegt hier bei 2700 Meter, während sie sich in den Südalpen bis 2600, in den Nordalpen bis 2500 Meter herabsenkt. Die Niederschlag bringenden Wolken ziehen eben zum Theile niedriger, zum Theile haben sie ihren Niederschlagsgehalt schon an den äußern Alpenketten entladen müssen.

Außer auf die Menge des Schnees ist die Erhebung über dem Meeresspiegel auch auf seine Beschaffenheit von Einfluß, wie sofort erhellt, wenn man sich vergegenwärtigt, wie der Schnee eigentlich entsteht.

Nach Charles Ritter, der über diesen Gegenstand im Jahre 1887 der meteorologischen Gesellschaft von Frankreich zwei grundlegende Arbeiten vorgelegt hat, geht der Wasserdampf der Luft, wenn er sich bei einer Temperatur unter Null verdichtet, unmittelbar in mikroskopisch feine Eisnädelchen über. Verdichtet er sich dagegen bei einer Temperatur über Null, so entstehen Wasserkügelchen von 0,045 bis 0,0006 Millimeter Durchmesser, deren jedes wieder aus drei Theilen zusammengesetzt ist: dem Kerne von flüssigem Wasser, der Oberflächenhaut von stets sehr geringer Dicke und einer zugehörigen, ziemlich sauerstoffreichen verdichteten Gasatmosphäre. Letztere vermindert das specifische Gewicht der Wolkenelemente und begünstigt ihr Schweben in der Luft, die Oberflächenhaut dagegen wirkt, indem sie die Verschiebung der Theile des flüssigen Kerns hindert, dem Gefrieren desselben entgegen, und erhält ihn, auch wenn die Temperatur unter Null sinkt, in blos „überkaltetem" Zustande so lange, bis er mit Eisnädelchen in Berührung kommt. Erst an diesen gefriert er und zwar zu Schnee, wenn die Eisnadeln verhältnißmäßig groß sind. Denn diese besitzen dann überwiegende elektrische Anziehung, ziehen also die mikroskopischen Tröpfchen an sich und zwingen sie, da die elektrische Anziehung an den Spitzen am wirksamsten ist, sich in regelmäßigen Krystallstrahlen anzugliedern. Wird dann die entstehende Schneeflocke schwerer, so holt sie theils im Sinken andere Wasserkügelchen ein, theils kommt sie durch zufälligen Stoß — des Windes zum Beispiel — mit andern Flocken in Berührung und vergrößert sich auf mechanische Weise.

Die Vergrößerung der Schneeflocken hängt aber sowol von der Dichtheit der schneienden Wolke, als von der verticalen Mächtigkeit und dem Dampfgehalte der Luftschicht ab, welche der Schnee beim Fallen passirt. Wo mächtige Wolkenbildungen zu den Seltenheiten gehören, wie im centralen Sibirien, dessen

Digitized by Google

Klima äußerst trocken und kalt ist, da fällt auch der Schnee vorwiegend in feinen hart krystallischen Sternchen, und das Gleiche ist im Winter auf hohen Bergen der Fall. Denn der Schnee kommt hier aus hochziehenden und darum von feinsten Eiskrystallchen gebildeten Wolken und geht beim Fallen wieder nur durch kältere, dampfarme Luftschichten. Auch in der Ebene sehen wir, daß wenn Schnee bei großer Kälte fällt und die Menge eine mäßige ist, er stets sehr kleine und festkrystallische Flöckchen bildet. Je dichter die Wolkendecke und je höher die Temperatur der dann auch sehr dampfreichen Luft, desto grobflockiger wird der Schnee. Die Heimat dieses grobflockigen Schnees aber ist England. Denn der warme Südwest bedingt über diesen Inseln Wolkenbänke von außerordentlicher Mächtigkeit, der Schnee fällt also in riesigen Mengen und aus großer Höhe, und die einzelnen Flocken erreichen Umfänge, die ans Fabelhafte grenzen. Unter dem Titel „Snowflakes" beschreibt Lockwood in der „Nature" eine Beobachtung Lowe's, die dieser am 7. Jan. 1887 zu Chepston anstellte. Damals wurden mittags bei einer Temperatur von 0,3° C. und einer vollkommen mit Feuchtigkeit gesättigten Luft Flocken von 7, ja 9 Centimeter Länge gemessen und untersucht. Zehn solcher Flecken wog man und fand, daß ihr Gewicht je 1,1 bis 1,4 Gramm betrug. Eine Flocke lieferte 14, eine andere 15, eine dritte 16 Tropfen Wasser, jede einzelne aber bestand aus Hunderten unversehrter Krystalle, die unter den verschiedensten Winkeln aneinander saßen.

Ist die Temperatur bedeutend über Null, so verlieren die Schneeflocken natürlich durch theilweise Schmelzung ihre ursprüngliche Form; doch ist schon sehr viel Wärme nöthig, um größere Flocken ganz zu schmelzen, wie sich an einer von J. Berthold zu Schneeberg im Erzgebirge gemachten Beobachtung ermessen läßt. Dort schneite es nämlich am 15. Mai 1879 den ganzen Nachmittag über lustig fort, obwol das Quecksilber von 2 Uhr nachmittags bis 10 Uhr abends nur zwischen 11,6 und 5,6° C. sich bewegte!

Schnee, der bei so hoher, oder wenigstens bei einer Temperatur nahe dem Nullpunkte fällt, besitzt stets einen bedeutenden Grad von Plasticität, und der führt unter Umständen zu recht merkwürdigen Erscheinungen. Eine derselben ist das häufig zu beobachtende „Fließen" des Schnees auf den Dächern, das zuerst Dr. Hertz in Karlsruhe eingehender beobachtet hat. Dort war Mitte December 1887 bei schwachem Winde und einer Temperatur nahe bei Null eine außerordentliche Schneemenge gefallen, und der Schnee bedeckte anfangs die Dächer in ziemlich gleicher Dicke vom First bis zur Dachrinne herab. Alsbald „zog" er sich jedoch, trat über den Dachrand hervor und bildete hier bis zu $^3/_4$ Meter weit vorragende Wächten, die schließlich abstürzten. Ehe dies geschah, trat jedoch eine interessante Erscheinung ein. Es hatten sich nämlich aus dem den Schnee durchsickernden Thauwasser Eiszapfen an der Unterseite der Wächten gebildet, welche anfangs vertical herabhingen. Indem nun die Wächte abwärts glitt, bekamen jene eine Neigung gegen das Dach hin, während doch zugleich neue Thauwässer an ihnen herabliefen und sie vertical abwärts verlängerten. So entstanden schließlich hauerförmige Eiszapfen, von denen einzelne bis zu einem Meter Länge erreichten.

Verwandt mit dieser Erscheinung ist jene der Schneeguirlanden, welche in besonders ausgezeichneter Form Ende

Digitized by Google

Februar 1889 im berliner Thiergarten beobachtet wurden. Auch damals zeigte das Quecksilber nahe bei Null, und der massenhaft auf den Bäumen liegende Schnee kam ins Gleiten; da er aber auf den Aesten nicht wie auf den Dächern breite Flächen, sondern blos langgestreckte Wülste bildete, so entstanden auch keine Wächten, sondern von einem Ansatzpunkte der Seitenäste zum andern bog sich der Schnee in vollkommen freischwebenden Bogen hinüber, bald nach der einen, bald nach der andern Seite des Hauptastes, sodaß es aussah, als ob eine kunstvolle Hand die Bäume mit Schneeguirlanden geschmückt hätte. Guirlanden dieser Art sind übrigens nicht allzu selten im winterlichen Walde, und wurden nach den großen Schneefällen im December 1889 vom Schreiber dieser Zeilen auch im Wienerwalde beobachtet, noch dazu zu einer Zeit, wo gleichzeitig Rauhfrost das Geäst bedeckte, sodaß jede Baumgruppe aus dem meterhoch liegenden Schnee wie ein kolossales Gebilde aus mattem Silberfiligran aufragte.

Weit seltener sind gewisse andere Erscheinungsformen des Schnees, welche nicht wie die obenerwähnten Windstille, sondern im Gegentheile des Windes, womöglich sogar kräftigerer Windstöße, zu ihrer Entstehung bedürfen. Wir meinen die sogenannten Schneewalzen oder Schneerollen, wie solche im Februar 1889 von Major Haas in Mies und am 9. März 1889 von B. Marr bei Teplitz beobachtet wurden. „Nachdem die großen Feldflächen bei Ullersdorf", schrieb letzterer diesfalls an die „Meteorologische Zeitschrift", „durch die letzten Schneefälle circa 6 Zoll bedeckt worden waren, hat sich der Schnee das Privatvergnügen gemacht, kleine Muffenrollen aufzuwälzen, welche jetzt zu Tausenden herumliegen. Dieselben haben die Größe eines Damenmuffs von 0,15 bis 0,2 Meter Durchmesser. Erhöht wird der komische Eindruck, den sie machen, durch die scheinbare innere Höhlung, welche in Wirklichkeit nur trichterförmig zu beiden Seiten einspringt." Seiner Mittheilung hatte Marr eine Zeichnung beigefügt, welche wirklich ganz muffähnliche Gestalten darstellt, und deren Richtigkeit der englische Meteorologe Seymons mit dem Bemerken anerkannte, daß man auf den Orkney-Inseln schon solche Walzen gefunden habe, welche 1 Meter Länge und $^3/_4$ Meter Durchmesser hatten.

Eine andere, viel häufigere Wirkung des Windes auf den Schnee ist der Windschlag. Man hat lange in wissenschaftlichen Kreisen der Meinung der Gebirgsbewohner, daß der Wind den Schnee festige, gewissermaßen „peitsche", nicht recht beipflichten wollen. Man glaubte vielmehr, der weiche trockene Schnee, der vor den Tritten wie Mehl zerstiebt, könne nur durch allmähliches Setzen unter Einwirkung von Thauwetter fest und tragfähig werden. Der Schnee der obern Schichten drücke nämlich einerseits auf die untern, andererseits entstehe durch Thauen an der Oberfläche Schmelzwasser, das den Schnee durchsickere, dabei wieder gefriere und ihm so einen festern Zusammenhang verschaffe. Als Dr. Pernter im Winter 1888 einen Monat lang auf dem Sonnblick weilte, überzeugte er sich indeß, daß auch die mechanische Gewalt der Windstöße, die ja schließlich ebenfalls einem Drucke auf den Schnee gleichkommt, hinreiche, um letztern vollkommen zu festigen. Er bildet dann in den höhern Gebirgsregionen Wehen, die keine Spur oberflächlicher Vereisung zeigen und doch eine Festigkeit besitzen, daß der Fuß kaum Eindrücke hinterläßt. In jenem Winter erreichten einzelne solcher Wehen auf dem Sonnblick mehr als 10 Meter

Digitized by Google

Dicke und fielen von der durch den Wind messerartig zugeschärften obern Kante nach einer Seite steil ab, sie erschienen wie Wälle aus Alabaster neben den silbergrau schimmernden abgewehten Stellen des Alpenrasens und Gesteins, auf denen der Schnee zwar nur eine ganz dünne Lage bildete, dafür aber einen wunderbaren Reichthum krystallinischer Formen darbot.

Liegt der Schnee längere Zeit, so verliert er schließlich auch im Gebirge seine Weiße. Denn vom unbeschneiten Boden, von der Vegetation des Waldes und der Alpenmatten werden stets durch den Wind Partikelchen abgerissen und auf den Schnee getragen, der sie zwischen den aufragenden Kanten der Krystallchen an seiner rauhen Oberfläche festhält. Diese dunkeln, die Wärme besser leitenden Theilchen bedingen dann eine weitere Corrosion und befördern die Schmelzung des Schnees.

An dem Schnee auf den Dächern oder in den Anlagen der Stadt kann man diesen Vorgang sehr leicht beobachten. Er ist hier schon wenige Tage, nachdem er gefallen, dicht mit Ruß- und Staubtheilchen bedeckt. Diese erwärmen sich in der Sonne und selbst bei bewölktem Wetter durch die geringe, die Wolken durchstrahlende Wärme weit mehr als der Schnee, sinken also ein und erzeugen eine Furchung und Zerklüftung der Schneeoberfläche, daß diese unter dem Mikroskop wie ein Mondgebirge aussieht.

Aehnlich wie diese Staubtheile die Schmelzung begünstigen, ist dies seitens aller Gegenstände der Fall, welche aus dem Schnee aufragen. Wol jeder Leser dürfte schon beobachtet haben, daß etliche Tage nach Schneefall die Bäume immer in Löchern stehen. Diese haben sie sich selbst dadurch erzeugt, daß die Sonnenwärme, welche die Temperatur des Schnees nicht über Null zu bringen vermag (denn alle Wärme verbraucht er zur Schmelzung und Verdunstung), die Stämme erwärmt und sie befähigt, im Umkreise durch Strahlung und Leitung schmelzend zu wirken.

Daß der Schnee alle Wärme, die er durch Sonnenstrahlung oder warme Winde empfängt, „bindet", d. h. zur Schmelzung, bezw. Verdunstung verwendet, ist eine klimatologisch hochwichtige Thatsache. Nach Hann haben wir die ständige Schneebedeckung der Hochalpen als einen der bedeutendsten Factoren zu betrachten, welche den Gang der Witterung in Europa bestimmen. Denn durch die Kälte, welche diese, ein ungeheueres Areal ständig bedeckenden Schneeflächen erzeugen, wirken sie luftzusammenziehend und erzeugen über den Alpen jenes ständige Luftdruckmaximum, welches im Vereine mit den ebenso ständigen Depressionsgebieten über Nordwesteuropa und über dem Mittelmeere die Grundlage des Systems der atmosphärischen Circulation über Europa bildet.

Auch Wojeikow, der Director der petersburger Meteorologischen Anstalt, stellt in erster Linie die abkühlende Wirkung jeder Schneedecke fest. „Unter sonst gleichen Verhältnissen", sagt er in seinem 1889 erschienenen Werke, „ist die Temperatur über einer Schneedecke immer viel tiefer als über unbedecktem Boden. Denn da Schnee unfähig ist, sich über Null zu erwärmen, so sind Thauwetter von kurzer Dauer, die Temperatur erhebt sich wenig über den Gefrierpunkt, und sowie der Wind abflaut und den Himmel aufklärt, tritt neuerdings rasch Kälte ein. Diese Strahlungskälte aber begünstigt wieder das Verharren der Barometermaxima über einer Gegend, welche die Hauptursache anhaltender Winterkälte sind."

Einen Beweis für diese Anschauung

Digitized by Google

liefert unter andern auch der Winter 1889/90. Da schwächte die in den ersten Decembertagen über dem größten Theile von Europa entstandene abnorme Schneedecke jedes Thauwetter in seiner Wirkung so ab, daß sich schließlich bis Weihnachten eine ununterbrochene Kette von Frosttagen ergab. Wie immer bei solch ausgedehnten Schneefällen, bildeten einzelne Gegenden Centra des stärksten Schneefalls, unter andern Wien, wo die Schneelage vom 1. bis zum 3. Dec. eine Höhe von 48 Centimeter erreichte. Nach den Berechnungen des Ingenieurs Riedl fielen über Wien und seinen Vororten über 5 Mill. Kubikmeter Schnee. Daß dieses Quantum eine erhebliche Menge der von den Westwinden gebrachten Wärme band, begreift sich, noch mehr aber erhellt die abkühlende Wirkung des Schnees aus Berechnungen, die sich auf größere Gebiete beziehen. Dr. Aßmann hat eine solche bezüglich des großen Schneefalls angestellt, der vom 19. bis 21. Dec. 1886 in Mitteleuropa herrschte. Der Schnee lag damals in den stärker verschneiten Gebieten 30, in den schwächer verschneiten 10 Centimeter hoch. Dies ergab für ganz Deutschland eine Menge von nicht weniger als 240000 Mill. Ctr. Sie zu schmelzen war die Wärme von doppelt soviel Kohlen nöthig, als England in einem Jahre verbraucht, d. h. ungefähr ein Steinkohlenklotz von 1 Quadratkilometer Grundfläche und der Höhe des Stephansthurms.

Während der Schnee die Luft, die unmittelbar über ihm lagert, stark abkühlt, hält er aber durch Verbindung der Ausstrahlung den Boden unter sich relativ sehr warm, wie Wojeikow schlagend durch Beobachtungsergebnisse nachweist, die im December 1888 zu Bogoduchowo im Gouvernement Orel gewonnen wurden. Da zeigte z. B. am 23. Dec. die Luft über dem Schnee — 25,3° C., und der Boden 10 Centimeter unter dem Schnee — 6,9°. An benachbarten Stellen dagegen, wo der Schnee weggekratzt worden war, wurde in gleicher Tiefe die Temperatur des Bodens mit — 18,6° C. gemessen!

Wie in diesem Falle die Wissenschaft eine von der Praxis längst erkannte Thatsache bestätigte, so auch in fast allen Fragen, die sich auf die Schneeschmelze beziehen. Wojeikow's systematische Beobachtungen bestätigten, daß der Schnee im Walde, besonders im Nadelwalde, langsamer schmilzt als auf freiem Felde, sodaß kleine Flüsse hie und da ein zweites, dem ersten nach 14 Tagen folgendes Hochwasser erleben. Sie bestätigen ferner, daß die Schneeschmelze das Steigen der Temperatur im Frühling sehr verlangsamt, daß auch in Rußland ein kalter Frühling nicht auf einen kalten, sondern auf einen schneereichen Winter, und ein warmer Frühling auf einen schneearmen Winter folgt u. s. w.

Gewiß wäre es angesichts solcher Wirkungen verfehlt anzunehmen, daß der Schnee nicht auch auf die lebenden Organismen directen Einfluß übe. Nun sind zwar gerade diese Wirkungen noch wenig studirt; dennoch kann einiges bereits als ausgemacht gelten, so z. B. daß der Schnee insofern eine günstige Wirkung übt, als er gerade so wie der Regen „die Atmosphäre wäscht". Die dichtgedrängten Flocken reißen beim Falle zahlreiche Staubpartikelchen der Luft mit, überdies bemerkt man im Frühlinge, wenn man bergan steigend in beschneite Regionen kommt, oft plötzlich eine eigenthümliche, durch ein schwer zu beschreibendes Etwas den Sinnen fühlbare „Schneeluft".

Was dieses Etwas sein dürfte, darauf werfen einige Beobachtungen Licht, die man an meteorologischen Stationen an-

Digitized by Google

gestellt hat und welche ergaben, daß bei starkem Schneefall eine rapide Ozonvermehrung der Luft eintritt. Der Schnee wirkt nämlich verzehrend auf die mannichfaltigen, besonders in der Stadtluft enthaltenen Gase, und so wird activer Sauerstoff frei. Liegt aber der Schnee einmal, dann setzt zwar seine Oberfläche den Absorptionsproceß fort; indem er jedoch zugleich verdunstet, erfüllt er die Atmosphäre um so mehr mit den aufgesaugten und durch die Dunstpartikel neu aufgenommenen Stoffen. Sendtner in München hat hierüber einige sehr interessante Versuche gemacht. Er ging von der Wahrnehmung aus, daß die Kunstwerke in den Städten außer durch die Temperaturwechsel auch durch die corrodirende Wirkung der Schwefelsäure zerstört werden, an welchen die Stadtluft seit Vermehrung der Fabriken, Einführung der Steinkohlenheizuug u. s. w. ungemein reich ist. Diese Säure wird nämlich von dem die Kunstwerke benetzenden Wasser aufgezehrt, welches dann als schweflige Säure wirkt. Sendtner untersuchte nun den Schnee in dieser Hinsicht und fand, daß derselbe für Schwefelsäure ein noch größeres Absorptionsvermögen habe. Frisch gefallener Neuschnee lieferte sowol in München als in dem $7\frac{1}{2}$ Kilometer entfernten Forstenried nur 7—8 Milligramm Schwefelsäure pro Kilogramm Schmelzmasse. Nach 14 Tagen war der Säuregehalt des Schnees in Forstenried noch derselbe, in München dagegen war er auf das Achtfache, nämlich auf 61 Milligramm gestiegen!

Trotz dieser Eigenschaft und trotz seiner Kälte ist der Schnee nicht ohne eigenthümliches Thierleben, freilich nur dort, wo er ungestört lange Zeit liegen kann, also im Freien und besonders im Gebirge, auf den Gletschern. Auf diesen ist die auffälligste Erscheinung die oft auf weite Flächen sich erstreckende rothe Färbung des Schnees, welche durch die einzellige Alge Chroococcus nivalis verursacht wird. Noch häufiger sind jene schwarzen springenden Punkte, welche zuerst Desor als ungeflügelte Insekten erkannte und welche man ihm zu Ehren Desoria glacialis (Gletscherfloh) nannte. Diese kommen in Abarten auch im Tieflandsschnee des Feldes vor und geben den Bauern immer wieder Anlaß, die Mär von den „Schneewürmern" aufzutischen, die es vom Himmel geschneit habe. Bezüglich ihres Hauptvertreters, des Gletscherflohs, ist schon öfter die Frage aufgeworfen worden, wovon sich denn dieses Thier in seiner eisigen Heimat nähren möge? Ein berliner Tourist vermuthete gar, das von den Bergschuhen abgestreifte Fett möchte die Nahrung abgeben. Dem gegenüber weist jedoch Dr. Witlacil mit Recht auf die massenhaften organischen Reste hin, welche die Eis- und Schneeoberflächen bedecken. Der Wind trägt Samen und Blütenstaub von den benachbarten Vegetationsflächen herbei, zahlreiche Insekten, besonders Schmetterlinge, aber kommen, durch den Schneeglanz angezogen, an sonnigen Tagen von selbst, um schließlich ermattet auf das Eis zu sinken und in ihm ein kaltes Grab zu finden, und zwar ein wirkliches Grab, das sie sich, wie oben geschildert, selbst graben.

Werfen wir nun zum Schlusse noch einen flüchtigen Blick auf die Periodicität des Schneefalls. Die zeitliche Vertheilung der Schneetage und der Schneemenge ist an ein und demselben Orte in verschiedenen Wintern ungemein verschieden und im einzelnen von der größten Unregelmäßigkeit. Oft fällt schon im December, oft erst im März die größte Schneemenge — wie es scheint ohne alles Gesetz. Ebenso verschieden

Digitized by Google

sind die Daten des ersten Schneefalls im Jahre. Nach Hellmann ist in Berlin im Zeitraume 1701—1888 der erste Schnee schon am 2. Oct. (1761) und ein andermal (1888) erst am 31. Dec. gefallen. Aehnliches gilt für Wien. Es fällt ferner der Schnee in einem Jahre in riesigen Quantitäten, in einem andern Winter wieder ganz spärlich. Im vergangenen Jahrzehnt war die Schneemenge in Wien oft so gering, daß man sich wunderte, wie einst der Schlittensport hier so geblüht haben könne. Die letzten Winter beweisen indeß, daß er auch jetzt noch floriren könnte, besonders wenn man erwägt, daß es auch im 17. Jahrhunderte nicht alljährlich gute Schlittenbahn gab, und daß man sie auch gegenwärtig öfter hätte, wenn nicht des gesteigerten Verkehrs wegen die Schneemassen sofort entfernt werden müßten.

Jedenfalls sind wir gegenwärtig in eine Periode schneereicher Winter eingetreten, welche schon in absehbarer Zeit zu eigenthümlichen Erscheinungen führen dürfte, nämlich in den Hochalpen.

Nach der neuesten Ansicht weichen die Gletscher zurück, wenn eine Reihe schneearmer Jahre ein Schwinden der Firnmeere bewirkt hat. Denn dann mindert sich der Druck auf die Gletscherzungen und die Schnelligkeit der Bewegung der letztern nimmt ab, während die Abschmelzung am Gletscherende gleichbleibt. Folgt nun aber eine Reihe schneereicher Winter, so füllen sich die Firnmeere wieder, ihr Druck wächst, und wenn er erst das Trägheitsmoment der gewaltigen Eiszungen überwunden hat, ertheilt er diesen wieder eine wachsende Geschwindigkeit des Fließens, verstärkt die Bewegung so, daß ihr Maß das der jährlichen Abschmelzung am Ende übertrifft.

Natürlich wirkt hierbei die Eigenthümlichkeit jedes einzelnen Gletschers, das Größenverhältniß zwischen Firnmeer und Zunge, die Form des Gletscherbettes u. s. w. abändernd; auch die klimatischen Unterschiede zwischen West und Ost spielen eine Rolle, wie daraus erhellt, daß einige Gletscher der Schweizeralpen seit einigen Jahren vorrücken, während die der Ostalpen im Sommer 1889 noch insgesammt im Rückzuge begriffen waren. Noch einige schneereiche Winter indeß, und es dürfte auch bei uns wieder eine zunehmende Vergletscherung der Hochalpen festzustellen sein.

Eduard von Bauernfeld.

Von **Rudolf von Gottschall.**

Der Nestor der wiener Schriftsteller, Eduard von Bauernfeld, ist am 9. Aug. 1890 in seiner Vaterstadt gestorben. Er war, nachdem die Dichter ersten Ranges, wie Grillparzer und Halm, und auch namhafte Dramatiker, wie Mosenthal, Weilen und Anzengruber, aus dem Leben geschieden, der letzte österreichische Dramatiker, dessen Stücke große Erfolge auf allen deutschen Bühnen gehabt. Auch die hervorragendsten Volksdichter der Kaiserstadt sind dahingeschieden, und nur die Operettenmuse blüht noch an der blauen Donau.

Digitized by Google

Lange Zeit war Bauernfeld neben Grillparzer und Halm der Hauptträger des österreichischen Dichterruhmes auf dem Gebiete der dramatischen Muse: besonders sein Lustspiel „Bürgerlich und romantisch" machte neben der „Ahnfrau", „Sappho" und später der „Griseldis" die Runde über die deutschen Bühnen. Wie Grillparzer war auch Bauernfeld ein kleiner österreichischer Beamter und brachte einen großen Theil der besten Jahre seines Lebens in den engen, dumpfigen Beamtenstuben zu. Er war am 13. Jan. 1802 geboren. Seinen Vater, einen österreichischen Offizier, verlor er früh, ebenso seine Mutter. Im Alter von sechs Jahren kam er zu Ziehältern; die Häuslichkeit, in der er sich bewegte, war arm und dürftig; Ersatz bot ihm dafür die Schule und die dort geschlossenen Freundschaften. Zu seinen Jugendfreunden gehörte der gefeierte Maler Moritz von Schwind und der nicht minder berühmte Liedercomponist Franz Schubert. Seine meisten Lehrer hatten eine freisinnige Richtung; es waren Epigonen des Josephinischen Zeitalters. Auch das Theater übte eine große Anziehungskraft auf den Knaben, besonders die Bühne der Josephstadt, auf welcher Ritter- und Gespensterstücke in bunter Mischung des Romantischen, Derbkomischen und Geschichtlichen gegeben wurden; die erste Anregung zu eigenem Schaffen, wenn er ihr auch nicht sofort Folge gab, verdankte er diesen Aufführungen; er faßte damals den Plan, etwas Aehnliches zu dichten, den er erst später mit seinem „Fortunat" allerdings nicht in erfolgreicher Weise ausführte. Bauernfeld studirte inzwischen die Rechte, wurde im Jahre 1826 Conceptspraktikant bei der niederösterreichischen Regierung, eine Stelle, die er 1827 mit einer andern bei dem Kreisamte Unter dem Walde vertauschte. Im Jahre 1830 wurde er bei der Hofkammer angestellt und 1843 bei der Lotteriedirection. Er rückte aus diesen Kreisen des subalternen Beamtenthums nicht auf; denn er war misliebig geworden, nachdem er 1842 die pia desideria eines österreichischen Dichters veröffentlicht hatte. Eine Reise nach Paris und London entfremdete ihn noch mehr den österreichischen Zuständen; doch trat er zunächst, da man ihm Hoffnung auf Beförderung eröffnete, nicht aus der Beamtenlaufbahn aus. Dies geschah erst nach dem Jahre 1848, in welchem er sich lebhaft an der politischen Bewegung betheiligte, nachdem er schon vorher im Verkehre mit den Bewegungsmännern, zu denen damals die namhaftesten Dichter gehörten, in Flugschriften, satirischen Versen wie in seinen Stücken als Anwalt der neuen Ideen aufgetreten war. In den Märztagen begab er sich mit Anastasius Grün in die Hofburg, um für Preßfreiheit und Verfassung zu sprechen. Auch später in den Schreckenstagen zeigte er die gleiche Freimüthigkeit, indem er gegen den General Welden „die vermaledeiten Wiener und ihr Krakeelen" in Schutz nahm, unter Hinweis auf die Unterdrückung aller geistigen Bestrebungen unter Metternich und die darauf folgende schwache Regierung des alten Herrn. In seinen Tagebuchaufzeichnungen erklärte er in einer Beschreibung der Märztage, daß die Wiener durchaus nicht revolutionär seien, wohl aber eine Art gemüthlicher Frondeurs, die gegen alles und jedes Opposition zu machen bereit sind, was Regierung oder Gesetz heißt. Infolge der Aufregungen und Anstrengungen, welche seine Betheiligung an der Märzbewegung mit sich brachte, zog sich Bauernfeld ein Gehirnleiden zu, welches ihn nöthigte, aus dem Staatsdienste gänzlich auszutreten.

Digitized by Google

Seitdem lebte er als Privatmann in Wien, stets einer freisinnigen Richtung huldigend, wie er sie in seinen „Zahmen Xenien" aussprach, dabei ein echt österreichischer Patriot, der mit warmem Herzen alle Wechselfälle, welche die Monarchie betrafen, mit durchlebte und mit allen seinen Wünschen stets im österreichischen Lager blieb.

Seine dramatische Blütezeit, die ihm einen Namen und weitreichende Geltung verschaffte, fällt in das Jahrzehnt von 1830 bis 1840, wo er also noch österreichischer Beamter war. Auch Grillparzer hat seine Hauptwerke ja mitten unter den Acten der österreichischen Staatskanzleien gedichtet. Ueber die ersten Werke des Lustspieldichters spricht sich dieser ältere Freund in seinen „Erinnerungen aus dem Jahre 1848" in folgender Weise aus: „Bauernfeld trat in die Literatur halb als Goethianer, halb als Tieckianer ein. Sein unvergleichliches Talent für das Einzelne wurde durch das Fließende seiner Natur in Bezug auf ein Ganzes sehr in Schatten gestellt. Nichtsdestoweniger hatten seine dramatischen Hervorbringungen noch immer viel Organisches. Sein erstes und vielleicht bestes Stück: «Der Brautwerber», ging so ziemlich spurlos vorüber, weil bei Bauernfeld's Armuth an Erfindung das nicht amusirte Publikum über die Miniaturwelt von Empfindungspointen und Charakterzeichen noch hinwegtölpelte. Ein zweites, noch mehr im Zusammenhang gedachtes: «Leichtsinn aus Liebe», gelang besser. Bei einem spätern: «Die Bekenntnisse», habe ich ihn sogar genöthigt, einen dritten Act hinzuzuschreiben, da er bei dem zweiten geradezu aufhören wollte. Bauernfeld besitzt Verstand und literarische Rechtschaffenheit genug, um diesen Gebrechen seines Talents entgegenzuarbeiten. Es zeigte sich aber bald, daß, wenn er sich einen leitenden Gedanken vorsetzte, das Einzelne steif und kalt gerieth, indeß er nur auf gut Glück in den Tag hineinschreiben durfte, um alle Theile sprühend am Leben und Interesse zu halten."

Dieser Tadel trifft indeß nicht sein erfolgreichstes Lustspiel „Bürgerlich und romantisch" (1835); denn hier ist ein Grundgedanke in eine frische, lebensprühende Handlung umgesetzt. Die Wirkung dieses Stückes ging weit über die österreichischen Grenzpfähle hinaus. Der Baron Ringelstern war zwar der Typus eines vornehmen wiener Lebemannes, aber er deckte auch das Bild deutscher Cavaliere: der Gegensatz der spießbürgerlichen Lebensanschauung und derjenigen vom Cavaliergesichtspunkte aus war natürlich überall verständlich. Die abenteuerlustige Aristokratie, wenngleich in Wien mehr zu Hause als in andern Hauptstädten, war auch außerhalb des Capua der Geister kein Mädchen aus der Fremde: es gab in den Salons überall geistesverwandte Gestalten. Die kleinbürgerliche Familie, zu welcher die bureaukratische Umgebung wol Bauernfeld die Modelle lieferte, war meisterlich gezeichnet, der Badecommissar Sittig ein höchst lebenswahres und zugleich ergötzliches Charakterbild. In dieser einen Hälfte des Stückes berührte sich Bauernfeld mit der Darstellungsweise von Benedix, der etwas später dem bürgerlichen Familienlustspiele in Deutschland eine feste Stätte begründete; die andere Hälfte wurde tonangebend für das Salonlustspiel, dessen Hauptvertreter Bauernfeld in Deutschland geblieben ist. Das Lustspiel bietet weitere geistige Ausblicke und einen weitläufigern, sprühendern Unterhaltungston. Von den komischen Verwechselungen und Verwickelungen macht es meist vollern Gebrauch:

Digitized by Google

hier und dort streift es durch eingehende Seelenmalerei an das Novellistische. Unleugbar wiederholen sich in Bauernfeld's spätern Stücken verwandte Charaktertypen: namentlich der Baron Ringelstern feiert oft genug seine Auferstehung. Auch ist nicht zu verkennen, daß die von Laube hervorgehobene mangelhafte Körperlichkeit der Handlung einigen der Bauernfeld'schen Lustspiele zu sehr das Gepräge einer dramatisch schattenhaften Plauderei gibt. So hatten nicht alle ausreichenden Lebensnerv, um den Weg über die deutschen Bühnen anzutreten. Am Hofburgtheater aber wurden sie alle gegeben und fanden alle freundlichen Erfolg. Nicht nur war Bauernfeld wie kaum ein anderer Dichter mit seinem wiener Publikum verwachsen: er hatte auch seine Hauptrollen für die ersten Darsteller der Burg geschrieben und sie ihnen trefflich angepaßt. Eine Analyse der einzelnen Lustspiele Bauernfeld's würde vielen Raum verlangen und doch nur hier und dort neue charakteristische Lichter für sein literarisches Porträt ergeben. Die Lustspiele, die in Deutschland den meisten Erfolg hatten, sind außer „Bürgerlich und romantisch" vorzugsweise „Das Liebesprotokoll" (1831), „Die Bekenntnisse" (1834), welches zu seinen besten dramatischen Erzeugnissen gehört, „Der kategorische Imperativ" (1851) und „Krisen" (1852), in welchem Stücke er sich an ein französisches Original anlehnte, aber ein paar sehr ergötzliche echt deutsche Charaktere in die Handlung verwebte. Außerdem erwähnen wir: „Das letzte Abenteuer" (1832), „Helene" (1833), „Virtuosen" (1855), „Aus der Gesellschaft" (1867), „Moderne Jugend" (1869) und „Mädchenrache" (1881).

Wenn wir Bauernfeld als den Matador des deutschen Salonlustspiels anerkannt haben, so ist damit nicht seine ganze Bedeutung, noch weniger seine literarische Lebensarbeit erschöpft; wir haben schon gesehen, wie er in die politische Bewegung der 40er Jahre mit eingriff, und es ist einleuchtend, daß dieselbe sich auch in seinem dramatischen Schaffen spiegeln mußte. So hat er ein Lustspiel verfaßt, das als eine dramatische Allegorie österreichischer Zustände betrachtet werden darf: „Großjährig" (1846). Von dem Luftzug der vormärzlichen, durch Deutschland wie durch Oesterreich gehenden Bewegung getragen, fand dieses Stück auch auf deutschen Bühnen Zutritt und Beifall. Das Metternich'sche System wurde als geistesschwache Vormundschaft hingestellt; der Vormund, der es in dem Stücke vertritt, wird von seinem zur Selbständigkeit erwachten Mündel zur Rechenschaft gezogen. Hierin lag allerdings die Quintessenz des ganzen geistigen Emancipationsdranges jener Jahre: neu war nur die dramatische Einkleidung, welche ein politisches Zeitbild in das Gewand der bürgerlichen Komödie hüllte und so der letztern eine Sinnbildlichkeit gab, welche dem Genre als solchem gänzlich fernliegt; es hieß dies gewissermaßen Aristophanes mit der attischen Komödie des Menander verschmelzen. Doch das Politische der Gegenwart wies auf die geschichtliche Vergangenheit zurück, in der es in großen Zügen vorgebildet war: hier konnte es volltönender und mit mehr dramatischer Würde zur Geltung gebracht werden. In der That begann die Muse Bauernfeld's nach Grillparzer's Lorbern zu schielen. „Ein deutscher Krieger" (1844) fand sogar vielen Beifall durch den markigen Ausdruck einer tüchtigen Gesinnung, und in seinem „Franz von Sickingen" (1850) wetteiferte Bauernfeld mit Ferdinand Lassalle. Auf geschichtlichem Hintergrunde

Digitized by Google

bewegte sich das mehr genrebildliche Versdrama „Landfrieden" (1860).

Der geistreiche Dialog in Bauernfeld's Lustspielen hängt mit seiner epigrammatischen Ader zusammen. In seinem poetischen „Tagebuche" (1820—86) finden sich zahlreiche Proben eines scharfen und schlagenden Witzes, wie der 1887 veröffentlichte Auszug aus demselben beweist, den der Dichter als die „Summe seiner Existenz" bezeichnet. Bauernfeld war ein tüchtiger Charakter, der niemals aus seiner Ueberzeugung ein Hehl machte und deshalb überall, wo er Charakter- und Gesinnungslosigkeit traf, mit der Keule des Hercules darunterschlug. Nicht alles in diesen Tagebuchblättern, welche besonders die politischen Zustände und Wandlungen spiegeln, ist künstlerisch ausgemeißelt oder als geistiger Treffer zu bezeichnen: es ist auch viel Alltägliches, Triviales, wir möchten sagen Wohlfeiles darunter. Der zwölfte Band seiner „Gesammelten Schriften" (2 Bde., 1871—73), welcher seine Prosamemoiren enthält, würde indeß durch dies poetische Tagebuch, wenn es ganz veröffentlicht worden, wesentlich ergänzt worden sein. In seinen „Wiener Ein- und Ausfällen" (1852) wie in der Dichtung „Aus der Mappe des alten Fabulisten" (1879) zeigt sich ebenfalls oft der schlaghafte Geist des Epigrammdichters. Bisweilen spricht sich in den leichtgeflügelten Versen auch echte Lebensweisheit aus, z. B. in einem neuerdings ausgegrabenen Gedichte aus einem Almanache der dreißiger oder vierziger Jahre:

Beschränkung.

Kannst du das Schöne nicht erringen,
So mag das Gute dir gelingen.
Ist nicht der große Garten dein,
Wird doch für dich ein Blümchen sein.

Nach Großem dränget deine Seele?
Daß sie im Kleinen nur nicht fehle.
Thu' heute recht — das ziemte dir,
Der Tag kommt, der dich lohnt dafür.

So geht es Tag für Tag, doch eben
Aus Tagen, Freund, besteht das Leben.
Gar viele sind, die das vergessen:
Man muß nur nicht nach Jahren messen.

Auch in den „Gedichten" (1852), die ziemlich unbeachtet blieben, überwiegt die Spruchweisheit die duftige Lyrik. Ebenso wenig indeß wie die Gedichte machte Bauernfeld's einziger Roman: „Die Freigelassenen, Bildungsgeschichte aus Oesterreich" (2 Bde., 1875), einen größern Eindruck in weitern Kreisen.

Die Jugendlichkeit, die man dem greisen Dichter nachrühmen muß und die in einer gewissen Naivetät des Denkens und Empfindens noch in später Lebenszeit ihren Ausdruck fand, sprach sich auch in dem nimmermüden Schaffenstriebe, in der unerschöpflichen Productionskraft des Dichters aus. Noch im Jahre 1882 dichtete er eine Tragikomödie: „Des Alcibiades Ausgang", und in seinem letzten Lebensjahre beschäftigte ihn angelegentlich eine neue Lustspieldichtung: „Die Hitzköpfe." Um sie zu vollenden, verzichtete er auf seine Badesaison in Ischl, die ihm seit Jahren zur Gewohnheit geworden war, und beschränkte sich daher auf eine Sommeridylle, die er in einem Gartenhause der ihm befreundeten Josephine von Werthheimstein im Tulner Hofe fand; hier in „epheuumrankter" Stille, vor den Fenstern des behaglich innigen Zimmerchens nur Taubenflug, feilte er an seinem Lustspiele, dessen ersten Act er der Freundin schon Anfang Juli vorlesen konnte, und dictirte ihr später noch auf dem Sterbebette die Verse, aus denen sich das in seiner Phantasie fertig dastehende Werk aufbauen sollte. Die Aufführung desselben am Burgtheater mitzuerleben, war die frohe Hoffnung seines Krankenlagers.

Digitized by Google

Sie hat sich nicht erfüllt: der Tod raffte den hervorragenden Lustspieldichter vor dem Beginne der neuen Saison dahin. Der Ton, den er für das Lustspiel angegeben, ist nicht ganz verklungen, wenngleich durch das Echo der französischen Komödie sehr abgedämpft. Dies gilt besonders von Lindau's und Blumenthal's Lustspielen: als ein Jünger der unverfälschten Bauernfeld'schen Muse kann Adolf Wilbrandt in seinen Lustspielen betrachtet werden. Und so wird auch aus der Geschichte unserer Literatur Bauernfeld's Name nicht verschwinden.

Das „neue" politische Programm der siebenbürger Sachsen.

Von **Dr. Fr. Teutsch**, Seminardirector in Hermannstadt.

In dem Aufsatze, den Professor J. H. Schwicker über obiges Thema geschrieben hat*, ist mir die unverdiente Ehre zutheil geworden, unter denjenigen genannt zu werden, denen „ein ganz wesentliches Verdienst um das Zustandekommen dieser Einigung (der Sachsen) gebührt". Nach der Darstellung jenes Aufsatzes „konnte die Absicht unserer im andern Lager (nicht in dem der Regierung) stehenden Volksgenossen, ihr bisheriges politisches Programm einer Revision unterziehen zu wollen, nur die Bedeutung und den Zweck haben, daß diese Abänderung eine Annäherung an unsern (d. i. der im Lager der Regierung befindlichen Sachsen) Standpunkt herbeiführen sollte". Demnach hätte ich — und mit mir auch die andern auf S. 168 genannten Männer — das „Verdienst", „diese Annäherung" bewirkt zu haben.

Ich halte mich für verpflichtet, nicht wegen meiner Person, sondern wegen der ernsten Sache, um die es sich handelt, und des richtigen Urtheils darüber zu erklären, daß diese Anschauung über den Sachsentag und die damit im Zusammenhange stehenden Ereignisse im Widerspruche steht mit der Anschauung, die wir von der ganzen Sache haben.

Es ist erklärlich, wenn die bisherigen Anhänger der Regierung unter den Sachsen diese letzte Entwickelung so darstellen wollen — wie es auch Schwicker thut, als ob den Uebergang des gesammten Volkes in das Lager der Regierungspartei mindestens vorzubereiten die Absicht gewesen sei. Ich will mich auf die Vergangenheit nicht einlassen und gebe nur meiner Befriedigung über das Nachwort Ausdruck, das die Redaction, der das Wesen und die Bedeutung schwerer nationaler Kämpfe versprengter deutscher Volksstämme nicht fremd ist, jenem Artikel hinzugefügt hat.

Um den Sachsentag und das neue politische Programm richtig zu beurtheilen, muß man auf die Motive zurückgehen. Diese lagen ausschließlich in den sächsischen Innerverhältnissen. Dort standen sich seit Jahren zwei Parteien schroff gegenüber, die Sachsen der Regierungspartei und die Volkspartei. Die erstern behaupteten fortwährend

* Vgl. „Unsere Zeit", 1890, II, 166 fg.

Digitized by Google

ebenso gute Deutsche zu sein wie die andern, wie ja denn auch Schwicker erklärt hat, mit seinen Gesinnungsgenossen „sich Eins zu wissen mit allen übrigen Volksgenossen in allen denjenigen Fragen, welche das nationale, das culturelle, das wirthschaftliche Gedeihen des siebenbürgisch-sächsischen Volkes betreffen". Trotzdem brachte die Verschiedenheit der Parteistellung im ungarischen Reichstage wachsenden Zwiespalt in die Reihen der Sachsen. Da meinte man in den führenden Kreisen der Volkspartei, ob es sich nicht empfehle, bei der geringen Anzahl des ganzen Volkes, die Mitarbeit eben des Ganzen an der Stärkung desselben zu ermöglichen, also auch jener, die, obwol im Lager der Regierung, „sich Eins wissen mit allen Volksgenossen", gemeinsam mit ihnen für „das nationale, culturelle, wirthschaftliche Gedeihen des siebenbürgisch-sächsischen Volkes" zu arbeiten. Die Antwort auf die einmal gestellte Frage konnte nicht zweifelhaft sein. Wollte man aber deren Mitarbeit, so mußte man zugeben, daß sie — was man bisher nicht hatte zugeben wollen — für das nationale, culturelle und wirthschaftliche Gedeihen unsers Volkes, auf welchen Gebieten sie ja immer die Einigkeit mit uns betont, auch im Lager der Regierungspartei einzustehen das Recht haben sollten.

So kamen wir dazu, den Eintritt in die Reichstagsparteien als Nebensache anzusehen, um die gemeinsame Arbeit Aller zu ermöglichen. Man könnte mit mehr Recht behaupten: die Regierungs-Sachsen sind in das Lager der Volkspartei zurückgekehrt, nachdem diese den Eintritt in die Reichstagsparteien freigegeben; denn sie waren ja immer eins mit ihr „in allen denjenigen Fragen und Interessen, die das nationale, das culturelle, wirthschaftliche Gedeihen des siebenbürgisch-sächsischen Volkes betreffen".

Der Streit ist heute einfach überflüssig, wer zum andern gekommen ist; die Hauptsache ist, daß man sich getroffen hat; bei einer Einigung verschiedener Ansichten — wie hier eine vorlag — muß jeder etwas nachgeben.

Thatsache ist nun, daß der Sachsentag und seine Beschlüsse auf die Regierung und die magyarischen Zeitungen den Eindruck des Entgegenkommens gemacht haben. Es gibt keinen einzigen Sachsen, der das nicht mit Freuden begrüßt, keinen, der es nicht als ein Glück betrachten würde, wenn sich nun die Erwartungen erfüllen würden, die Schwicker erhofft (S. 172), wenn die ungarische Regierung endlich durch Thaten zeigen würde, daß sie den Sachsen gegenüber gerecht sein wollte. Aber warum der Sachsentag solchen Eindruck gemacht, das ist bis heute noch ein halbes Räthsel. Alle politisch werthvollen Sätze des neuen Programms sind in dem alten auch gewesen. Wenn sie jetzt als Entgegenkommen angesehen werden, so lag es eben nicht an uns, daß sie früher anders ausgelegt wurden. Der hermannstädter Abgeordnete Dr. O. von Meltzl hat allen Sachsen aus der Seele gesprochen, als er in seinem Rechenschaftsberichte am 31. Juli erklärte: „Wenn verschiedene Stimmen laut geworden sind, welche die wesentliche Bedeutung dieser Beschlüsse darin erblicken, daß die «ungarische Staatsidee» auf dem Sachsentage einen Sieg erfochten habe, wenn man von einer Schwenkung im Schoße der bisherigen Volkspartei in ungarisch-patriotischer Richtung spricht, so kann dieser vollkommen schiefen und irreführenden Auffassung nicht entschieden genug entgegengetreten werden. Ich muß mich in meinem eigenen sowie im Namen der bisherigen Volkspartei aufs nachdrück-

Digitized by Google

lichste verwahren, als ob wir vor dem Sachsentage nicht ebenso staatstreu und patriotisch gesinnt gewesen wären wie nach demselben, als ob wir bis dahin das gewesen wären, was unsere Feinde uns so oft vorgeworfen haben, nämlich Staatsfeinde." Und nicht weniger wahr sind die andern Ausführungen Meltzl's: „So wenig wir eine gouvernementale Partei waren, so wenig waren wir eine Oppositionspartei in dem Sinne, wie es die reichstägigen Oppositionsparteien sind, wir sind einfach außerhalb der Parteien gestanden. Gegen unsern Eintritt in die Regierungspartei waltete niemals ein principielles Hinderniß ob: diese Frage hing auch früher nicht von unserm Programm, sondern lediglich von der Regierung ab. Wenn es sich uns um wirkliche «Concessionen», um Begünstigungen, kurz, um Forderungen handelte, welche die Regierung uns auch abschlagen könnte, ohne sich ins Unrecht zu setzen, dann stünden die Dinge anders. Hier handelt es sich aber um Forderungen, über die jeder unbefangene Mensch sich wundern muß, daß sie überhaupt gestellt werden müssen und nicht schon längst erfüllt worden sind: und solange dies nicht geschehen ist, oder solange wir nicht wenigstens sichere Garantien dafür haben, daß es geschehen wird, so lange ist, nach meinem Empfinden wenigstens, unser Eintritt in die Regierungspartei nicht thunlich. Und daran kann für charaktervolle Männer auch das neue Programm nichts ändern." So konnte das „Siebenbürgisch-Deutsche Tageblatt" mit Recht hierzu bemerken: „Es ist dies in dem Geiste gesprochen, welcher das Volksprogramm durchweht. Die vom Redner als Schlußfolgerung aus den Prämissen entwickelte Verhaltungslinie entspricht in ihrer kurzen und bündigen Fassung genau den politischen Anschauungen, welche vor und auf dem Sachsentage die maßgebenden Männer des Volkes als ihre Ueberzeugung bekundet haben."

Dem, was die löbliche Redaction im Nachworte als „greifbares Ergebniß" des Sachsentages darstellt, braucht nichts hinzugefügt zu werden. Auch das ist sicher: wenn je, so ist uns allen im Augenblicke klar, daß die Erhaltung unserer deutschen Cultur hier auf der Tüchtigkeit und Thatkraft unsers Volkes ruht; diese stärken zu helfen, die Zukunft über ödem Parteigezänk der Gegenwart nicht zu verlieren, das war auch das Ziel des Sachsentages.

Denkwürdiges.

Fortschritte in der Physik.

Für das Verständniß der Dynamomaschine ist es von größter Wichtigkeit, festzustellen, wie sich die Magnetisirung im Eisen fortpflanzt. Aus den Versuchen von G. Pisati hat sich ergeben, daß man es hierbei mit ganz ähnlichen Vorgängen zu thun habe wie bei der Fortpflanzung der Wärme in Metallstäben, die an einem Ende erwärmt werden. Auch fand sich, daß die Magnetisirung sich in doppelter Weise fortpflanzt, nämlich durch innere und durch äußere Leitung.

Das sogenannte Dalton'sche Gesetz lehrt bekanntlich, daß der Gesammtdruck mehrerer Gase in einer Mischung

Digitized by Google

gleich der Summe der Einzeldrucke sei, und daß die Spannung des gesättigten Dampfes einer Flüssigkeit in einem Gase von der gleichen Größe ist wie im luftleeren Raume. Dieses Gesetz wurde von mehrern Beobachtern als unrichtig bezeichnet. Durch die neuen Untersuchungen von B. Galitzin ist nun festgestellt worden, daß thatsächlich das Dalton'sche Gesetz kein allgemein gültiges Naturgesetz sei! Er konnte vielmehr zeigen, daß die Summe der Einzeldrucke zweier Gase größer ist als der von der Mischung ausgeübte Druck; und auch die Spannung des gesättigten Dampfes in einem Gase war mit der im luftleeren Raume nicht gleichwertig!

Kürzlich sind von B. Löwenberg die Nasenvocale untersucht worden. Er unterscheidet französische und nichtfranzösische Nasenvocale, die erstern sind a, e, o, u, entsprechend: an, ein, on und eun, die den germanischen Nationen eignen: ang, eng, öng und öeng.

Es ergab sich die seltsame Thatsache, daß die Eigentöne der romanischen Nasenvocale den untern Terzen der Eigentöne der reinen Vocale entsprechen, während die germanischen Nasenvocale um etwa einen halben Ton höher liegen als die untern Octaven der reinen Vocale.

Ueber das mechanische Aequivalent des Lichtes sind von Dr. O. Trumlirz Untersuchungen veröffentlicht worden, welche, in Verbindung mit der Ermittelung des amerikanischen Forschers S. P. Langley, daß ein Quadratcentimeter der Erdoberfläche durch die Sonnenstrahlen 2,84 Calorien in einer Minute empfängt, einen Schluß auf die Menge des Sonnenlichtes zulassen. Dasselbe würde sich demnach durch 1020 Quadrillionen Lichteinheiten ersetzen lassen.

Franz Bendt.

Todtenschau.

Alecsandri (Basil), rumänischer Dichter und Gesandter in Paris (geb. 1821), starb 4. Sept. d. J. auf seinem moldauischen Landgute Mircesti.*

Chatrian (Alexandre), französischer Romanschriftsteller, der literarische Zwillingsbruder Erckmann's (geb. 1826), starb 4. Sept. d. J. in Paris.

Kaffsack (Joseph), hervorragender Bildhauer in Berlin (geb. 1848), ertrank am 7. Sept. d. J. zugleich mit dem Maler Paul Weimar bei einer Segelfahrt im Wannsee bei Potsdam.

Lutz (Johann, Freiherr von), bis vor kurzem bairischer Ministerpräsident und Cultusminister (geb. 1826), starb 3. Sept. d. J. zu Pöcking.

Otte (Christoph Heinrich), hervorragender Forscher auf dem Gebiete der christlichen Archäologie, emeritirter Pastor (geb. 1807), starb 12. Aug. d. J. zu Merseburg.

Putlitz (Gustav Gans Edler von und zu), dramatischer Dichter, 1873—88 Generalintendant des Hoftheaters zu Karlsruhe (geb. 1821), starb 5. Sept. d. J. zu Retzien bei Perleberg.

Reutern (Michael, Graf), russischer Staatssecretär und Finanzminister 1862—78, dann Präsident des Ministercomités (geb. 1820), starb 23. Aug. d. J. in Zarskoje Sselo.

Riggenbach (Johannes), seit 1851 ordentlicher Professor der Theologie an der Universität Basel, Vorsitzer der Missionsgesellschaft daselbst (geb. 1818), starb daselbst 5. Sept. d. J.

Wagenmann (Julius), seit 1861 ordentlicher Professor der Kirchengeschichte an der Universität Göttingen (geb. 1823), starb Anfang September d. J. in Tübingen.

* Danach ist die zu frühe Todesnachricht S. 96 zu berichtigen.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Friedrich Bienemann in Leipzig.
Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Der goldene Käfig.

Erzählung von **Leo Hildeck.**

Der Historiker und Privatgelehrte Doctor Eugen Albani saß im städtischen Archive zu F., vor sich einen Stoß Acten über einen Proceß der Schlosserinnung gegen den hochwohllöblichen Magistrat aus dem Jahre des Heils 1674. Aber sein mit Notizen und Auszügen bereits halbgefülltes Heft erfuhr seit einigen Tagen nur eine geringe Zunahme seines Inhalts. Der Doctor war zerstreut. Bisher war er im Schreibzimmer des Archivs meist allein gewesen, nur selten hatte dieser oder jener College seine und des alten Archivars Schildt Ruhe gestört. Doch in der letzten Woche, während der er einer Erkältung wegen das Haus gehütet hatte, war ein neues, ein fremdes Element in den stillen Raum eingezogen, und dieser Eindringling war ein weibliches Wesen. Da saß die Dame drüben an dem kleinern Arbeitstische und blätterte ebenfalls in einem Actenstoße. Sie kehrte ihm ihr beschattetes Profil zu, das sich keineswegs durch schöne Linien auszeichnete. Doch beim Austausche des Tagesgrußes hatte sie ihn jedesmal voll angeblickt und ihm ein paar langbewimperte, von herrlichen dunkeln Brauen überwölbte Augen gezeigt, die dem Gesichte einen eigenartigen, aus Entschlossenheit und Schwermuth gemischten Ausdruck verliehen. Dieser Ausdruck war für einen Moment völlig verschwunden, als sie über einen der üblichen steifleinenen Scherze des Archivars hell aufgelacht hatte. In diesem angenehmen Lachen lag so viel Liebenswürdigkeit und Talent zur Lebensfreude, daß Eugen gern herzlich eingestimmt hätte.

Schon vorgestern hatte ihm der Archivar alles, was er von der Dame wußte, mitgetheilt. Es war nicht viel. Sie hieß Frau Adelheid Blach, geborene Frantzen, war Schriftstellerin und hatte eine Einführungskarte des Oberbürgermeisters a. D. Plessen mitgebracht, in welcher die Dame der Fürsorge des Archivars besonders empfohlen war.

Eugen gehörte nicht zu den Männern, die sich von dem Begriffe Schriftstellerin von vornherein abgestoßen fühlen. Jeder Frau, an der er geistige oder körperliche Vorzüge wahrnahm, kam er mit einem an Neugierde streifenden, naiven Interesse entgegen, und zog die Unterhaltung mit ihr jedem andern Vergnügen vor. Seine Gattin störte ihn wenig in dieser Liebhaberei. Er führte sie nicht in Gesellschaft, und sie verlangte es nicht; wenn sie nur keine jüngern weiblichen Wesen in ihrer Häuslichkeit zu empfangen brauchte, war sie schon zufrieden. Frau Doctor Albani zählte funfzehn Jahre mehr als ihr Gatte. Vor zehn Jahren, da er als schüchterner Lehramtscandidat an einem Gymnasium

Digitized by Google

in F. sein Probejahr absolvirte, hatte er bei der reichen Metzgerswitwe zur Miethe gewohnt.

Ohne Vermögen und bei dem ungeheuern Zudrange der stellenlosen Lehrer auch ohne Aussicht auf feste Anstellung, hatte er sich plötzlich mit seiner Hauswirthin verlobt, mit dieser ungebildeten Frau, die bereits heranwachsende Kinder hatte. Alle Welt staunte. Wenn es noch die hübsche Tochter gewesen wäre! Einige munkelten, Albani habe um die Tochter angehalten, die Mutter habe ihn, absichtlich oder unabsichtlich, misverstanden, und sei ihm um den Hals gefallen. Gewisses wußte niemand. Daß die vierzigjährige Frau sich in den schönen fünfundzwanzigjährigen Jungen verliebt hatte, lag auf der Hand, und er — nun, er hatte sich ihr verkauft, ob aus Berechnung oder Schwäche, darüber gingen die Ansichten auseinander. Dem ihm wenig sympathischen Lehrberuf konnte er nun entsagen und sich nach Belieben seinen historischen Studien widmen. Er war durchaus nicht fleißig, aber was er arbeitete, zeichnete sich durch Gründlichkeit und geschmackvollen Stil aus. Meist erschienen seine Arbeiten in fachwissenschaftlichen Blättern und erfreuten sich der Achtung seiner Collegen. Und jetzt war er daran, sein erstes umfangreicheres Werk zu schreiben, eine Geschichte der Stadt F. im 17. Jahrhundert.

Eugen Albani ahnte nicht, daß die junge Frau, die ruhig lesend drüben am Tische saß, dieses alles und mehr von ihm wußte. Ihr war auch bekannt, daß noch vor Albani's Hochzeit die gefährliche junge Tochter nach Schlesien verheirathet worden war, und daß die erwachsenen Söhne, über den Schritt ihrer Mutter erzürnt, sich im Auslande niedergelassen hatten. Der zweiten Ehe war ein Zwillingspärchen entsprossen, und ihm, wie der Instandhaltung ihrer prächtigen Wohnung, widmete Frau Doctor Albani während der Abwesenheit ihres Gatten alle ihre Kräfte. War er jedoch daheim, so galt ihm fast ausschließlich ihre Fürsorge. Seine Bekannten behaupteten, sie verwöhne und verzärtele ihn auf die unerhörteste Weise, um ihn frühzeitig altern zu lassen und so den sich immer deutlicher ausprägenden Altersunterschied mehr und mehr zu verwischen.

So hatte Frau Adelheid von ihrem Pathen, dem Oberbürgermeister Plessen, erfahren, dessen Haus das einzige in F. war, in welchem sie verkehrte. Das feine, kluge Gesicht des jungen Mannes, den sie seit drei Tagen bei der Arbeit beobachtete, sein naiv forschender Blick interessirte sie; es lag Geist und Gefühl darin. Wie war es möglich, daß ein solcher Mann sich so schmählich verkauft hatte, und wie trug doch nach allem weder seine Erscheinung noch sein Wesen den Stempel häuslichen Elends! Sie kannte das Unglück einer verfehlten Ehe, acht Jahre lang hatte sie darunter gelitten. Ihr Gatte, den das weltunkundige Mädchen zu lieben geglaubt, hatte sich in der Ehe als ein brutaler Egoist entpuppt, der sie vernachlässigte und mit unwürdigen Weibern betrog. Jahrelang hatte sie gekämpft, um nicht den äußersten Schritt thun zu müssen; aber schließlich fühlte sie sich der Aufregung und dem wachsenden Abscheu vor der erniedrigenden Lüge dieser Ehe nicht länger gewachsen. Vor drei Monaten war die Scheidung ausgesprochen, und Adelheid Blach hatte die Stadt verlassen, in der sie die unglücklichsten Jahre ihres Lebens verbracht hatte. Noch lebten ihre Aeltern; aber zu ihnen kehrte sie nicht zurück; sie zürnten ihr wegen ihres eigenmächtigen Schrittes und legten ihr, wie alle Welt es that, einen großen Theil des Geschehenen zur Last. Warum hatte sie ihren Mann nicht zu fesseln verstanden, warum

Digitized by Google

schrieb sie Novellen, anstatt sich für ihn zu putzen? Ach, er hatte es jahrelang nicht einmal gewußt, daß sie schriftstellerte; er hatte sie um ihres Geldes willen geheirathet und führte nach der Hochzeit sein Junggesellenleben fort, unbekümmert um die Frau, die ihm die Mittel dazu ins Haus gebracht.

Und jener Mann dort am Tische — handelte er etwa besser? Auch er hatte sich für Geld an ein ungeliebtes Weib verschachert, und zudem war er geistig herabgestiegen, ohne Hoffnung, jene gealterte Frau zu sich heraufzuziehen. Ob es ihn nicht reut?

Adelheid schlägt plötzlich ihre Acten zusammen und wendet sich Eugen zu, der, beide Arme auf dem Tische, mit dem Bleistift spielend, sich in seinem Studium ihres Profils ertappt sieht und lächelnd die Augen senkt.

„Sie scheinen auch nicht arbeiten zu können", sagt sie mit unerwartet heller Stimme.

„Nein — ich bin etwas zerstreut", erwidert er und räuspert sich nach dem langen Schweigen. „Der Kopf ist mir auch von einer Erkältung eingenommen — ich hätte mich länger daheim halten sollen."

Sie blickt ihn aufmerksam an. „So sehen Sie nicht aus, im Gegentheile; ich glaube, Sie sollten recht viel draußen sein; sind Sie nicht etwas verwöhnt?"

Ueberrascht heftet sich sein Auge auf sie. „Durchaus nicht", antwortet er kühl.

„O, verzeihen Sie!" sagt sie ernsthaft und gehalten und erhebt sich, um Mantel, Hut und die lange schwarze Pelzboa vom Hakenborde herunterzulangen. Eine prächtige Gestalt, groß und voll; auf den dichten schwarzwelligen Haaren spielen bläuliche Glanzlichter. Schade, daß Nase und Mund nicht schön sind — sie wäre sonst vollkommen.

Eugen springt auf und zeigt sich behülflich. „Darf ich fragen, in welcher Arbeit Sie sich unterbrachen?" erkundigt er sich.

„In einer vergeblichen", erwidert sie. „Ich hatte mich in den Gedanken verliebt, die schöne Julia Elenson mit ihrer Wandertruppe in den Mittelpunkt einer Novelle zu stellen. Aber je Genaueres mir diese Acten von ihr erzählen, um so mehr stößt der Charakter mich ab. Sie war eine echte Abenteurerin, gemein und berechnend. Und einen historischen Sünder rein waschen, nein, die Mode will ich lieber nicht mitmachen. Ich gebe den Gedanken auf."

Sie schlingt die Boa um den Hals; ihre reine, zart-gelbliche Gesichtsfarbe tritt heller hervor.

„Da hätte ich auch im Namen der geschichtlichen Wahrheit eine Fürbitte eingelegt", lächelt er, in seinen eleganten Pelz schlüpfend. Dann hüllt er den Hals bis zum Kinn in ein weißseidenes Tuch und versteckt die Enden unter dem pelzgefütterten Kragen. Adelheid's Augen folgen seinen Bewegungen.

„Er ist ein Weichling", denkt sie.

Nach einem kurzen Gespräche mit dem Archivar treten sie zusammen auf den nebeligen Domplatz hinaus. Es ist ein kalter, windstiller Januarvormittag; die Nadel der Domspitze ragt verschwommen in den mattbläulichen Aether hinein. Ein bleichgelber Fleck am Himmel will an die Sonne glauben machen, auf den Dächern liegt der Rauchfrost wie feiner, heller Sammt.

Ohne um Erlaubniß zu fragen, kreuzt Eugen an Adelheid's Seite den Platz. Bevor sie in die nächste Straße einbiegt, bleibt sie stehen.

„Und nun werden Sie so schnell wie möglich nach Hause eilen?" fragt sie mit versteckter Schelmerei.

„Warum?"

„Weil es so kalt ist — drei Grad unter Null, wenn nicht gar vier!"

Digitized by Google

„Gnädige Frau", sagt er halb lachend, halb ärgerlich, „wenn ich nur wüßte, was Ihnen diese seltsame Meinung von mir beigebracht hat! Meine — Frau ist allerdings mehr als nöthig um mich besorgt. Mit Ihrer Erlaubniß möchte ich Ihnen sogleich beweisen, daß mich die Kälte keineswegs stört, ja, daß mir die Bewegung in frischer Luft heute — in Ihrer Gesellschaft eine Erquickung ist. Erlauben Sie mir, Sie nach Hause zu begleiten?"

„Es ist aber weit, ganz unten im Nordend!"

„Desto besser!"

Er bleibt an ihrer Seite, und sie schreiten quer durch die Stadt bis zur Promenade, deren Bäume und Sträucher, von den zierlichen Krystallen des Rauchfrostes umkleidet, weiß und unbeweglich aus dem Grau des Nebels hervortreten.

„Eine Welt aus weißem Zucker — ich schenke Ihnen die Idee für ein Märchen", neckt Eugen.

„Ich kann keine Märchen schreiben", sagt sie.

„Aber historische Novellen!"

„Auch das nicht, es wäre die erste gewesen. Aber mir scheint, ich muß beim Modernen bleiben."

„Sie schildern die Gegenwart, gnädige Frau, und doch trifft man Sie niemals in Gesellschaft. Wo in aller Welt wollen Sie Ihre Studien machen, wenn Sie die Menschen fliehen?"

„Ich bin nicht für Gesellschaft gestimmt", versetzt Adelheid kurz und hart. Er wirft einen raschen, fragenden Blick auf sie.

„Die Menschen fliehe ich nicht, die einzelnen", fährt sie fort, „nur die Leute, den Haufen. Ich habe keine Zeit für sie, ich muß arbeiten. Früher glaubte ich auch, in der Gesellschaft leben zu müssen, um die Menschen kennen zu lernen; diesen Irrthum habe ich längst überwunden. Die Gesellschaft ist ein Haufen lächelnder, undurchdringlicher Masken, alle aus einer Fabrik; nur daheim, wenn die Maske im Schubfache liegt — wenn das Hauskleid in sein Recht tritt, kann man die guten Leutchen studiren. Pah — wie selten lohnt sich die Mühe!"

„Sie sind eine einsame Natur", sagt Eugen, von ihrer Bitterkeit überrascht. „Glauben Sie etwa auch mit dem großen nordischen Dramatiker, daß der alleinstehende Mensch der stärkste ist?"

„Wenn er seine Persönlichkeit der Welt gegenüber wirklich behauptet, muß er wol stark sein."

„Und Familie — Freundschaft?"

„Ich glaube auch an Familie und Freundschaft", sagt sie nach einer kleinen Pause. „Für den einen ist diese Frucht gewachsen, für den andern jene; wähle sich jeder die seine nach seiner Eigenart! Principien — Allgemeinheiten! Das gilt für die große Menge; die bevorzugten Naturen tragen ihr Gesetzbuch in sich selber. Welch schöne Individualitäten sind nicht schon vermittels jener Allgemeinbegriffe glattgebügelt worden!"

„Für eine bevorzugte Natur hält sich jeder", meint Eugen. „Wohin geriethen wir, wenn Hans und Kunz rücksichtslos ihr Ich durchzusetzen verlangten?"

„Ich rede für die Wohlmeinenden und Gebildeten", sagt Adelheid, „und sie fühlen schon die Grenze, wo das Gemeine anfängt. Uebrigens bin ich weder eine Proselytenmacherin für die Freiheit, noch überhaupt eine Theoretikerin. Wem es wohl ist in seinem Vogelkäfig, bei seinem Futternäpfchen und den Zuckerstückchen, die ihm sein Kerkermeister zwischen die Stäbe zwängt, der soll in Gottes Namen darin bleiben. Und der hat gewiß auch die Flugkraft längst verloren. Denken Sie, wie traurig, solch ein Vögelchen in der Freiheit verkommen zu sehen, weil es nicht mehr fliegen und

Digitized by Google

sich sein Futter nicht mehr selber suchen kann!"

Was will sie damit sagen? Eine heftige Erregung bemächtigt sich Eugen's. Sie scheint zu glauben, er selbst habe das Fliegen verlernt. Diese Frau hat etwas Ueberlegenes, was ihn fast niederzwingt. Ihre Ansichten sind ihm nicht neu, aber der Ton, in welchem sie dieselben vorbringt, scheint auf eigene Erfahrung und Anschauung hinzudeuten. Ist es nicht, als rede sie von sich und von ihm? Sie — die starke, freie Natur, unabhängig von den kleinlichen Forderungen der Gesellschaft; er — der verwöhnte Vogel im Käfig, der nichts Besseres verlangt als sein Futter und die Fürsorge seines Kerkermeisters.

Aber was weiß sie von ihm? Er ist ihr ein Unbekannter, ein innerlich und äußerlich Fremder. Was für ein Zusammenhang kann zwischen ihm und dieser starkgeistigen Frau bestehen? Sie ist ihm unbehaglich, er mag sie nicht; weshalb hat er sie begleitet?

Er bleibt plötzlich stehen und blickt sie fast zornig an.

„Gnädige Frau —", beginnt er in einem schroffen Tone.

Beider Wangen haben sich durch den raschen Gang in der rauhen Luft geröthet. Seine etwas tiefliegenden stahlblauen Augen flammen aus dem Schatten des breitrandigen weichen Hutes, der verschönernd das früh gelichtete Haar verdeckt, in die ihren hinüber, die sich erstaunt auf ihn richten. Seine feinen Nasenflügel beben, zwischen dem Blond des modisch zugespitzten Bartes schimmern die kirschrothen, vollen Lippen. Adelheid empfindet einen starken Eindruck von seiner Schönheit. Er ist ein wenig kleiner als sie, aber von vollendet regelmäßigem Körperbau und einer bei Männern seltenen Weichheit der Bewegungen.

Dieser lange Blick in ihre schönen fragenden Augen, die mit nicht ganz verhohlenem Wohlgefallen seine Erscheinung mustern, entwaffnet ihn. Er wird leicht verlegen.

„Mir fällt ein, daß ich mit Herrn Oberbürgermeister Plessen eine Besprechung verabredet habe", sagt er zögernd. „Ich höre, Sie sind seine Verwandte. Werden Sie mir meine Bitte nicht abschlagen, wenn ich Sie und unsere alten Freunde, auch im Namen meiner Frau, für nächsten Sonntag Mittag zu Gast lade?"

Er will ihr zeigen, daß er nicht der ist, für den sie ihn hält. Zwar braucht ihm nichts an dem Urtheile einer Fremden gelegen zu sein, aber es ist ihm doch ein peinliches Gefühl, sich von dieser eigenthümlichen Emancipirten unterschätzt zu wissen.

Adelheid schwankt. Aber die Neugierde, die offenbar ungewöhnliche Häuslichkeit des jungen Historikers kennen zu lernen, siegt über ihren Vorsatz, jeder neuen Verkehrsanknüpfung aus dem Wege zu gehen.

„Ich danke", sagte sie; „wenn Sie mich haben wollen, komme ich. Sie müssen mir freilich versprechen, keine Gesellschaft um mich her zu setzen."

Er verspricht es lächelnd und hält ihre Hand länger als nöthig in der seinen. Nur schwer vermag er seinen Blick von ihren Augen loszureißen; sie schillern, je nach dem Lichtfalle, zwischen grau und braun, und die langen dichten Wimpern sänftigen das Wachsame ihres Blickes.

Er zieht den Hut und geht allein seines Weges zurück. Jedenfalls ist sie eine ungewöhnliche Frau und verdient es, näher gekannt zu sein. Sympathisch ist sie nicht, nie wird er sich mit ihr befreunden. Wäre er frei und einige Jahre jünger, so würde er vielleicht eine Leidenschaft für sie fassen.

Digitized by Google

Vor allem muß er Näheres über sie erfahren. Und sofort schlägt er den Weg zum Plessen'schen Hause ein, um seine Einladung anzubringen und sich von Frau Adelheid Blach erzählen zu lassen.

Die alte Frau Plessen, welche er allein daheim trifft, ist eine kleine, äußerst würdevolle Dame. Wehe dem, der diese zur Schau getragene Würde nicht respectirt! Er wird mit eisiger Kälte gestraft. Wer sie aber kennt wie Eugen und ihrem majestätischen Auftreten mit der verlangten Hochachtung entgegenkommt, dem gegenüber weicht schnell die künstliche Zurückhaltung der Lust am Plaudern. Im Tone geheimnißvoller Vertraulichkeit theilt sie mit, was sie weiß; böse Zungen behaupten sogar: mehr, als das.

Nach einer halben Stunde hat Albani alles erfahren, was er zu wissen wünschte. In Gedanken zieht er einen kleinen Theil von der erhaltenen Summe ab. Es bleibt genug, um das Bild der Frau, die ihn so lebhaft beschäftigt, zu vervollständigen.

Wie er das Haus verläßt, um sich nach seiner an der Promenade gelegenen Wohnung zu begeben, zieht er unwillkürlich den Hut vor der Erinnerung an Adelheid. Ja, sie durfte von sich sagen, sie sei keine Theoretikerin. Sie hat den Muth ihrer Ueberzeugungen durch die That bewiesen; hier ist keine Phrase, hier ist Wahrheit. Was für ein Mann muß das sein, der diese Frau nicht zu würdigen vermochte! Daß sie erst nach acht schrecklichen Jahren die Fesseln dieser unwürdigen Ehe abstreifte, zeigt ihren guten Willen, das Menschenmögliche zu ertragen. Sie entsagt dem Ueberflusse, der sie im Hause ihrer leicht zu versöhnenden, reichen Aeltern erwartet, um ein Leben der Arbeit, aber auch der Selbständigkeit dafür einzutauschen. Welcher ernste Stolz, welche Kraft! Sie ist keine jener gelangweilten Empfindsamen, die ihren Mann verlassen, weil sie sich nicht verstanden wähnen — oder vielmehr, weil sie zu flach und frivol sind, um ihre Pflichten zu erfüllen.

Die Härten in ihrem Wesen, die ihn bisher abgestoßen, fangen an ihm gleichfalls anziehend zu werden, weil er jetzt begreift, daß das Schicksal sie unmöglich als einen sanften Engel aus seiner Schule entlassen konnte. Adelheid gehört zu den wenigen Frauen, die eine echte Leidenschaft einzuflößen vermögen und dieser Leidenschaft werth sind. Wäre sie ihm vor zehn Jahren begegnet — — —

Aber die Bekanntschaft ist erst drei kurze Tage alt. Nun — er fürchtet sich nicht vor der Leidenschaft, im Gegentheile! Es ist so windstill um ihn her; solch ein toller, jauchzender Sturm sollte ihm willkommen sein! Ein Tag geht dahin wie der andere; blasser Sonnenschein, gleichmäßig ödes Wohlleben an der Seite einer alternden Frau.

Ja, Adelheid Blach hat recht. Er ist ein Vogel im Käfig; bei vollem Futternapfe vegetirt er dahin — aber seine Flugkraft hat er nicht verloren. Nein, er ist jung, in ihm gärt die lange gedämpfte Kraft; wie gern breitete er seine Flügel und strebte aufwärts ins Licht, in den freien, unermeßlichen Aether!

Eugen Albani betritt sein elegantes Haus und eilt die teppichbelegte Marmortreppe zum ersten Stocke hinan; gleich darauf öffnet er die Thür zum Wohnzimmer.

Am Fenster sitzt eine starkknochige, sehr jugendlich gekleidete Frau von funfzig Jahren, der man ihr Alter kaum ansieht. In ihrem Gesicht sind nur wenig feine Runzeln zu entdecken; glatt und lackroth spannt sich die Haut über die hervortretenden Backenknochen, und noch kein weißes Haar zeigt sich in den spiegelblanken braunen Scheiteln. Bis auf das geradezu poetische Morgenkleid

Digitized by Google

von lichtblauem Flanell, in dessen üppige weiche Falten diese Erscheinung durchaus nicht hineinpaßt, stellt die Frau eine Personification der Ordnung und Nüchternheit dar. Den nämlichen Charakter trägt das Zimmer. Jedes Möbel ist an sich schön, aber es wirkt nicht in der steifen Anordnung; bis auf den Tisch, der die Mitte des Zimmers einnimmt, steht alles an den Wänden entlang; wie abgezirkelt liegen die Falten der Vorhänge.

Frau Doctor Albani hebt die kleinen schwarzen Augen von ihrer Flickarbeit zu ihrem Gatten, der ohne ein Wort zu sagen ein paarmal im Zimmer auf- und abgeht. Seine Bewegungen sind heftig, seine Brauen gerunzelt; hastig, ehe seine Gattin herzueilen kann, zieht er seinen Pelzrock aus und schleudert ihn nebst dem Hute auf einen Stuhl. Sie drückt auf die Schelle und übergibt die Sachen dem eintretenden Hausmädchen. Dann verlangt sie seinen Schlafrock und seine Pantoffeln.

„Ich habe das Zeug schön vor den Ofen gehängt", fährt sie zu Eugen gewendet fort, „zum Anwärmen, Schatz!"

„Zum Anwärmen!" braust er auf. „Als ob ich siebzig Jahre alt wäre! Laß doch endlich diese überflüssigen Vorsorglichkeiten, Auguste!"

Er wirft sich auf das Sofa, legt die Hand hinter den Kopf und starrt finster zur Decke empor. Die Hände in die Hüften gestemmt, steht sie vor ihm und blickt ihn mit ihren klugen, nüchternen Augen durchdringend an. Sobald das Mädchen die durchwärmte Hauskleidung gebracht hat, beugt sich Frau Auguste und beginnt stillschweigend ihrem Gatten die Stiefel auszuziehen; darauf drückt sie ihm die gefütterten Schuhe an die Füße. Er läßt es sich mürrisch und ohne Dank gefallen, obwol das warme, weiche Schuhwerk ihm ein wohliges Gefühl erweckt. Als sie ihm jedoch den Schlafrock entgegenhält, springt er zornig auf.

„Ich habe dir doch gesagt, daß ich mich nicht von dir zum Greise machen lassen will!" ruft er unwirsch.

„Wie du nun wieder bist!" sagt Auguste. „Ich wette, ich habe mehr Verdruß als du. Die Kathrine hat wieder ein paar Teller von dem neuen Tafelservice zerbrochen, überhaupt —"

Und nun folgt ein langes Sündenregister der Köchin, das Eugen nur mit halbem Ohre hört. Er hat seinen Spaziergang durchs Zimmer wieder aufgenommen. Das Geschwätz seiner Frau klingt allmählich nur noch wie ein fernes, unentwirrbares Geräusch an ihm vorüber; er denkt an Adelheid. Wie mag sie als Hausfrau gewesen sein? Gewiß ist sie ihrem Gatten nicht mit gewärmten Hausschuhen und einer Klage über Dienstboten entgegengekommen.

Plötzlich bleibt er, Augustens Redefluß ein Ziel setzend, vor ihr stehen.

„Was ich dir sagen wollte —", beginnt er ganz unvermittelt, „ich habe heute und die folgenden Abende beim alten Plessen zu thun und werde daher wenig zu Hause sein. Außerdem habe ich ihn und seine Frau für Sonntag zu Tische geladen — mit ihrer Pathin."

Augustens Augen verändern im Nu den Ausdruck; es ist, als spitze ihr Blick sich zu.

„Soso! Was ist denn das auf einmal für eine Pathin? Ein junges Mädchen?"

„Nein, eine Frau — eine Schriftstellerin!"

„Aha!" sagt sie verächtlich. Das ist solch eine ältliche Person mit langen Locken und einem Nasenklemmer, die für Geld Geschichten schreibt: Heirathen sie sich oder sterben sie? Frau Auguste liest dergleichen ganz gern, wenn sie Eugen nicht in den Schlaf zu lesen braucht,

Digitized by Google

mittags nach Tisch im „Allgemeinen Anzeiger" oder der „Täglichen Presse"; manchmal schläft sie darüber ein. Allein diese Person, die zu Augustens Verwunderung mit der von ihr ehrfürchtig angesehenen Familie Plessen zusammenhängt, kann unmöglich die Ursache von Eugen's Erregung sein. Daß nur eine Frau ihn in diese kriegerische Stimmung versetzt hat, ist seiner Gattin zweifellos klar. Sie versteht sich auf die Symptome. Ein paarmal ist er verliebt gewesen, und zu solchen Zeiten pflegt er Vergleiche zwischen dem jungen Gegenstande seiner Neigung und der alternden Gemahlin anzustellen. O, Frau Augustens Augen sind scharf! Und dieselbe Klugheit, die ihr verbietet, sich neben ihrem jungen gebildeten Manne in Gesellschaft zu zeigen und Vergleiche hervorzurufen, welche sie lächerlich machen müssen, verhindert sie, Eugen eine Spur von Eifersucht merken zu lassen. Es ist ihre Taktik, seine Verstörtheit zu übersehen, die Unwissende zu spielen, seinem Hange zum Wohlleben zu schmeicheln, um ihn zu rühren und sich unentbehrlich zu machen. Sie liebt ihren Eugen noch immer, sie liebt ihn mit ihren noch regen Sinnen, sie liebt ihn als ihr theuer erworbenes Eigenthum, und in ihr kocht ein zäher, stiller Haß gegen die Hand, die nach ihrem Kleinode zuckt. Und die ungebildete Frau besitzt Kraft genug, diesen Haß zu verbergen und ihren Neid auf Jugend und Schönheit zu ersticken. Eine dunkle Furcht beherrscht sie, daß die erste offen ausbrechende Eifersuchtsscene ihm Abscheu einflößen, ihn auf ewig von ihr trennen möchte.

Allein diese Klugheit ist dem Takte wie dem Stolze doch nicht nahe genug verwandt, um Augusten die Thatsache, daß sie Eugen's Besitz nur ihrem Gelde verdankt, als etwas Kränkendes empfinden zu lassen. Sie will ihn besitzen, darüber hinaus ist alles Phantasterei. Mag er, der ihr Leibeigner ist, sich als ihr Herr fühlen — sie bleibt äußerlich ernst bei dieser Komödie und hält ihn um so fester. Und ist er krank, wie jetzt, so vertraut sie seiner Natur, die ihn auch diesmal heilen wird, und ihren eigenen Mitteln, die seiner Natur nachzuhelfen am besten geeignet sind.

* * *

Ein rechter Wintersonntag voll goldenen, kalten Sonnenscheins.

Sobald Adelheid Blach an der Seite ihrer alten Freunde das Empfangszimmer der Familie Albani betreten hat, weiß Auguste, daß diese Frau es ist, die Eugen's Ruhe stört und um derentwillen er vier Abende im Plessen'schen Hause verbrachte. Adelheid's Erscheinung verwischt in ihr sofort den Begriff der Schriftstellerin; sie sieht in jener nur das Weib, das trotz seines Mangels an regelmäßiger Schönheit auf Eugen eine starke Anziehung ausüben muß. Auf Eugen, ja; nicht auf die Mehrzahl der Männer. Adelheid ist eine Persönlichkeit, die unter den Männern vielen Vorurtheilsvollen, wenigen Verehrern und einigen zähen Freunden begegnet, aber von vielen Frauen in den Himmel gehoben wird. Eugen fürchtet die denkenden Frauen nicht; ihn reizt es, den Mantel zurückzuschlagen und das Weib zu finden, unversehrt hinter dem ernsthaften Gewande, das so viele täuscht.

Alles dies fühlt Auguste dunkel, ohne sich ihrer Empfindungen klar bewußt zu werden. Diese fremde Frau mit den wundervollen Augen birgt eine Gefahr in sich, obwol sie offenbar nicht kokett ist, und eben weil sie es nicht ist, hat Auguste keine wirkungsvollen Waffen gegen sie. Eugen, augenscheinlich nervös und abgespannt und daher älter aus-

Digitized by Google

sehend als sonst, wendet sich fast häufiger, als es die Höflichkeit des Wirthes erlaubt, an Frau Blach. Und Auguste vermag sich nur vermittels kleiner Pfeile ein wenig zu rächen, indem sie Eugen ausschließlich „Papa" nennt und die beiden peinlich saubern, wohlerzogenen Kinder, die steif und sittsam mit klugen, aufmerksamen Augen dasitzen, veranlaßt, sich möglichst oft an ihren Vater zu wenden. Unter Hinweis auf seine Gesundheit enthält sie ihm diese und jene Schüssel vor und läßt ihm anstatt einer schweren Pastete eine für ihn besonders zubereitete leichtverdauliche Speise verabreichen. Dies ist Frau Augustens wohlerprobte kleine Kriegführung, die zu ihrer Befriedigung anfangs nicht verfehlt, des Gastes Aufmerksamkeit zu zerstreuen. Adelheid's Augen wandern oft verstohlen zwischen den beiden Gatten hin und her, und Eugen's sanfte Einwendungen, die er in seiner Lage als Wirth nicht verschärfen darf, machen offenbar wenig Eindruck. Auguste hat doppelten Grund, ihn ein wenig zu ärgern; denn trotzdem seine Gäste aus Höflichkeit gegen die Frau des Hauses die Rede häufig auf alltägliche Dinge zu lenken suchen, verfällt er immer wieder auf Gegenstände, über welche sie nicht mitsprechen kann. Mit einer Aufregung, deren Grund nicht ersichtlich ist, beleuchtete er die neuere und neueste Richtung auf den verschiedenen Kunstgebieten. Unbekannte Namen schlagen an Augustens Ohr; Eugen verwickelt Adelheid in einen Streit über irgendeine Angelegenheit, und beide gerathen in den größten Eifer. Auguste weiß nicht, um was es sich handelt; obgleich die Unterredung deutsch geführt wird, versteht sie so wenig davon, als spräche man chinesisch. Und als sie gar dahinter kommt, daß der streitige Punkt gar keine wirkliche, sondern eine Romanperson betrifft, unterdrückt sie nur mühsam ein verächtliches Lachen. Was um des Himmels willen ist denn das für ein Unsinn, sich über erdachte Menschen aufzuregen! Als ob das Leben nicht genug Kopfzerbrechens machte! Ein Buch klappt man zu, nachdem man es gelesen hat, und damit basta!

Es ist diesmal anders als sonst mit Eugen's Neigung. Auguste fühlt ihre kleinen Manöver von den schönen Augen der jungen Schriftstellerin durchschaut, die durch ihr harmonisches, angenehmes Betragen den Waffen ihrer Gegnerin die Spitze abbricht und nicht nur durch Jugend und Anmuth, sondern auch durch eine geistige Macht über sie triumphirt. Trotz der kurzen Bekanntschaft hat jene mit Eugen so viele Berührungspunkte, daß ihr Gesprächsstoff sich von Minute zu Minute zu vermehren scheint, anstatt sich zu vermindern. Hier ist eine geheimnißvolle Gewalt, der gegenüber Auguste machtlos ist. In stillem Grolle sitzt sie da; ihr Lächeln wird gewaltsam; mit äußerster Anstrengung wirft sie ihre Bemerkungen in das Geplauder der Frau Oberbürgermeisterin. Rasche Blicke fliegen zu Adelheid und Eugen hinüber, an deren Gespräch sich auch der alte Plessen mit seiner behaglich breiten Gründlichkeit und Pedanterie betheiligt. Schließlich sieht sie nichts mehr, hört sie nichts mehr. Ein dumpfer Druck lastet auf ihrem Kopfe und verbreitet sich langsam über ihre Gesichtsnerven; ihr ist, als verliere sie die Herrschaft über ihre Mienen. Sie sitzt unbeweglich, und über sie hin strömt das Geschwätz der rundlichen alten Dame, die das seltene Vergnügen, völlig ununterbrochen reden zu dürfen, voll auskostet.

Es ist 5 Uhr, als die drei Gäste endlich aufbrechen. Auguste fühlt sich wie zerschlagen infolge der anhaltenden Selbstbeherrschung und vermag kaum

Digitized by Google

bis zuletzt die freundliche Wirthin zu spielen. Alles in ihr ist empört. Sie sagt sich, daß nichts, gar nichts geschehen ist, und doch zittert sie vor zorniger Ungeduld, bis die Gäste fort sind und sie Eugen gegenüber ihrem Herzen Luft machen kann. Es wird einen lauten Zank geben; Eugen haßt das Keifen, und sie hat es sich seinethalben abgewöhnt; aber heute — heute —

„Ich kann Ihren Verwandten unmöglich gestatten, Sie bis unten ins Nordend zu begleiten, gnädige Frau", sagt Eugen in diesem Augenblicke, während er Adelheid in den Mantel hilft. „Es ist bereits dunkel, Sie werden sich meine Gesellschaft gefallen lassen müssen."

Adelheid nimmt dankend an und tritt zu Auguste, um sich zu verabschieden. Diese, bleich und starr, legt eine eiskalte Hand in die dargebotene, deren Druck sie nicht erwidert. Starr und eisig ist auch ihr Blick; er verursacht Adelheid ein so peinliches Gefühl, daß sie sich vornimmt, sich ihm niemals wieder auszusetzen, selbst um den Preis, den beglückenden Gedankenaustausch mit Eugen fernerhin entbehren zu müssen.

„Den Pelz, Papa!" sagt Frau Auguste mit heiserer Stimme, als sie Eugen in einen gewöhnlichen Ueberrock schlüpfen sieht.

„Dieser Rock genügt", antwortet er lässig, ohne sie anzusehen.

Die beiden Paare gehen. Und Frau Doctor Albani liegt im Sessel und weint.

Nein, nein! sie sollen ihn ihr nicht entreißen, den theuern Preis, dessen Besitz sie täglich neu erkaufen muß. Aber wie ihn von diesem jungen Weibe trennen, mit der ihn seine Phantastereien verknüpfen, in deren Augen er sich versenkt, die ihn mit ihrer üppigen Jugend von seiner Pflicht, von allem, was er sein nennt, hinweglockt? Eugen läßt sich nicht zwingen — seine Natur allein vermag ihn zurückzuführen.

Auguste richtet sich auf und ihre Thränen versiegen. Jene Frau ist ihr nicht ähnlich; sie ist selbstbewußt und verlangt ihrerseits Opfer und Anbetung. Und Eugen ist nicht gewohnt, andern etwas zu leisten; sobald er sie genau kennt, wird sich der verwöhnteste der Männer nicht mehr von ihr gefesselt fühlen. Sie können einander nicht auf die Dauer genügen. Er weiß selber nicht, wie sehr er von seiner Gattin und von dem daheim herrschenden Ueberflusse abhängt.

Die Farbe kehrt in ihre Wangen zurück, die empfindsame Anwandlung ist vorüber. Schon denkt sie über den Küchenzettel für morgen nach, über die geeignetste Verwendung der Reste vom heutigen Mahle. Und während sie sich mit den Dienstboten ans Aufräumen begibt, kehrt hin und wieder ihr Gedanke zu den beiden zurück, die draußen über den knirschenden Schnee dahinschreiten, und sie segnet im stillen Eugen's Entschluß, die Fremde heimzubegleiten. Jetzt eine Scene — sie weiß, sie wäre maßlos geworden — und sie selber hätte den Stein zum Rollen gebracht. Wenn Eugen heimkommt, soll er eine harmlose Frau finden, die ihm sein Lieblingsgericht auftischt und die neue Bekanntschaft lobt; und vor dem Ofen sollen, wie sonst, seine gefütterten Hausschuhe stehen.

Droben flimmern und glitzern unruhig die Sterne; ein trockener Wind hat sich aufgemacht, und die bewegte Luft läßt den Glanz der Himmelslichter wie ein Flackern irdischer Kerzen erscheinen.

Ein Weilchen wandern Adelheid und Eugen schweigend über den gefrorenen Schnee.

Digitized by Google

„Nun, wie gefällt Ihnen meine Häuslichkeit?“ beginnt er schließlich in einem gepreßten Tone, als kämpfe er bereits eine Weile mit dem Entschlusse, diese Frage zu stellen.

„Warum bereiten Sie mir unnütz eine Verlegenheit?“ fragt Adelheid zurück. „Sie wissen nun schon, daß ich nicht aus Höflichkeit lüge. Zudem ist Ihnen Ihr Heim am besten bekannt; am Urtheil einer Fremden kann Ihnen nichts gelegen sein.“

„Fremd! Sie sind mir nicht fremd; mir ist, als kennte ich Sie seit Jahren. Gestehen Sie, Sie hatten schon früher von mir und meiner Ehe gehört und haben meine Einladung angenommen, weil Sie mit eigenen Augen sehen wollten.“

Adelheid blickt ihn groß an und lächelt.

„Ja“, sagt sie einfach.

„Nun denn, so sagen Sie mir, was Sie über das Haus Albani denken!“ drängt er.

Misbilligend schüttelt sie den Kopf:

„Das sollte Ihnen gleichgültig sein. Ich habe mich noch nie über die Meinung anderer beunruhigt. Nun — da Sie sich einmal auf mein Urtheil steifen und vielleicht Trost in einem eingebildeten Leide von mir erwarten, so gestehe ich Ihnen, daß ich Sie nicht für unglücklicher halte als die meisten unter uns. Sie haben vortreffliche Kinder, ein sorgloses Leben und eine Frau, die Sie liebt und Ihnen zu Gefallen lebt. Was wollen Sie mehr? Sie hätten —“

„Ich hätte — was?“ fragt er mit unterdrückter Stimme, aus der seine Erregung klingt. Die Unterlippe beißend, eilt sie mit gesenktem Kopfe rasch vorwärts; er folgt ihr und ergreift mit starkem Drucke ihre herabhängende Hand.

„Sie thun mir weh!“ sagt sie, stehen bleibend, ebenso leise und versucht ihre Hand zu befreien. Vergebens.

„Ich hätte — —?“

Beim Scheine des Schnees und der Laternen blicken sie einander in die erblaßten Gesichter. Adelheid's Augen erscheinen schwarz in diesem Moment.

„Sie hätten — eine schwerere Strafe verdient!“ vollendet sie mit bebender Stimme.

Er athmet auf und läßt ihre Hand frei, deren schmerzende Finger noch aneinander haften. Sie bewegt sie langsam und streichelt sie mit der andern Hand.

„Sie wollten es so“, sagt sie, ohne aufzublicken.

„Können Sie etwa beurtheilen, wie schwer meine Strafe ist?“ flüstert er, schnell athmend, und blickt ihr flammenden Auges unter den Hut. „Es ist wahr, zuweilen schien sie erträglich, so erniedrigend sie ist. Aber jetzt — seit ich — Sie kenne —“

Adelheid hebt stolz den Kopf.

„Herr Doctor“, sagt sie, erfolgreich bemüht, ihrer Stimme Festigkeit zu geben, „lassen Sie uns von vornherein unsere Verkehrsbedingungen feststellen, damit wir gute Freunde bleiben! Nichts verletzt mehr als die Zudringlichkeit eines verheiratheten Mannes. Ich bin eine geschiedene Frau und verachte die Gesellschaft, die mich meines Schrittes wegen verdammt; aber mich selber möchte ich gern achten. Ich bin frei — doch nicht vogelfrei. Beleidigungen dulde ich nicht.“

Ihr Herz klopft mächtig. Worte der Liebe — wie lange hat ihr Ohr sie nicht vernommen! Er jedoch läßt sich durch ihre geheuchelte Ruhe täuschen.

„Ich bin nicht zudringlich, ich beleidige Sie nicht“, sagt er niedergeschlagen. „Eine Persönlichkeit wie Sie sollte sich durch Offenheit nicht verletzt

Digitized by Google

fühlen. Sie müssen es ja empfinden, daß die Liebe für Sie mich wie ein Sturm gepackt hat —"

„Wenn Sie ein Mann wären, würden Sie das stumm mit sich allein durchkämpfen, anstatt mich zu beunruhigen", erwidert sie. Jetzt vernimmt er das Schwanken ihrer Stimme.

„Immer stumm dulden, niemals ein freies Wort wagen dürfen!" ruft er ungestüm. „Bin ich denn um meiner einstigen Schwäche willen, die mich in den vergoldeten Käfig lockte, zu ewigem Schweigen verurtheilt? Der gefangene Vogel darf doch sein Leid in die Luft hinausklagen — selbst das wollt ihr mir wehren. Aber ich dulde diesen Zwang nicht! Ich habe das Fliegen noch nicht verlernt. Meine unterdrückte Jugend, meine unverbrauchte Leidenschaft ringt nach freiem Ausflug — in Ihrer Hand, Adelheid, liegt meine Freiheit, mein Glück."

Er hat wiederum ihre Hand ergriffen und drückt sie an seine Brust.

„Warum haben Sie jene Frau gewählt?" fragt Adelheid stammelnd.

„Mein Gott — warum! Ich liebte die Tochter, die mit mir kokettirt hatte, obgleich sie einem reichen schlesischen Fabrikanten zugesagt war. Ohne Ahnung von diesem Umstande gehe ich zur Mutter, um des Mädchens Hand zu erbitten — und erfahre alles, außer der Mutter eigener Neigung zu mir. Wenn ich an meine damalige Verzweiflung denke! — Schließlich kam eine dumpfe Gleichgültigkeit über mich; selbst der Gedanke an meine historischen Arbeiten ging unter. Wie hätte ich mich ihnen auch widmen sollen! Mein Probejahr nahte sich seinem Ende; ohne Mittel, ohne Hoffnung auf Anstellung stand ich vor dem Nichts. Da kam diese Frau zu mir; täglich war sie in meinem Zimmer, das ich ihr abgemiethet; täglich fragte sie nach meinen Aussichten, brachte mir Leckerbissen, verwöhnte mich systematisch durch hundert kleine Dienste. Und endlich, ganz unvermuthet, kündigt sie mir die Wohnung; man schwatze in der Stadt über uns; ihr Ruf —"

Er lacht schneidend.

„Sie war nicht häßlich, aber ich habe sie nie geliebt, nicht einen Augenblick. Daß ich trotzdem schließlich that, was Tausende an meiner Stelle gethan hätten, das war meine Sünde. Die beleidigte Liebe rächt sich jetzt an mir; sie zeigt mir, wie thöricht ich war, mich zu verkaufen, ohne mein Herz zu Rathe zu ziehen. Sagen Sie mir nicht, daß es zu spät sei zur Sühne! Ich werfe den Reichthum von mir um der Liebe willen —"

„Dazu haben Sie keine Kraft!" sagte Adelheid leise und schnell.

„Sie glauben mir nicht?" ruft er leidenschaftlich.

Sie schüttelt den Kopf. „Sie sind begabt, Sie hätten sich damals ernähren können, wenn zuvörderst auch dürftig, aber Sie zogen es vor, sich durch diese Heirath ein für allemal jeder materiellen Sorge zu entheben. Und jetzt, nach jahrelanger Verweichlichung, sollte Ihre Natur plötzlich die Energie finden, sich auf eigene Füße zu stellen? Sie wissen nicht mehr, was strenge Arbeit und was Entbehrung heißt."

„Adelheid, Sie beleidigen mich! Die Liebe wird mich alles neu lehren, was ich vergessen haben sollte. Sie sind eine freie Seele, die verlogenen Sittengesetze einer verknöcherten Gesellschaft haben keine Macht über Sie: lassen Sie uns zusammen fliehen, ein neues Leben beginnen! Wir werden uns lieben und glücklich sein, und Ihre Nähe wird mich zu reichem Schaffen anspornen. Es ist nicht möglich, daß Sie meine Gefühle nicht erwidern; heucheln

Digitized by Google

Sie nicht, Sie sind zu groß dazu! Gott hat uns füreinander geschaffen, hat uns einander zugeführt, um uns zu vereinen."

„Sie werden — zum Fatalisten", sagt sie, mit vergeblichem Versuche zu scherzen; aber ihre Zähne schlagen aneinander. Mit dem Aufgebote ihrer ganzen Willenskraft eilt sie auf zitternden Knien vorwärts, sodaß er ihr kaum zu folgen vermag. Und jetzt bleibt sie stehen.

„Guten Abend!" sagt sie heiser und streckt ihm die Hand hin, deren Kälte er durch seinen und ihren Handschuh hindurch fühlt. Er hält die Hand fest. „Was soll werden?" fragt er leise und dringend.

Sie stehen vor einem kleinen Hause im Nordende der Stadt, in der Nähe der Friedhöfe. Unten wohnt ein Steinhauermeister; eine offene Hütte, in der einzelne behauene Steine sowie fertige Grabdenkmäler lagern, steht in der Nähe. Fern dunkeln die Bäume des Friedhofes; seine lange Mauer ist an dem Schneestreifen kenntlich, der sich auf ihrer Krönung hinzieht. Und rings in der stillen Weite gibt der Schnee sein blasses Licht; eisiger Wind fährt über seine hartgefrorene Fläche dahin.

„Tragen Sie ihr selbstverschuldetes Geschick, wie ich mein unverschuldetes", sagt Adelheid eintönig und will sich losmachen.

„Aber Sie — Sie haben sich freigemacht!" versetzt er heftig. „Warum verlangen Sie von mir etwas, was Sie selber nicht leisten wollten?"

„Weil mein Fall ein anderer war", erwidert sie. Sie fühlt sich so elend und matt, wie nie seit ihrer Erlösung aus ihren Ketten. „Ich bitte, lassen Sie mich jetzt", fügt sie mit Anstrengung hinzu, „ich bin nicht mehr im Stande, das Gespräch fortzusetzen."

„So setzen wir es ein andermal fort", sagt er mit Nachdruck. Er streift ihren Tricothandschuh zurück und drückt einen Kuß auf ihr Handgelenk. Sie zuckt zusammen, als sie seine heißen Lippen auf ihrer Hand fühlt, reißt sich schnell los und eilt ins Haus.

Die Hand auf dem laut pochenden Herzen, steht sie einen Augenblick tief athmend im Hausflur. Es ist stockdunkel, die Hausleute sparen gern das Flurlicht. Langsam tastet sich Adelheid die Treppe hinauf, holt ihren Zimmerschlüssel unter der vor ihrer Thür liegenden Strohmatte hervor und schließt auf. Auch das Zimmer ist kalt und finster. Tief innerlich schaudernd, sucht sie nach Streichhölzern umher und zündet die kleine Stehlampe an, holt ein Kistchen mit Tannäpfeln aus einem Verschlage auf dem Vorplatze und kniet vor dem Ofen nieder, um Feuer zu machen. Ein beizender Rauch treibt ihr die Thränen in die Augen; lustig flackern die Tannäpfel auf und sie nährt die Glut mit einer Schaufel voll Kohlen. Am Waschtische reinigt sie die rußigen Hände. Schließlich holt sie ein Heft herbei, stellt das Tintenfaß auf den Tisch und nimmt auf dem hochbeinigen, eingesessenen Kattunsopha Platz, um zu schreiben. Einen Schreibtisch besitzt sie nicht. An der gegenüberliegenden Wand steht ihr Bett; das ziemlich niedrige, von einer Menge nicht zusammengehöriger Möbel überfüllte Zimmer dient als Wohn- und Schlafraum. Trotzdem ist es nicht unbehaglich, und vornehmlich zu dieser Stunde, da die Lampe mit dem Rosaschirme ein sanftes Licht verbreitet, ist der Eindruck des kleinen Raumes ein anheimelnder.

Adelheid sitzt mit aufgestütztem Arme vor dem geöffneten Hefte und versucht sich die Feuilletonidee, die ihr letzte Nacht gekommen, zurückzurufen. Sie

Digitized by Google

muß schreiben, einstweilen um zu leben. Aber neben der Handwerksarbeit, der sie nicht mit ganzer Seele ergeben ist, gestaltet sich manche fein empfundene Novelle, welche die Redactionen gediegener Blätter nicht mehr zurückweisen.

Heute hat sie viele, viele Arbeitsstunden verloren, und nun gilt es nachzuholen. Aber der Geist will nicht gehorchen; er eilt die Landstraße zurück, jenem Manne nach, um ihm seinen Raub wieder abzujagen.

„Eugen Albani, meine Ruhe! Gib mir meine Ruhe zurück!"

Sie reibt mit ihrem Tuche die Stelle, die er geküßt hat; ihr Handgelenk brennt, sie kann das Gefühl seines Kusses nicht los werden. Arme Einsame! So verlassen bist du, daß die erste Liebe, die dir entgegengebracht wird, dich aus deiner Selbstherrlichkeit herausschreckt und dir zuruft: „Beuge dich, strecke die Waffen, du bist nur ein Weib!"

Adelheid beißt die Zähne zusammen. Nein, sie will nicht unterliegen. „Arbeit" ist ihre Losung, und ihr darf sie nicht untreu werden. Sie bedarf nicht des Mannes, sie ist stark genug, um allein zu stehen. Ist sie nur deshalb dem gewissenlosen Egoisten entflohen, um einen Weichling dafür einzutauschen?

Mit gewaltsamer Anstrengung sammelt sie die ausschwärmenden Gedanken und richtet sie auf ihr Thema. Und jetzt gelingt es; sie beginnt zu schreiben. Doch nach kaum zehn Minuten sinkt ihr der Kopf abermals auf die Hand.

Und wenn es ihr nun bestimmt wäre, Eugen aus den unwürdigen Fesseln, die auch seinen Geist knechten, zu befreien und einen großen Menschen aus ihm zu machen? Dann beginge sie ja eine Sünde an ihm, indem sie ihn zurückhält. Und ist es nicht überhaupt anmaßend, seinen freien Willen zu beschränken, handelt sie damit nicht gegen ihre eigenen Grundsätze?

„Die bevorzugten Naturen tragen ihr Gesetzbuch in sich selber", hat sie ihm gelegentlich jenes ersten Gespräches gesagt. Mag er thun, was ihm gut dünkt. Ist es etwa nicht möglich, daß ihr die Macht innewohnt, ihn ohne ihr Zuthun zu sich selbst zurückzuführen, ihn auf seine eigene Kraft zu verweisen? Vielleicht ist ihre Energie ein Fluidum, das auf empfängliche und sympathische Naturen hinüberströmt, sodaß er sich nun wirklich durch Arbeit und Entbehrung zu der Größe hindurchzuringen vermag, zu der seine Begabung ihn vorbestimmt. Und dieser Pflicht, die das Schicksal ihr auferlegt, sollte sie sich feig entziehen, sie, die ihn liebt? Ja, sie liebt ihn, sie ist nicht geneigt, sich die Wahrheit zu verhehlen, weil sie vor ihr erschrickt. Sie liebt ihn mit der Liebe, die besitzen, eins sein möchte mit dem Geliebten und zugleich mit dem Drange, etwas für ihn zu leisten. Nicht verwöhnen und verhätscheln will sie ihn, wie jene Frau es thut, der kein Mittel zu gering ist, um ihn an sich zu fesseln; nein, stählen und härten für den Kampf mit dem Leben.

Und so sitzt sie und träumt; ihre Hand hält noch die Feder, aber sie schreibt nicht.

(Schluß folgt.)

Digitized by Google

M. J. Ssaltykow-Schtschedrin.

Von **Wilhelm Henckel.**

Rußland ist eine Welt für sich. In den letzten zwei Jahrhunderten ist es uns zwar näher getreten und seine gebildeten Klassen sind von den unserigen jetzt kaum zu unterscheiden, aber der bei weitem größere Theil Rußlands steht uns doch noch fremd gegenüber und ist dem Westeuropäer nur schwer verständlich. Einen Beweis dafür sehen wir unter anderm auch in der Thatsache, daß uns ein großer Theil der russischen Geistesproducte, und zwar nicht die schlechtesten, trotz aller Uebersetzungen innerlich fremd bleiben und halb oder ganz unverständlich sind. Gribojedow's und Gogol's Hauptwerke sind dafür die sprechendsten Beweise. Die Komödie des erstern: „Verstand bringt Leiden", oder wie eine andere Uebersetzung des Titels lautet: „Wehe dem Gescheiten", gehört unstreitig zu dem Besten, was die russische Literatur aufzuweisen hat, und man würde sie zu den Perlen der Weltliteratur zählen, wenn sie einem andern Culturvolke angehörte; da sie aber dem Inhalte und dem Geiste nach echt russisch ist, so entgeht dem Ausländer ihr eigentlicher Kern, die Satire, welche dieser Dichtung ihren eigenen Reiz, ihr Colorit und ihren Charakter verleiht. Aehnlich verhält es sich auch mit den Hauptwerken Gogol's, dem „Revisor" und den „Todten Seelen". Auch für diese russischen Geistesproducte, obschon sie zu den besten ihrer Art gehören, kann sich der Westeuropäer kaum erwärmen, und zwar deshalb, weil ihm die vertraute Kenntniß der russischen Geschichte, des russischen Lebens, der frühern und gegenwärtigen Zustände des Landes, der physischen und geistigen Eigenart des Volkes fehlt, Kenntnisse, die man nicht aus Büchern schöpfen, sondern nur durch ein inniges Zusammenleben, durch jahrelangen Verkehr mit allen Schichten des russischen Volkes erwerben kann. Der Ausländer kennt von Rußland nur die Oberfläche, vom russischen Volke nur einen Bruchtheil, und zwar denjenigen, welcher seine besondere russische Eigenart schon mehr oder minder eingebüßt hat; in das innere Provinzial- und Dorfleben, in die russische Volksseele sind Fremde bisher nur selten eingedrungen, und das ist auch der Grund, weshalb man sich in den Vorstellungs- und Gedankenkreis des urwüchsigen Russen nur schwer hineinversetzen kann. Bevor wir aber das russische Volk nicht mindestens ebenso genau kennen wie unsere übrigen Nachbarvölker, mit denen wir den gleichen Entwickelungsgang durchgemacht haben und die daher auf unserer Culturstufe stehen, werden wir auch manche hervorragende Geisteswerke der Russen nur mangelhaft verstehen und deshalb auch nur ungenügend würdigen können.

Zu diesen in ihrer Heimat hochgeschätzten, im Auslande nur wenig gekannten und noch weniger verstandenen Geistesproducten gehören auch die meisten Werke M. J. Ssaltykow-Schtschedrin's, des größten russischen Satirikers der Neuzeit, eines der geistreichsten und eigenartigsten Schriftsteller. An Ssaltykow besaß die russische Literatur eine Kraft, um die andere Nationen sie beneiden dürfen, denn wir wüßten keinen einzigen Schriftsteller der Gegenwart oder jüngsten Vergangenheit, der mit diesem verglichen werden könnte.

Digitized by Google

Ssaltykow's schriftstellerische Thätigkeit war vornehmlich der Publicistik gewidmet, nicht der politischen Tagespresse mit ihrem die Gegenwart nur selten überlebenden Inhalte, sondern den soliden, großen Zeitschriften, in denen sich seit einem halben Jahrhundert die Quintessenz des russischen Geistes concentrirt. Ssaltykow gehörte unstreitig zu den charaktervollsten, geistreichsten, durchgebildetsten, vielseitigsten und reifsten Publicisten der Gegenwart, und seine Schriften tragen durchweg ein eigenartiges, selbständiges Gepräge. Daß ein solcher Schriftsteller auf seine Landsleute einen großen Einfluß ausüben mußte, ist begreiflich, und ebenso sehr die Thatsache, daß er keinen ebenbürtigen Nachfolger hinterließ, der sich auch nur annähernd mit diesem seltenen, erprobten und unabhängigen Publicisten vergleichen könnte.

Wenn wir nun den Versuch wagen, dem deutschen Publikum die literarische und publicistische Thätigkeit Ssaltykow's möglichst treu und wahr zu schildern, so verhehlen wir uns nicht, daß unsere Aufgabe eine recht schwierige ist. Manches, was dem Russen selbstverständlich erscheint und keiner Erläuterung bedarf, ist dem Nichtrussen fremdartig und unverständlich, sodaß es ohne weitläufige Abschweifungen auf fernliegende Gebiete nicht klar gelegt werden kann. Wir müssen uns daher in dieser Skizze auf das Wesentliche beschränken, — eine erschöpfende Charakteristik von Ssaltykow's schriftstellerischer Thätigkeit würde ein umfangreiches Werk beanspruchen.

Ohne auf die Jugendarbeiten Ssaltykow's (Gedichte und Erzählungen) näher einzugehen, beginnen wir mit den „Skizzen aus der Provinz", welche 1856 im „Rußki Westnik" erschienen, großes Aufsehen erregten, den Namen des Hofraths Schtschedrin (welchen Ssaltykow als Pseudonym nun beibehielt) sofort unter die bekanntesten und beliebtesten Namen seiner heimatlichen Schriftsteller einreihten und mit Fug und Recht als den Geisteswerken Gogol's ebenbürtig anerkannt wurden. In der Kunst, den innern Menschen zu schildern, übertraf Ssaltykow sogar seinen Vorgänger, der sich vorzugsweise auf die Darstellung der äußern Eigenschaften und Handlungen seiner Personen aus den Gesellschaftskreisen beschränkte, ihre geistige Eigenart aber weniger berücksichtigte, während Ssaltykow-Schtschedrin auch Volkstypen zeichnete, die man bei Gogol nur selten findet. Die „Skizzen aus der Provinz" gehören zur sogenannten Anklage- oder Enthüllungsliteratur, welche in den funfziger und sechziger Jahren, als die Censur unter Kaiser Alexander II. milder gehandhabt wurde, eine besondere Gattung der russischen Belletristik bildete und von hervorragender Bedeutung war. Es handelte sich dabei hauptsächlich um die Aufdeckung von Misbräuchen in der Verwaltung, welche namentlich durch die Erfahrungen während des Krimkrieges an die Oeffentlichkeit gelangt waren und deren Geißelung man nun als eine Pflicht betrachtete. Schtschedrin's Skizzen waren nicht nur die wuchtigsten Geißelhiebe, welche die russische Presse der Corruption und den Misbräuchen versetzte, sie waren auch die geistreichste und schärfste Satire auf die Unfähigkeit der Beamten, auf den Schlendrian in der Verwaltung und im Gerichtswesen. Die in diesem Werke geschilderten Personen gehören meistens der russischen Provinzialbureaukratie an, welche Ssaltykow während seines Aufenthalts in Wjatka beobachtet und studirt hatte. Die Thatsache, daß im damaligen Rußland der Mensch an und für sich gar nichts bedeutete, daß ihm nur die Macht,

Digitized by Google

die er ausübte, und das Geld, welches er besaß, Ansehen verschaffte, tritt in diesen Skizzen aus der Provinz fast auf jeder Seite hervor. Wie diese Macht und dieses Geld erworben wurden, darauf kam es durchaus nicht an. Die Gestalten von Feier, Porphyrij Petrowitsch, Shiwnowski, Shiwoglot, Chreptjugin und andere Typen der damaligen russischen Gesellschaft, welche als die treuesten Spiegelbilder bekannter Persönlichkeiten oder als Vertreter gewisser Gesellschaftsklassen erkannt wurden, machten durch ihre ungeschminkte Wahrheit stutzig. Mit Einem Worte, die Schtschedrin'schen „Skizzen aus der Provinz" zeigen uns ein getreues Bild der russischen Provinzialzustände zu der Zeit, welche der Aufhebung der Leibeigenschaft unmittelbar vorherging.

In den „Satiren in Prosa" (1860) und den „Unschuldigen Geschichten" (1862) finden wir bereits die Vorboten der Reformära. In den Reihen des „Seelen" besitzenden Adels gärt und brodelt es; Furcht und Hoffnung kämpfen miteinander. General Golubtschikow hat beruhigende Nachrichten erhalten: „Alle athmen auf, einige bekreuzen sich sogar; nicht weil wir uns vor Verlusten oder vor der Blamage fürchten, — Gott bewahre! — nur weil wir Ruhe und Ordnung lieben. . . . Unser Vaterland ist uns lieb und werth, so wie es jetzt ist und immer war! Wir sind gar nicht im Stande, es uns anders vorzustellen. Natürlich haben wir gegen kleine Verbesserungen, neue Behörden, Gehaltszulagen für die Beamten und dergleichen durchaus nichts einzuwenden; — aber die Majestät der alten Zustände darf nicht erschüttert, die Harmonie nicht gestört werden!" Das sind so die Gedanken der damaligen Gutsbesitzer. Aber der Kampf begann; Zugeständnisse wurden gemacht und wieder zurückgezogen, Vergleiche geschlossen; man kam zu einem modus vivendi — bis der Streit der Meinungen aufs neue entbrannte. Schließlich war die alte patriarchalische Zeit endgültig zu Grabe getragen und man suchte sich in die neuen Verhältnisse einzuleben. Im Chaos der verschiedenartigsten Bestrebungen und Meinungen tauchten nun die Wenn und die Aber auf, man warnte vor Ueberstürzungen, sprach von der Nothwendigkeit eines langsamen, stufenweisen Fortschritts. General Subatow, Fürst Oboldnj-Tarakanow, Frau Padejkow sind die Repräsentanten dieser Epoche, welche durch die Aeußerung: „Vor allem müssen wir uns beeilen, unsere Bereitwilligkeit zu erklären . . . nachher kann man alles beim alten lassen . . .", charakterisirt wird. Aus den „Unschuldigen Geschichten" ist noch die rührende Erzählung von zwei leibeigenen Kindern hervorzuheben, welche aus Furcht vor den Quälereien ihrer Herrschaft sich das Leben nahmen.

Zur zweiten Phase in der Entwickelung der Ssaltykow'schen Satire gehören die von 1868 bis 1874 erschienenen „Zeichen der Zeit" und „Briefe aus der Provinz", „Die Herren Taschkenter", das „Tagebuch eines Provinzialen in Petersburg" und „Die Pompadours". Auch die „Geschichte einer Stadt" fällt in diese Zeit, beschäftigt sich aber nicht mit den Zuständen jener Epoche. Das charakteristische Zeichen der damaligen Zeit war der active und passive Widerstand gegen die Reformen. Schon in der ersten Hälfte der sechziger Jahre wuchsen und erstarkten die reactionären Bestrebungen, aber es waren doch auch lichte Zwischenräume vorhanden. Im Jahre 1866 umhüllte sich der ganze Horizont mit dunkeln Wolken — 1868 hatte man sich bereits an die Dunkelheit gewöhnt. Die Reformen wurden

Digitized by Google

zwar nicht formell aufgehoben, aber mehr oder minder beschnitten, abgeschwächt, verdreht. Die Handhabung derselben lag fast ausnahmslos in den Händen ihrer Gegner. Die neuen Preßgesetze waren jetzt nur noch todte Buchstaben und wurden dann später (1872) auch formell im reactionären Sinne „verbessert". Die Frage von der Machterweiterung der Verwaltungsbeamten hohen und niedern Grades tauchte auf, Raubsucht und verschiedene Formen eines rechtswidrigen, unmoralischen Gelderwerbs verbreiteten sich immer mehr. Die reactionäre Adelspartei gewann wieder Einfluß und Macht; sie hoffte nicht nur auf die Zukunft, sondern suchte mit allen Mitteln auch die Gegenwart zurückzuerobern. Alles dies war ein reiches Material für die Satire; Ssaltykow stand auf seinem Posten und signalisirte nicht nur die naheliegenden Gefahren, sondern auch die noch unsichtbaren Klippen, auf welche die Reaction hinsteuerte.

In den „Zeichen der Zeit" schildert der Verfasser die „Leichten" und die „Gierigen", welche nur den „fetten Bissen" (eine gutbesoldete Stelle oder die Möglichkeit, sich schnell und mühelos zu bereichern) im Auge haben, die Pafnutjews und deren Genossen, welche ihre angeblichen Rechte geltend machten. Im „Tagebuch eines Provinzialen" entwickelt Tolstolobow (Dickstirn) sein Project von der Nothwendigkeit der Decentralisation; das nämliche Thema behandelt auch Fedinka Krotikow (Fritze Maulwürfchen) in den „Pompadours". Beide fordern, daß alle Verwaltungs-, Justiz- und Polizeibeamten in der Provinz ausschließlich aus dem „gutgesinnten" Adel, der die Localverhältnisse kennt, gewählt werden, eine anständige Besoldung derselben wird als selbstverständlich vorausgesetzt. Diesen Beamten seien die größten Machtbefugnisse zu ertheilen, damit sie das Recht haben, die Einwohner nicht nur zu überwachen, sondern nöthigenfalls auch zu „entfernen" (d. h. in die Gegend des Eismeers). Der Gutsbesitzer Paskudinow (Unflat) verlangt sogar das Recht, folgende Kategorien erschießen zu dürfen: „1) solche, die eine widerstrebende Denkungsart offenbaren; 2) solche, die Verschlossenheit und Mangel an Aufrichtigkeit verrathen; 3) alle, die durch den Ausdruck ihres Gesichts die Herzen der wohlgesinnten Bürger betrüben, und 4) die Spötter und Zeitungsschreiber — sonst niemand weiter!"

Die „Taschkenter" und die „Pompadours" gehören zu Ssaltykow's gelungensten Typen. Als Taschkent vor 25 Jahren durch General Tschernjajew dem russischen Reiche einverleibt wurde, da drängten sich alle zweideutigen und verkommenen Existenzen dorthin, um einen „fetten Bissen" zu erhaschen. Der „Taschkenter" ist ein Individuum, das nichts weiß und nichts kann, sich aber die Fähigkeit zutraut, alles zu können. Ssaltykow spottet hier über den allbekannten russischen Brauch, jedermann für jeden beliebigen Posten zu verwenden; der echte Russe ist zu allem fähig; man gebe ihm nur ein Amt — flugs ist auch der Verstand da. Infanteristen werden aufs Meer geschickt, Cavaleristen bauen Festungen, Generale werden zu Cultusministern und Universitätscuratoren ernannt. Man braucht dem Russen nur zu befehlen, und sofort ist er bereit, auch dasjenige auszuführen, wovon er keine Idee hat. „Wenn wir das Pulver nicht erfunden haben", sagt Schtschedrin, „so lag das ausschließlich daran, weil man es uns nicht befohlen hatte. Es bedarf nur eines Befehls, und schon morgen ist Rußland mit Schulen und Universitäten bedeckt; nöthigenfalls wird

Digitized by Google

die Volksaufklärung durch die Polizeibureaus verbreitet." Die Taschkenter sind also Alleswisser und Alleskönner par excellence; Taschkent liegt aber nicht blos in Asien, sondern überall, wo man mit einer gehörigen Gabe Frechheit „Carrière" machen kann, wie z. B. seinerzeit in Polen, in Bulgarien und jetzt in den Baltischen Provinzen. Starke Klauen und gesunde Zähne sind die Haupterfordernisse des Taschkenters, und „fressen", fressen um jeden Preis, das ist sein Ziel. Ein anderer Typus ist der Rahmabschöpfer. Schtschedrin sagt von ihm im „Tagebuch eines Provinzialen": Er raisonnirt über alles, aber vorsichtig, daß man ihm nichts anhaben kann; äußerlich ist er zuversichtlich und kühn, innerlich aber zittert er und ist feig. Spricht man von den Ereignissen des Tages, so ist er zurückhaltend, und vermeidet es, sich bloßzustellen. Sein Wahlspruch ist „Silentium, prudentia!" — denn es wäre ja möglich, daß alles Neugeschaffene plötzlich wieder vernichtet würde. Der Rahmabschöpfer hütet sich vor Utopien; so nennt er alles, was noch nicht zu greifbarer, officiell anerkannter Wirklichkeit geworden ist. Seine Gesinnung offenbart sich durch einen zweideutigen Liberalismus mit Wenn und mit Aber; im Grunde genommen ist er ein würdiger Geselle des Freibeuters und Erpressers, und er übertrifft zuweilen sogar seinen Patron. Der Journalist Menander Prelestnow (der Arglistige) ist solch ein Rahmabschöpfer; er wiederholte bei jeder Gelegenheit: „Unsere Zeit ist für große Aufgaben nicht geeignet!" Dabei übersah er aber, daß der Wind bereits von einer andern Seite wehte, bis ihn plötzlich der Geheimrath Dickstirn anschrie: „Was sind das für revolutionäre Phrasen — marsch, fort!" — und mit diesen Worten verschlang er den Menander. Der Gutgesinnte, wieder ein anderer Typus, wird folgendermaßen geschildert: „Er muß gute Gesinnungen hegen; das Wahrzeichen einer guten Gesinnung ist die Unschuld, diese aber ist das Merkmal der Gesinnungslosigkeit. Grübelt daher nicht, sondern leset Paul de Kock's Romane; — das ist der Codex, nach welchem sich heutzutage der gutgesinnte Mensch zu richten hat."

Wir erwähnen hier noch einige Projecte, die, nach Schtschedrin's Versicherung, von seinen Zeitgenossen ersonnen wurden. Der Schulaufseher Philoweritow gab den Rath, die Jugend zum Lesen von Traumbüchern und zum täglichen Besuche der Vorträge einer Chansonettensängerin anzuhalten; auch soll diese Jugend zum Auswendiglernen des A-B-C-Buchs, in der Form wie Taut es erfand, verpflichtet werden. Daraus entsteht dann eine zwar schläfrige, aber dennoch muntere Generation, die den Interpunktionszeichen, namentlich aber dem Punkte, welcher das Ausdrucksvollste derselben ist, kein Hinderniß in den Weg legt. Ein anderes Project betrifft die höhern Lehranstalten, denen eine andere Einrichtung zu geben wäre, und zwar so, daß alle ausländischen Wissenschaften von den russischen übertroffen werden und diese das wahre Licht, nicht aber, wie jene, Finsterniß verbreiten. Um dieses Ziel zu erreichen, muß man Anstalten gründen, nicht um die Wissenschaften zu verallgemeinern, sondern um sie sorgfältig zu prüfen, d. h. so, daß diese Prüfung einer Aufhebung derselben gleichkommt.

Der Mushik, das Volk, steht bei Schtschedrin zwar nicht im Vordergrunde, aber er hat es durchaus nicht vergessen. Der gemeine Mann ist bei ihm als Object von Maßnahmen, als „Material", mit dem sich die „Talentvollen" und die „Bereitwilligen" beschäftigen, häufig un-

Digitized by Google

sichtbar zugegen. Wo ein Taschkenter ist, da fehlt auch der Mann nicht, welcher sich von Brotsurrogaten nährt; auf diesen Mann wird schließlich alles abgewälzt, er ist es, der alle Lasten zu tragen hat. Wenn die Millionen herbeigeschafft werden sollen, welche die Strohköpfe von Oekonomisten, Finanzisten und Politiker bedürfen, so ist es stets der Mann, welcher sich von Baumrinde oder von anderm unverdaulichen Zeuge nährt, der dafür aufkommen muß. Wie sehr der russische Bauer allen übrigen Klassen fremd gegenübersteht, sehen wir unter anderm an den „Zweifelnden". „Fährst du zum Beispiel des Morgens auf den Markt", spricht der Bauer zu dem ihm unbekannten Polizeichef, „so weißt du nie, ob du auch wieder heimkommst." „Aber das ist doch sonderbar", erwidert ihm dieser, „beträgst du dich gut, thust du nichts Schlimmes, dann wird doch der Herr Polizeichef, wie ich hoffe . . ." „Hoffe du nur", unterbricht ihn der Skeptiker, „wir aber hegen keine Hoffnungen, denn wir kennen euere Gesetze nicht und wissen nur, daß jeder Mensch seinen Stern hat; die Gesetze sind nur für die Vornehmen, für die Adeligen, das gemeine Volk hat nichts davon." Zwei Erzählungen, welche gegen Ende der sechziger Jahre erschienen: „Wie ein Mushik zwei Generale ernährte", und „Der wilde Gutsbesitzer", zeugen gleichfalls von der Rolle, welche der „gemeine" Mann bei Schtschedrin spielt. Sie gehören zu den populärsten Schriften unsers Satirikers, sind sogar für Kinder verständlich, und enthalten unter halb spaßhafter, halb märchenhafter Hülle tiefernste Gedanken.

Das Werk über die „Pompadours" (1874) ist eigentlich mehr eine Sammlung feuilletonistischer Skizzen als eine Satire; aber diese Feuilletons sind meisterhaft geschrieben. Unter dem Namen der „Pompadours" verewigte Schtschedrin eine gewisse Sorte von Bureaukraten, denen die Beschränkungen unbequem waren, welche die Reformen ihnen auferlegten. Es sind liebenswürdige Menschen und angenehme Gesellschafter, die ihre Inspirationen in aristokratischen Restaurants holen, und die nur den Fehler haben, daß sie Posten bekleiden, denen sie nicht gewachsen sind. Zu den Taschkentern verhalten sie sich wie die Anordner zu den Ausführenden. In Bulgarien konnte man während des Krieges und nach demselben diese beiden russischen Typen zur Genüge studiren. Der Taschkenter, dessen Devise „Fressen" heißt, setzt sich über die gesellschaftlichen Formen hinweg, während der Pompadour ein vollendeter Weltmann ist, der aber über dem Fernliegenden das Nothwendige, über dem Naschwerk das tägliche Brot und über dem Feuerwerk das Heizen der Oefen vergißt.

Zu den reifsten Schöpfungen der Muse Schtschedrin's gehören die „Gutgesinnten Reden" (2 Bde., 1877). Wir heben daraus die Skizze „Unterwegs" hervor, sie ist die Ouverture zu einer Tragikomödie, deren Grundnote das Wort „Dummkopf" und deren Thema — die Raubsucht, das rücksichtslose, selbstgefällige, von allen Zweifeln und Schwankungen unberührte Banditenthum ist. Ein Dummkopf ist nämlich jeder, der es verschmäht oder es nicht versteht, „die Gelegenheiten wahrzunehmen", der nicht alles als willkommene, „gesetzliche" Beute betrachtet, was man sich ungestraft aneignen kann. Die Höflichen nennen ihn naiv, die Offenherzigen — einen Dummkopf. Versäumt man es, seinem Nächsten das Geld im Kartenspiele abzunehmen oder denjenigen zu betrügen, der uns Vertrauen schenkt, so ist man naiv. „Das Glück drängt sich ihm auf und der Dummkopf wendet sich naserümpfend

Digitized by Google

ab"; „solange die Dummköpfe noch nicht ausgestorben sind, kann unsereiner nicht klagen"; „Dummköpfe müssen Lehrgeld zahlen"; „Einfalt ist schlimmer als Diebstahl"; „Der Hecht im Teiche sorgt, daß die Karausche nicht einschläft", — alles das sind Sentenzen, welche die Zeit und die Sitten charakterisiren und welche Schtschedrin seinen „Gutgesinnten" und „Stützen" in den Mund legt; denn Gutgesinntheit und Raubsucht hängen so eng zusammen, daß man denjenigen, der nicht stiehlt, für einen Revolutionär hält. Damit stimmt genau überein, was Kennan in seinem Werke über Sibirien erzählt. Ein Polizeibeamter sagte ihm: „Wenn ich die Annahme von Bestechungen verweigern wollte, würde ich entweder als verkappter Revolutionär verhaftet oder entlassen werden, weil ich mir anmaße, ein ehrenwertherer Mann sein zu wollen als Se. Excellenz." Mäßigkeit, Ehrlichkeit, Humanität sind in Rußland Kennzeichen schlechter, verdächtiger Gesinnung.

Zu den gelungensten Figuren unsers Satirikers gehört Ossip Iwanowitsch Derunow (der Schinder); er ist würdig, in die Galerie der Gribojedow'schen und Gogol'schen Gestalten eingereiht zu werden. Trüge er nicht so specifisch-russische Züge, so könnte man ihn mit den kosmopolitischen Typen Molière's vergleichen. Spielarten dieses Typus sind Antoschka Strelá, Chryssaschka Polusch-kin, Jegorka Grusdew, Antoschka Rasuwajew und Herr Kolupajew. Leider müssen wir es uns versagen, diese Stützen der Familie und Gesellschaft, der Religion und des Staates ausführlich zu schildern; es möge daher die Bemerkung genügen, daß sie die schamlosesten Ausbeuter, Vampyre der Bauern und der Gutsbesitzer sind. In den Gesprächen Derunow's mit dem Gutsherrn von Tschemesow und Rasuwajew's mit dem Besitzer von Monrepos ist die Kunst entwickelt, wie man die Bauern ruinirt und die Adeligen von Haus und Hof vertreibt.

Als ein Triumph psychologischer Analyse kann „Der wunde Fleck" (im Sbornik) bezeichnet werden. Diese Erzählung und der Roman „Die Herren Golowljow" beweisen, daß Ssaltykow nicht nur ein hervorragender Satiriker, sondern auch ein ausgezeichneter Erzähler war. „Der wunde Fleck" ist eine kleine, einfache Geschichte, die aber von tiefem Gefühl und von edeln Gesinnungen zeugt; eine Tragödie aus dem russischen Leben, die alte Geschichte von den Vätern und Söhnen, die sich nicht verstehen, weil ihre Anschauungen und Begriffe einander durchaus entgegengesetzt sind. Der Vater, welcher während seines ganzen Lebens seine Pflicht erfüllt zu haben glaubte, wird von seinem einzigen, geliebten Sohne, der über Pflicht und Ehre andere, moderne Begriffe hat, — verachtet, und dieser Sohn, der sich von der moralischen Pein, welche die Vergangenheit des Vaters ihm verursacht, nicht befreien kann, endet durch Selbstmord. Die Fähigkeit, fremde Seelenkämpfe nicht nur zu begreifen, sondern auch nachzuempfinden und zu schildern, erreicht im „wunden Fleck" eine hohe Vollendung, und der Schluß dieser Erzählung ist von einer meisterhaften Lyrik, deren fürchterliches Crescendo das Herz erstarren macht.

In den „Briefen an das Tantchen" schildert Schtschedrin die Stellung der Schriftsteller zu den Gesetzen. „Wären wir gemeine Diebe, so würde ich selbst darum bitten, in den Anklagezustand versetzt zu werden; aber, liebes Tantchen, wir sind ja Räuber, sind Preßverbrecher! . . ." Von Nosdrew, dem Herausgeber der Zeitung „Spülwasser", welche stets den „russischen" Gesichtspunkt

Digitized by Google

hervorkehrt, und in der behauptet wird, daß eine Zeitung, wenn sie ein frisch pulsirendes Leben führen will, durchaus verleumden muß, äußert unser Satiriker: „Man sagt, er sei ein Halunke, aber gescheit; er weiß, was man heutzutage verlangt, und wird daher reich werden.“ Eine der vornehmsten und von allen Parteien anerkannten Aufgaben war die Ueberbrückung der Kluft zwischen den gebildeten Klassen und dem Volke. Noch bevor dieser Grundsatz zum Gemeinplatze wurde, hatte ihn Schtschedrin stets betont; trotzdem machte man ihm den Vorwurf, daß er sich dagegen aufgelehnt habe. Seine Verachtung und Verurtheilung des Gemeinen führte seine Gegner zu der Beschuldigung, daß er das Volk verachte und sich nicht um dessen Wohl kümmere, daß er die Volksmenge als unmündig schildere. Er sagt dagegen, das Volk sei allerdings nicht im Stande, sich durch eigene Kraft aus der Finsterniß, in der es vegetirt, emporzuraffen, die gebildeten Klassen müssen ihm daher den Weg zeigen, der zum Lichte führt. Diese Führung soll aber keine Bevormundung sein, sondern die Minderheit müsse mit dem Volke zusammenwirken und alles, was gegen dies Zusammenwirken gerichtet ist, alles, was die Kluft zwischen den verschiedenen Volksklassen vergrößert, ist zu verdammen und fällt der Satire anheim. Habe er sich mit den Lichtseiten des Volkslebens nur wenig befaßt, so geschah es deshalb, weil diese Lichtseiten überhaupt kein Gegenstand für die Satire sein können.

Wie richtig Schtschedrin seine Zeit und den Gang der Ereignisse beurtheilte, sieht man daraus, daß er bereits vor 20 Jahren erkannte, was aus den Keimen, die damals kaum sichtbar waren, für Früchte entstehen würden. Es ist erstaunlich, wie richtig seine Prophezeiungen zuweilen eintrafen. Dies gilt namentlich auch von der später zur Thatsache gewordenen Vereinigung der reactionären Elemente mit den ultranationalen und slawophilen. Den Angelegenheiten der Slawenwelt und dem Orientkriege von 1877 und 1878 widmete er mehrere Studien („In der Sphäre der Mäßigkeit und der Accuratesse“, 1879). Daß er die berüchtigten Lieferanten nicht verschonte, ist selbstverständlich; aber sein Hauptaugenmerk richtete er auf das Verhalten der verschiedenen Gesellschaftsklassen während des Krieges gegen die Türken. Der Kaufmann Drygalow ist freigebig aus öffentlichen Mitteln, hält aber die eigene Tasche zu; die Generalin N. ist Mitglied von vier Wohlthätigkeitscomités, sie bethätigt ihren Patriotismus dadurch, daß sie ihr Schuhwerk bei einem Russen bestellt — hat aber nicht den Muth, sich von ihrer französischen Modistin zu trennen; ein reicher Dandy spendet, um sein Gewissen zu beschwichtigen, drei Rubel, und geht dann mit seinen Freunden zu einer Champagnerorgie. Am schärfsten geißelt Schtschedrin den theils groben, theils sentimentalen Pseudopatriotismus, der selber nichts riskirt, aber voll Unduldsamkeit ist und von andern grenzenlose und unbedingte Aufopferung fordert. An die Stelle der Sentenz „Irren ist menschlich“ tritt die Redensart: „Lügen ist menschlich“ — wir haben von jeher gelogen, früher, weil wir das Bedürfniß hatten, uns über die Wirklichkeit hinwegzutäuschen, jetzt, weil wir uns vor der Wahrheit fürchten.

Nach den „Briefen an das Tantchen“ erschien die „Zeitgenössische Idylle“ (1883). Sie enthält unter anderm folgende Beichte: „Als wir unsere Vergangenheit durchstöberten — da verging uns vor Schreck fast der Athem. Herr

Digitized by Google

Gott, was kam da alles vor! Begeisterung für die Aufhebung der Leibeigenschaft, herzliche Dankbarkeit für die Einführung der Selbstverwaltung, Hoffnungsfreude bei Verkündigung der neuen Gerichtsverfassung, Triumph über die Aufhebung der Präventivcensur — mit Einem Worte, alle Gefahren, alle Arglist und Treulosigkeit, alles was Schaden anstiftete, was erschütterte und zerstörte, war da vorhanden. Von dem aber, was schafft, kräftigt und stärkt, was die bebenden Herzen aller vaterlandliebenden Polizeicommissare mit Freude erfüllt — nichts, gar nichts!" Das satirische Element der „Zeitgenössischen Idylle" ist mit spielendem Humor und gutmüthigen Scherzen verbunden; neue Typen sind darin nicht vorhanden, aber die alten werden in eine neue Beleuchtung gerückt; dazu kommt noch eine Fülle von Genrebildern, die eine fast historische Bedeutung haben. Die in diesem Buche enthaltenen Uebertreibungen schaden weder dem Inhalte noch verderben sie den Eindruck; russische Leser, welche Schtschedrin verstehen, lassen sich durch solche Hyperbeln nicht irremachen.

Auch die „Geschichte einer Stadt" ist eine Satire, aber eine solche, deren Spiegel der Vergangenheit zugewandt ist. In diesem Werke sind die Farben zum Theil zu dick aufgetragen, die Ironie wird stellenweise zum Zerrbild und die carikirten Ereignisse und Personen sind nicht immer erkennbar. Aber auch glänzende Seiten, feine Züge, treffende Andeutungen und künstlerische Schilderungen finden sich darin. Wird Längstvergangenes erwähnt, das der Gegenwart oder jüngstverflossenen Jahren verwandt ist, dann sprudelt die satirische Ader in ihrer vollen Kraft. Aber im allgemeinen steht die „Geschichte einer Stadt" nicht auf derselben Höhe wie die übrigen Werke des Verfassers.

Dagegen nimmt der einzige Roman, den unser Satiriker geschrieben hat, eine ganz hervorragende Stellung ein. In den „Herren Golowljow" (1882) ist die Pestbeule der Leibeigenschaft mit den ausdrucksvollsten Farben geschildert; dieser Roman erinnert an Zola's „Rougon-Macquart"; er illustrirt das Gesetz der Vererbung so treffend, wie es nur durch ein Kunstwerk ersten Ranges geschehen kann. Vor den Augen des Lesers zieht das Siechthum einer theils verhüllten, theils offenkundigen psychischen Familienkrankheit vorüber, welche bei einigen Personen als Idiotismus, bei andern als Monomanie auftritt. Die Golowljows sind nicht wahnsinnig, aber unzurechnungsfähig. Das Seelenleben dieser von einer unheilbaren Seuche inficirten Leute ist so naturwahr geschildert, wie man es anderswo nur selten findet. Nur bei Zola kommt Aehnliches vor; aber dieser ist mehr Anatom und Psycholog, während Schtschedrin mehr naturalistischer Künstler ist. Die Schilderung von Stepan Golowljow's Trunksucht ist ein ergreifendes, herzzerreißendes, mit den einfachsten Strichen gezeichnetes Kunstwerk. Arina Petrowna, das geizige, hartherzige, lieblose alte Weib, erregt Ekel und Widerwillen, aber Juduschka (Judas), dieser Scheinheilige, der seine Kinder moralisch und physisch zu Grunde richtet, dabei aber nie vergißt, Todtenmessen für sie zu lesen, ist noch abscheulicher. Und doch fühlen wir eine Art Mitleid für diese im höchsten Grade unsympathischen Menschen. Juduschka, der letzte Sproß dieser Familie, endet auf dem Wege zum Kirchhofe, wo er das Grab seiner Mutter aufsuchen wollte, um ihre Verzeihung zu erflehen: man findet ihn erfroren. So düstere und tragische Strophen, wie sie der Schluß dieses Epos enthält, sind selten. Was man diesem Romane vorwerfen

Digitized by Google

könnte, ist, daß einzelne Stellen zu ausführlich sind und daß Wiederholungen vorkommen. Man merkt dem Werke an, daß es nicht aus einem Gusse geschaffen wurde; aber der Eindruck, den es hervorbringt, ist trotzdem überwältigend, und der Ruhm Ssaltykow's als Romanschriftsteller ist vornehmlich durch dieses Werk fest begründet; es gibt uns das unbestreitbare Recht, ihn zu den Sternen jener Plejade zu zählen, welche, wie Gontscharow, Dostojewski, Pissemski, Leo Tolstoi und Turgenjew den Stolz und Ruhm der russischen Literatur bilden.

Seine letzten Werke schrieb Ssaltykow unter schweren Leiden: „Das Siechthum hält mich fest in seinen Krallen, der entkräftete Körper kann keinen Widerstand mehr leisten, die Nächte bringen mir nur wenig Ruhe und ich schreibe nur selten und unter großen Qualen. Lesen mag ich gar nicht, kann nicht einmal das Vorlesen vertragen, und zuweilen ist mir sogar der Klang der menschlichen Stimme zuwider." Trotzdem ist sein Schaffen inmitten der schwersten Leiden stark und frei, und die unter solchen Verhältnissen entstandenen Werke stehen seinen frühern Schöpfungen durchaus nicht nach. Als Ursache seines Siechthums bezeichnet Ssaltykow selbst — die Schriftstellerei. „O, dieses Handwerk eines Schriftstellers! Es ist nicht nur eine Pein, sondern eine Hölle. Tropfenweise rinnt das Schriftstellerblut, bevor es unter die Druckpresse kommt. Was haben sie alles mit meinen Werken gethan! Ausgeschnitten, beschnitten, verdreht, gänzlich verboten, öffentlich erklärt, daß ich ein schädlicher Mensch sei — ein schädlicher Mensch! Man wird es kaum glauben, aber es ist Thatsache, daß die Machthaber in der Provinz Grimassen schnitten, wenn sie ein Buch von mir im Club oder in einer Bibliothek erblickten. «Wie kommt dieser schädliche Schriftsteller hierher?» fragten sie. In meiner Vaterstadt ließen einige Freunde meine Büste im Ortsmuseum aufstellen; nach zwei Jahren verschwand sie plötzlich — war ich doch ein schädlicher Mensch!" Nur die leidenschaftliche Liebe für seinen Beruf, die feste Ueberzeugung von der unüberwindlichen Macht des literarischen Schaffens konnte ihn zum Ausharren auf dem betretenen Wege ermuthigen. Diese Liebe, diese Ueberzeugung war es, welche ihn, den Verwundeten, Verblutenden, in den ersten Reihen der Kämpfenden aufrecht erhielt. Leben und Kämpfen war für ihn gleichbedeutend:

Denn ich bin ein Mensch gewesen,
Und das heißt — ein Kämpfer sein.

* * *

Die Zeiten änderten sich und mit ihnen die Ansichten. Auf die Periode des Abwartens folgte die des Ueberganges von Worten zu Thaten. Es erschienen nun die „Unbeendeten Gespräche" und die „Poschechonischen Erzählungen" (1885); dann folgten die „Bunten Briefe" und „Des Lebens Kleinigkeiten" (1887). In der nämlichen Zeit veröffentlichte er auch „Während eines Jahres" (1886) und die „Märchen" (1888); den Schluß bildete „Die Vorzeit von Poschechonje".

Dem Stichworte: „Unsere Zeit ist für große Aufgaben nicht geeignet", folgte jetzt ein anderes: „Fort mit den Illusionen, fort mit den Träumereien und Phrasen; die Zeit zum Handeln ist da!" Man verdammte die Phrasen, begnügte sich aber, sie durch andere zu ersetzen. Die Vernichtung aller humanen Ideen, die Verwandlung der menschlichen Sprache in ein Stammeln und

Digitized by Google

Lallen, das war es, was man Handeln nannte. Die neuen Macher wollten nichts Geringeres, als eine Leiche ausgraben — die Zeit vor der Reform des 19. Febr. 1861, vor der Aufhebung der Leibeigenschaft. In den „Poschechonischen Erzählungen" stellt unser Satiriker der jungen Generation die Vertreter der tugendhaften, guten alten Zeit als abschreckendes Beispiel vor Augen. In „Des Lebens Kleinigkeiten" schrieb er bereits 1886, was erst später zur vollendeten Thatsache wurde. „Ueber unser Schulwesen schwebt die nivellirende Hand des «Circulars»; nicht nur die Grenzen und der Inhalt des Wissens, sondern auch die Zahl der Stunden für jede Disciplin wird vorausbestimmt. Nicht die Verbreitung des Wissens ist zu erstreben, sondern die Furcht vor der Verbreitung desselben ist an der Tagesordnung. Der Pädagog wird beseitigt, dagegen ist der Beamte, welcher nichts weiter kennt als den Buchstaben des Circulars, unser rechter Mann. Wenn sich ein Schüler zur Aufnahme in eine Lehranstalt meldet, so fragt man ihn, ob er adeliger oder bürgerlicher Herkunft sei." Das ist fast Wort für Wort der Inhalt jener Circulare, welche ein Jahr später erlassen wurden. Auch die neugeschaffenen Beamten, welche ernannt wurden, um die Gerichte, die Selbstverwaltung der Bauern, die Landschaftsbehörden zu überwachen, signalisirte Ssaltykow im voraus. Es schien fast, als ob man seine Satire als Ausgangspunkt und Vorbild für diese reactionären Maßnahmen gewählt habe.

In der Judenfrage nahm Ssaltykow eine diesem Volke nicht unsympathische Stellung ein. Er sagt: „Die Geschichte der Menschheit im allgemeinen ist ein endloses Martyrologium, zeigt aber gleichzeitig auch eine beständig fortschreitende Aufklärung der Geister. In der Sphäre des Martyrologiums nimmt der Stamm der Juden die erste Stelle ein; in der Sphäre der Aufklärung steht er (bei uns in Rußland) abseits, als ob die hellen Strahlen der Geschichte ihn nicht beleuchtet hätten. Der Jude kommt stigmatisirt auf die Welt, er lebt in einer Agonie und stirbt stigmatisirt — oder vielmehr er stirbt nicht, sondern lebt in seinen stigmatisirten Kindern weiter. Das Vorurtheil gegen die Juden ist nur schwer auszurotten, und die Volksmasse ist es, welche dieses Vorurtheil am hartnäckigsten festhält. Diese Menge, welche selbst von Finsterniß umgeben und von Misgeschick belastet ist, kann für ihre Unduldsamkeit nicht verantwortlich gemacht werden, und es wäre die größte Ungerechtigkeit, wenn man die Ausschreitungen gegen die Juden durch Wiedervergeltung gegen die bethörten Volkshaufen sühnen wollte; sie wissen ja nicht, was sie thun!" Ssaltykow richtet seine schärfsten Waffen gegen diejenigen von seinen Landsleuten, welche den Juden immer nur als Ausbeuter und Bedrücker des Volkes darstellen. Er sagt, das System der Ausbeutung ist viel zu sehr verbreitet, als daß man es einer einzelnen Menschenklasse zur Last legen dürfte. Er vergleicht den Russen mit den Juden, und findet, daß sie beide als Aussauger gleich hassenswerth sind.

Ssaltykow's schöpferisches Gestalten kommt am meisten in den Werken zur Geltung, welche der Satire am wenigsten Spielraum gestatten, und zwar nicht, weil Kunst und Satire einander ausschließen, wie manche behaupten, sondern weil in jenen Werken die Aufmerksamkeit des Lesers nicht nach zwei verschiedenen Richtungen, der künstlerischen und der tendenziösen, in Anspruch genommen wird. In der „Braut Christi" schildert Ssaltykow das Schicksal eines Mädchens, dessen Los die Ver-

Digitized by Google

einsamung, die Enttäuschung, eine farblose Jugend und ein ruheloses Alter ist. Ein zärtliches Mitgefühl für Olga's herbes Schicksal durchdringt diese Erzählung, und wenn man auch meinen könnte, daß das Leben dieses Mädchens durch eine angemessenere, lohnendere Beschäftigung sich günstiger gestaltet haben würde, so muß man doch zugeben, daß es dadurch innerlich nicht glücklicher geworden wäre. Das Mitgefühl für menschliche Leiden ist überhaupt ein äußerst sympathisches Element in Ssaltykow's Schöpfungen. Auch in der „Dorfschullehrerin" nimmt es eine hervorragende Stelle ein. Diese Erzählung ist sehr einfach, auch die Heldin derselben bietet durchaus nichts Außergewöhnliches dar, ebenso wenig wie die Ursache ihres Selbstmords; aber der alltägliche Inhalt dieser unscheinbaren dramatischen Handlung ist es, welcher ihr einen eigenen, das Mitleid herausfordernden Reiz verleiht und das Los dieses verführten Mädchens als ein so ergreifendes erscheinen läßt. Aehnlich wirkt auch das Ende des „Schneiders Grischka". Wenn Ssaltykow in den „Poschechonischen Erzählungen" sagt: „Nichts ruft so sehr und so natürlich die Liebe zum Mitmenschen hervor als Armuth, Bedrängniß, Kummer und Ungemach", so finden wir in diesen wenigen Worten den Schlüssel zu einer der hervorragendsten Seiten in Ssaltykow's Schaffen. Er fühlte sich zu den „Erniedrigten und Beleidigten" ebenso hingezogen, wie sein berühmter Zeitgenosse Dostojewski, und vom Schauplatze seiner „Poschechonischen Erzählungen" sagt er: „Dies arme Land — man muß es lieben!"

Das letzte Werk, welches Ssaltykow beendete, war „Die Vorzeit von Poschechonje". Es trägt den charakteristischen Stempel und die typischen Züge der Zeit vor den Reformen Alexander's II. Der Verfasser wollte darin die fast schon verwischte Grenzlinie wiederherstellen, welche die Aufhebung der Leibeigenschaft gezogen hatte. Schon in den ersten Kapiteln glaubt man sich in Dante's Hölle versetzt, so düster erscheint das Adelsnest, welches uns Ssaltykow schildert, und so fürchterlich das Leben, das darin geführt wird. Nichtsdestoweniger finden wir hier keine Tragik, keinen Kampf um die höchsten Güter der Menschheit, sondern nur die Sorge um eine gemeine, materielle Existenz. Das düstere Colorit rührt von der Leere, von der geistigen Armuth und Kraftlosigkeit dieser Adelsfamilien, das furchtbare — von ihrem Despotismus und den Launen einer unsinnigen Willkür her. Nichts, was uns mit der Rechtlosigkeit einerseits und den barbarischen, privilegirten Handlungen andererseits aussöhnen könnte; kein Merkmal geistiger, erhellender Gedanken, eines sich über die Stufe des Alltäglichen erhebenden Strebens. Die Macht liegt hier in den Händen von Menschen, die nur einen unvernünftigen Gebrauch davon zu machen verstehen und denen sie als ein Werkzeug dient, um sich und andern, den Kindern, Verwandten und Leibeigenen, Qualen zu bereiten. Alle Aermern und Schwächern mußten unter der rohen Willkür, der unbarmherzigen Selbstsucht dieser Machthaber leiden. Man fragt sich mit dem Verfasser: „Wie war es möglich, daß diese Menschen, die weder in der Gegenwart noch in der Zukunft andere Aussichten hatten als die Rechtlosigkeit eines qualvollen, schimpflichen, von keiner Seite geschützten Daseins, überhaupt noch leben konnten?" „Und dennoch lebten sie!" mußte er zu seinem eigenen Erstaunen ausrufen. Die Hauptperson in dieser Unglücksfamilie ist die Mutter von Nikanor Satrapesny, der uns diese Geschichte erzählt. Das innere

Digitized by Google

Wesen dieser finstern, strengen und energischen Frau wird uns nicht geschildert, wir sehen nur, daß ihr ganzes Sinnen und Trachten auf den Erwerb, aufs Zusammenraffen gerichtet ist. Die Sorge um die Verwaltung ihres Besitzthums liegt ausschließlich auf ihren Schultern, ihr Mann nimmt keinen Antheil daran; ihr Benehmen gegen ihn ist verachtungsvoll und zänkisch, gegen ihre Schwägerinnen ist sie schonungslos und rachsüchtig, ihre Kinder kannte sie kaum. Der Sohn erzählt uns, daß sie sich nur, wenn Klagen an ihr Ohr gelangten, um die Kinder kümmerte; dann erschien sie zornig, entschlossen und boshaft und strafte unerbittlich. Aelterliche Liebkosungen kannten diese Kinder nicht. Von der Religiosität in jenem Hause berichtet der Verfasser: „Man beugte die Knie, stieß die Stirn gegen den Fußboden — aber die Herzen blieben stumm."

Ein russischer Kritiker vergleicht „Die Vorzeit von Poschechonje" mit Gontscharow's Werk „In der Heimat", welches dasselbe Thema behandelt. Er sagt: „Beide Schilderungen sind vortrefflich ausgeführt, in beiden ist der Stift des geübten Meisters erkennbar; Schtschedrin's Zeichnung ist breiter und kühner, Gontscharow's — feiner und kunstvoller. Die Eindrücke, welche beide Werke hervorbringen, sind durchaus verschiedenartig und können fast gar nicht miteinander verglichen werden. Schtschedrin ist im höchsten Grade Pessimist, sein Ideal ist die abstracte Formel der Humanität und Tugend, welche in der Wirklichkeit nirgends vorhanden ist; dem einzelnen Menschen gegenüber ist er mistrauisch und dessen Leben ist ihm verächtlich. Auch wenn er nicht die Absicht hat, zu verurtheilen, wenn er, wie in einigen Erzählungen aus «Des Lebens Kleinigkeiten», sich theilnahmsvoll äußern will, entsteht bei ihm ein ärmliches, jämmerliches, melancholisches Geschöpf, das beständig wehklagt. Solche Stimmungen kommen übrigens bei Schtschedrin nur selten vor; Spott und Satire ist sein eigentliches Element; sein strenger, abstracter Idealismus drängt ihn zur Enthüllung von allem Schlechten und Verwerflichen, zur Verurtheilung der Wirklichkeit, die nichts enthält, was ihm schonenswerth schien. Er ist nicht, wie Gogol, ein Satiriker aus erkanntem Pflichtgefühl, sondern aus Neigung, aus natürlicher Anlage. «Die Vorzeit von Poschechonje» trägt ganz und gar den Charakter der Satire an sich; ihr Inhalt ist ein Anklageact gegen die «gute, alte Zeit», aber allerdings nur eine einseitige Schilderung derselben."

Schtschedrin verstand es meisterhaft, Thorheiten und Dissonanzen mit scharfem Griffel zu zeichnen. In der „Vorzeit von Poschechonje" finden wir eine ganze Porträtgalerie von Sklaven; die Zeit der Leibeigenschaft wird von ihm an den Schandpfahl genagelt. Aber die Satire hat doch nur die Aufgabe, den lebenden Gegner zu treffen; wenn sie sich gegen Todte wendet, so könnte man dagegen einwenden, daß das mindestens überflüssig sei, und wenn der Satiriker uns gegen vergangene Willkür, gegen die schuldlosen Leiden, welche die Sklavenbesitzer ihren Untergebenen zufügten, Verachtung und Abscheu einflößt, so veranlaßt er uns, dagegen zu protestiren. Es könnte daher scheinen, daß eine rückblickende Satire überhaupt keine Berechtigung habe. Wir lassen diese Frage unerörtert und begnügen uns mit der Thatsache, daß Schtschedrin's letztes Werk eine Reihe von lebensvollen und wahrheitsgetreuen Typen zeichnet, unter denen wir hier noch einige hervorheben wollen: Annuschka, welche einen fanatischen Glauben an das Himmelreich

Digitized by Google

hat und fest überzeugt ist, daß es namentlich den Sklaven für ihre auf Erden ausgestandenen Leiden bestimmt sei; Mawruschka, eine Freie, welche durch ihre Heirath zur Leibeigenen wurde und die im Kampfe mit ihrer mächtigen Herrin tragisch zu Grunde geht; Wanjka-Kain, ein verkommener, komischer Hansnarr, dem seine ausgelassenen Späßchen die Freiheit kosten — er wird unters Militär gesteckt.

Freiheit, fortschrittliche Entwickelung und Gerechtigkeit waren die Losungsworte der thätigsten Periode von Schtschedrin's Schaffen. Als das Siechthum ihn in seine Fesseln schlug, da erblickte er das Gespenst der Vergangenheit vor sich; alles, was sein Leben erfüllt hatte, erschien ihm wie ein Traum. „Was bedeutet Freiheit für den, welcher an den Gütern des Lebens keinen Antheil hat? Was fortschrittliche Entwickelung ohne ein klar erkennbares Ziel? Was Gerechtigkeit, die keine Selbstverleugnung, keine Liebe kennt? — Worte, nichts als Worte!" Wer dem Kampfe gegen Finsterniß und Apathie alle seine Kräfte widmet, der muß, um in Frieden seinem Ende entgegensehen zu können, wenigstens das Morgenroth einer bessern Zukunft erblicken, der muß das leise Rauschen neuerwachten Lebens vernehmen. Unserm Satiriker war dieses Glück nicht beschieden. Es ging ihm wie seinen Vorgängern Gogol, Bjelinski, Dostojewski; alle hatten das nämliche Los, alle sanken ins Grab, ohne den Trost mit sich nehmen zu können, daß ihr Wirken für ihr Volk fruchtbringend war.

Man kann nicht sagen, daß Ssaltykow's Schriften jemals populär geworden seien, wenigstens der größte Theil derselben war es nie und kann es nie werden. Ganz verständlich war er stets nur dem gebildetsten Theile der russischen Gesellschaft. Der Roman prägt sich dem Gedächtnisse weit besser ein und ist der Fassungsgabe der großen Menge viel zugänglicher als die Satire, namentlich die publicistische, unpersönliche. Diese hat nicht die fortlaufende Handlung, das feste Rückgrat des Romans, ihre einzelnen Theile stehen nur in lockerer Verbindung, und deshalb prägen sie sich auch nicht so leicht ein. Was jedoch das Verständniß der Satire, insbesondere der Ssaltykow'schen, am meisten erschwert, das ist die äsopische, sklavische Sprache derselben, wie unser Satiriker sie selbst bezeichnet. Für die ungeschminkte Wahrheit in nackten Worten hat die russische Censur eine gründliche Abneigung; der Satiriker mußte seine Gedanken daher so einkleiden, daß man keine Handhabe finden konnte, um ihn daran zu packen, keinen Vorwand, um seine Schriften zu unterdrücken. Russische Schriftsteller wie Ssaltykow sind genöthigt, ihre besten Gedanken zwischen den Zeilen zu verbergen, und deshalb ist es für Uneingeweihte, namentlich für Ausländer, fast unmöglich, den wahren Sinn zu ergründen; daß solche Schriften nicht populär sein können, braucht daher nicht weiter bewiesen zu werden. Die Schreibweise des Satirikers trägt die deutlichen Spuren der Zwangslage an sich, unter der er zu schreiben verurtheilt war; daher die halben Worte, die rhetorischen Figuren, das Unausgesprochene, was natürlich nicht ihm zur Last fällt, ihn selbst am meisten beengte und ihm seine publicistische Aufgabe nur erschwerte. Für die Wissenden sind seine Allegorien meist so durchsichtig wie Krystall, und wenn der russische Schriftsteller auch nicht das Recht hat, alles zu sagen, was er sagen zu müssen glaubt, so muß man wenigstens anerkennen, daß er die Befähigung besitzt, vieles auszusprechen, ohne sich bei seiner Aufsichts-

Digitized by Google

behörde eine Blöße zu geben. Trotzdem aber war es ihm dennoch nicht vergönnt, dem Publikum alles das zu sagen, was ihm auf dem Herzen lag, denn die Worte „bis hierher und nicht weiter" schallten beständig an sein Ohr; namentlich in den letzten Lebensjahren, als er die ganze Sippe der Katkowisten und ihrer Gesinnungsgenossen auf dem Halse hatte, die, von der Regierung geschützt und gehegt, eine fast unumschränkte Macht ausübten. In den „Briefen an das Tantchen" sagt er: „Meine Zeitgenossen müssen den wahren Sinn meiner Worte und die Absichten, welche ich verfolge, errathen; ihre Kinder und Enkel aber werden mich ohne Commentar gar nicht verstehen. Vieles wird ihnen unmöglich und unnatürlich erscheinen und sie werden den Satiriker beschuldigen, ohne Noth unklar gewesen zu sein. . . ." Deswegen aber braucht man noch nicht zu befürchten, daß seine „sklavische" Schreibweise ihn für die Nachwelt tödten wird. Die alten Satiriker sind uns, wenigstens zum Theil, ohne Commentar gleichfalls unverständlich, und doch verlieren sie deshalb weder für uns, noch für spätere Geschlechter ihre Bedeutung.

Die russische Satire stand von jeher im Dienste des Fortschritts und der Aufklärung. Fürst Antiochius Kantemir, den man den Vater derselben nennen kann, war ein eifriger Kämpfer für die Reformen Peter's des Großen, von Wisin und Nowikow gehörten zu den entschiedensten Fortschrittsmännern ihrer Epoche, Gribojedow war stets unter denjenigen, welche die geistige Bewegung unterstützten und befürworteten. Gogol schilderte in seinen satirischen Schriften die Stagnation in so düstern Farben, daß die Nothwendigkeit des Fortschritts von jedermann erkannt werden mußte. Ihnen schloß sich Ssaltykow-Schtschedrin an; seine publicistische Thätigkeit war ein steter Protest gegen Stillstand, Willkür, Doppelzüngigkeit, Lüge, Raubsucht, Verrath und Dummheit. Mannhaft kämpfte er für Menschenrechte, Freiheit, Gerechtigkeit und für den Bruch mit den alten Traditionen. Er glaubte an den Triumph der Wahrheit, welche nur im Kampfe der Meinungen errungen wird. Die Literatur, welche in Rußland die eigentliche und fast einzige Arena dieser Kämpfe ist, liebte er leidenschaftlich; sie war ihm das Höchste und Beste. Er sagt: „Der Literatur verdanke ich die schönsten Momente meines Lebens, die süßesten Wallungen, die besten Tröstungen. . . . Die Literatur ist mir ganz besonders theuer; seit meiner frühesten Jugend war alle meine Zuversicht auf sie gerichtet, sie gab mir weit mehr, als ich zu erhoffen wagte." Ueber seinen Kampf gegen die Leibeigenschaft und Reaction schreibt er: „Es war dies meine Lebensaufgabe; die Schutzlosigkeit des Volkes fühlte ich ebenso sehr wie der letzte Bauer, seine Qualen waren meine Qualen."

* * *

Michaïl Jewgrafowitsch Ssaltykow war der Sprößling einer altadeligen Familie tatarischen Ursprungs, deren Glieder seit mehrern Jahrhunderten hervorragende Stellungen in Rußland einnahmen. Er wurde am 3./15. Jan. 1826 auf dem Gute seiner Aeltern Spass-Ugol im Kreise Kaljasin des Gouvernements Twer geboren und erhielt den ersten Unterricht im Aelternhause, wo er bis zu seinem 10. Lebensjahre so weit vorbereitet wurde, daß er in der dritten Klasse des moskauer Adelsinstituts Aufnahme finden konnte. Nachdem er hier zwei Jahre zugebracht hatte, wurde er in das Lyceum zu Zarskoje Sselo übergeführt, und beendete daselbst seine Studien im Jahre 1844. Dann

Digitized by Google

begann er seine Beamtenlaufbahn in der Kanzlei des Kriegsministeriums unter Graf Tschernyschew. Schon im Lyceum, dem auch Alexander Puschkin seine Ausbildung verdankte und wo der Ruhm des großen russischen Dichters zu den pietätvollsten Erinnerungen der Vergangenheit gehörte, fing Ssaltykow an, Gedichte zu veröffentlichen. Das erste derselben erschien 1840 in der von Ssenkowski herausgegebenen Zeitschrift „Lesebibliothek"; 1843 und 1844 wurden Ssaltykow's „Gedichte" in Pletnjew's „Zeitgenossen" abgedruckt. Nachdem er das Lyceum verlassen hatte, wandte er der Poesie den Rücken, und äußerte sogar in der Folge, daß nur verrückte Menschen Gedichte machen.

Einige Jahre hindurch führte Ssaltykow ein ziemlich lockeres Leben. Seine eigentliche schriftstellerische Thätigkeit begann im Jahre 1847 mit den beiden Erzählungen „Widersprüche" und „Eine verwickelte Geschichte". Im Jahre 1848 wurde die sogenannte Petraschewski'sche Verschwörung entdeckt, und infolge dessen, unter Buturlin's Vorsitz, ein Comité errichtet, welches nicht nur die private, sondern auch die officielle Presse zu überwachen hatte. Zu den ersten Verfügungen dieses Comité gehörte ein dem Kriegsminister ertheilter Verweis für im „Russischen Invaliden" veröffentlichte censurwidrige Aeußerungen. Tschernyschew war darüber so erzürnt, daß er einen Haß auf alle Schriftsteller warf. Zufällig traf es sich, daß Ssaltykow in dieser Zeit um Urlaub bat. „Sie schreiben, wie ich höre, für Zeitschriften", fragte ihn sein Minister. Die Frage wurde bejaht. „Nun, zeigen Sie mir Ihre Arbeiten, dann werden wir weiter sehen." Ssaltykow brachte ihm die zwei Erzählungen, und sein Chef übergab sie, um Bericht darüber zu erstatten, an Nestor Kukolnik, einen damals sehr bekannten Schriftsteller, welcher gleichfalls im Ministerium diente. Dieser, ein Feind der neuen, naturalistischen Richtung, fällte ein ungünstiges Urtheil, und die Folge davon war, daß Ssaltykow nach Wjatka versetzt wurde, was einer Verbannung gleichkam. Hier wurde er Beamter der Gouvernementsverwaltung und stieg zum Range eines Raths empor. Im Jahre 1855 durfte Ssaltykow nach Petersburg zurückkehren und heirathete 1856. Seine Beamtenlaufbahn währte bis zum Jahre 1868; er verließ sie als Wirklicher Staatsrath und Vicegouverneur von Rjasan.

Ssaltykow's Aufenthalt in Wjatka, wo er Erfahrungen sammeln und Beobachtungen machen konnte, bildete ihn zu dem Satiriker der „Skizzen aus der Provinz". Im Jahre 1860, als Katkow, in dessen Zeitschrift diese „Skizzen" erschienen waren, seine bisher liberale Richtung änderte, verlegte Ssaltykow seine schriftstellerische Thätigkeit in die vom Dichter Nekrassow redigirte Zeitschrift „Ssowremennik" und wurde dann deren Mitherausgeber. Im Jahre 1866, als die Regierung diese Zeitschrift unterdrückte, pachtete Nekrassow die „Otetschestwennyja Sapiski"; Ssaltykow blieb sein Hauptmitarbeiter und wurde 1878, als Nekrassow starb, der verantwortliche Redacteur dieser Zeitschrift, welche im Jahre 1884 gleichfalls verboten wurde. Von nun an bis zu seinem Tode veröffentlichte Ssaltykow alle seine Schriften in dem von Stassjulewitsch herausgegebenen „Westnik Jewropy".

Man sagt, Ssaltykow sei stets mürrisch, hartherzig und zänkisch gewesen; das ist eine Verleumdung. Aeußerlich schien er wirklich so, wie man ihn schilderte, seine Züge trugen fast stets ein unfreundliches Gepräge und seine Stimme klang nervös-erregt; dessenungeachtet hatte er ein herzensgutes Gemüth; er half,

Digitized by Google

wo er nur konnte, und sogar dort, wo man seine Hülfe nicht in Anspruch nahm. Wollte ein Mitarbeiter Vorschuß haben, so gerieth Ssaltykow gewöhnlich in Zorn, polterte und wetterte, endete aber gewöhnlich mit der Bewilligung des Vorschusses. Auch als Beamter stand er bei seinen Untergebenen im besten Rufe; trotz seiner rauhen Außenseite war er stets nachsichtig gegen ihre Fehler, und half ihnen, wo er nur konnte. Nur Falschheit uud Lüge waren ihm verhaßt; wo er diese Eigenschaften fand, da war er unerbittlich, und seine Gesinnung äußerte sich dann nicht in Ausbrüchen des Zorns, sondern in Sarkasmen und Spott, über die er in reichlichem Maße verfügte. In Freundeskreisen war Ssaltykow ein glänzender Gesellschafter; er gehörte zu den wenigen Schriftstellern, die ebenso gut sprechen wie schreiben können. Seine Unterhaltung brachte den nämlichen Eindruck hervor wie das Lesen seiner Schriften, nur mit dem Unterschiede, daß er sich beim Sprechen nicht die Zurückhaltung aufzuerlegen brauchte, welche beim Schreiben unerläßlich war. Die Kunst, seine Gegner mit wenigen treffenden Worten zu charakterisiren und lächerlich zu machen, handhabte er mit Meisterschaft.

Als Redacteur belletristischer Arbeiten war Ssaltykow unvergleichlich; nur anerkannt namhafte Schriftsteller waren vor seinen Correcturen sicher; fand er aber in brauchbaren Erzeugnissen jüngerer Literaten Fehler in der Composition oder im Stile, so strich und änderte er rücksichtslos, sodaß die Autoren oft ihre eigenen Werke nicht wiedererkannten. Man wunderte sich dann häufig, daß literarische Erzeugnisse von ehemaligen Mitarbeitern Ssaltykow's, die später in andern Zeitschriften erschienen, ihren Vorgängern gar nicht ähnlich waren. Manche von den jüngern Schriftstellern protestirten gegen eine solche Behandlung, die meisten aber dankten dem erfahrenen Schriftleiter und zogen aus seinen auf so anschauliche Weise ertheilten Lehren wesentlichen Nutzen.

Ssaltykow's letzte Lebensjahre waren durch anhaltende Leiden äußerst getrübt. Sein Gesundheitszustand verschlimmerte sich von Jahr zu Jahr, und er mußte dem gesellschaftlichen Leben schließlich ganz entsagen. Die Sommermonate verbrachte er entweder auf seinem Ruhesitze hinter Oranienbaum, am Ufer des Finnischen Meerbusens, oder in einem ausländischen Curorte. Im Auslande wurde er jedoch stets vom Heimweh geplagt; er kehrte daher fast immer früher nach Hause zurück, als es seiner Gesundheit zuträglich war. Schon 1875 begann sein Leiden, er klagte beständig über rheumatische Schmerzen, die ihn zeitweise am Gehen hinderten; die Aerzte erkannten einen organischen Herzfehler. Als er damals, um eine Cur zu gebrauchen, ins Ausland reiste, war sein Zustand so bedenklich, daß man seinen nahen Tod befürchtete. Im nächsten Jahre hatte er sich so weit erholt, daß er wieder gehen konnte; nur asthmatische Anfälle und ein äußerst lästiger Husten bezeugten, daß sein Leiden zwar gemildert, aber durchaus nicht gehoben sei. Im Jahre 1885 verschlimmerte sich sein Zustand so sehr, daß er von seiner Reise ins Ausland kränker als zuvor zurückkehrte. Zu seinen frühern Leiden hatte sich eine allgemeine Nervenzerrüttung gesellt, die sich in Convulsionen und Zuckungen der Glieder (Veitstanz) äußerte; später trat noch eine typhöse Lungenentzündung hinzu. Seine Constitution war aber so zähe, daß er sein Leben, obschon unter den größten Leiden, noch vier Jahre fristete. In dieser ganzen Zeit verließ er seine Wohnung nur,

Digitized by Google

um die Sommermonate auf dem Lande zuzubringen. Diese Schmerzensjahre hatten jedoch merkwürdigerweise keine Abnahme seiner Geisteskräfte zur Folge, und er fuhr rastlos fort, sich mit literarischen Arbeiten zu beschäftigen, die keine Spuren seiner körperlicher Hinfälligkeit an sich trugen, obschon zu den physischen sich auch noch moralische Leiden gesellt hatten. Schon das Verbot der „Otetschestwennyja Sapiski" war ein harter Schlag für ihn gewesen, dazu kamen nun noch die fortwährenden Fehden mit seinen literarischen und politischen Gegnern und die Anfechtungen, welche er von seiten der Preßbehörde zu erdulden hatte. Am 28. April (10. Mai neuen Stils) 1889 hatte er ausgelitten. Nach seinem Tode fand man ein Schreiben an seinen Sohn, in welchem er ihm empfahl, ehrlich zu sein und alle Menschen, besonders aber die Schriftsteller, zu lieben. Auch ein neues Werk: „Vergessene Worte", hatte er begonnen, es war aber nur bis zur zweiten Seite gediehen.

Sein Leichenbegängniß zeichnete sich durch eine außergewöhnliche Theilnahme des Publikums aus. Ueber hundert Kränze schmückten sein Sterbelager und seinen Sarg, darunter elf von Redactionen verschiedener Zeitschriften, fünf von russischen Universitäten, einer „von den dankbaren Juden"; ferner Kränze von Professoren, von Studentenkreisen, vom St.-Petersburger Magistrat u. s. w. Nur das officielle Rußland glänzte bei seiner Beerdigung durch Abwesenheit und natürlich auch das eigentliche Volk, welches ja von seinen Geisteshelden überhaupt keine Ahnung hat. Der Vorsitzende des Vereins zur Unterstützung hülfsbedürftiger Schriftsteller und Gelehrten sprach an seinem Grabe tiefgefühlte Worte, denen wir Folgendes entnehmen:

„Nur der erlösende Tod konnte den großen Schriftsteller, den wir jetzt zur letzten Ruhestätte begleiten, von jenem Seelenschmerz befreien, der sich in allen seinen Schriften offenbarte. Bis an sein Ende bewahrte er sich den heiligen Groll, der mit Entrüstung jeden Gedanken an Selbsttäuschung, an Rückschritt und Stagnation von sich weist, und mit diesem edeln Groll im Herzen stand er bis zur letzten Stunde in den ersten Reihen der Kämpfer. Dieser Groll war es auch, der ihm die Kraft verlieh, inmitten großer Leiden und noch am Vorabende des Todes ein Werk zu vollenden wie «Die Vorzeit von Poschechonje». Er starb, ein Held der Feder, in der Hand die Waffe, welche er sein ganzes Leben hindurch geführt hatte, wie eine Schildwache auf ihrem Posten, wie ein treuer Hüter des Schriftthums, dem er die schönsten Momente seines Lebens verdankte. Und noch in seiner Todesstunde vermachte er diese Liebe zur Literatur dem einzigen Sohne mit den ewig denkwürdigen Worten: «Die Literatur wird nicht sterben, sie wird in alle Ewigkeit nicht untergehen.» Dies war Ssaltykow's unveräußerlicher Glaube, und so lange dieser Glaube in Rußland lebt, wird auch Schtschedrin-Ssaltykow's Name nicht vergehen."

Digitized by Google

Die Gestaltung der Handlung und die Technik in Wildenbruch's Dramen.

Von Emil Wolff.

Ernst von Wildenbruch hat mit den Erfolgen seiner Trauerspiele Triumphe gefeiert wie kein anderer deutscher Dramatiker, und doch ist es zweifelhaft, ob nach 50 Jahren noch eins derselben aufgeführt wird. Er ist so eigenartig, daß man in jeder kleinen Scene, fast in jeder Zeile ihn wiedererkennt, und doch ragt er gerade in derjenigen Dichtungsgattung hervor, in der die persönliche Art des Dichters völlig hinter seinen Gestalten verschwinden soll. Er beherrscht dieses höchste und schwierigste Gebiet der Poesie mit einer Sicherheit wie kein zweiter seit Schiller, und doch lassen seine Lieder und Balladen nicht auf einen großen Dichter schließen. Aus all dem geht hervor, daß er für die dramatische Dichtung hervorragend begabt ist, und daß diese Begabung doch wieder eine einseitige sein muß. Das erstere war auch mit Shakespeare der Fall, das letztere nicht. Seine Sonette würden freilich kaum noch beachtet werden, wären sie nicht eben vom Dichter des „Hamlet" und „Romeo und Julia". Aber sein Genie ist keineswegs blos das des Dramatikers. Seine Dramen sind reich an herrlichster Lyrik, und Erzählungen wie die von „Queen Mab" würden dem größten Epiker Ehre machen. Auch werden seine Freunde angesichts seiner größten Triumphe nicht wie bei Wildenbruch Zweifel an der Dauer dieser Wirkungen ausgesprochen haben. Der Grund liegt darin, daß Wildenbruch's Kunst einen starken persönlichen Zug trägt, dessen dramatische Ausprägung von den Sympathien gerade unserer Zeit, und zwar unserer Zeit, sofern sie das Zeitalter Kaiser Wilhelm's I. und Bismarck's ist, getragen wird. Was war's, wonach wir uns sehnten in den Tagen des nationalen Elends? Nach Männern von rücksichtslosester Entschlossenheit, die mit eisernem Willen auf das eine große Ziel hinarbeiteten und den Wagemuth hätten, alles an alles zu setzen. Solche Männer hatten 1813 und 1848 an der obersten Spitze gefehlt. Beide Epochen hatten reichere Charaktere gehabt, echte Menschen von schönster Fülle des Gemüths, des Herzens, von größerer Vielseitigkeit des Empfindens. Mit König Wilhelm kamen die Männer von unbeugsamer Festigkeit, die mit großartiger Entschiedenheit das klar erkannte Ziel verfolgten und sich von keiner Gemüthsbewegung beirren ließen. So schufen sie den Ruhm der Nation, und gerade dieses ihr Wesen erwarb sich die Bewunderung ihres Volkes. Die Persönlichkeit dieser Moltke, Roon, Göben, Steinmetz, Herwarth u. s. w. — der einzige Bismarck ist unvergleichlich — erscheint nicht so entwickelt, nicht in allen Theilen so belebt wie die der Stein, Gneisenau, Blücher und Scharnhorst, sie tritt hinter das Werk zurück, das mit vollendeter Meisterschaft durchgeführt wurde. Das Werk allein galt. Und hierfür begeisterte sich die Nation.

Wer als Dramatiker auf der Bühne ähnlich verfuhr, der hatte gewonnenes Spiel. Wildenbruch machte es so, und begeisterter Beifall lohnte ihn. Er schuf diese Dramen voll mächtiger, klarer, rasch schreitender Handlung. Er

Digitized by Google

machte diese Charaktere, die, mit fast übermenschlicher Leidenschaft geladen, nur ein einziges Ziel verfolgen und mit großartiger Einseitigkeit ganz in ihrer Sache aufgehen, zu Trägern der Handlung. Sie offenbaren keine andern Kräfte, Neigungen und Vorstellungen, als die zur Sache gehören. Sie werden derselben untergeordnet, selbst auf Kosten der Folgerichtigkeit ihres Handelns. Der Zweck der Handlung überwiegt, und seine ganze Kunst entfaltet der Dichter in ihrer Gestaltung und in dem Gebrauche der Hülfsmittel, die ihrem Zwecke dienen. Die ganze heiße Fülle seines Herzens schüttet er in die Charaktere, und indem er sie in Reihen des schärfsten Gegensatzes einander gegenüberstellt, schafft er sich für die Entwickelung der Handlung die günstigste Vorbedingung. Die temperamentvolle Energie, die seinen Charakteren, soweit sie überhaupt die Handlung führen, eigen ist, bringt es mit sich, daß die Handlung Reichthum besitzt und daß sie von Stufe zu Stufe unaufhaltsam vorwärts stürmt. In der Bedeutung der Ziele, welche er den Helden setzt oder gegen die er sie ankämpfen läßt, liegt es, daß die Handlung Größe besitzt. Die Handlung ist ihm so sehr die Hauptsache, daß er um ihretwillen den Dialog ebenso sehr auf das Nothwendigste einschränkt, wie er die Charaktere auf wenige starke Züge zusammendrängt. Ruhepunkte, wo eine ausholende Motivirung den Dialog erweitert, oder eine Einwirkung durch eine zielbewußte Beredsamkeit einen breiten, glänzenden Redestrom erzeugt, kommen in diesen Dramen nicht vor. Eine Freude am geistvollen, stichomythischen Fangballspiel scharf zugespitzter Gedanken kennt dieser Dichter nicht; wo eine solche gegenseitige Beschießung stattfindet, da hat sie sich zufällig ergeben und endet sehr bald. Der Sturmschritt der Handlung ist für Wildenbruch charakteristisch. In dieser Hinsicht steht kein Stück hinter dem andern zurück, denn in jedem weht derselbe heiße Athem der Leidenschaft. Die Exposition vollzieht sich in größtmöglicher Kürze und Klarheit. Wenn uns der Dichter, wie Shakespeare im „Lear", mitunter den Glauben an sehr gewagte Voraussetzungen zumuthet — so in „Menonit" und „Väter und Söhne" — oder wenn er eine bessere Motivirung späterer Vorgänge unterläßt, wie im „Fürst von Verona", so thut er das offenbar, um Zeit zu gewinnen und rascher in die Handlung zu kommen. Selten gebraucht er mehr als zwei bis drei kurze Auftritte, um den Kampf der Gegensätze zu eröffnen: in mehrern Stücken beginnt die Handlung schon in dem zweiten oder in dem ersten Auftritt.

Die große Fülle, welche die Handlung in allen Dramen Wildenbruch's zeigt, ist aus der Nothwendigkeit entsprungen, der Energie, welche er den Charakteren eingehaucht hat, durch mehr als Worte zu entsprechen. Mit seiner starken Phantasie gelingt es dem Dichter, die Entwickelung der Handlung durch eine Reihe von Zwischenstufen zum Ziele des Actes zu leiten, jedem Abschnitte derselben lebendige Bedeutung zu geben, die ganze Reihe der Auftritte durch die Einheit des dramatischen Gedankens fest zusammenzuschließen und durch die wachsende Wucht der Motive, mit der die Gegensätze gegeneinander aufgeregt werden, eine gewaltige Steigerung herbeizuführen. Ganz besonders mächtig ist diese Steigerung im „Harold". Der erste Act desselben ist das Meisterstück einer organischen Handlung, deren Bedeutung stetig wächst. Organisch ist sie in dem dreifachen Sinne, daß sie aus den Charakteren entspringt, daß sie den gegebenen Verhältnissen entspricht und daß sie geradezu in den

Digitized by Google

Mittelpunkt des Conflicts führt, den das Drama darstellen soll. Das erste brauchen wir nicht erst auszuführen. Wie natürlich sie den Verhältnissen entspricht, ergibt die einfachste Ueberlegung. Harold, der jetzt zum Kummer seiner Mutter Gytha ein unruhiges Leben führt, kommt, um den König Eduard auf dem Schlosse Dover, dessen Graf er ist, zu empfangen. Er trifft bei der Mutter seine beiden Oheime, die zu demselben Zwecke eingetroffen sind. Es erscheinen demnächst die verwundeten Bürger Dovers, weil diese natürlich ihre Klage sofort bei ihrer Obrigkeit, dem Grafen, anbringen, während die Normannen, um der Klage zu begegnen, sich zur selben Zeit zum Könige, der sie begünstigt, begeben haben und ihm ihre Beschwerde vortragen. So ist es durchaus nicht auffallend, daß der König bei seinem Erscheinen im Doverschlosse bereits um den Streit weiß. Zuletzt endlich kommt der Normannenherzog Wilhelm, für den eben jene gewaltthätigen Barone, die mit dem Könige auftraten, in Dover Quartier machen wollten.

Wie sehr der erste Act mitten in den Kern der Tragödie führt, bedarf kaum einer Aufklärung. Die Vaterlandsliebe und der stolze Heldentrotz Harold's, der gewaltthätige Uebermuth und die Angriffslust der Normannen, die gefährliche Schwachheit des Königs, die Mutterliebe Gytha's — alle diese Grundbestandtheile der Tragödie prallen aufeinander. Hinzugefügt wird im Drama später nur noch die Hinterlist der Normannen und Harold's und Adelens Liebe. Und in welcher unübertrefflichen Steigerung entwickelt sich von Stufe zu Stufe der Kampf dieser Elemente! Zuerst hat Harold es nur mit der feigen Angst seiner Oheime zu thun, dann stärkt die Klage seiner vergewaltigten Volksgenossen seinen Sinn, darauf tritt er in scharfen Gegensatz zu dem von den Normannen geleiteten Könige und endlich zu dem Haupte der Feinde selbst. Man kann nicht sagen, daß die Menge dessen, was in diesem Acte geschieht, so bedeutend wäre, aber wie reich und lebensvoll ist alles ausgestattet! Wie nimmt alles unmittelbar theil! Welche mächtige Bewegung herrscht da! In den beiden großen Auftritten (9 und 10), wo der König zugegen ist, kommen auf die Angelsachsen im ganzen 5½ Zeilen; in einen Dialog von 13 Seiten werfen sie Worte, die kaum den 60. Theil desselben ausmachen. Aber welches Gewicht steckt in diesen Worten, wenn sie auf des Königs Frage, wer in seinem Lande Noth leide, antworten: „Wir, Herr!", wenn sie den König auf seinen Krönungseid von Winchester hinweisen, wenn sie, als er Harold in die Acht erklärt, rufen, er solle sich den Henker für Harold jenseit des Meeres suchen!

Fast noch großartiger ist der erste Act des „Neuen Gebots", weil die Gegensätze hier bedeutender sind: zur politischen Gegnerschaft gesellt sich ein tiefer religiöser Kampf. Den Gegensatz großer idealer Mächte hat der Dichter hier mit wundervoller Wirkung mitten in das schlichte, echte Leben des Volkes hineingeworfen. Er führt uns in das Innere einer Dorfkirche auf dem Eichsfelde, wo unter der Theilnahme der Bauern die Frau und Tochter des Pfarrers Wimar Knecht den Kindern einen Weihnachtsbaum herrichten. Aus allem, was wir sehen und hören, erkennen wir, welch schönes Verhältniß zwischen dem Pfarrer und seiner Gemeinde besteht, wie tief sein sittigender Einfluß ist, und wie warm er verehrt wird. Zu dieser wohlthuenden Wahrnehmung gesellt sich das lieblichste Bild: nach dem Weihnachtsgesange der Kinder zündet Gertrud den Tannenbaum an, und ehe die Be-

Digitized by Google

scherung beginnt, erzählt sie ihnen ein Märchen, das in seinem schlichten Tone und in seiner Anschaulichkeit echt volksthümlich ist. Und in diese freundliche Welt des Friedens und der herzlichsten Gemeinschaft dringt nun die rohe Gewalt, der wilde Uebermuth der gegen den König empörten Sachsen. Der Tannenschmuck wird von den Wänden gerissen und verbrannt, Otto von Nordheim kommt und fordert die Bauern auf, von dem Könige, den er aller Laster zeiht, abzufallen. Mannhaft tritt der Pfarrer für seinen König ein, aber in dem Mönch Bruno, dem Legaten Papst Gregor's VII., erscheint die furchtbare Gewalt, die ihn niederwirft und ihn zwingt, seinen König zu verleugnen. Er verliest die Bannbulle, die Gregor gegen König Heinrich geschleudert hat. Wimar glaubt zu träumen. Als er sich mit Mühe seines wachen Zustandes vergewissert hat, erklärt er sein ganzes bisheriges Leben für einen Traum. In seinem Herzen ringen Königstreue und kirchliche Demuth in furchtbarem Kampfe miteinander. Endlich bezwingt ihn Bruno mit dem Glauben an die „gottverliehene Würde Gregor's des Heiligen". Wimar läßt sich — ein echtes Kind seiner Zeit! — die Bannbulle von Bruno auf das Herz drücken. Da wird es ruhig in ihm; er fordert die Leute vom Eichsfelde auf, Heinrich nicht mehr zu dienen, und bricht dann ohnmächtig zusammen.

Dieser Act gehört zu dem Großartigsten, was Wildenbruch gedichtet hat; er ist voll der mächtigsten Leidenschaften und voll der tiefsten Tragik. In den schönen Bund, den Natur und Sittlichkeit miteinander geschlossen haben, dringt wie ein spaltender Keil, vom Vatican geschleudert, ein dämonischer Glaube ein, um im nächsten Acte denselben ganz zu sprengen. Ein heiliges, tiefes Empfinden wird durch Wahnvorstellungen erwürgt. Und doch handeln auch die Dränger mit einer gewissen innern Berechtigung, und es ist ein Beweis dramatischer Weisheit, daß der Dichter an dem letzten entscheidenden Auftritte nicht die roh gewaltthätigen Sachsen, sondern nur Otto von Nordheim und Bruno, die doch große Grundsätze zu vertreten glauben, betheiligt sein läßt. Der Conflict entsteht zwischen den Führern, aber wir sehen mit greifbarer Deutlichkeit, wie das ganze Volk mitbetroffen wird. Mit dem sichern Blicke des geborenen Dramatikers hat Wildenbruch es erkannt, daß die großen Kämpfe, welche sich in der deutschen Geschichte zwischen weltbewegenden Mächten abgespielt haben, nur in ihrem Widerschein auf das persönliche Leben des Einzelnen auf der Bühne wirksam dargestellt werden können. Die großen weltgeschichtlichen Kämpfe zwischen Kaiserthum und Papstthum, zwischen Ghibellinen und Welfen, zwischen Deutschland und Napoleon I. haben auch ihn angelockt. Aber obwol er mit seiner energischen Gestaltungskraft und dem hinreißenden Sturme seines Pathos vielleicht wie kein anderer im Stande gewesen wäre, mit den Heerführern selbst das Kampfgefilde zu beschreiten, so hat er es doch weislich unterlassen, den großen politischen Kampf auf die Bühne zu bringen, und uns in allen vier Stücken: „Das neue Gebot", „Der Fürst von Verona", „Der Menonit" und „Väter und Söhne", in einen abgelegenen Winkel des Weltkriegsschauplatzes geführt, um uns dort desto deutlicher und wirksamer in der Entwickelung rein persönlicher Schicksale die Bedeutung des großen Streites zu zeigen. Ob Heinrich IV. oder Otto von Nordheim siegte, und welch eine Macht das Papstthum und die Hierarchie durch die Einführung des Cölibats gewann, dies zu erfahren ist dem heutigen Theaterbesucher, mag ihm

Digitized by Google

der Kampf um die Herrschaft auch noch so lebhaft vorgeführt werden, ziemlich gleichgültig. Wenn wir aber sehen, wie ein wackerer Mann um seiner Treue willen gezwungen wird, seine Treue zu opfern und sein Gewissen mit Füßen zu treten, wie er dann vor die Wahl gestellt wird, entweder sein geliebtes Weib zu verstoßen und den Naturtrieb in sich zu tödten, oder von allen, die ihn geliebt, verlassen, mit Schmach bedeckt, mit ebendiesem theuern Weibe in kalter Winterszeit ins Elend zu wandern, dann werden wir im Innersten erschüttert, und zugleich wird uns die furchtbare Bedeutung klar, die jene weltbewegenden Kämpfe gehabt haben. Leider hat Wildenbruch im „Generalfeldoberst" zu Gunsten des Hohenzollern-Cultus dieses Verfahren aufgegeben.

Aber die Sache hat auch ihre Kehrseite. In den genannten vier Stücken schafft der Kampf der Großen nicht blos den Hintergrund für das Drama, das sich im Leben der Kleinen abspielt, sondern der Zusammenhang ist unmittelbar gegeben. Die Entwickelung der persönlichen Schicksale vollzieht sich nicht nach dem einmal gegebenen Anstoße und in der neuen Bahn der Verhältnisse selbständig nach den innewohnenden Trieben und Kräften, wie in „Hermann und Dorothea" und in „Minna von Barnhelm", sondern die Weltbegebenheiten greifen in den Gang der Handlung ein und geben ihr öfters eine unvermuthet neue Wendung. In „Väter und Söhne" beginnt der dritte Act mit ganz neuen Verhältnissen, die durch den überwältigenden Sieg Napoleon's nach Schluß des zweiten Actes herbeigeführt sind, und zum Theile mit ganz neuen Personen, die der neue Zug der Weltbegebenheiten in die Mitte derjenigen hineindrängt, die in den beiden ersten Acten handelnd auftraten. Im vierten Aufzuge führt der Dichter rechtzeitig das ganze York'sche Corps nach Berlin, um der französischen Polizei ein edles Opfer zu entreißen, und der fünfte Act wäre überhaupt nicht möglich, wenn Bülow nicht die Schlacht bei Großbeeren geschlagen hätte. Es gelingt zwar dem Dichter, auf diese Weise die unmittelbare Verbindung zwischen dem Gange der Weltgeschichte und dem des einzelnen Menschenlebens mit kräftiger Energie fühlbar zu machen, aber er erkauft diesen Vortheil mit einer Schädigung des dramatischen Organismus. Es fehlt der Handlung an Stetigkeit und innerer Folgerichtigkeit, da die äußern Anstöße im Drama die Natur des Zufalls an sich tragen.

Dieselbe Kunst, mit der Wildenbruch die Bedeutung weltgeschichtlicher Kämpfe in den Wirkungen, die sie auf das Einzelleben ausüben, darstellt, offenbart er auch darin, daß er die Gegensätze, welche die Massen bewegen, in die einzelnen Führer besondert und, indem er die Masse hinter ihnen vertheilt, eine höchst wirksame Gruppirung vornimmt. In allen Stücken großen Stils — vielleicht mit Ausnahme des „Christoph Marlow" — kommen Massenscenen vor, und es liegt in der Natur des Dramas, daß der Strom der Handlung, wenn er im Wogenschlage seine volle Kraft zeigen soll, in diese breiten Becken hineingeführt wird. Vortrefflich läßt uns im „Fürst von Verona" der Dichter die ganze Glut der Feindschaft, welche zwischen Guelfen und Ghibellinen entbrannt ist, dadurch fühlen, daß er sogleich im ersten Aufzuge die Töchter beider Parteien in bitterm Hader einander gegenüberstellt. Nachdem sie unter heftigen Worten sich mit Blumen beworfen, greifen sie zu Steinen — das gibt eine Vorstellung von dem Feuer des Parteihasses, um den es sich hier handelt.

Digitized by Google

Im dritten Acte hat der Dichter durch eine Art von pyramidalem Aufbau statt eines regellos wilden Durcheinander eine klare Uebersicht über den Kampf der Parteien ermöglicht. An der Spitze einer jeden von beiden steht ein Führer, unter diesem eine kleine Anzahl hervorragender Edelleute, und unter diesen das stumme Gefolge. Neben diesen Pyramiden der Edelleute steht eine ebenso aufgebaute der Reisigen. Die Führer an der Spitze sind aber keine Gedankenbilder, keine bloßen Ideenvertreter, sondern Menschen von lebendiger Individualität. Blut und Farbe haben sie alle, und ein starker Realismus zeigt sich in der Entwickelung des Seelischen. Derselbe besteht natürlich nicht in der Kleinmalerei des seelischen Lebens; denn es handelt sich hier nicht um die kleinen Vorgänge des alltäglichen Daseins, sondern um große Entscheidungen, die für das Wohl und Wehe Tausender wichtig sind. Es kommt also darauf an, mit welchem Einsatze von Kraft nach dieser oder jener Richtung hin sich jeder geltend macht. In der Lebendigkeit, mit welcher diese Kräfte fördernd oder hemmend aufeinander wirken, in dem raschen Wechsel, mit dem neue Gesichtspunkte sich geltend machen, und in der nach dem Maßstabe des Charakters vielfach abgestuften Thatkraft liegt jener echte Realismus, der uns von der innern Wahrheit des Vorganges überzeugt. Je strenger nach dem Schema der logischen Gedankenentwickelung die Wechselbeziehungen der Personen im Dialog sich gestalten, desto weniger lebendige Wirklichkeit empfinden wir; je mehr die logischen Elemente im Worte vom Gefühle durchdrungen sind, und je mehr sich die Freiheit leidenschaftlicher Naturen geltend macht, desto reiner erreicht der Dichter die Wirkung der Natur mit den Mitteln der Kunst. Dieser echt künstlerische Realismus ist es, durch den Wildenbruch sich auszeichnet. Hierdurch beseitigt er den Zwang der Form, das Acten- und Protokollmäßige, das steif Technische und Abstracte, das die Erwägung politischer und militärischer Fragen, zumal wenn sie unter geordneter Leitung, z. B. im Kriegsrathe, stattfindet, mit sich bringt. Die sachlichen Fragen werden zu persönlichen, und die handelnden Personen werden mit echter Leidenschaft für die sittliche Seite, die alle diese Fragen haben, erfüllt. Je ausschließlicher die Sache, welche die Empfindung aufregt, ins Auge gefaßt wird, je bedeutender die seelischen Grundkräfte des Empfindens und Wollens sind, die ins Spiel gebracht werden, je weniger auf Hindernisse, Nebenzwecke und Interessen anderer dabei Rücksicht genommen wird, desto mächtiger erscheint die Leidenschaft. Je größer die Leidenschaft, je stärker der Gegensatz der Ziele, desto bedeutender der Kampf und desto dramatischer die Handlung. Um dieses Zweckes willen rüstet Wildenbruch seine Personen mit dem reizbarsten Gefühle, mit dem stärksten Willen aus und scheidet sie durch Ziele, die im schroffsten Gegensatze zueinander stehen. Dadurch wird sogleich im ersten Aufzuge ein Sturm entfesselt, der das ganze Stück durchbraust. Eins erreicht er dadurch mit Sicherheit: der Zuschauer wird sofort in die gewaltige Aufregung mit hineingerissen und seine Erwartung aufs höchste gespannt. Damit ist aber zugleich eine bedenkliche Lage geschaffen. Wird diese Aufregung fünf Acte hindurch anhalten? Ist eine wesentliche Steigerung unserer Empfindungen noch möglich, wenn die schweren tragischen Wandlungen eintreten, die durch den ersten und zweiten Act nur vorbereitet werden? Weder das eine noch das andere! Und daraus erklärt sich das Mis-

Digitized by Google

verhältniß zwischen dem Kraftaufwande und dem Erfolge der meisten Wildenbruch'schen Dramen. Aller Glanz äußern Pomps, aller Adel der Sprache und alle Poesie befriedigen nicht mehr, wenn wir von der Höhe der Theilnahme langsam heruntersinken. Uhland's „Ernst von Schwaben" ist dafür ein Beweis. Um jene Steigerung zu sichern, muß der Dramatiker an sich halten, er muß die Gelegenheit zu starken Wirkungen, die die ersten Acte vielleicht schon bieten, weise meiden und erst vom dritten Aufzuge an die volle Kraft der Leidenschaft entfalten. Dadurch erreicht Grillparzer mit viel geringern Mitteln als Wildenbruch seine tiefen Wirkungen. Wildenbruch aber säet statt mit der Hand sogleich mit dem vollen Sacke; er erzielt im ersten oder in den beiden ersten Acten Wirkungen, die er bestenfalls festhält, im „Neuen Gebot" jedoch und in „Väter und Söhne" tritt eine entschiedene Abschwächung ein. Wildenbruch ist ein viel zu genauer Kenner der Bühne, als daß er diesen Mangel seiner Stücke nicht bemerken sollte. Er muß also in seinem dichterischen Temperament begründet sein.

Die Folge dieser Ueberspannung der Anfangswirkung ist nun, daß der Dichter, um doch dem Bedürfnisse der Steigerung zu genügen, zu entschiedenen Uebertreibungen kommt und in der Fortführung der Handlung gelegentlich das „Raffinement", ja sogar grobe Effecte und Theaterstreiche nicht verschmäht. Wieviel hiervon Berechnung ist, wieviel das natürliche Ergebniß der in so starker Anspannung arbeitenden dichterischen Kraft, läßt sich schwer ermessen. In beiden Fällen ist es aber eine nothwendige Folge der allzu heftigen Anfangsbewegung, und diese wieder ist eine Folge der Kraftüberfülle, mit welcher er die Personen lädt, mag das nun in bewußter oder unbewußter Weise geschehen. So geräth Harold, als er den Betrug erfährt, dessen Opfer er geworden (III, 13), in einen so überreizten Zustand von Wuth und Verzweiflung, daß er „zur Erde brechend" ausruft:

Zerreiße, Erde! Sonnenglanz, lisch aus!
Verrath! Verrath am Allerheiligsten!

und mit den Worten:

Komm keiner mir zu nah — laßt mich, laßt mich!

„aufspringt und wie taumelnd abgeht". In dieselbe Aufregung versetzt ihn — freilich mit viel weniger Grund — die Aufklärung, die er in IV, 7 von Wilfried erhält, und wenn dann ein Ordgar darüber dermaßen in Aufregung geräth, daß er sich zur Erde wirft und schreit:

Tief, Grab, sei tief, in dem Graf Godwin schläft,
Daß er nicht höre, was sein Sohn gethan!

so befremdet uns das viel mehr, als es uns erschüttert. Wenn die Leidenschaft sich so überschlägt, daß die gewaltsamsten, fast krampfhaften Bewegungen erfolgen, und die Sprache nach Hyperbeln ringt, um Unerhörtes auszudrücken, ohne es doch zu vermögen, so wird aus dem Unglücklichen ein Verunglückter, das Mitleid schwindet, wir verfolgen mit kalter Neugier den natürlichen Verlauf des Falles und bedauern nur, daß nicht ein Arzt zur Hand ist. Wildenbruch treibt aber seine besten Helden, einige sogar zu wiederholten malen, in diesen ekstatischen Zustand. Wie weit er sich verirren kann, zeigt der Charakter des Scaramello im „Fürsten von Verona", der uns oft eher den Eindruck eines wilden Thieres als eines feurigen Südländers macht. So wenn er ausruft: „O Hölle und Tod! Ich will sanft, ich will milde sein!" und wenn er „wüthende Thränen" weint. Im fünften Aufzuge zeigt er deutlich den Typus des Wilden. Denn es ist reine Nigger-

Digitized by Google

sprache, wenn er zu Selvaggia sagt: „Scaramello ist stolz. Nein, nicht erschrecken, nicht Euch fürchten vor mir, Madonna Selvaggia. Scaramello thut Euch kein Leid.“

In denjenigen Stücken, welche neben der ernsten Handlung auch eine heitere haben, oder in welchen lustige Scenen den tragischen Ernst unterbrechen, entstehen bei dieser Ueberspannung der Leidenschaft die grellsten Gegensätze. So besonders in den „Quitzows“. Von I, 14 zu 15 z. B. wechselt die heiterste Lage in die furchtbarste. Statt uns in den Jammer der Straußberger hineinzuziehen, will uns der Dichter hineinschleudern, wenn er den Bürgermeister Wins ausrufen oder vielmehr toben läßt (I, 16):

Nicht schreien? Was? Sie sollen heulen, heulen!
Jammer, der nicht mehr schreien darf, macht toll!
Es muß auf Erden doch noch Ohren geben,
Die hören, wenn man schreit. Der Kaiser schläft,
Der Markgraf schläft — heult, heult und weckt sie auf! u. s. w.

In einen Bahnzug zu steigen, der, langsam angezogen, mit wachsender Schnelligkeit uns endlich wie auf Sturmesfittichen durch die Länder trägt, daß Bild auf Bild sich vor unsern Augen aufrollt, das ist eine Freude. Aber wenn ein Zug an uns vorüberjagt, plötzlich in ihn hineingeworfen zu werden, das ist weniger erfreulich. Wildenbruch schleudert uns bisweilen so in den rasenden Zug fremder Gefühle hinein. Selbst in den modernen Stücken erhitzt sich die Leidenschaft oft maßlos, und es gibt Ausbrüche, die mit der Wohlerzogenheit unserer „guten Gesellschaft“ in seltsamem Widerspruch stehen.

Frauen und Mädchen verfallen bei Wildenbruch in der äußersten Erregung entweder in den Zustand des Hellsehens oder sie glauben wirklich Visionen zu haben. Das erscheint bei den seelischen Voraussetzungen und dem Drange, mit dem das Schicksal auf sie einstürmt, meistens ganz naturgemäß. Nur hat die Wiederkehr in so vielen Stücken etwas Schablonenhaftes. Bedenklich ist die Sache in den „Quitzows“. Im ersten Acte erscheint Agnes' Geist infolge furchtbarer Erlebnisse, deren Zeugen wir nicht gewesen, den Wahnvorstellungen so ganz hingegeben und zwar auch da, wo die Lage und die Umgebung sich völlig verändert haben, daß wir sie wirklich für wahnsinnig halten. Und doch scheint das nicht die Meinung des Dichters zu sein; denn sie zeigt später geistige Gesundheit, ohne daß eine Gesundung sich vollzogen hätte. Im „Generalfeldoberst“ gründet der Dichter sogar auf so ganz uncontrolirbare Erscheinungen die Peripetie des Stückes. Und wie wenig entspricht da diese höchste, ja krankhafte Feinfühligkeit dem übrigen Charakter Genoveva's!

Aber nicht nur die Frauen und Mädchen, sondern auch männliche Personen gerathen in visionäre Zustände. Das ist wenigstens nicht unnatürlich bei denjenigen, deren Wesen dem weiblichen ähnelt und durch furchtbare Schickungen ins Wanken gebracht wird. Ganz unmotivirt und deshalb unglaublich ist jedoch die Vision, die am Schlusse der „Karolinger“ der sterbende Graf Bernhard hat. Indem er Judith, die Kaiserin, anstarrt, ruft er:

Wer that mir das? Wer riß die todte Maurin
Aus ihrem Grab? Ihr wollt mich glauben machen,
Sie lebe — doch ich weiß es, sie ist todt!
Bleib — sie erhebt vom Boden sich — sie kommt —
Das todte Antlitz beugt sich über mich —
Hamatelliwa — o — kalt ist der Tod!

Gewissensbisse wären selbst bei dieser

Digitized by Google

gegen alles Sittliche völlig gleichgültigen Seele noch eher denkbar als eine Ekstase, die jene zur Voraussetzung hat. Denn wenn nicht der Gedanke an den Mord ihn aufregte, was hätte ihn denn aufregen sollen? Hamatelliwa war ihm ja neben Judith ganz gleichgültig geworden, er hatte sie weggeworfen. Mit Richard III. zeigt er auch hier wenig Aehnlichkeit. Als jenem die Geister der von ihm Gemordeten erscheinen, ist es tiefe Mitternacht, deren Schauer uns der Dichter fühlbar macht. Richard liegt allein in seinem Zelte, und über dem Schlafenden steigen diese Gestalten auf: was ihm im Traume erscheint, läßt der Dichter dem Zuschauer sichtbar sein. Daß der sonst so unerschütterliche Mann eines solchen Zustandes fähig geworden ist, deutet Shakespeare an, wenn er den König vor Schlafengehen zu Ratcliff sagen läßt:

Gebt mir einen Becher Weins.
Ich habe nicht die Rüstigkeit des Geistes,
Den frischen Muth, den ich zu haben pflegte.

Von all dem ist bei Bernhard nicht die Rede; am hellen Tage, mitten in einer großen Versammlung, hat er diese Erscheinung. Aber er liegt im Sterben, die Agonie hat begonnen! Freilich! Wieder ein pathologischer Zustand mit uncontrolirbaren Wirkungen!

Bezeichnend für das Uebermaß der Leidenschaft, zu welchem oft und rasch die Personen in Wildenbruch's Dramen gelangen, ist auch das häufige Schwören und Knien. Dem heftigen Sinne genügt eine einfache Versicherung oder eine lebhafte Betheuerung nicht, die Wahrhaftigkeit der Aussage oder des Wollens muß in der stärksten, eindrucksvollsten Form bestätigt werden. Aber dies erscheint uns doch selbst bei dem gesteigerten Gefühlsleben dieser Menschen oft übertrieben. Weshalb muß z. B. Christoph Marlow es sich, als er krank lag, gerade geschworen haben, zu seinem Pflegevater Walsingham zurückzukehren und ihm die Hand zu küssen? Zweimal erhält der Eid eine verhängnißvolle Bedeutung, von welcher der Schwörende nichts ahnte, im „Harold" und im „Christoph Marlow".

Mehr noch als im Schwören äußert sich die leidenschaftliche Bewegung im Knien. Es gibt wenig Acte, in denen das Knien nicht vorgeschrieben ist, aber viele, in denen es mehr als einmal gefordert wird. Dreimal (im „Opfer um Opfer" und im „Neuen Gebot") kommt es vor, daß diejenigen, vor denen zuerst gekniet ist, hernach selbst vor jenen knien müssen, die einst ihnen zu Füßen lagen. Der Dichter hat in allen drei Fällen den Wechsel des Schicksals, den eine gerechte Nemesis herbeiführt, zugleich durch diesen Wechsel der äußern Erscheinung gekennzeichnet. Die auf der Bühne so wirksame Versinnlichung einer geistigen Vorstellung hat aber den Dichter veranlaßt, in seinem Gebrauche verschwenderisch zu sein. Läßt er in „Opfer um Opfer" die unglückliche Christine doch sogar vor ihrem eigenen Brautkleide knien und dasselbe anreden.

Mit seinem scharfen Blicke für das Bühnenwirksame hat Wildenbruch nicht blos von all den leidenschaftlichen Bewegungen, die überall im Leben vorkommen, dem Zusammenbrechen, dem Zurückprallen, dem Zurückfahren mit vorgestreckten Händen, dem Handauflegen, Wegstoßen oder Umarmen, dem Taumeln, Stürzen u. s. w., in seinen Dramen den reichsten Gebrauch gemacht, sondern er hat den Kreis der symbolischen Handlungen auch erweitert oder solche geschaffen, die der besondern Lage der Dinge und den Vorstellungen, die sich damit verknüpfen, vortrefflich entsprechen.

Wenn Leonore in „Christoph Marlow" das Buch streichelt, das die Dich-

Digitized by Google

tung Marlow's enthält, so läßt dies erwarten, sie werde bald auch so den Dichter streicheln. Dem gegenüber erscheint es abstract und gewaltsam, wenn Scaramello — freilich Scaramello! — im Gedanken an Selvaggia seine Arme ausbreitet und mit den Worten: „Hier soll ich sie halten, sie fühlen — hier!" die leeren Arme an seine Brust preßt.

Symbolik und Wirklichkeit fließen ineinander, als Wimar Knecht die Königin Bertha, um sie vor der Gewaltthat der sächsischen Empörer zu schützen, in ihrer schweren Stunde auf den Altar legen läßt. Wie schön versinnlicht der Dichter im „Fürsten von Verona" die Freude des Volkes über das versöhnliche Auftreten Mastino's, des ghibellinischen Machthabers, dadurch, daß er ein Weib aus dem Volke ihrem Knaben Blumen geben läßt, damit er sie dem Mastino darbringe! Da kniet die holde Selvaggia, des welfischen Rizzardo Tochter, bei dem Kinde nieder, ergreift dessen Hand und streckt sie dem Mastino hin. Dieser nimmt die Blumen, hebt Selvaggia, deren Schönheit den ersten Eindruck auf ihn macht, sanft empor und fragt, indem er den Arm um ihre Schultern legt: „Der Himmel spricht Frieden, Selvaggia, Freundschaft, Liebe?" Und Selvaggia, die ihn „groß und tief" ansieht, antwortet: „O ja, Mastino — Liebe." Welch ein zaubervolles Bild des Friedens in diesem von Parteikämpfen durchtobten Drama!

Ganz besonders liebt es der Dichter, sinnbildliche Handlungen mit der heimatlichen Erde vollziehen zu lassen; sie wird angerufen, erfaßt, geküßt, in ihre Tiefe wird symbolisch das Herz gepflanzt.

Die Fahne ist ein wirkliches Sinnbild des Bestandes, der Einheit und Ehre eines Heeres oder eines Geschlechts. So benutzt sie der Dichter zweimal, in den „Quitzows" und in „Väter und Söhne", zu einer sehr wirkungsvollen symbolischen Handlung. Dabei offenbart sich noch ein anderer Zug dieses Dramatikers: er schafft mit Energie zum Besten der theatralischen Wirkung Sinneseindrücke, welche die Vorstellung von etwas abstract Geistigem oder Sittlichem verstärken. Bei keinem andern Bühnendichter tritt das Streben nach starker Gegenständlichkeit, nach scenischer Realität so sehr hervor wie bei Wildenbruch. Um nur einiges zu erwähnen, so wird im „Generalfeldoberst" (II, 5) die aufgeregte Stimmung, in der sich das berliner Volk gegenüber der Unionspolitik befindet, durch einen pamphletartigen Aufruf verdeutlicht, der dem pfälzischen Kurfürsten gebracht und verlesen wird. Im „Neuen Gebot" wird der Bann über König Heinrich nicht blos verkündet, sondern wir sehen die Bannbulle selbst, und Wimar Knecht kann so die furchtbare Thatsache mit Händen greifen. Im „Menonit" ist der Gebrauch bedeutungsvoller Gegenstände auf die Spitze getrieben. Es sind deren zwei: die Pistole, welche Reinhold von den Franzosen erhält, um zum Zweikampfe gerüstet zu sein, und der Aufruf Schill's. Beide Gegenstände spielen zweimal im Drama eine wichtige Rolle. Bühnenwirksam sind ja diese Dinge, besonders für das große Publikum, aber sie sind doch gar zu sehr auf den äußern Erfolg berechnet.

Sehr viel höher als dieser Realismus der kleinen, aber groben Mittel steht jener, durch welchen Wildenbruch das Wesen und die Handlungsweise seiner Personen charakteristisch zu verdeutlichen und sinnlich anschaulich zu machen weiß. Er besitzt hierin eine ganz besondere Stärke, und die mächtige, unmittelbar packende Wirkung seiner Tragödien beruht nicht zum wenigsten auf diesem starken Realismus. Der-

Digitized by Google

selbe tritt jedoch durchaus nicht als ein Kunstmittel auf, das mit äußerm Geschick verwerthet wurde; vielmehr liegt er dem Dichter im Blute. Alles charakteristisch Bedeutende stellt sich ihm auch in einem bedeutenden, mit allen Bestandtheilen sinnlicher Wirklichkeit ausgestatteten Vorgange dar. Jedes Drama gibt hiervon die deutlichsten Beweise. Wo andere Dramatiker sich mit der Erzählung oder mit der Darstellung der sittlichen Seite der Sache begnügen würden, da bringt Wildenbruch den Vorgang selbst oder macht ihn durch seine realsten Vertreter geltend. Im „Christoph Marlow" erfahren wir nicht etwa einen Tag oder eine Stunde nach der Erstaufführung von „Romeo und Julie", wie wunderbar dieser Sonnenaufgang des Shakespeare'schen Genius auf alle gewirkt hat, und wie mit einem male Marlow's Stern in diesem Glanze erblichen ist; nein, der Dichter führt uns hinter die Coulissen, wir empfangen die Wirkung in ihrer wachsenden Stärke sozusagen aus erster Hand und sehen den maßgebendsten Theil der Welt, der hier in Betracht kommt, den Hof, die Schauspieler und die Schriftsteller, Dichter wie Recensenten, von dem ersten Eindrucke bewegt, und derselbe theilt sich uns unmittelbar mit. In den „Quitzows" genügt es dem Dichter nicht, uns die Urtheile der Berliner über das Treiben Dietrich's von Quitzow zu geben, er führt die aus dem „ausgepochten" Straußberg verscheuchten Bürger mit Weibern und Kindern auf die Bühne; wir hören sie kommen, sich nahen, wie ein ungeheueres Unheil, wie ein unermeßlicher Jammer wälzt es sich heran, und als nun die Flut von Hunger, Elend und Verzweiflung hereinbricht, da packt uns ein Grausen vor dem Manne, der das angerichtet hat, und seine uns noch unbekannte, dunkle Gestalt wächst ins Riesenhafte. Im vierten Aufzuge des „Generalfeldoberst" ist die Scenenfolge unvergleichlich. Einer Reihe von äußern Vorgängen, die, an sich unpoetisch, kaum der epischen Behandlung fähig erscheinen, sind hier mit sicherm Blicke all die Elemente abgewonnen, die eine ganz außerordentliche Spannung erzeugen. Dies gelingt dem Dichter dadurch, daß er einerseits den materiellen Vorgang, der außerhalb der Bühne stattfindet, in einen seelischen Affect umsetzt und diesen zum Anstoß für die Handlungen nnd Leiden macht, die wir von den Hauptpersonen des Dramas fürchten oder hoffen, andererseits die Wirklichkeit des äußern Geschehens mit steigender Deutlichkeit uns fühlbar macht, bis endlich die furchtbare Macht, die bis dahin nur ihren Widerschein auf die Bühne warf, sichtbar und leiblich dort erscheint, um — im Kampfe mit der Erhabenheit einer echten Heldenseele zu erliegen. Wie plump und roh erscheint dagegen, was Grabbe uns im fünften Aufzuge seines „Napoleon" bietet! Eine Reihe von kriegerischen Bildern wird vor unsern Augen entrollt, deren Zusammenhang mit der Person des Helden nicht des Dichters Kunst erst stiftet, sondern die er einfach aus der Geschichte entnimmt. So geht denn der ganze Lärm wirkungslos an uns vorüber — wenn anders die Absicht war, Furcht und Mitleid in uns zu erwirken. Grabbe verfährt ganz episch: er bringt nur eine wechselnde Kette von Bildern, Wildenbruch führt echt dramatisch aus einem fernen Grunde ein Gewitter herauf, das er endlich mit voller Kraft sich über uns entladen läßt; denn wir fühlen uns eins mit seinen Personen. Grabbe zeigt sich als Dilettant, der da glaubt, der bloße Stoff werde durch seine Masse Wirkung thun; Wildenbruch erscheint als echter Künstler, der dem Stoffe mit vollkommener

Digitized by Google

Freiheit erst seine dramatisch wirksame Form gibt und nur durch diese Form wirken will.

Aber das Streben nach Gegenständlichkeit und die erfolgreiche Kühnheit, mit welcher der Dichter alle Mittel scenischer Wirkung verwendet, hat ihn hin und wieder zum Raffinement verführt, d. h. zur künstlichen Steigerung einer durch die natürliche Entwickelung bereits gegebenen Wirkung. In den „Karolingern" liegt ein gewisses Raffinement schon darin, daß die Kaiserleiche auf dem Katafalk hereingetragen wird; die Entscheidung hätte ohne diesen düstern Pomp ebenso gut herbeigeführt werden können. Aber der Dichter liebt die starke Versinnlichung. Viel stärker ist, was folgt. Die Kaiserin, welche auch jetzt noch ihren Geliebten retten möchte, fordert diesen auf, die Anklage für eine Verleumdung zu erklären. Darauf hin macht Lothar den teuflischen Vorschlag, die Kaiserin selbst soll über Bernhard richten. So spricht sie diesem „lallend" das Urtheil nach:

„Tod durchs Schwert!"

und sinkt ohnmächtig nieder. Der Dichter hätte den Vorgang für die Bühnenwirkung nicht raffinirter gestalten können. Aber auf wie trügerischem Grunde ist dieser Erfolg auferbaut! Wie künstlich werden die Reihen der Gegner vom zweiten Auftritte des vierten Aufzugs an mit den Elementen des Gegensatzes geladen, wie sorgfältig wird jede Berührung unter ihnen verhindert, damit die volle Entladung im siebenten und achten Auftritte mit dem Effecte einer Explosion stattfinde! Ebenso ist im „Christoph Marlow", III, 3, 4, der Conflict zwischen Marlow und Leonore künstlich verstärkt. Als Leonore ihm voll Begeisterung und Liebe — sie hält ihn für den noch ungenannten Dichter des Stücks — entgegeneilt, stößt er sie von sich, und in dem ganzen, verhältnißmäßig langen folgenden Auftritte reißt er sie nicht aus ihrem Irrthume, aus ihrem Traume, sondern mishandelt sie nur, sodaß sie zu dem entsetzlichen Glauben kommt, er sei wahnsinnig. Das mag auf die Nerven der Zuschauer stark wirken, aber die Wirkung ist nicht im Sinne des Tragischen: wir fühlen uns gequält.

Wildenbruch ist jedoch bei dem Raffinement der Handlung nicht stehen geblieben. Um des Erfolgs willen hat er auch die äußerlichen Mittel des Effects nicht verschmäht. Er spart das Pulver auf der Bühne nicht. Flinten- und Pistolenschüsse krachen, und im letzten Acte der „Quitzows" und des „Generalfeldoberst" reden gar die Kanonen gewaltig drein. Den drei dunkelgepanzerten Rittern, die „Karolinger", III, zur Schlacht auf Colmars rothes Feld laden, entsprechen die Mönche des Klosters Hyde, „Harold", IV, 8, die, ihre Kutten zerreißend, plötzlich in lichten Panzern dastehen. Sie ziehen unter dem Gesange des unvermeidlichen „Dies irae" ein. Die Wirkung der Musik benutzt der Dichter in manchen Stücken; bald ist es Kirchen-, bald Tafel-, bald Schlachtmusik, die die Stimmung erhöht. Trompetensignale erschmettern überall, wo Mars in die Handlung eingreift. Die künstlichste Herrichtung eines Knalleffects gröbster Art findet sich am Schlusse des „Menonit". Es ist ein Theaterstreich, der an die Stelle einer unerbittlichen Nothwendigkeit, die sich mit den einfachsten Mitteln vollzieht, einen Mechanismus setzt, der zwar ebenfalls Tod und Verderben bringt, aber nur unter der Voraussetzung, daß alles „klappt". Aehnlich effectvoll ist der Schluß der ersten Abtheilung von „Väter und Söhne" gestaltet.

Mehrmals jedoch sucht Wildenbruch die letzte Wirkung nicht in einem lärm-

Digitized by Google

vollen Schlusse, sondern er läßt auf den Lärm und die Aufregung unvermuthet die größte Stille folgen und breitet über die Scene plötzlich den Reiz des Geheimnißvollen und Wunderbaren aus. So am Schlusse von „Neues Gebot", II und III. Ebenso wunderbar still ist der Schluß des sonst so tumultvollen „Fürst von Verona". Auch die Sterbescenen im „Christoph Marlow" am Schlusse von II und V wirken tief ergreifend durch die friedevolle Ruhe und Weihe, die nach den heftigen Aufregungen und verderblichen Thaten eintritt. Man könnte das Stück als eine Apotheose Shakespeare's bezeichnen. Sein Genie ist Marlow's Schicksal, und die erste Offenbarung desselben führt in dem Drama eine so vollständige Peripetie herbei wie das Erscheinen des Hohenzollern in den „Quitzows". Wie Shakespeare nur die Schönheit seines Werks wirken läßt und seine überlegene Geistesmacht durch ihr bloßes Eintreten siegt, so streitet und kämpft Hohenzollern nicht lange mit dem Quitzow; er erscheint, mit ihm das Recht; Volk, Adel, Städte fallen ihm zu, und Quitzow ist schon verloren, als er sich in Burg Friesack zum letzten Kampfe anschickt.

Mit derselben Weisheit hat Wildenbruch es am Schlusse des „Neuen Gebots" unterlassen, den siegreichen König Heinrich selbst auf die Bühne zu führen; denn dieser konnte weder versöhnen noch eine neue Rechtsordnung vorstellen. Diese Mäßigung erfreut bei Wildenbruch um so mehr, als er oft genug ins Gegentheil übergeht.

Doch irrt man sehr und erhebt einen ungerechten Vorwurf, wenn man den Erfolg seiner Dramen auf seine bühnenkundige Technik zurückführt. Durch sie verstärkt er doch nur den Eindruck, den er durch jene echte Dramatik erzeugt, die wir oben gekennzeichnet. Der entschiedene Vorzug derselben ist eine klare Gliederung und die stete Hervorhebung der Hauptsache. Jedes Wildenbruch'sche Drama hat sein festes Rückgrat, das ihm seine stolze, sichere Haltung gibt. In keinem schwankt das Schwergewicht der Handlung zwischen verschiedenen Motiven; in keinem Augenblicke verliert der Dichter ihr Ziel aus dem Auge. In den ältern Stücken neigt er noch dazu, die Handlung durch eine größere Verwickelung spannender zu machen, wie ja auch Schiller in seinen Jugenddramen der Intrigue einen breiten Spielraum gab. In den spätern Stücken bedient sich Wildenbruch solcher Mittel immer weniger. Ueberhaupt sind es nicht Degen- und Mantelmotive, welche die Verwickelung veranlassen, sondern die großartige Einseitigkeit der Charaktere und ihre überstürmende Leidenschaft führen den gewaltigen Zusammenstoß und die Katastrophe herbei. So ist die Einfachheit des Plans ein Hauptvorzug dieser Trauerspiele. Um die einfachen tragischen Gefühle der Furcht und des Mitleids zu spannen und zu steigern, ist jede Zersplitterung des Interesses vermieden. In der festen Vereinigung desselben auf eine einzige Hauptsache hat Wildenbruch Außerordentliches geleistet. Dabei ist, trotz aller Einfachheit, die Handlung doch sehr reich gestaltet. Vor seiner lebhaften Phantasie entwickelt sie sich in einer natürlichen Stufenreihe, die durch das wechselnde Zusammenwirken der seelischen Mächte entsteht. Um diese rasch heranzubringen und in Thätigkeit zu setzen, setzt er sich freilich oft über die Bedingungen des wirklichen Lebens hinweg oder gestaltet diese in einer gar zu zweckvollen Weise. Nicht aus technischer Berechnung, sondern infolge seines stürmischen Dichtertemperaments geschieht es, daß er unzähligemal diejenige

Digitized by Google

Person, welche demnächst entscheidend auftreten soll, bereits vorher, von den Anwesenden unbemerkt, herankommen und ihren Worten zuhören läßt, ehe sie selbst eingreift. Die Handlung gewinnt dadurch ungemein an Lebhaftigkeit und schneller Entwickelung. Ein Beispiel genüge: „Harold", II, 2, 6, dringt Eustach eben voll Wuth auf den unglücklichen König Eduard ein und ruft:

Wer verwehrt mir
In Stücke dich zu hau'n?

In demselben Augenblicke tritt, wie gerufen, Harold ein und entgegnet:

Das wehre ich,
Harold, der Sachse!

Durch das einfache, aber freilich sehr abgenutzte Mittel des Horchens erspart sich oft der Dichter einen weiten Umweg und den Dienst vieler Mittelspersonen. Die Hülfe des Zufalls wird da in bedenklichem Maße in Anspruch genommen, aber immerhin entschuldigt der Hinweis auf die Wirklichkeit das Verfahren. Wildenbruch benutzt jedoch dieses Mittel auch da, wo in Wirklichkeit nichts zu erlauschen wäre, bei Monologen. Monologe gibt es nur auf dem Theater, und es ist widersinnig, sie als ein Stück Wirklichkeit zu behandeln. In den „Karolingern", I, 8, glaubt Judith, der Graf Bernhard sei soeben mit den übrigen hinausgegangen, ohne sich dessen jedoch irgendwie versichert zu haben. So hält sie einen Monolog, den der ihr im Rücken stehende Ferngeglaubte aufmerksam anhört. Nachdem er so ihre geheimsten Gedanken auf dem kürzesten Wege erfahren hat, wagt er mit kühner Zuversicht das, was er sonst sobald nicht hätte wagen können: er wirft sich vor der Kaiserin nieder, er nennt sie ein „verletztes Götterbild", die „ersehnte Frau", er gesteht, wie er sie stets geliebt, und mit seiner stürmischen Werbung gelangt er sogleich zum ersten Ziele; sie reicht ihm ihre Rechte, und er küßt leidenschaftlich die Hand des vor Aufregung zitternden Weibes. Mit ähnlich bedeutenden Folgen erhorcht im „Generalfeldoberst", III, 5, die Pfalzgräfin Elisabeth die Gedanken des Markgrafen Johann Georg.

Diese allzu deutliche Absichtlichkeit des Dichters, die der Freiheit und Natur seiner Personen Abbruch thut, tritt auch sonst öfters hervor; so in den Vorentscheidungen und bedeutungsvollen Worten, durch die er die Personen, ohne daß sie es ahnen, auf Späteres hinweisen läßt. Ganz besonders aber zeigt sie sich in der Art, wie er die Personen kommen und gehen läßt. Der Zufall entspricht hier allzu sehr und allzu oft der theatralischen Wirkung. In „Harold", III, 2, 11 fg. hat Herzog Wilhelm, als Harold den verlangten Eid geschworen hat, offenbar kein größeres Interesse, als seinen Fang festzuhalten und jede vorzeitige, jede frühzeitige Aufklärung zu verhindern. Statt dessen entfernt er sich, und nicht etwa mit seinem Gefolge, sondern ganz allein. Da nun Harold von den unvorsichtigen, übermüthigen Baronen sofort erfährt, was für einen Eid er, ohne es zu wissen, abgelegt habe, so muß man glauben, dies habe in der Absicht Wilhelm's gelegen, was doch, wie sein Grimm nachher zeigt, keineswegs der Fall ist. Als nun Harold den fürchterlichen Betrug erfahren hat, und seine leidenschaftliche Natur in den furchtbarsten Aufruhr versetzt ist, geht er taumelnd nach rechts ab. Daß er diese Seite und nicht wie Wilhelm und Adele die linke wählt, ist wieder ein sehr zweckmäßiger Zufall, da nun Wilhelm von links, ohne auf ihn zu treffen, sogleich wieder auftreten, die Barone wegen ihres Uebereifers schelten, die Gefangensetzung Wulfnoth's befehlen und sich dann mit allen Baronen

Digitized by Google

entfernen kann. Auf der leeren Bühne kann nun Harold wieder erscheinen (III, 2, 15), um einen Monolog zu sprechen, und Adele kann kommen, um ihm den geheimen Weg zur Flucht zu zeigen und von ihm Abschied zu nehmen.

Es ist jedoch anzuerkennen, daß von mehrern Fällen einer allzu großen Freiheit abgesehen, Wildenbruch es im ganzen vortrefflich versteht, das Auf- und Abtreten der Personen zu motiviren. Und das will viel heißen! Denn bei dem raschen Gange, in dem sich die Dinge bei ihm entwickeln, wechseln auch die Personen auf der Bühne sehr oft, und nur eine außerordentlich lebendige Phantasie, verbunden mit sorgfältiger künstlerischer Berechnung, ermöglichte es dem Dichter, in diesem raschen Wechsel im ganzen doch den Schein wirklichen Lebens festzuhalten und den einer marionettenhaften Mechanik zu vermeiden. Er hat sich diese Aufgabe dadurch noch bedeutend erschwert, daß er innerhalb eines Aufzugs den Wechsel des Ortes vermeidet und höchstens ein einziges mal den Zwischenvorhang benutzt. Die Erfindungsgabe, mit welcher der Dichter innerhalb so enger Schranken ein so reiches Leben mit all der innern Zweckmäßigkeit und Stetigkeit, welche das Drama verlangt, entfaltet, ist wahrhaft bewundernswerth.

Kein Tragiker hat so ausschließlich für die Bühne geschrieben wie Wildenbruch, und keiner sich mit solcher Sicherheit aller Mittel derselben bedient, um die Masse des Publikums zur gespannten Aufmerksamkeit zu reizen und zu packen. Dazu dient nicht nur die strenge Einheit der Handlung und die Vermeidung des Zwischenvorhangs, sondern auch der erfrischende Wechsel der Stimmungsfarbe, welche die Handlung in den verschiedenen Abschnitten trägt. Am besten ist es dem Dichter in den „Quitzows" gelungen, das Gemüth des Zuschauers zur Aufnahme der starken Eindrücke der tragischen Haupthandlung dadurch immer von neuem zu befähigen, daß er es an eingeflochtenen heitern Scenen sich erholen läßt, ohne daß doch das Ziel des Ganzen aus dem Auge verloren wird. Von wundervoller Wirkung ist der Gegensatz, in dem der zweite Theil des dritten Aufzugs zum ersten steht. In diesem, welcher in der steinernen Halle von Burg Friesack spielt, wendet Konrad vergebens alle Kraft seiner heiligen Ueberzeugung und seiner warmen Bruderliebe an, um Dietrich zur Milde gegen den unglücklichen Wins zu stimmen. Alle Bitten und Mahnungen prallen an diesem steinernen Herzen ab, und bei dem Mangel jeglicher Wechselwirkung erlahmt das Interesse. Um so wärmer und ergreifender ist die folgende Scene gestaltet. Der Dichter hat dieselbe unter freien Himmel verlegt. Aus der Burghalle strömte uns bei der eisigen Strenge und Unerbittlichkeit Dietrich's etwas wie kalte, dumpfe Kerkerluft entgegen, hier sehen wir unter hellen Frühlingswolken einen sonnigen Tag anbrechen. Die ersten Morgenschauer wehen durch den Wald, und wenn dann in der stillen, heiligen Frühe Friedrich von Hohenzollern aus seinem Zelte heraustritt, er ganz allein, und in symbolischer Handlung alle seine Kraft und all sein Thun dem ihm anvertrauten Lande angelobt, so mischt sich in uns mit der Freudigkeit der Morgenstimmung die Hoffnung auf eine bessere Zukunft für dies Land. In keinem Stücke hat der Dichter den volksthümlichen Ton so glücklich getroffen wie in diesem Stücke. Er befindet sich eben auf heimischem Boden, und so gibt er uns frische, unmittelbare Natur. Da ist kein gequälter Wortwitz, kein fremdartiger Putz, keine studirte Localfarbe, sondern reines Volksthum. In diesen

Digitized by Google

berliner Kindern verbinden sich selbstbewußte Keckheit und freundliche Gefälligkeit, ruhige Entschlossenheit und zähe Ausdauer, munterste Laune und ein theilnehmendes Herz aufs glücklichste. Ihr Hauptzug aber ist eine unzerstörbare Lebensfreudigkeit, die auch den Sensenmann noch mit Witzen beleuchtet. Es ist keine Frage, daß diese Verbindung des Hochtragischen mit der heitern Lust der Volksscenen dem Drama in erster Linie die Gunst des norddeutschen, besonders des berliner Publikums erworben hat. Man mag die patriotische Bedeutung dieses Dramas noch so hoch anschlagen, so muß man doch zugestehen, daß der ernste Theil der Handlung für sich genommen dem Trauerspiel nicht im entferntesten den Erfolg verschafft haben würde, den es sich in seiner jetzigen Gestalt erworben hat. Daß die handelnden Personen von so beschränkter, aber ausgeprägter Eigenart sind, hat nach den bekannten, von Schiller erörterten Gründen den Erfolg in dem Lande, wo man sich ihnen verwandt fühlt, ebenso verstärkt, wie es ihn, je weiter man von der Mark entfernt ist, um so mehr abschwächt. Schon den Süddeutschen berühren die Volksscenen ganz fremdartig; in nichtdeutschen Landen kann das Stück nicht verstanden werden. Durch die Verbindung der hohen Sphäre mit der niedern, der Beschränktheit mit geistigem Hochfluge, der poetisch verklärten Sprache mit dem Jargon entstehen allerdings sehr schroffe Uebergänge, und die künstlerische Einheit, welche Sophokles, Goethe, Schiller und auch geringere Dramatiker dadurch zu wahren wissen, daß sie, ohne sich des Dialekts zu bedienen, doch in der Ausdrucksweise die Naivetät und Einfachheit, sowie die geringere Bildung der Bauern, Handwerker, Arbeiter u. s. w. kennzeichnen, hat Wildenbruch preisgegeben. Er begnügt sich damit, die beiden so weit getrennten Welten dadurch zu verbinden, daß er einige Personen in die Mitte stellt, die an beiden theilnehmen. Während er mit dem Wachtstubenwitze die Stadtsoldaten, die Musikanten und den halbsoldatischen Schmiedegesellen Köhne Finke ausstattet, und diese sowie die Bürgermädchen den reinsten berliner Jargon sprechen läßt, reden der Bürgermeister Perwenitz und die Rathmannen nach unten hin ebenfalls in berliner Mundart, nach oben hin jedoch befleißigen sie sich einer mehr geklärten Sprache. Man sieht, die Vermittelung ist keine andere als diejenige, die in der Natur selbst gegeben ist, abgesehen von der Idealisirung der Wins. Ein künstlerischer Grundsatz ist dabei nicht durchgeführt. Wildenbruch ist kein Freund jener mittlern Art, die den feinern Geschmack befriedigt, aber auf die Masse, die er packen will, keinen Eindruck macht. Seine Natur liebt das Schroffe, Herbe, Gegensätzliche; sie ist allem harmonisch Abgeglichenen abgeneigt. Wie er Charaktere und Leidenschaften in den äußersten Gegensatz zueinander stellt, so hat er in den „Quitzows" auch die äußersten Gegensätze des Stils gewählt.

Wildenbruch ist ein Dramatiker von durchaus eigenartigem Charakter, aber er ist kein Bahnbrecher. Seine Dramatik spiegelt einen Theil vom Wesen seines Zeitalters wider, aber sie weist nicht auf ein neues hin. Man erkennt aus jedem Dialoge seine Sprache, aus jedem Grundrisse seiner Dramen seine Art, die Charaktere zu gruppiren, die Handlung zu gestalten und die bühnenwirksamen Mittel zu verwenden. Seine Eigenart besteht in der leidenschaftlichen Glut, in dem Thaten heischenden Heroismus, womit er seine Gestalten erfüllt, und in der durch eine starke Phan-

Digitized by Google

tasie geleiteten zweckvollen Bewegung derselben. Immer und überall sehen wir ihn erfolgreich bestrebt, die Wirkung der Handlung in der Richtung des tragischen Gedankens zu verstärken, doch dringt er mehr mit der Macht des äußern Geschehens stürmisch auf uns ein, als daß er uns langsam und tief in das Gefühl einer tragischen Nothwendigkeit versenkte. Durch die Entgegensetzung der Charaktere, durch die Fülle einer reichbewegten Handlung, die doch nie von dem centralen Gedanken abirrt, nie über episodisches Beiwerk ihre großartige Einfachheit verliert, durch eine Energie des Dialogs, die immer rasch an den Punkt zu kommen sucht, wo der erregte Wille sich in Handlung umsetzt, und deshalb ein Ausruhen an „schönen Stellen" nicht kennt, sucht der Dichter das Gemüth des Zuschauers zu fesseln und es in einem Sturme bis ans Ende mit fortzureißen. In seiner Technik ist etwas von der modernen preußischen Strategie: stürmische Angriffslust verbindet sich mit besonnener Berechnung der Mittel, nur daß Wildenbruch zu früh zu viel Kraft ins Feuer bringt — wie Friedrich Karl bei Königgrätz, Steinmetz bei Courcelles. Alles einzelne hat für Wildenbruch nur Bedeutung, sofern es zum Ganzen wirkt, und das ist ein echt künstlerischer Zug. Aber es treten Poesie und Schönheit im einzelnen zurück, und darin zeigt sich wieder ein Mangel an Kunst. Bei den großen Meistern ist auch das Besondere mit solcher Liebe behandelt, als ob es rein für sich gelten sollte. Und das kann es oft. Wie viele Scenen, z. B. in „Romeo und Julie", im „Julius Cäsar", im „Coriolan", im „Nathan", im „Tell", im „Götz", im „Egmont" und gar im „Faust" gewähren für sich eine reine Freude! In Wildenbruch's Dramen gibt es deren nicht. Was Goethe die dramatische Dichtung verleidete, die Aufgabe, zu einem bestimmten Zwecke zu dichten, das ist das, was Wildenbruch sucht. Denn hierin liegt seine Stärke. Wenn aber der Gewinn nur durch das Ganze erzielt wird, so liegt die Gefahr nahe, daß dieser Gewinn über das Kunstwerk gestellt, daß er außerhalb der Kunst gesucht wird. So geschieht es bei den Realisten, so auch bei Wildenbruch. Jene gebrauchen die dramatische Kunst, um sociale Gedanken darzustellen, für sie zu gewinnen und so eine neue Lebensgestaltung herbeiführen zu helfen. Wildenbruch's Dramatik ist beherrscht von dem patriotischen Gedanken. „Vaterland!" ist der Schlachtruf, der von Anfang an durch seine Stücke erscholl; „Hohenzollern!" das Feldgeschrei, dem er seine neuesten widmet. Wer wollte solche Dramen verdammen? Die Zeit ist noch nicht da, wo die Schranken zwischen den Völkern gefallen sind, und der Menschheit gegenüber die Vaterlandsliebe keine Bedeutung mehr hat. Im Gegentheile! Die Entscheidung über Sein oder Nichtsein hängt davon ab, ob diese Liebe im deutschen Volke mächtig genug bleibt. Auch ist Wildenbruch wohl der Mann dazu, mit seiner Kunst dem Vaterlande zu dienen. Denn er ist als Künstler ein ganzer Mann. In einer Zeit, wo unsere Literatur so sehr dem Flachen, dem Gezierten, Geklügelten, dem Gewöhnlichen oder dem Seltsamen, dem Ueberfeinerten oder Brutalen, dem Weibisch-Weichlichen oder dem Thierisch-Wilden anheimfällt, schlägt er einen männlichen Ton voll Kraft und Fülle an und erhebt die sittlichen Grundgefühle eines echten deutschen Mannes.

Aber das Höchste hat er nicht erreicht — auch nicht im Umkreise seines Könnens. Die Kunst rächt sich an dem, der sie einer andern Herrin dienstbar

Digitized by Google

macht. Die freie Fülle des Lebens erscheint beschränkt durch die Tendenz, und die Schönheit entzieht sich der heftigen Hand des Charakteristikers. Die Kunst kennt nur eine Aufgabe: die Darstellung der Schönheit. Denn diese allein erweckt Freude. Wildenbruch will unmittelbar für das Vaterland begeistern. Aber wie lange halten Gefühle vor, die im Theater entzündet sind? Der richtet einen stärkern Hort für dasselbe auf, der Werke schafft, die immer und überall Freude machen. Er trägt zur wahren Freude am Vaterlande bei.

Russische Offizierstypen.

Auf Grund der Beobachtungen eines französischen Offiziers mitgetheilt und ergänzt von Hauptmann **Zernin.**

Der russische Offizier ist eine nicht überall richtig verstandene typische Gestalt im gegenwärtigen Culturleben. Der eine denkt sich unter ihm einen barbarischen, kaum halb gebildeten, grausamen, zügellosen Mannschaftsführer; der andere hält ihn dagegen für einen überfeinen, sprachengebildeten, verwöhnten, sybaritischen Culturmenschen, welcher ganz das Gegentheil von seinem zuerst geschilderten Kameraden darstellt. Beide haben recht oder unrecht, wie man es nehmen will. Denn es ist nur das eine wahr, daß es in Europa kein zweites Offiziercorps gibt, in welchem so viele und so starke Gegensätze bestehen wie in der russischen Armee: Erziehung und Bildung, Herkommen und Gewohnheit, Land und Leute, tragen nirgends so viel zur Hervorbringung eines solchen Abstandes bei wie in Rußland. Allerdings ist schon manches — besonders im Laufe der letzten Jahrzehnte — geschehen, um diesen Unterschied verschwinden zu lassen; allein er besteht immer noch und wird nicht sobald ausgerottet werden können.

Es ist nun aber von hoher Wichtigkeit und großem Interesse, die Verhältnisse in dieser Richtung genau so kennen zu lernen, wie sie sind. Darum haben wir es unternommen, hier einige Typenbilder aus dem russischen Offiziersleben vorzuführen, wie sie sich gegenwärtig einem aufmerksamen Blicke darstellen. Nicht wir selbst sind es freilich, welche hierüber Beobachtungen an Ort und Stelle gemacht haben, sondern wir bedienen uns der Brille eines französischen Offiziers, also eines dem russischen Offiziercorps wohlgeneigten Standesgenossen, welcher während eines längern Aufenthalts in St.-Petersburg Erfahrungen gesammelt und seine Wahrnehmungen später in einem höchst lesenswerthen Aufsatze der pariser „Revue du cercle militaire“ veröffentlicht hat. Der Verfasser wird von der Redaction des genannten Blattes dem Leser als eine Persönlichkeit vorgestellt, welche durch scharfe Beobachtungsgabe und geschickte Wiedergabe der erhaltenen Eindrücke längst vortheilhaft bekannt geworden sei. Auch wir müssen schon nach der Kenntnißnahme seiner Aufzeichnungen über Rußland der hier ausgesprochenen Anerkennung beipflichten, bitten jedoch die Leser, selbst zu urtheilen. In einigen Fällen haben wir zur Erläuterung und

Digitized by Google

Richtigstellung Anmerkungen hinzugefügt, welche aus zuverlässigen Mittheilungen der jüngsten Zeit geschöpft sind.

Geben wir nun dem französischen Offizier das Wort.

* * *

Man würde sich eine recht falsche Vorstellung von dem russischen Offizier machen, wenn man sich ihn dem deutschen oder französischen Offizier ähnlich dächte; er unterscheidet sich von diesen durch sehr charakteristische Züge, in denen das slawische Temperament sich ausprägt. Diese eigenthümlichen Züge sind es, welche wir an das Licht zu fördern versuchen wollen; allein zuvor möge es uns gestattet sein, die vielleicht etwas trockene Frage in Kürze zu erörtern, wie die Offiziere in Rußland ergänzt werden.

Die meisten jungen Leute, welche den Beruf des Offiziers wählen, gehen durch die Cadettenschulen hindurch. Diese Cadettenschulen oder -Corps von rein nationaler Einrichtung wurden anfänglich für die Söhne des Adels bestimmt, welche darin die zum Offiziersberufe erforderliche Vorbildung und Erziehung erhielten. Unter Alexander II. wurden sie als nicht in Uebereinstimmung mit den damals beliebten liberalen Anschauungen aufgehoben und durch Militärgymnasien ersetzt, welche allen Klassen der Gesellschaft zugänglich waren; von Alexander III. sind sie jedoch im Jahre 1882 wiederhergestellt worden. Ihre Zahl wurde nach und nach vermehrt und beträgt gegenwärtig 22; sie sind auf alle Provinzen in Europa und Asien vertheilt und haben eine beträchtliche Entwickelung erfahren; ihre neue Organisation, die gleichzeitig dem russischen Nationalgeiste und den Anforderungen der heutigen Wissenschaft entspricht, beginnt jetzt gute Früchte zu tragen.

Die Cadettenschulen haben eine gewisse Aehnlichkeit mit dem Militärprytaneum in Frankreich; die Zöglinge können im Alter von 10—18 Jahren eintreten und werden je nach Alter und Ausbildung in eine der sieben Klassen, aus denen die Schule besteht, aufgenommen. Söhne von solchen Offizieren, welche mindestens zehn Jahre als Offiziere gedient haben, und Söhne von bestimmten Staatsbeamten haben Anspruch auf Freistellen, wenn sie außerdem eine Eintrittsprüfung bestehen und sobald Freistellen vorhanden sind. Eintretendenfalls werden die Freistellen zur Bewerbung ausgeschrieben. Die Zahl der bezahlten Stellen von Zöglingen mit oder ohne Pension ist nicht beschränkt, jedoch nimmt man in der Regel nur Söhne von Offizieren und bestimmten Civil- und Militärbeamten als Zöglinge an; nur gewisse Schulen in abgelegenen Provinzen nehmen Söhne von solchen Personen auf, welche den persönlichen Adel besitzen, und selbst auch Söhne von angesehenen Bürgern und Kaufleuten. Der Preis der Pension schwankt zwischen 450 und 550 Rub. (960—1200 Mark), je nach der Schule, der Preis des Schulbesuchs beträgt durchschnittlich 40 Rub. (88 Mark).

Die Zöglinge, welche ihre Studien mit Erfolg beendet haben, dürfen für den Eintritt in eine Specialschule, von denen wir später sprechen, vorgemerkt werden; diejenigen, welche einer solchen Begünstigung nicht würdig erscheinen, oder die sich für den Besuch von Militärschulen nicht entscheiden, können ebenso wie die Zöglinge, welche vor dem Schlusse des vollständigen Cursus die Schule verlassen, in das Heer als bedingungsweise Verpflichtete eintreten und sodann leicht den Offiziersrang erreichen.

In den beiden obersten Klassen wer-

Digitized by Google

den die Zöglinge in militärischer Weise geleitet; die besten Schüler können sogar Grade erlangen, deren Abzeichen sie bei ihrem Eintritte in die Militärschulen beibehalten.

Im ganzen liefern die Cadettenanstalten, ohne eigentlich direct den Offiziersgrad vorzubereiten, vortreffliche Elemente für diesen Stand.*

Der Specialschulen sind fünf an der Zahl, darunter zwei für die Infanterie: die Pauls- und Konstantinanstalt zu St.-Petersburg und die Alexanderanstalt zu Moskau; eine für die Cavalerie: die Nikolausschule; eine für die Artillerie: die Michaelsschule, und eine für das Ingenieurcorps: die Nikolausakademie. Jede Anstalt umfaßt 100—200 Zöglinge; die Dauer der Curse beträgt zwei Jahre für die Infanterie und Cavalerie und drei Jahre für die andern Waffen. Die Zulassung erfolgt entweder nach der Bewerbung oder durch Vorzeigung von Diplomen für bestimmte Zöglinge der Cadettencorps und einiger anderer Schulen.

Diesen Schulen ist das kaiserliche Pagencorps hinzuzurechnen, das aus Söhnen von hohen Beamten und jungen Männern von angesehenen Familien besteht, die vom Kaiser berufen werden und eine besondere Ausbildung empfangen. Die Dauer des Cursus beträgt neun Jahre, deren sieben erste den Klassen der Cadettenschulen entsprechen, während die beiden letzten den Klassen der Specialschulen gleichstehen; die Schüler der beiden obersten Klassen tragen die geschmackvolle Militäruniform und als Kopfbedeckung einen Helm mit Spitze, der von ihnen allein in Rußland beibehalten worden ist.

Die Zöglinge des Pagencorps haben das beneidenswerthe Vorrecht, als Unterlieutenants in die Gardeinfanterie oder -Cavalerie eintreten zu können, selbst wenn es keine offenen Stellen gibt, sobald sie nur eine gute Klassennummer beim Abgange erworben haben.

Die Zöglinge der Specialschulen, welche die Abgangsprüfung bestanden haben, werden gleichzeitig zu Unterlieutenants ernannt, entweder in der Garde, wenn dort Stellen frei sind, oder im Heere. Der Kaiser läßt im allgemeinen persönlich die Namen der zu Offizieren ernannten Schüler bekannt geben, welche aus dem Pagencorps oder den petersburger Schulen hervorgehen; das ist dann ein großes Fest für die Neubeförderten.

Die verschiedenen Schulen, von denen wir gesprochen haben, liefern die meisten Offiziere der Garde und der Specialwaffen und ungefähr den fünften Theil der Linienarmee. Die für das Bedürfniß des Heeres weiter erforderliche sehr große Zahl der Offiziere wird fast ausschließlich durch Freiwillige und ausnahmsweise — in Kriegszeiten — durch directe Beförderung der Unteroffiziere zu Offizieren gedeckt.

Bekanntlich kann jeder russische Unterthan, der über 17 Jahre alt ist und eine durch Diplome oder Studienzeugnisse bestätigte Ausbildung besitzt, in der Eigenschaft als Freiwilliger vor der Einberufung in den Dienst treten, gleichviel in welchem Zeitpunkte des Jahres (nach dem Rekrutirungsgesetze vom 1. Nov. 1876). Die Freiwilligen wählen ihren Truppentheil nach Maßgabe der offenen Stellen; sie werden je nach der Stufe ihrer Bildung in drei Kategorien eingetheilt und zu ein-, zwei- oder dreijährigem Dienste herangezogen; die streng-

* Die Bedeutung dieser Cadetten- oder Junkerschulen erhellt sofort, wenn man erwägt, daß in den letzten 25 Jahren (von 1864 bis 1889) nicht weniger als 33033 Offizierszöglinge und 278 Offiziere (diese aus der moskauer Schule mit Kriegsschullehrplan) hervorgegangen sind.

Digitized by Google

genommen bedingungsweise Freiwilligen, welche nur ein Jahr dienen, werden mehr als zukünftige Offiziere denn als Rekruten behandelt, ähnlich wie in Deutschland; ihre Uniform unterscheidet sich von der der übrigen durch eine Schnur in den Landesfarben, welche die Achselstücke umrahmt.

Die Freiwilligen, ob sie in die Garde oder in die verschiedenen Corps der Linie eintreten, können sich, wenn sie dies beantragen, auf eigene Kosten verpflegen und dürfen auswärts in der Stadt wohnen; sie speisen nicht mit den übrigen zusammen, sondern nehmen bei den meisten Truppentheilen, wenn sie das wünschen, ihre Mahlzeiten in einer Art von Menageküche in der Kaserne ein, zu der sie allein das Recht des Eintritts haben.

Die Freiwilligen erhalten eine besondere, sogenannte beschleunigte Ausbildung; nach Verlauf von drei oder sechs Monaten oder einem Jahre — je nach der Kategorie, der sie angehören — werden sie einer Prüfung vor einer Regimentscommission unterzogen und nach deren Bestehen zu Unteroffizieren ernannt, selbst wenn keine Stellen frei sind; thatsächlich thun die meisten dann als Unteroffiziere keinen Dienst, allein sie bereiten sich auf die Offiziersprüfung vor. Nach Verlauf von sechs Monaten, einem oder vier Jahren, je nach der Kategorie, können sie sich zu diesem Examen melden und zu Unterlieutenants ernannt werden.

Viele derselben sind nicht im Stande, diese Prüfung ohne besondere Vorbereitung zu bestehen; sie lassen sich alsdann, nachdem sie die beschleunigte Ausbildung erhalten haben, in eine von den 16 Junkerschulen schicken. Die Dauer des Schulcursus beträgt hier zwei Jahre, das erste Jahr ist für die allgemeinen Wissenschaften, das zweite für die eigentlich militärischen Kenntnisse bestimmt. Die Zöglinge werden zu Lieutenants ernannt, wenn sie die Abgangsprüfung bestanden haben.

Aus den Reihen der Junkerschulen gehen zur großen Mehrzahl die russischen Offiziere hervor — mehr als drei Viertel — sowie fast alle Offiziere der Linieninfanterie und Cavalerie.*

Hiernach gibt es in Rußland wie in Frankreich zwei Arten des Offiziersersatzes: die Specialschulen und das Pagencorps einerseits und die Junkerschulen andererseits. Auch bilden die Offiziere zwei recht geschiedene Kategorien, so sehr man auch die Trennungsursachen zu vermindern sucht: einerseits die Offiziere, welche durch Geburt und Vermögen zur „Gesellschaft", wie man zu sagen pflegt, gehören, und andererseits die Offiziere, welche aus dem Volke hervorgegangen sind, — ohne Zweifel gebildeter und geschliffener als der gemeine Soldat, deren Charaktere, Geistesgewohnheiten und manchmal selbst die Sprache leicht den plebejischen Ursprung kundgeben. Die erstern gehen aus den Specialschulen hervor, sie gehören angesehenen oder wenigstens jenen altrussischen Familien an, welche gleichsam einen Adelsstand zweiter Klasse bilden, französisch sprechen — diese Salonsprache, wie die Deutschen sagen — und nicht

* Wir fügen am Schlusse dieses Abschnitts noch eine ergänzende Bemerkung über den Sprachunterricht in den Militärschulen hinzu. In den Cadettenanstalten wird die deutsche und französische, aber nicht die lateinische Sprache gelehrt. In den Militärschulen, welche schlecht beanlagte Cadetten für die Junkerschulen vorbereiten, wird keine fremde Sprache gelehrt. In dem Pagencorps wird der beste fremdsprachliche Unterricht ertheilt. Darum sprechen auch die meisten russischen Gardeoffiziere mehrere lebende Sprachen ganz vortrefflich.

Digitized by Google

ihresgleichen bei dem Tanze einer Polonaise oder dem Anführen einer Quadrille haben. Man gehe zu irgendeiner Gesellschaft der großen Welt, zu den Bällen des Winterpalastes wie zu den Sonnabendversammlungen des Michaeltheaters, zu den Gesellschaften des Palastes von Gatschina, in die Salons jener so förmlichen Kreise, die sich um den Hof herum bewegen, so wird man ihre reichen Uniformen antreffen. Diese Offiziere gehören, wohl gemerkt, fast sämmtlich der Garde an; einige jedoch haben sich, sei es nach ihrer Neigung, beispielsweise um ihrer Liebhaberei für die Jagd zu folgen, sei es infolge irgendeines unangenehmen Vorfalls, in die von der Hauptstadt entlegensten Truppentheile versetzen lassen.

„Der Gardeoffizier", sagt der Verfasser des Buches „Die russische Armee und ihre Führer", „hat Zutritt zu der ganzen Welt; er ist eine prächtige, fast prunkende Erscheinung; er zeigt in seiner Uniform, seinen Pferden, in seinem ganzen Aeußern den Reichthum und die Unfehlbarkeit, wie sie demjenigen anzuhaften pflegen, der unter den Augen des Monarchen dient. Man sieht ihn bisweilen plötzlich die Hauptstadt verlassen, entweder um sich seinen Gläubigern zu entziehen, oder um die Folgen irgendeiner unvorsichtigen Aeußerung zu vermeiden, oder auch um seiner Neigung zu Abenteuern und seinem Ehrgeize nachzugeben; dann entfernt er sich, um in Centralasien so lange vergnügt (?) zu dienen, bis er wieder nach St.-Petersburg zurückkehren darf, um dort als neue und gute Erscheinung zu gelten. Das Leben in der Steppe, die Züge in die Wüste sind für ihn nur ein Zwischenfall gewesen, ein Mittel, um höher zu steigen, fremde Länder zu sehen oder einen Gläubiger zu beruhigen."

Die Gardeoffiziere bilden also ein Elitecorps, und wenn man nur sie sähe, so könnte man leicht denken, daß der russische Offizier eine Art von Großherr sei, der ein vergnügtes Leben führt und Geld ausgibt, ohne es zu zählen. Das verhält sich jedoch anders, und man wird das sehr bald gewahr, wenn man über die Garde — diese glänzende Außenseite der russischen Armee — hinaus einen Blick auf das Innere des Gebäudes wirft, auf dasjenige, was die Russen im Gegensatze zum Worte „Garde" die Armee nennen. Denn ach, die Offiziere der Armee sind keineswegs große Herren! Glücklich — ebenso glücklich wie selten — sind unter ihnen nur solche, welche außer ihrem Gehalte irgendein Einkommen haben. Man muß sagen, daß, wenn die Luxus- und Phantasiegegenstände, die in der Regel vom Auslande eingeführt werden, in Rußland sehr hoch im Preise stehen, das materielle Leben dagegen sehr billig ist, namentlich in den kleinen Provinzialstädten, in welchen die meisten Regimenter cantonnirt oder kasernirt sind.* Hier bildet sich der Offizier, der genöthigt ist, lange Jahre, ja beinahe das ganze Leben hier zu leben, weil der Truppentheil nur ausnahmsweise verlegt wird, ein sehr einfaches und höchst bescheidenes Leben, welches seinem Ehrgeize genügt. Aus kleinen Verhältnissen hervorgegangen, ist er glücklich, die Epauletten erlangt zu haben; er thut mit seltener Gewissenhaftigkeit seinen eintönigen Dienst und ist stets bereit, sobald die Stunde geschlagen hat, sein Leben zum Opfer zu bringen. Sein Regiment und besonders seine Compagnie wird für ihn eine

* Das Pfund Fleisch wird zu 35—40 Pf. verkauft, ein Hase kostet 80 Pf., die Gemüse werden fast verschenkt. Sonach ist das materielle Leben in Rußland, d. h. auf dem Lande, außerordentlich wohlfeil.

Digitized by Google

wahre Familie, selbst bis zu dem Grade, daß er oft die Beförderung verschmäht, um sie nicht zu verlassen; er sieht sonst nichts, kennt keine andern Offiziere als die seines Truppentheils, keine andern Beschäftigungen als das Manöver. Oft verheirathet er sich jung, was nicht dazu beiträgt, seine Stellung in pecuniärer Beziehung zu verbessern.

In der bäuerischen und beschränkten Umgebung, in welcher er sein Leben zubringt, nimmt er die Gewohnheiten an, welche den Leuten seines Umgangs ankleben; die Eintönigkeit seiner Lebensweise ohne Aenderung hat nichts Erschreckendes für ihn: sie ist sein Los von seiner Geburt an, denn meistens gehört er nicht zur Gesellschaft und strebt auch gar nicht danach, zu ihr zu gehören. Ohne Besitz von Vermögen kennt er ebenso wenig materielles Wohlbefinden als geistige Zerstreuung; er behandelt sich selbst etwas besser als seine Unteroffiziere, ohne sich jedoch über sie zu erheben.

In großen Städten sind die Offiziere des Heeres weniger leicht mit ihrem Schicksale zufrieden. Der Hinblick auf die bevorzugten Gardeoffiziere hat etwas, das ihren Neid erwecken kann; gleichwol hegen viele Offiziere des Heeres gegen die der Garde eine gewisse Misachtung. „Das sind große Herren, aber keine Soldaten!“ sagen sie. Die theuern Preise aller Gegenstände erschweren es ihnen, das monatliche Budget im Gleichgewicht zu erhalten. Wir sind nicht wenig überrascht gewesen, als wir bei dem Besuche einer Wohlthätigkeitsanstalt in St.-Petersburg, in welcher man für einige Kopeken ein genügend reichhaltiges und gut zubereitetes Mittagessen erhält, eine ziemliche Anzahl von Offizieren in Uniform antrafen, welche gar nicht in Verlegenheit über ihre Gegenwart an einer solchen Stelle zu sein schienen. Was würde man in Frankreich von einem Offizier denken, der in irgendeiner billigen Küche speisen wollte? In Rußland wird die Sache nicht einmal bemerkt.*

Ebenso besteht gar kein Grund zur Verwunderung darüber, daß der Linienoffizier in Rußland so wenig angesehen wird. In keinem Lande, die Türkei ausgenommen, hat die Epaulette weniger Glanz als hier. Der Russe eines gewissen Ranges hat nicht so wie der Deutsche die Verehrung vor dem Säbel; er öffnet sein Haus nur mit gutem Vorbedacht und empfängt nur denjenigen, welcher nach Erziehung und Lebensgewohnheiten ihm ähnlich ist. In jedem Infanterie- oder Dragonerregimente gibt es einzelne Bevorzugte, welche sich von den andern getrennt halten, ohne daß in dieser Thatsache etwas Verletzendes liegt. Ein solches Verfahren erscheint ganz natürlich und setzt nur den Ausländer in Erstaunen.

Die Gensdarmerieoffiziere, welche noch weniger angesehen sind als die übrigen, stehen in sehr geringer Achtung.

Die russischen Offiziere können also ausgezeichnete Männer des praktischen Dienstes, treu ergeben und patriotisch sein, die nur wünschen dies zu beweisen; allein man muß gestehen, daß ihnen im allgemeinen die für einen Führer so werthvolle Eigenschaft fehlt: die Bildung. Sehr wenige von ihnen haben in der Jugend die Klassen von Gymnasien oder Progymnasien besucht; frühzeitig in das Regiment als Freiwillige eingetreten, haben sie für ihr Offiziersexamen

* Man wird über solche Erscheinungen, die bei uns in Deutschland geradezu unmöglich sind, sich gar nicht wundern können, wenn man z. B. in den bekannten „Briefen aus Rußland“ des Grafen von Moltke gelesen hat, daß derselbe von russischen Soldaten in Uniform — angebettelt worden ist!

Digitized by Google

wenig mehr gelernt als die Reglements, etwas Topographie und Befestigungskunst, das schnell vergessen worden ist. Der „Russische Invalide" berichtet, daß im Jahre 1888 unter 130 Hauptleuten, die zu Oberstlieutenants befördert wurden, also unter 150 Linienoffizieren 83, folglich zwei Drittel, nur eine geringe Bildung besessen haben; in den Jahren von 1884 bis 1888 besaß nur ein einziger der beförderten Oberstlieutenants eine höhere Bildung! Wie ist es auch möglich, in jenen kleinen, von allen geistigen Hülfsmitteln entblößten Städten, selbst Dörfern, in welche die meisten Offiziere verbannt sind, sich fortzubilden! Es ist anzuerkennen, daß die Höhe der Bildung sich täglich hebt, die Errichtung von Cadettenschulen ist in dieser Beziehung eine wahre Wohlthat für das Heer.*

In Bezug auf Bildung stehen die Garde und die Specialwaffen weit über den andern Waffen. Man erkennt dies leicht, wenn man die Ergebnisse der Aufnahmeprüfungen zur Nikolaus-Generalstabsakademie prüft, welche unserer Kriegsschule ähnlich ist. Im Jahre 1889 gehörten von 80 aufgenommenen Offizieren 27 zur Gardeinfanterie oder -Cavalerie, 40 zu den Specialwaffen, und nur 13 der Linieninfanterie oder -Cavalerie. Fast sämmtliche aufgenommene Offiziere kommen jedes Jahr aus dem Pagencorps und den Specialschulen.

Die Generalstabsakademie, welche noch im Jahre 1889 General Dragomirow leitete, ist eine wahre Generalsschule, obgleich sie grundsätzlich dazu bestimmt ist, ausschließlich für den Generalstabsdienst vorzubereiten. Ungefähr 200 Offiziere melden sich alle Jahre zu derselben. Zur Beurtheilung der Bedeutung der Anstalt genügt die Bemerkung, daß sie zu ihren frühern Zöglingen die Generale Kuropatkin, von der Ropp, Annenkow zählte, und daß die Generale Dragomirow und Obrutschew* lange Jahre an derselben Unterrricht ertheilt haben.

Die übrigen Offiziersschulen sind die Michaels-Artillerieschule und die Nikolaus-Ingenieurakademie, alle beide in St.-Petersburg; sie ergänzen sich durch Bewerbung und sind dazu bestimmt, die besondern Kenntnisse der Offiziere der Specialwaffen zu vermehren; die Ingenieurakademie nimmt jedoch Offiziere von allen Waffen auf, welche die Prüfung bestehen.

Die Infanterieschießschule, welche in Petersburg eingesetzt ist, entspricht beinahe unserer Normalschießschule. Sie hat den Hauptzweck, die Compagnieführer auf die Lösung ihrer Aufgaben im Gefechte vorzubereiten, und nimmt jährlich je einen Offizier von den in Europa stehenden Brigaden auf. Es gibt auch eine ähnliche Schießschule für die Artillerie.

Die wichtige Cavalerieschule zu St.-Petersburg nimmt Stabsrittmeister auf, welche nach ihrem Dienstalter zur Führung einer Schwadron berufen sind, und nach abgelegter Prüfung solche Offiziere und Unteroffiziere, welche sich um Stallmeisterstellen in den Regimen-

* Auch der gemeine Soldat hat außerordentlich geringe Schulbildung. In diesen Tagen konnte man in öffentlichen Blättern lesen, daß nach amtlichen Berichten in den letzten Jahren die Verbreitung der Volksbildung in Rußland fast gar keine Fortschritte macht. So hatten von den aus allen Gouvernements des gesammten Kaiserreiches ausgehobenen Rekruten nicht weniger als 77,02 Proc. gar keine Schulbildung, d. h. sie konnten weder lesen noch schreiben. Also gab es nur 22 Proc. Wehrpflichtige mit geringer Bildung.

* Bekanntlich der gegenwärtige Chef des Generalstabs der russischen Armee.

Digitized by Google

tern bewerben. Die Schule hat ferner die Aufgabe, sich über alle Fortschritte bei den ausländischen Reitereien auf dem Laufenden zu erhalten.

Die Abstufungen der Offiziersgrade in Rußland sind sehr wesentlich von den unserigen verschieden; es gibt folgende Grade von Subalternoffizieren:

Fähnrich,
Unterlieutenant,
Lieutenant,
Stabskapitän (Stabsrittmeister bei der Cavalerie und Artillerie),
Kapitän oder Rittmeister.

Man hat es zur Anregung des Wetteifers für hinreichend gehalten, den Offizierstitel den Reserveoffizieren zu verleihen, ohne sie völlig den Linienoffizieren gleichzustellen; der Kapitänsgrad ist in zwei genau geschiedene Stufen getheilt worden.

Bei den höhern Offizieren gibt es nur zwei Grade: den Oberstlieutenant und den Oberst. Der Majorsgrad ist im Jahre 1884 abgeschafft worden.

Dagegen gibt es bei den Generalen drei Grade: Generalmajor, Generallieutenant und General der Infanterie, der Cavalerie, der Artillerie und des Geniecorps, nach der Waffengattung des Eintritts; sie entsprechen in der Regel den Stellungen des Brigade-, Divisions- und des commandirenden Generals eines Armeecorps. Wir sagen „in der Regel", weil die Wechselbeziehungen des Grades und der Stelle keineswegs unbeschränkt sind; man bestrebt sich jedoch mehr und mehr, sie auszugleichen. Nichtsdestoweniger werden die meisten Garde- und einige Linienregimenter von Generalen, und fast alle Jägerbataillone von Obersten befehligt.

Die Gradabzeichen werden ausschließlich auf den Achseln getragen. Diese Achselstücke — in gleicher Farbe wie bei den Mannschaften, nämlich roth, weiß, blau oder gelb, je nach der Regimentsnummer bei der Division — sind mit zwei oder drei Goldstreifen und einer bestimmten Zahl von Sternen je nach dem Grade geziert. In einiger Entfernung ist es recht schwierig, die Sterne und Goldstreifen zu zählen; im Winter wird dies ganz unmöglich, wenn der Offizier einen Pelzkragen oder auch nur die einfache ordonnanzmäßige Kapuze (den Baschlik) trägt. Ist es wol dieser Schwierigkeit in der Erkennung des Grades zuzuschreiben, daß die russischen Offiziere die üble Gewohnheit haben, sich untereinander nicht zu grüßen? Nichts ist auffälliger, als wenn man einen Unterlieutenant vorübergehen sieht, ohne daß er einen alten Kapitän oder selbst einen höhern Offizier grüßt. Gleichwol ist das Grüßen ordonnanzmäßig, allein in der Praxis werden nur die Generale, welche an den doppelten rothen Streifen ihrer Beinkleider leicht zu erkennen sind, von den Offizieren gegrüßt. Natürlich tauschen die Offiziere, welche sich kennen oder bei demselben Truppentheil stehen, untereinander Grüße aus.

An dem Alter, welches ein Offizier zu besitzen scheint, kann man seinen Grad nicht errathen. Thäte man dies, so würde man sich sehr irren, denn Glück, persönliches Vorrecht oder besondere Umstände lassen bisweilen noch ganz junge Offiziere zu hohen Graden gelangen. Es wird in dieser Beziehung erzählt, daß vor einiger Zeit ein Oberst von der Linie, welcher sich darüber ärgerte, daß ein junger Offizier in großen Stiefeln und Pelzkragen, dem er auf einem Bahnhofe mehrmals begegnet war, ohne daß dieser ihn grüßte, ihm Vorstellungen gemacht und bemerkt habe, sein Alter und sein Grad schienen ihm wol die Ehre eines Grußes werth zu sein. Hierauf

Digitized by Google

zeigte der junge Offizier, indem er seinen Pelzkragen aufhob, die goldenen Achselstücke, welche die Generale tragen, zur großen Ueberraschung des Obersten.

Der Sold oder, um uns des russischen Ausdruckes zu bedienen, die Gage ist niedrig, wenigstens bei den untern Graden. Sie beträgt jährlich 312 Rub. für den Unterlieutenant, 339 für den Lieutenant, 366 für den Stabskapitän (also ungefähr 700, 760 und 820 Mark, den Rubel zu 2 Mark 24 Pf. angenommen). Für den Kapitän steigt die Gage auf 441 Rub. (988 Mark), den Oberstlieutenant 531 Rub. (1188 Mark) und 687 Rub. (1540 Mark) für den Oberst. Mit dem Grade eines Generalmajors wird die Gage beinahe verdoppelt und steigt auf 1017 Rub. (fast 2400 Mark). Für den Grad des Generallieutenants und des Generals der Infanterie beträgt sie 1356 Rub. (fast 3200 Mark) und 1695 Rub. (3840 Mark).

Man ersieht hieraus, wie gering der eigentliche Sold ist; allein die Hauptausgaben, für Mittagstisch und Wohnung, werden durch besondere Zulagen bestritten.

Die Wohnung wird oft in natura gewährt. Die Kasernen enthalten eine gewisse Zahl von Offizierszimmern, die in der Regel groß und gut eingerichtet sind. Die Zahl der jedem Offizier zugestandenen Wohnräume ist nach seinem Grade und dem Verhältnisse, ob er verheirathet oder unverheirathet ist, verschieden. Bei der Gardecavalerie verfügt ein verheiratheter Lieutenant über fünf oder sechs große Zimmer, Keller, Bodenraum, Stall für mehrere Pferde und Wagenschuppen. Die Offiziere der Garde wenigstens sind sehr gut untergebracht.

Wenn die Wohnung nicht in natura gewährt wird, so erhält der Offizier einen Geldbeitrag, welcher nach der Stellung des Offiziers und der Garnison verschieden ist. Die Städte St.-Petersburg, Moskau, Kiew, (Riga) und Odessa bilden die erste Klasse, bei welcher die Vergütung beträgt:

für die Unterlieutenants, Lieutenants und Stabskapitäne	200 Rub.	(448 Mark)
für die Compagniechefs	300 „	(672 „)
für die Bataillonscommandeure	500 „	(1120 „)
für die Regimentscommandeure	800 „	(1792 „)

Die Vergütung für den Mittagstisch schwankt nach dem Grade und beträgt 200 Rub. (448 Mark) für den Subalternoffizier, 660 Rub. (1478 Mark) für den Compagniechef, 800 Rub. (1792 Mark) für den Bataillonscommandeur und 1200 Rub. (2688 Mark) für den Regimentscommandeur.

Der Generalmajor bezieht 1000 Rub. (2240 Mark) an Tischgeldern und ebenso viel Wohnungsgeld; der Generallieutenant 1350 Rub. (3184 Mark) Tischgelder und 1500 Rub. Wohnungsgeld; der General der Infanterie endlich 1800 Rub. Tischgelder und 2000 Rub. Wohnungsgeld. Wie man sieht, übertreffen diese Beträge bisweilen um das Dreifache den Sold und erhöhen ihn jedenfalls beträchtlich.*

Einschließlich seiner Zulagen beziehen also die Offiziere in den großen Städten Gehalt nach folgender Tabelle:

der Unterlieutenant	1600 Mark
„ Lieutenant	1660 „

* Dagegen sind die Gebührnisse der Offiziere an Rationen sehr gering. Außer den General- und Flügeladjutanten des Kaisers, den Generalen à la suite und einigen Commandanturadjutanten erhält kein Offizier im Frieden mehr als eine Ration. Auch im Kriege ist die Zahl der Rationen weit geringer als z. B. im deutschen Reichsheere. Noch ist zu bemerken, daß der russische Hauptmann bezw. Compagniechef nicht beritten ist.

Digitized by Google

der Stabskapitän	1720	Mark.
„ Kapitän	3144	„
„ Oberstlieutenant . . .	4096	„
„ Oberst	6000	„
„ Generalmajor	6880	„
„ Generallieutenant . . .	9600	„
„ General der Infanterie .	12480	„

Andere Beträge kommen noch hinzu und erhöhen diese Ziffern.

Auf den Eisenbahnen fährt der Offizier zweiter Klasse und bezahlt den Tarif der dritten Klasse, auf eine andere Vergünstigung hat er keinen Anspruch.*

Die Gardeoffiziere genießen noch besondere Vorrechte. Zunächst haben sie in der Wechselbeziehung zur Linie einen unmittelbar höhern Grad. Ein Gardelieutenant ist also gleich einem Stabskapitän in der Armee und empfängt den gleichen Sold wie dieser. Der Grad des Oberstlieutenants besteht nicht bei der Garde: die Kapitäne werden unmittelbar zu Obersten befördert, sie führen als solche in der Regel den Befehl über ein Bataillon und erhalten nur dann den Sold eines Obersten. Ferner werden bei der Garde die Unterlieutenants nach vier Jahren sofort Lieutenants, mögen Stellen frei sein oder nicht. Endlich dürfen die Gardeoffiziere stets auf vortreffliche, d. h. bevorzugte Garnisonen rechnen: St.-Petersburg oder Warschau, oder Umgegend von St.-Petersburg.

Abgesehen von dem oben angeführten Falle erfolgt die Beförderung stets bei dem Truppentheile und nach dem Verhältnisse der frei werdenden Stellen bis zum Generalsgrade. Die aus der Generalstabsakademie hervorgegangenen Offiziere bilden für die Beförderung eine besondere Klasse, die natürlich sehr begünstigt wird; sie tragen die besondere Uniform der Generalstabsoffiziere und erhalten als Auszeichnung ein ovales, mit dem kaiserlichen Adler geziertes Schildchen von Silber, das sie wie einen Orden auf der Brust tragen. Diese Offiziere werden gewöhnlich nur im Generalstabsdienste verwendet, gleichwol müssen die Offiziere, welche noch niemals eine Schwadron, Batterie oder Compagnie geführt haben, bevor sie zu höhern Offizieren befördert werden, eine Probezeit in ihrer Antrittswaffe dienen; auch sollen sie, ehe sie zu Obersten ernannt werden, eine neue Probezeit durchmachen. Dieses System hat, wie man sieht, Aehnlichkeit mit dem in Frankreich eingeführten.

Die Beförderung erfolgt bei den untern Graden zur Hälfte nach dem Dienstalter, zur andern nach Wahl; sie wird bei den höhern Graden ausschließlich nach Wahl vorgenommen. Sie ist deshalb sehr unregelmäßig bei den Truppentheilen, nichtsdestoweniger ist sie schneller als bei den andern Heeren, wegen des sehr hohen Verhältnisses der höhern Offiziere und Generale. So werden in der Regel die Oberstlieutenants mit ungefähr 20 Dienstjahren Oberste; manche Oberste des Generalstabs sind erst 32 Jahre alt; die sehr jung aus den Schulen hervorgegangenen Offiziere, wie Gurko, der bei den Husaren mit 18 Jahren Lieutenant war, werden Obersten und Generale in einem

* Den hier gemachten Mittheilungen über die materielle Lage der russischen Offiziere wollen wir noch einiges über die Belohnungen derselben hinzufügen. Es besteht die Vorschrift, daß jeder Truppentheil jährlich eine bestimmte Anzahl von Belohnungen erhalten soll. Ferner besteht die Beschränkung, daß ein Offizier, welcher eine Belohnung empfangen hat, nicht früher als nach drei Jahren zu einer neuen vorgeschlagen werden soll. Zu Belohnungen werden gezählt: 1) Rangerhöhungen, d. h. Beförderung für Dienstauszeichnung, 2) Ordensverleihungen, 3) allerhöchste Belobigungen, 4) Verleihung von goldenen Waffen (Degen, Säbel u. s. w.).

Digitized by Google

Alter, in welchem nur wenige Offiziere in Frankreich den Kapitänsgrad überschritten haben. General Annenkow war mit 28 Jahren Oberst, General Skobelew — allerdings war dies ein Skobelew! — war mit 32 Jahren General.* Solche Beförderungen, die übrigens wohlverdient waren, sind in Rußland nicht selten, wo man zu den Eigenschaften eines Feldherrn die Frische, nämlich die Jugend, als eine der besten rechnet. Man muß außerdem zugeben, daß die zahlreichen Feldzüge im Kaukasus, in Polen, Asien, im Balkan u. s. w. in hohem Maße die Beförderung begünstigt haben.

Thatsächlich sind die Oberstlieutenants, abgesehen von dem Generalstabe, in dem sie durchschnittlich 35 Jahre zählen, selten weniger als 34—35 Jahre alt, das Durchschnittsalter der unlängst beförderten Oberstlieutenants beträgt 41 Jahre. Bei der Cavalerie ist die Beförderung, welche im allgemeinen in den untern Graden schneller vor sich geht als bei der Infanterie, langsamer in den übrigen Graden. Wir finden in dem besondern Jahrbuche des Generalstabs Folgendes: 5 Infanteriegenerale im Alter von 50—55 Jahren, 3 Generallieutenants unter 50 Jahren, 6 Generallieutenants unter 45 Jahren, 4 Oberste unter 35 Jahren; diese Ziffern beweisen, wie sehr man sich bestrebt, die Beförderung der Offiziere des Generalstabs zu begünstigen.

Das Ausscheiden aus dem Dienste wird mit 35 Dienstjahren erlangt. Dasselbe kann früher für Wunden, Gebrechen oder Krankheiten genehmigt werden und gewährt nur auf eine kleine Pension Anspruch. In der letzten Zeit haben die russischen Offiziere einen Verein für Ausgediente gebildet, welcher den Zweck hat, den Betrag der Pensionen zu erhöhen, die Beiträge werden durch Abzüge vom Solde bestritten.

Die Generale werden ohne Altersgrenze im Dienste erhalten; allein diese Maßregel, welche für die von ihr Betroffenen sehr günstig ist, schädigt keineswegs die Beförderung. Der Stand der Generale ist thatsächlich nicht fest bestimmt, es hängt vom Kaiser ab, ihn nach Belieben zu erhöhen und im Falle des Bedürfnisses junge Elemente in denselben aufzunehmen, eine Maßregel, welche oft angewandt worden ist. Uebrigens werden von den Generalen nur diejenigen, welche die erforderliche körperliche geistige Frische sich bewahrt haben, mit activen Commandostellen betraut, die andern finden in hohen Stellungen des Reichs Beschäftigung für ihre alten Jahre. Die Zahl der Generale beträgt gegenwärtig im russischen Heere 107, ausschließlich einiger Prinzen, welche dem Auslande oder der kaiserlichen Familie angehören. Diese starke Ziffer kann niemand überraschen, der einige Zeit in Petersburg zugebracht hat; man kann dort keine 20 Schritte gehen, ohne einem oder zwei Generalen zu begegnen.

Für Reisen in das Ausland wird im allgemeinen den Offizieren die Erlaubniß und namentlich der Urlaub leicht bewilligt. Namentlich bei der Garde kommen solche Reisen sehr zahlreich vor, manche Offiziere bringen fast alljährlich einige Monate in Paris zu. Die Zöglinge der Generalstabsakademie, welche die ersten Nummern erhalten, werden, wie in Frankreich, auf Staatskosten ins Ausland geschickt.

* Zum Vergleiche mit deutschen Verhältnissen fügen wir hier bei, daß der geniale General August von Goeben mit 41 Jahren den Grad eines Generalmajors erreicht hat und nach dem Ausspruche des hochseligen Kaisers Wilhelm I. der jüngste General des königlich preußischen Heeres war.

Digitized by Google

Die Medaillen und Orden sind in Rußland zahlreich: der St.-Alexander-Newski-Orden, der St.-Andreas-Orden, der St.-Annen-Orden, der St.-Wladimir-Orden und besonders der St.-Georgen-Orden, dessen Kreuz nur für Kriegsthaten verliehen wird, sind die am meisten geschätzten. Die Ordenszeichen werden nach der Klasse auf der Brust, um den Hals oder an der Säbelquaste getragen. Ebenso wie in Oesterreich und Deutschland führen die für Thaten auf dem Schlachtfelde verliehenen Orden sämmtlich zwei kreuzweise gelegte Schwerter. Die Inhaber mancher Orden haben Anspruch auf Pensionen.

In Kriegszeiten endlich können solche Offiziere, welche sich ausgezeichnet haben, vom Kaiser Belobungsschreiben, Ehrendegen oder Ehrensäbel, Geschenke, selbst Ländereien und Adelstitel erhalten.

Der einfache Arrest, mit dem der Offizier belegt wird, ist dem unserigen sehr ähnlich; unser strenger Arrest wird durch den Wachearrest ersetzt, welcher in einem besondern, ziemlich erträglichen Raume eingerichtet wird, und den der damit bestrafte Offizier auch für den Dienst nicht verläßt. Manche sehr empfindliche Befehlshaber, die namentlich streng auf den Anzug sehen, machen häufigen Gebrauch von Strafmitteln; oft genug kommt es auch vor, daß selbst der Kaiser den Offizieren Strafen auferlegt. Sobald Handlungen von gewisser Bedeutung einem Offizier zur Last gelegt werden, wird ein Militärgericht von Offizieren zusammenberufen und auf die sträflichen Thatsachen der Proceß begründet. Bei jedem Regimente ist ein ähnliches Gericht in Thätigkeit.*

Die Uniform der Offiziere ist, mit Ausnahme einiger Truppentheile der Garde, sehr einfach. Sie besteht bei allen, gleichviel welches die Waffe und der Grad ist, in einem langen grünen Waffenrocke, einer Art von unschönem Oberkleide, einem Beinkleide, das dem der Mannschaften gleich ist, und in einer Schirmmütze, die von der der deutschen Offiziere wenig verschieden ist. Der sehr wenig geschmackvolle Säbel — nach dem „Dragonersäbel" genannten Muster — hängt an der Seite mittelst einer schmalen Koppel von gelbem Leder, welche unter den Waffenrock geschnallt ist. Bei großer Uniform ist die Kleidung viel glänzender: der astrachanische Talpak ersetzt die Mütze, der kürzere Waffenrock ohne glänzende Knöpfe und mit gefaltetem Schoße wird mit Epauletten geschmückt; diese Epauletten haben bei Subalternoffizieren keine Fransen, bei höhern Offizieren Fransen und bei Generalen Goldraupen; das sehr weite Beinkleid wird in die hohen Stiefel gesteckt. Das Dienstzeichen ist eine Schärpe, die silbergestickt und von rother Seide durchzogen ist, ohne Fransen. Die Offiziere der berittenen Truppen tragen mit dieser Schärpe eine Kartusche, die an einem vergoldeten oder versilberten Riemen hängt. Wenn der Offizier nicht im Dienste ist, so trägt er eine Schärpe von Zeug in der Farbe, die sein Regiment auszeichnet. Die Generale im Gefolge des Kaisers tragen einen sehr prächtigen Talpak von weißem Lammfell mit Kappe von rothem, mit goldenen Tressen geziertem Tuche. Im Winter tragen die Offiziere über dem Waffenrocke einen Ueberzieher von grauem

* In Betreff der Ehrengerichte nimmt das russische Heer einen Ausnahmsstandpunkt ein. Es bestehen nur Ehrengerichte für Oberoffiziere (Hauptleute und Lieutenants). Wenn ein Stabsoffizier eine ehrenrührige Handlung begeht (was in Rußland doch öfter vorkommt), so wird wegen seiner Entlassung die allerhöchste Entscheidung des Kaisers angerufen.

Digitized by Google

Tuche, der durch vier Agraffen geschlossen ist, ohne sichtbare Knöpfe; sie haben ferner einen Baschlik, der dem der Mannschaften fast gleich ist; allein die reichen Offiziere ersetzen diese wenig geschmackvolle Kapuze durch Pelzkragen oder gefütterte Mantelkragen. Im Sommer tragen die Offiziere wie die Mannschaften Kleider von weißer Leinwand. Die Kosten für die Uniform sind bei einigen Garde-Cavalerieregimentern sehr hoch und überschreiten den magern Sold der Subalternoffiziere bedeutend.

Bei der Garde zu Pferde z. B. hat jeder Offizier mehrere verschiedene Uniformen: die Felduniform (Waffenrock oder Bluse in Falten, worauf die Dienstschärpe getragen wird); die Paradeuniform mit dem vergoldeten Küraß und dem von einem zweiköpfigen Adler mit ausgebreiteten Flügeln überragten Helme; endlich die Ausgeh-Uniform, welche der der andern Offiziere gleich ist. Bei der Bewaffnung besteht eine gleiche Verschiedenheit; man muß für die Parade den großen Kürassierpallasch, für das Manöver den Dragonersäbel und für den Anzug in der Stadt den Degen haben.

Bei der Chevalier-Garde und den Husaren sind die Uniformkosten ebenso beträchtlich. Diese beiden Truppentheile sind allerdings neben der Garde zu Pferde die als die prächtigsten bekannten, und wie die letztere von der reichen Jugend gesuchtesten. Die Husarenoffiziere gelten für die reichsten und die prunksüchtigsten des ganzen Heeres, sie geben ihren vollen Sold aus, um ihren Club unterhalten zu können.

Die bürgerliche Kleidung ist unter allen Umständen, außer bei Reisen ins Ausland, den Offizieren formell verboten. Die Uniform auszuziehen ist ein Gedanke, der selbst keinem Russen einfallen würde, die Offiziere sind entrüstet über die Freiheit, die in dieser Beziehung in Frankreich und England herrscht. Der Kaiser gibt hierbei das Beispiel und zeigt sich nie anders als in Generalsuniform.

Der Club ist eine Einrichtung, die in Rußland weit entwickelter ist als irgendwo sonst auf dem Festlande. Jede Gesellschaftsklasse — von der höchsten Aristokratie bis zum kleinen Krämerstande herab — hat ihren Club; dieser ersetzt die Cafés, welche es in Rußland gar nicht gibt, außer in Odessa, wo eins oder zwei derselben bestehen.

Die Offiziere haben also natürlich auch ihre Clubs, allein im Unterschiede von den französischen Militärcirkeln und den deutschen oder österreichischen Militärcasinos gehören diese Clubs nicht einer ganzen Garnison, sondern jedem Truppentheile besonders; jedes Regiment, ja jedes selbständige Bataillon hat seinen Club, dessen Vorsitzender der Truppencommandeur ist und zu welchem nur die Offiziere des betreffenden Truppentheils und die von ihnen Eingeladenen Zutritt haben. Der Club spielt eine wichtige Rolle im Leben des Offiziers; in ihm nimmt er gewöhnlich seine Mahlzeiten zu sich; dorthin geht er, wenn er sein geliebtes Whist spielen, Zeitungen lesen oder sich von den Anstrengungen der Uebungen erholen will, indem er plaudert und zahllose „Papyros" (Cigaretten) raucht. Dort hält sich sogar der Offizier vom Dienst auf, der an seiner silbernen Schärpe kenntlich ist. Die Clubs sind soviel wie möglich in den Kasernen selbst eingerichtet, wie z. B. bei dem Regiment Preobrashensk oder dem Schützenbataillon der kaiserlichen Familie; wenn das nicht sein kann, so befinden sie sich in besondern, in der Nähe der Kasernen gelegenen Gebäuden,

Digitized by Google

wie z. B. bei der Chevalier-Garde. In manchen Fällen sind sie in Gasthöfen oder andern bürgerlichen Häusern untergebracht, die alsdann den Offizieren zu bestimmten Stunden eingeräumt werden. Die Ausgaben für den Club werden durch Beiträge gedeckt, welche nach den Truppentheilen mehr oder weniger hoch sind, jedoch stets im Verhältnisse des Grades festgesetzt werden.

Wir hatten Gelegenheit, eine gewisse Anzahl von Clubs des Gardecorps zu besichtigen; alle diejenigen, die wir gesehen haben, waren sehr behaglich, einzelne selbst prachtvoll eingerichtet. Man urtheile selbst über die des Preobrashensk-Regiments. Derselbe befindet sich in der Kaserne des Bataillons, das die Wache für den Winterpalast stellt, also im Mittelpunkte von Petersburg. Eine besondere Treppe, die ihren eigenen Eingang von der Straße hat, führt zu diesem Club; derselbe besteht aus mehrern Spiel- und Erfrischungssälen, einem Billard-, Speise- und Lesesaale; er ist groß genug, daß im vorigen Jahre — wie dies alljährlich geschieht — die Offiziere des Regiments in den zu Salons umgewandelten Räumen einen Ball veranstalten konnten; der Kaiser und die Kaiserin bildeten die Spitzen dieses Festes, an welchem 3—400 Bevorzugte aus den höchsten Gesellschaftsklassen theilnahmen.

In manchen Sälen erblickt man Gemälde — übrigens von mittelmäßigem Werthe —, welche die Hauptwaffenthaten aus der Geschichte des Regiments vorstellen, Photographien von frühern Regimentscommandeuren und die vollständige Reihe der Bildnisse der Mitglieder der kaiserlichen Familie, die seit der Regierung Peter's des Großen im Regimente Preobrashensk gedient haben; diese Porträtgalerie gestattet zugleich, die verschiedenen Veränderungen in der Regimentsuniform zu verfolgen. Der Speisesaal nimmt den größten Raum ein. Derselbe ist mit zwei langen Paralleltafeln und einem mit prächtigem Gold- und Silbergeschirr ausgestatteten Buffet möblirt; einzelne Stücke dieses Geschirrs zeigen eine bewundernswerthe Arbeit, so z. B. eine ungeheuere Champagnerbowle, welche mehr als 10 Liter faßt; diese Bowle, welche auf der pariser Weltausstellung von 1878 zu sehen war, wurde dem Regimente durch den Prinzen von Oldenburg geschenkt, als dieser den Befehl über das Gardecorps erhielt. Eine andere, gleichfalls sehr schöne Bowle wurde dem Regimente von dem englischen Regimente der Horse-Guards verehrt, zum Danke für die einigen Offizieren der letztern erwiesene Aufnahme; die auf der Bowle selbst eingravirte Inschrift ruft dies in das Gedächtniß zurück. Andere sehr werthvolle Stücke wurden von verschiedenen Generalen gestiftet, welche zu der Ehre berufen wurden, das Regiment zu befehligen. Früher kaufte jeder neuernannte Offizier einen silbernen Becher, in welchen er seinen Namen graviren ließ; seit langer Zeit schon ist die Zahl der Becher größer als die der Offiziere, sodaß gegenwärtig die neuernannten Unterlieutenants bei ihrem Eintritt ins Regiment sich paarweise oder zu dritt verständigen, um für den Club irgendein werthvolles Stück von Silber zu kaufen.

Der Club der Chevalier-Garde ist noch großartiger eingerichtet. Er nimmt einen kleinen beiseitegelegenen Gasthof oder richtiger gesagt, ein kleines Haus von bürgerlichem Aussehen ein, das den großen Kasernen des Regiments gegenüberliegt. Ein prächtiger Schweizer in der Kleidung des Regiments hütet den Eingang. Der Club umfaßt ein Zimmer für den Regimentschef, Garde-

Digitized by Google

roberäume, Billard-, Speise-, Lese-, Erfrischungs- und Spielsaal; Stühle und Tafelgeschirr sind mit dem Abzeichen des Regiments versehen. Im Lesesaale findet man eine große Zahl von russischen, französischen und einzelnen deutschen illustrirten Blättern, das „Journal für Dummköpfe" („Journal des Abrutis") liegt dicht neben dem wissenschaftlichen „Journal des Débats". Diese seltsame Wahl kommt von der Gewohnheit, welche die Offiziere haben, indem sich jeder irgendein Blatt bestellt, das er im Club erhält, sodaß auch seine Kameraden es lesen können.

Das Schützenbataillon der kaiserlichen Familie, welches in Zarskoje-Selo untergebracht ist, besitzt einen gleichfalls sehr gut ausgestatteten Club, der nur nicht so groß und so prachtvoll ist wie die vorher beschriebenen. Auch hier findet man, wie in dem des Preobrashensk-Regiments, die Bildnisse der Mitglieder der kaiserlichen Familie, die im Bataillon gedient haben; in dem Bibliotheksaale erblickt man mitten unter den russischen Blättern und Zeitungen aller Art zwei oder drei illustrirte deutsche Blätter, einige französische Zeitschriften, darunter auch unsere vortreffliche „Revue militaire de l'étranger". Die Clubs der Garde zu Pferde und der Husaren gehören zu den schönsten und größten. Es werden dort bisweilen Feste veranstaltet, zu welchen Offiziersfamilien und angesehene Leute Einladungen erhalten.

Die Offiziere können ihre Mahlzeiten im Club einnehmen oder nicht. Viele frühstücken dort und speisen am Abend in der Stadt; eine feste Stunde für das Mahl gibt es nicht, jeder kommt, wann es ihm gefällt und beginnt damit, daß er am Buffet Nebengerichte verzehrt: Caviar, Käse, Anchovis, Schnäpse u. s. w., ohne welche es in Rußland kein gutes Mahl gibt; dann setzt er sich an die gemeinschaftliche Tafel und wählt nach der ihm vom Kellner gereichten Karte das Gericht oder die Gerichte, welche ihm gerade zusagen.

Gewöhnlich einmal in der Woche — z. B. bei der Garde zu Pferde Donnerstags — findet ein Regimentsessen unter dem Vorsitze des Regimentscommandeurs statt, welchem alle Offiziere des Regiments — verheirathet oder nicht — beiwohnen. Auch wenn ein Offizier das Regiment verläßt, sei es um seinen Abschied zu nehmen, sei es daß er zum General befördert wird, veranstaltet man ihm zu Ehren ein Festmahl. Bei solchen Banketten speist man gut und trinkt noch besser; ist der Tisch abgetragen, so fließen der Champagner und die Liqueure in Strömen weiter und zwar bis zu einer sehr vorgerückten Nachtstunde.

Ferner herrscht der Brauch — wenigstens bei der Garde —, dem Offizier beim Scheiden aus dem Regimente ein werthvolles Andenken zu überreichen, bei dessen Ankauf sich die Offiziere betheiligen, und dessen Preis von der Liebe und Achtung abhängt, welche der scheidende Offizier sich zu erwerben verstanden hat. Dieser Brauch wurde einigemal verboten. Noch im vergangenen Jahre brachte man den Truppen der Residenz das formelle Verbot zur Darbietung und selbst zur Annahme ähnlicher Geschenke wieder ins Gedächtniß; wir wissen jedoch nicht, ob dieses Verbot in Zukunft besser beachtet werden wird, als es bisher berücksichtigt worden ist.

* * *

Wir schließen hiermit die Mittheilungen des französischen Offiziers, welcher, wie es scheint, als Gast bei seinen russischen Standesgenossen eine sehr zuvorkommende Aufnahme gefunden hat. Seine Wahrnehmungen mögen, wie wir

Digitized by Google

bereits im Eingange sagten, theilweise durch eine Brille mit gefärbten Gläsern gewonnen worden sein, jedenfalls spricht aus ihnen keine Voreingenommenheit gegen den in einem Lande großgezogenen Offizier, welches sich auf zwei Welttheile stützen kann. Der Leser wird deshalb wohl thun, das Ganze cum grano salis aufzunehmen. Aber selbst nach Abrechnung einzelner Ueberschätzungen des vorhandenen Guten bleibt so viel Achtungs- und Beachtungswerthes übrig, daß seine Kenntnißnahme uns nur nützlich sein kann. Und in diesem Sinne haben wir uns der Bearbeitung des Ganzen unterzogen.

Lorenz von Stein (1815—1890).

Von Professor **August von Miaskowski** in Wien.

An dem schönen Herbstnachmittage des 26. Sept. 1890 haben wir in Wien der Erde übergeben, was an Lorenz Stein sterblich war.

Diese Erde war freilich nicht der Boden, dem er entsprossen; aber sie war ihm, infolge seiner langjährigen Ansässigkeit und Wirksamkeit in Wien, doch auch keine fremde.

Seine Wiege hat in dem ehemaligen Herzogthume Schleswig gestanden. Dort hat er auch die Schule und in Kiel die Universität besucht. Und an die Universität seiner engern Heimat war er dann als Docent zurückgekehrt, nachdem er als Senior der jenaer Burschenschaft gleich den Besten seiner Zeit für die staatliche Freiheit und Einheit seines Volkes sich begeistert hatte.

Die politische Bewegung des Jahres 1848, in der Stein durch Schrift und Wort das Recht der Herzogthümer gegenüber den Anmaßungen der dänischen Regierung vertrat, hob ihn in die Höhe; die funfziger Jahre, in denen der dänischen Regierung die Vergewaltigung der Herzogthümer gelungen war, nöthigten ihn dann aber, seine engere Heimat zu verlassen.

Bereits im Jahre 1840 von Kiel aus hatte Stein seine erste Reise in die Welt — die ja damals identisch mit Paris war — unternommen, um die socialistische Bewegung und ihre Literatur an der Quelle zu studiren. Im Jahre 1848 war dieser ersten dann eine zweite Reise nach Paris gefolgt, die diesmal hauptsächlich den Interessen der Herzogthümer und ihrer Vertretung in der französischen Presse galt.

Jetzt, am Anfange der funfziger Jahre, ergriff Stein, der mittlerweile vielfach publicistisch thätig gewesen war, wiederum den Wanderstab, nunmehr aber, um, seine Heimat für immer verlassend, sich eine Stellung und Thätigkeit außerhalb derselben zu suchen.

Persönliche Verbindungen und journalistische Pläne führten ihn nach Wien. Eine Begegnung mit dem Minister Baron Bruck, in der sich die beiden in mehr als einer Beziehung geistesverwandten Männer gegenseitig angezogen fühlten, hatte zur Folge, daß Stein durch die Befürwortung Bruck's bei dem damaligen Unterrichtsminister Grafen Leo Thun die erledigte Professur für Nationalökonomie und Finanzwissenschaft an der Universität Wien erhielt (1855).

Nicht mit Unrecht hatten Stein's

Digitized by Google

Freunde darauf hingewiesen, daß Wien ein geeigneter Boden für seine Thätigkeit sei. Gehörte doch Stein nicht gleich vielen seiner nordalbingischen Landsleute zu jenem Geschlechte starrer Bauernköpfe, deren klarer und nüchterner Verstand im Gleichgewichte mit ihrem schroffen und unbeugsamen Charakter steht und denen der Inhalt ihres scharf, aber zugleich eng umgrenzten Denkens und Thuns alles und die Form nichts bedeutet. Stein verband vielmehr mit einem scharfen und glänzenden Verstande eine außerordentlich lebhafte und fruchtbare Phantasie. Diese, die ihn in seiner Studirstube die weitgehendsten Combinationen zwischen den verschiedenen getrennten Wissenschaften, sowie zwischen den socialen Erscheinungen der Vergangenheit und Gegenwart vornehmen und ihn die Entwickelung der Zukunft ahnungsvoll vorherschauen ließ, trieb ihn zugleich aus der Studirstube hinaus mitten in das bewegte Leben.

Mit so reicher Phantasie ausgestattete Naturen erinnern immer zugleich an Künstler, auch wenn sie selbst keine Kunst ausüben. Leicht angeregt und immer anregend, eindrucksfähig und zugleich auf jeden Eindruck reagirend, immer schön und anmuthig in der Form, vermochte sich Stein im mündlichen Vortrage oder im schriftlichen Ausdrucke zu wahrhaft dichterischem Schwunge zu erheben, wenn er, erfüllt von den Idealen seiner Zeit, ihre Verwirklichung mit prophetischem Geiste der Welt verkündete.

Nach echter Künstlerart verletzte ihn das Unsittliche auch weniger als das Unschöne, und vermochte er über eine schlechte Handlung leichter hinwegzukommen als über eine Taktlosigkeit.

Und diese Künstlernatur hatte zugleich etwas Aristokratisches an sich. So offenbarte Stein die Eigenschaften eines Cavaliers in der strengen Einhaltung derjenigen Grenzen seines Benehmens andern Personen gegenüber, welche deren wirkliche oder doch vorauszusetzende Ehrenhaftigkeit ihm zog, in der Betonung einer gewissen gemessenen Würde des Auftretens und in der Vorliebe für Glanz und Pracht, sowie überhaupt in der starken Accentuirung der äußern Form im Verkehr. Ja auch der Hochmuth des Cavaliers war ihm nicht ganz fremd: mancher geistig Unbeholfene, den er in den Maschen seiner gewandten Dialektik gefangen hielt, dürfte das an sich erfahren haben.

Für einen solchen Mann und die Entfaltung seiner Kräfte und Thätigkeit war das Oesterreich der funfziger und sechziger Jahre und besonders seine Hauptstadt Wien in der That der gegebene Boden.

Einen aus späterer Zeit stammenden Ausspruch des Fürsten Bismarck anticipirend, variirte Stein in einer zwei Jahre nach seiner Niederlassung in Wien veröffentlichten Broschüre („Oesterreich und der Friede", Wien, Braumüller, 1856) das Wort: „Oesterreichs größte Aufgaben liegen im Orient." Aber für ihn wie für seinen Gönner Baron Bruck hatte dieses Wort damals noch nicht wie später die Bedeutung einer Entschädigung für das Aufgeben der Stellung Oesterreichs in Deutschland. Wie Bruck in seinem politischen Testamente („Die Aufgaben Oesterreichs", Leipzig 1860), so war Stein noch bis 1866 von der Ueberzeugung durchdrungen, daß Oesterreich die Vorherrschaft in Deutschland zufallen müsse, wenn es nur wolle. Aber freilich täuschten sich beide über die Schwierigkeiten nicht, die es haben würde, diese Vorherrschaft auf gesunden und dauernden Grundlagen aufzubauen. Zu diesem Zwecke bedurfte es nach der ebenfalls übereinstimmenden

Digitized by Google

Ansicht beider für Oesterreich der Entfesselung und Entwickelung aller jener materiellen und geistigen Kräfte, die damals größtentheils noch gebunden waren.

Erfüllt von solchen Ideen, betrat Stein den Boden Oesterreichs, das ihm in den funfziger und dann wieder im Anfange der sechziger Jahre mit seinem Ausbau des Eisenbahnnetzes, mit seiner Gründung zahlreicher gewerblicher und mercantiler Unternehmungen, mit seinem emporstrebenden Bank-, Versicherungs- und Börsenwesen vielfache Anregungen bot. Und seine jedem Reize offene Natur hat es weder verschmäht, diese Eindrücke ganz und voll auf sich wirken zu lassen, noch auch auf dieselben thätig zu reagiren. So hat er selbst eine Reihe von Erwerbsgesellschaften, sowie eine Anzahl industrieller Unternehmungen ins Leben gerufen und ein Bad begründet. Auch gehörte er während einer langen Reihe von Jahren als Vorsitzer und Verwaltungsrath mehreren Erwerbsgesellschaften an.

An der Universität und im öffentlichen Leben jener Zeit fand Stein sodann in einem Kreise bedeutender Männer, der sich aus Beamten, Parlamentariern, Gelehrten, Künstlern, Schriftstellern, Dichtern zusammensetzte, die reichhaltigste geistige Förderung: doch hat er nie eine Belehrung oder einen Genuß in dieser Beziehung empfangen, ohne das Empfangene durch die Anmuth seines Wesens und den Gedankenreichthum seiner Unterhaltung reichlich zu vergelten.

Endlich — und nicht zum wenigsten — bot ihm ein mit dem Wachsen der Universität und seines Rufes als glänzenden Docenten sich erweiterndes Auditorium jene lebhafte Resonanz, ohne die eine befriedigende akademische Thätigkeit nicht denkbar ist.

Mehr als 30 Jahre lang hat Stein vor einer zahlreichen, für das Bedeutende des Inhalts und die Schönheit der Form im hohen Grade empfänglichen Zuhörerschaft die bereits vor seiner Zeit üblichen Vorlesungen über Nationalökonomie, Finanzwissenschaft und Rechtsphilosophie abgehalten und zu denselben noch regelmäßige Vorlesungen über Verwaltungslehre und Verwaltungsrecht hinzugefügt. Freilich war er kein Lehrer, wie man ihn heute nach dem Beispiele der Philologen, Historiker und Naturwissenschaftler auch für das Gebiet der Staats- und Socialwissenschaften zu finden hofft. Denn gleich den meisten seiner zeitgenössischen Collegen verschmähte er es, seine Schüler in die Werkstätte seines wissenschaftlichen Denkens einzuführen und zu selbständiger methodischer Arbeit anzuhalten. Es ging daher seine akademische Lehrthätigkeit vollständig auf in Kathedervorträgen, in welchen er den Zuhörern den Schaumwein seiner glänzenden Beredsamkeit credenzte.

Und wer von den Tausenden, die je zu seinen Füßen gesessen haben, wäre dem begeisterten und begeisternden Lehrer nicht dankbar gewesen für diesen erfrischenden Trunk aus der Hippokrene, auch wenn er sich später davon überzeugt hätte, daß, wie Wasser und Brot das erste Erforderniß zum Leben, so ein solides und prunklos von Stufe zu Stufe fortschreitendes, mühsam erarbeitetes Wissen das Fundament der wissenschaftlichen Ausbildung ist. Die Stein'schen Vorlesungen machten einen starken und bleibenden Eindruck auf die Zuhörer, weil sie ihnen einen Einblick in das Allerheiligste der Wissenschaft eröffneten. Von dem blendenden Lichte, das ihnen von da entgegenstrahlte, blieb auch dann noch ein Schimmer auf ihnen ruhen und vergoldete ihnen das Alltagsleben in der Advocatenkanzlei, im Gerichtssaale oder im Verwaltungsbureau,

Digitized by Google

wenn ihnen sonst die Erinnerung an die Zeit der Universitätsstudien längst geschwunden war.

In dieser Eigenart der Stein'schen Lehrthätigkeit ist es freilich auch begründet, daß er wol viele begeisterte Zuhörer, aber keinen eigentlichen Schüler gehabt hat, der seine Arbeiten weiter zu führen im Stande gewesen wäre.

Durch Stein's Vorträge, verbunden mit den immer zeitraubender werdenden Prüfungen, war übrigens nur seine Thätigkeit in der Universität — an den Verwaltungsgeschäften derselben hat er sich niemals in hervorragender Weise betheiligt — nicht aber auch für dieselbe erschöpft. Denn in Wort und Schrift ist er ebenso muthig wie beredt für die wahren Interessen des akademischen Studiums überhaupt, wie für eine ihrer Bedeutung entsprechende Stellung seiner Specialwissenschaft eingetreten.

Dabei kam es Stein namentlich auf folgende zwei Punkte an:

Zunächst suchte er das althergebrachte deutsche System der akademischen Lehr- und Lernfreiheit mit allem, was drum und dran hängt, gegenüber seinen Gegnern zu vertheidigen, weil er der Ueberzeugung lebte, daß in diesem akademischen Baue die verschiedenen Bestandtheile so sehr durch einander bedingt und getragen werden, daß man keins derselben entfernen kann, ohne das Ganze zu schädigen.

Der gleichfalls althergebrachten Ueberschätzung der formellen Jurisprudenz gegenüber vertrat er dagegen die Nützlichkeit, ja die Nothwendigkeit eines ausgedehnten und vertieften Studiums der Rechtsphilosophie, der Nationalökonomie, Finanzwissenschaft und Verwaltungslehre, Wissenschaften, welche für die nie rastende Frage nach dem Warum und Wohin, die sich an das Studium des positiven Rechts anknüpft, die Antwort geben oder doch wenigstens suchen.

* * *

Hand in Hand mit dieser akademischen Wirksamkeit intra et extra muros ging die geradezu erstaunlich fruchtbare schriftstellerische Thätigkeit Stein's. In derselben gelangten seine umfassende Belesenheit, sein außerordentliches Gedächtniß, sein für alles Neue und Bedeutende empfänglicher Sinn, sein schöpferischer Geist, seine Leichtigkeit, einen Gedanken dialektisch zu verarbeiten und spielend zu gestalten, zu glänzendem Ausdrucke.

Freilich sind die Methode seines Arbeitens und die Form seiner Darstellung nicht in allen aus derselben Zeit stammenden Schriften, geschweige denn zu allen Zeiten die gleichen gewesen.

Mit der Hegel'schen Dialektik und ihrer Darstellungsweise wohl vertraut, wendet er beide fast ausschließlich in den strengern wissenschaftlichen Arbeiten seiner ersten wiener Zeit an. Ja, er weiß sich in dieser Zeit in der Bildung formaler Begriffe und im Systematisiren nie genug zu thun, sodaß, um in einem Bilde zu sprechen, das Quale und Quantum des gewonnenen Mehls — d. h. die materielle wissenschaftliche Ausbeute — dem lauten Geklapper der Mühle nicht immer vollständig entspricht. Aber je länger, um so mehr füllt er das anfangs um den dürren Gedankenleib lose schlotternde Gewand aus mit den Ergebnissen seiner, wenn auch nicht immer gleich gründlichen und auf die primären Quellen zurückgreifenden, so doch umfassenden Studien, auf denen er dann seine geistvollen Combinationen aufbaut. In seinen letzten Schriften endlich hat er den fanatischen Eifer für Systematik und formale Begriffsbildung fast völlig überwunden.

Digitized by Google

Nur noch ab und zu ließ Stein auch in dieser letzten Periode des Lebens seiner Freude an der dialektischen Ueberlegenheit über seine Zeitgenossen die Zügel schießen. Es geschah dies dann im Gegensatze zu der Naivetät früherer Jahre mit einem gewissen bewußten Raffinement, ähnlich dem des Improvisators, der ein gegebenes Thema, ohne von seinem Inhalte berührt zu sein, in poetischer Form gestaltet. Und ähnlich, wie er in übermüthigen Augenblicken durch das dialektische Spiel mit inhaltslosen Begriffen zu imponiren liebte, hat er es auch nicht immer verschmäht, durch große, mehr schön klingende als inhaltreiche Worte zu blenden, sodaß man wol zuweilen versucht war, ihn einen staatswissenschaftlichen Victor Hugo zu nennen.

Neben seiner eigentlich gelehrten Thätigkeit hat Stein immer zugleich eine ausgedehnte publicistische Wirksamkeit — namentlich in der „Allgemeinen Zeitung", sowie in den von ihm begründeten oder redigirten Zeitschriften für Eisenbahn- und Handelswesen — entwickelt. Hier, wie in seiner ersten größern und bedeutendern, noch aus der kieler Zeit stammenden Arbeit über den Socialismus und Communismus des heutigen Frankreich und dessen weiterer Ausgestaltung zu einer Geschichte der socialen Bewegung in Frankreich von 1789 bis auf unsere Tage, zeigt sich übrigens, daß Stein neben dem Gebrauche des Jargons der Schule und der grands mots immer zugleich einfach und geschmackvoll zu schreiben verstand.

Neben dieser formalen Seite charakterisirt Stein's schriftstellerische Thätigkeit die große Mannichfaltigkeit und der Reichthum ihres Inhalts. Das Neueste wie das Aelteste, das Größte und Kleinste, das Fernliegendste und Nächste, die tiefsinnigste Idee und die auf der Oberfläche liegende Thatsache waren seiner Beachtung gleich sicher, wenn sie sich nur in den großen Zusammenhang der Dinge, den er nie aus dem Auge verlor, einordnen ließen. Denn das ist das Eigenartige und zugleich Große an Stein, daß er seinen Blick immer auf das Ganze der menschlichen Gesellschaft und der Staatenwelt gerichtet hielt. Weil er das that, erschienen ihm, wie wenigen andern, die Differenzen, welche die Völker trennen und die Unterschiede, welche ihre Einrichtungen bei flüchtiger Betrachtung aufweisen, verschwindend klein, verglichen mit der Einheit und Gleichartigkeit, die ihm in der Geschichte der europäischen Culturvölker entgegentrat.

In dieser Beziehung zeigt sich Stein durchdrungen von dem Geiste des 18. Jahrhunderts. Aber was bei den Vertretern des Aufklärungszeitalters nur eine von humaner Gesinnung getragene Hypothese war, ergibt sich für Stein als das Resultat des Studiums der verschiedenen Völker und ihrer Geschichte.

Durch diesen Zug des Stein'schen Geistes wird es erklärlich, daß er sich sein Arbeitsfeld durch Berufs- oder sonstige Zunftschranken nicht künstlich einengen ließ, wie er denn überhaupt principiell ein Gegner der hergebrachten Eintheilung und Abgrenzung der einzelnen Geisteswissenschaften war. Da er im Anfange seiner wissenschaftlichen Thätigkeit sich von der Philosophie und Rechtsgeschichte am meisten angezogen fühlte, gewannen seine Specialstudien und eigenen wissenschaftlichen Publicationen ihren Ausgangspunkt in der Geschichte des dänischen Civilprocesses. Von diesem Gegenstande ging er zum Studium des Verfassungsrechts, der Rechtsgeschichte, der Geschichte der socialen Bewegung und der socialistischen

Digitized by Google

Lehre und erst dann zu dem der Nationalökonomie, Statistik, Finanzwissenschaft, Rechtsphilosophie und Verwaltungslehre über. Und wie er sich nahezu auf dem gesammten Gebiete der Geisteswissenschaften umgesehen hat, so war sein Bemühen fortwährend darauf gerichtet, die einzelnen Disciplinen dieses großen Gebietes durch Beziehung derselben aufeinander zu befruchten und ihnen neue Seiten abzugewinnen. In dieser Befruchtung und Erweiterung des Wissensgebietes dürfte Stein's größte und zugleich bleibende Bedeutung für die Wissenschaft zu suchen sein.

Bevor wir auf Stein's grundlegende Werke eingehen, sei hier zunächst einiger seiner Specialarbeiten gedacht.

Schon in jungen Jahren und fortdauernd bis zu seinem Tode ist Stein für den Gedanken eingetreten, daß das naturgemäße Gebiet wirthschaftlicher Bethätigung für die Frau nicht die Production und der Markt, wie die Vorkämpfer der Frauenemancipation nicht müde werden zu verkünden, sondern die Consumtion oder vielmehr die Anpassung der producirten Güter an den individuell gestalteten Bedarf der Familie und das Haus ist. In spätern Jahren wies er der Frau dann auch noch das Gebiet socialer Hülfeleistung zu. Mit hinreißender Beredsamkeit hat er dieses Frauenevangelium in seinen kleinen für die Frauenwelt bestimmten Büchern gepredigt, deren wiederholt nöthig gewordene Neuauflagen den erfreulichen Beweis liefern, daß seine Absicht insoweit erreicht worden ist, als seine Bücher von vielen deutschen Frauen gelesen worden sind.

Sodann hat er ein dem staatswissenschaftlichen Denken scheinbar fernliegendes Gebiet, das des Heerwesens, demselben zuerst erschlossen. Seine unmittelbar nach der Veröffentlichung des Buches „Die Lehre vom Heerwesen" erfolgte Ernennung zum Ehrenmitgliede des Wiener militärwissenschaftlichen Vereins legt ein beredtes Zeugniß dafür ab, daß er durch Abfassung dieses Werkes nicht nur der Staats-, sondern auch der Militärwissenschaft einen Dienst erwiesen hat.

Ungleich verdienstvoller war es noch, daß Stein das ganze weite Gebiet, das heute zum Tummelplatze der größten Leidenschaften und zugleich der tiefsinnigsten Forschung wie des banalsten Dilettantismus geworden ist, über dem aber in den vierziger Jahren noch die vollständigste Finsterniß und Ruhe lagerte, mit der Fackel seines Geistes zu beleuchten unternommen hat: ich meine das Gebiet der socialen Frage.

War doch Stein einer der ersten, der den Socialismus und die sociale Bewegung an ihrer Quelle studirt hat! Indem er dann die Frucht seiner Studien in einem noch heute lesenswerthen, nach Inhalt und Form hochbedeutenden Werke der Welt übergab, hat er auf den dem erst eben zur Herrschaft gelangten dritten Stande nachdrängenden vierten Stand bereits zu einer Zeit aufmerksam gemacht, als diese Entwickelung selbst dem kundigen Auge nur mehr in ihren ersten Anfängen sichtbar wurde. Auch hat er schon damals, am Anfange der vierziger Jahre, die großen Aufgaben erkannt, die dem modernen Staate aus diesem Vorrücken des vierten Standes zu historischer Bedeutung erwachsen. Zugleich mit der Forderung, daß das ständische und staatsbürgerliche Königthum sich in ein sociales umwandeln solle, hat er sodann die Ueberzeugung zum Ausdrucke gebracht, daß, wie der vierte Stand eine Verwirklichung seiner berechtigten Forderungen ohne schwere Erschütterungen nur von dem Königthum zu erwarten habe, so der Monarchie

Digitized by Google

aus ihrer Verbindung mit dem vierten Stande, gleich Antäus durch Berührung mit der Mutter Erde, neue Kräfte erwachsen werden. Nachdem dieses von Stein auf Grund Saint-Simonistischer Anregungen formulirte Zukunftsprogramm unter dem Staube der Bibliotheken jahrzehntelang geruht hatte, ist es erst neuerdings durch die programmartigen Kundgebungen der ersten Kaiser des neuen Deutschen Reiches zum Leben erweckt worden. Wird sich der in diesem politisch-socialen Programm enthaltene Gedanke auch noch erst in langen und heißen Kämpfen zu bewähren haben, so gebührt Stein doch unstreitig das Verdienst, das Problem, das die socialen Kämpfe der nächsten Zeit in Europa beherrschen wird, scharf und bestimmt formulirt zu haben.

Stein's socialpolitische Studien haben so noch die Bedeutung gehabt, daß sie ihn auf das weite, zwischen der Lebenssphäre des Einzelnen und der des Staates liegende Gebiet aufmerksam machten. Nach seinem Vorgange bezeichnen wir dasselbe als die Gesellschaft, und verstehen unter derselben den Abdruck, den die verschiedenen Berufe, sowie die Güter in ihrer mannichfachen Vertheilung in der Bevölkerung und deren Gruppirung zu verschiedenen Klassen hinterlassen. Dieses Gebiet der Gesellschaft, seine Grenzen, Kräfte und historischen Erscheinungsformen hat Stein seitdem nie aus den Augen verloren und wiederholt auf die Bedeutung desselben für das Verständniß der Wirthschafts- und Rechtsgeschichte im allgemeinen, sowie der Verfassungs- und Verwaltungsgeschichte im besondern hingewiesen.

Abgesehen von der außerordentlich fruchtbaren Einführung des Begriffes der Gesellschaft in die Staatswissenschaften hat Stein den Kreis derselben durch einen umfassenden Um- und Neubau erweitert.

So gab die vor ihm gepflegte Polizeiwissenschaft materiell und formell nur eine sehr ungenügende Vorstellung von der Verwaltungsthätigkeit des Staates. Ja, es war die Aufmerksamkeit der Wissenschaft unmittelbar vor Stein's Auftreten fast ausschließlich auf das Gebiet der allgemeinen Staatslehre sowie des Verfassungsrechts und der Verfassungspolitik gerichtet. Erst Stein hat der Verwaltungslehre und dem Verwaltungsrechte das Bürgerrecht auf dem Katheder und in der Literatur verschafft, und durch die neue Disciplin die alte Polizeiwissenschaft verdrängt. Alles was seitdem auf diesem Gebiete in Deutschland gearbeitet worden ist, trägt mehr oder minder die Spuren des Stein'schen Geistes an sich. Namentlich gebührt ihm das Verdienst, durch scharfe Unterscheidung des Gesetzes von der Verordnung die Tragweite des verfassungsmäßigen Verwaltungsrechtes erst zum vollen Bewußtsein gebracht zu haben. Auch hat er das materielle Verwaltungsrecht für eine Reihe wichtiger Gebiete: namentlich für das Bevölkerungs-, Gesundheits-, Pflegschafts- und Bildungswesen, die Sicherheitspolizei, die Presse und das, was er die Entwährung nannte, ausgebaut, indem er dieses Recht entwickelungsgeschichtlich behandelte und seine Zusammenhänge mit der Gesellschaftsbildung und dem gesammten Culturleben in, wenn auch nicht immer vollständig einwandsfreier, so doch stets anregender Weise nachwies.

Einen ähnlichen Einfluß wie auf dem Gebiete der Verwaltungslehre und des Verwaltungsrechts hat Stein auch auf dem der Finanzwissenschaft ausgeübt. Vor ihm ein wirrer Haufen von dürftigen, abstracten Begriffen und zugleich trivialen Verhaltungsmaßregeln

Digitized by Google

über die beste Art des Staates, möglichst wenig Ausgaben zu machen und möglichst große Einnahmen zu erzielen, mit eingestreuten historischen, statistischen und finanztechnischen Ausführungen, hat erst Stein, an Montesquieu wieder anknüpfend, die Finanzwissenschaft in nähere organische Beziehung zur Verfassung und Verwaltung gebracht, ihr die vergleichende Finanzgeschichte, das vergleichende Finanzrecht und die vergleichende Finanzstatistik eingegliedert und ihre Behandlung auf das Finanzwesen der Selbstverwaltungskörper und Staatenverbindungen ausgedehnt.

In seiner Verwaltungslehre und Finanzwissenschaft, unstreitig den beiden bedeutendsten systematischen Werken Stein's, hat er die in seinen frühern größern Arbeiten ausschließlich befolgte teleologische Betrachtungsweise zwar nicht vollständig aufgegeben, aber dieselbe hinter die causale Erklärung der Erscheinungen doch mehr zurücktreten lassen. Auch verlegte er den Schwerpunkt seiner Methode von der Deduction und Dialektik immer mehr in die vergleichende Geschichte und Statistik.

Bereits in seinem Erstlingswerke, der „Geschichte des dänischen Civilprocesses", wollte Stein einen Beitrag zur vergleichenden Rechtsgeschichte liefern. Dasselbe Ziel schwebte ihm auch bei seiner Bearbeitung des französischen Strafrechts und Strafprocesses für das mit L. A. Warnkönig gemeinsam herausgegebene Werk vor. Sich auf seine eigenen Studien über Frankreich und Deutschland stützend und die Studien anderer, namentlich Gneist's über England benutzend, hat Stein dann in seinen spätern Werken, und unter ihnen namentlich in seiner Verwaltungslehre und Finanzwissenschaft, diese vergleichend-historische Methode folgerichtig und unentwegt durchgeführt.

In dieser Beziehung hat Stein namentlich die Anregungen Auguste Comte's und der deutschen historischen Schule verwerthet, ohne daß wir ihn deshalb schlechtweg zu den Comtisten oder zur deutschen historischen Schule rechnen dürfen. Denn es bestand die Eigenart Stein's gerade darin, daß er alle Richtungen des Denkens und Forschens in den Dienst seiner starken und originellen Persönlichkeit stellte, ohne sich einer derselben ausschließlich hinzugeben.

Diese Originalität zeigt Stein unter anderm auch als Systematiker. Während der Systematiker sonst nur zu oft der Gefahr erliegt, daß sein System leicht verknöchert, indem er dem durch das Leben und die Forschung fort und fort neu beigebrachten Material keinen Einfluß mehr auf den Bau, wie er ihn einmal errichtet hat, auszuüben gestattet, ist diese Gefahr bei Stein vollständig vermieden. Jedes aus dem vorhandenen Stoffe sich ergebende Bedürfniß nach Neugestaltung seines Systems wird von ihm bereitwilligst befriedigt. Ja, er ist ebenso unermüdlich in dem Herbeitragen neuen Stoffes wie in dem Umbau des alten Systems, sodaß jede neue Auflage seiner Bücher materiell und formell als ein neues Buch erscheint. Stein kennt kein selbstzufriedenes Ausruhen nach gethaner Arbeit; jede erreichte Stufe ist ihm vielmehr nur ein Sporn zu weiterm Fortschreiten. So ist er wie das Leben, das er zu erforschen sucht, selbst in fortwährender Bewegung und Entwickelung begriffen. Im Bewußtsein dieses seines Wesens hat er einmal den Wunsch ausgesprochen, man möge seine Werke niemals als eine Art von Sammlung unfehlbarer Lehrsätze, sondern nur als Zeugnisse desjenigen Stadiums seiner wissenschaftlichen Entwickelung, das er jeweilen erreicht habe, ansehen.

Man hat den Stein'schen Arbeiten

Digitized by Google

vorgeworfen, daß ihre Begriffsbestimmungen vor einer eindringenden Kritik bisweilen nicht Stich halten, und daß die von ihm beigebrachten literarischen und thatsächlichen Angaben nicht immer genau und zuverlässig seien. Und in der That liegt Stein's Stärke weder in der gewissenhaften Sorgfalt der Denkarbeit und in der unfehlbaren Präcision des Ausdrucks, noch auch in der unbedingten Zuverlässigkeit der von ihm benutzten und erwähnten Einzelheiten, wohl aber in den allgemeinen geistvollen Conceptionen, in der Verknüpfung der häufig scheinbar weit entlegensten Dinge untereinander, in der Behandlung der einzelnen Thatsachen und Begriffe als Entwickelungsmomente eines historischen oder dialektischen Processes, endlich in einer die höchsten Ziele der Menschheit stets im Auge habenden und ihrer selbst bei den unscheinbarsten Dingen nicht vergessenden Auffassung. Zieht man dann noch weiter in Betracht die sich im Laufe der Zeit aus der Hegel'schen Terminologie zu immer größerer Freiheit und hellerm Glanze durchringende Sprache, so wird man Stein trotz der oben zugegebenen Mängel zu den hervorragendsten wissenschaftlichen Denkern und Schriftstellern rechnen müssen.

Nur so ist denn auch der große äußere Erfolg seiner Werke — die meist mehrere, ja zum Theile viele starke Auflagen erlebt haben und auf staats- wie socialwissenschaftlichem Gebiete in Deutschland bisher nur durch die Erfolge der Roscher'schen Lehrbücher übertroffen worden sind — zu erklären, während er für diejenigen, die über die Mängel derselben nicht hinauskommen, immer ein Räthsel bleiben wird.

Aber freilich, eigentliche Lehr- und Handbücher oder gar Leitfäden für Neophyten der Staatswissenschaften sind die Stein'schen Bücher nicht. Wohl aber wird der mit dem Gegenstande derselben bereits einigermaßen Vertraute aus ihnen manche Belehrung und noch mehr Anregung zum Nachdenken und Weiterforschen empfangen. Aber auch Aerger wird ihm nicht immer erspart bleiben: wenn er bisweilen gewahr wird, daß die Nuß, deren Schale zu sprengen er sich redlich bemüht hat, eine taube war. Diese Eigenart der Stein'schen Arbeiten, ihre Licht-, aber auch ihre Schattenseiten, mögen ihn dann auch veranlaßt haben, die spätern Auflagen seiner ursprünglichen Lehr- und Handbücher nicht mehr als solche zu bezeichnen.

* * *

Doch ist es nicht bei der günstigen Beurtheilung der literarischen und sonstigen Leistungen Stein's durch das Publikum allein geblieben. Auch von anderer ihm nahestehender Seite hat es ihm an Anerkennung nicht gefehlt.

Zwei Generationen der wiener Studentenschaft haben seine Auditorien gefüllt, und viele seiner Schüler haben ihm ihre Bewunderung und Verehrung auch über die Universitätszeit hinaus bewahrt. Daß er sich durch sein der Herrschsucht wie der Intrigue gleich abholdes Wesen die Zuneigung seiner Facultätsgenossen zu erwerben und zu erhalten gewußt hatte, das zeigte sich namentlich bei seinem Rücktritte von der akademischen Thätigkeit nach erreichtem 70. Lebensjahre, und dann wieder, als er sich bereits längst in das Privatleben zurückgezogen hatte, aus Anlaß seines funfzigjährigen Doctorjubiläums im Sommer 1890.

Auch hat ihm die gelehrte Welt ihre höchsten Ehren nicht vorenthalten: war er doch zugleich Mitglied der Akademien der Wissenschaften von Wien, Paris (Institut de France), Rom (Academia dei Lincei), und St.-Petersburg, sowie der

Digitized by Google

Juristischen Gesellschaft in Moskau und Ehrendoctor der Universität Bologna. Wie bereits oben erwähnt wurde, war Stein zugleich Ehrenmitglied des Militärwissenschaftlichen Vereins in Wien.

Die Werthschätzung, die seine wissenschaftlich-praktischen Kenntnisse genossen, bekundet dann seine Ernennung zum Mitgliede der Statistischen Centralcommission und des Staatseisenbahnrathes, welchen beiden Körperschaften er lange Zeit angehörte.

Endlich haben auch die Staatsregierungen von Oesterreich, Rußland und Japan seine Verdienste um die Wissenschaft und die wissenschaftliche Ausbildung ihrer Angehörigen durch hohe Ordensauszeichnungen geehrt.

Ja selbst das Erwerbs- und Verkehrsleben, dem er als Gründer und Redacteur einer Anzahl von Fachzeitschriften, als Präsident oder Verwaltungsrath mehrerer Gesellschaften, ja als selbständiger Unternehmer angehörte, schien ihm eine Zeit lang mit den goldenen Gaben seines Füllhorns zu überschütten.

Aber auch ihm ist das allgemeine Los der Sterblichen, den Wechsel der Geschicke an sich erfahren zu müssen, nicht erspart geblieben.

Der erste herbe Schlag, der ihn auf österreichischem Boden traf, war der selbstgewählte Tod des Barons Bruck. In ihm verlor er nicht nur einen einflußreichen und wohlwollenden Gönner, sondern auch einen geistesverwandten Mitkämpfer für die gleichen politischen und wirthschaftlichen Ziele. Seitdem hat er sich von dem politischen Leben Oesterreichs vollständig zurückgezogen, um nur noch einmal — und zwar ohne Erfolg — für den Reichsrath zu candidiren. Ja er, von dem man sich seitens der Regierung unter Bruck so viel versprach, daß man ihn aufgefordert hatte, als Hofrath in das Finanzministerium einzutreten, ist seitdem von maßgebender Seite nur noch ausnahmsweise um seine Meinung in Gesetzgebungs- und Verwaltungsfragen angegangen worden. So in frühern Jahrzehnten in Sachen der Valuta und des Staatscredits, und in neuerer Zeit, bei Gelegenheit der hereingebrochenen Agrarkrisis, über die bedrohte Lage des Bauernstandes.

Dieser Gegenstand regte ihn an, in dem letzten Jahrzehnt seines Lebens zu den ersten Eindrücken, die er in seiner vorzugsweise ackerbautreibenden Heimat empfangen, und zu den Studien, die er in jungen Jahren in den Werken der landwirthschaftlichen Koryphäen Thaer und Thünen gemacht hatte, zurückzukehren. Während er in den ersten 30 Jahren des wiener Aufenthalts sein Interesse hauptsächlich auf die nationalökonomische Theorie, sowie auf die Gewerbe-, Verkehrs- und Handelspolitik concentrirt hatte, wandte er fortan seine Aufmerksamkeit auch den agrarpolitischen Fragen zu.

Im Jahre 1866 sah er dann sein politisches Programm bezüglich der Einigung Deutschlands unter Oesterreichs Vorherrschaft vernichtet, aber diese Zeit brachte ihm doch auch wieder die Genugthuung und Befriedigung, die Elbherzogthümer von dänischer Herrschaft befreit zu sehen: ein Gedanke, für den er einen Theil seiner Jugendkraft eingesetzt hatte.

Und als dann im Jahre 1870/71 Stein's burschenschaftlicher Jugendtraum erfüllt wurde, da vergaß er bald und leicht, daß die Geschichte sich zu diesem Zwecke anderer Mittel und Wege bedient hatte, als sie ihm, dem frühern Großdeutschen, vorgeschwebt hatten. Mit erneuter Kraft richtete sich fortan sein politisches Denken auf das nunmehr unter

Digitized by Google

Preußens Führung geeinigte Deutschland, wie er denn nie aufgehört hatte, sich mit Stolz als Glied der deutschen Gelehrtenrepublik zu fühlen.

Und wunderbar! Während er sich fortan von den ihn unmittelbar umgebenden Zuständen immer mehr zurückzog, wandte sich seine Aufmerksamkeit und sein Interesse immer mehr nicht nur den Geschicken seiner ursprünglichen Heimat, sondern auch zugleich den Vorgängen eines fernen asiatischen Reiches zu.

Japan glaubte seit den sechziger Jahren immer deutlicher erkannt zu haben, daß der Fortschritt seiner Entwickelung nicht in der Weiterführung seiner hergebrachten Cultur, sondern in der Annahme der von der asiatischen verschiedenen europäischen Cultur, und namentlich ihrer politischen, rechtlichen und wirthschaftlichen Institutionen zu suchen sei. Aber welchem europäischen Lande speciell sollte man das nachzuahmende Vorbild entnehmen? Dem ältesten europäischen Culturlande Italien oder dem jüngsten, an Asien grenzenden und mit Asien vielfach verwandten Rußland? Oder etwa Frankreich, dem Lande der festesten wirthschaftlichen und technischen Sitten und der ununterbrochen wechselnden politischen Experimente? Oder vielleicht in dem reichen, durch wirthschaftliche und politische Energie, sowie durch fest begründete Freiheit ausgezeichneten England? Oder dem österreichischen Staate mit seinen alten Traditionen, welche dieses Reich zugleich auf die engsten Beziehungen zum Orient hinweisen? Oder dem erst jüngst zu politischer Einigkeit gelangten Deutschen Reiche, oder der mächtig aufstrebenden Nordamerikanischen Union?

Hatten sich die japanischen Staatsbeamten im allgemeinen für das deutsche Vorbild entschieden, so bedurften sie doch eines speciellen Rathgebers, und fanden diesen unter andern in Stein, der, wie kaum einer sonst, die Fähigkeit besaß, aus der Fülle von Institutionen, die für die europäische Cultur charakteristisch sind, das Wesentlichste herauszuheben, und der es zugleich verstand, sich in merkwürdig kurzer Zeit das Verständniß für denjenigen Boden anzueignen, auf den die europäischen Einrichtungen verpflanzt werden sollten. So ist denn Stein für Japan zu einer Art Minister in partibus geworden, der seinen gelehrigen Zöglingen mehr als einen Rathschlag für ihr bürgerliches Gesetzbuch, ihr bürgerliches Gerichtsverfahren, ihre Staatsverfassung, ihre Handelsverträge u. a. m. ertheilt hat. Wir wüßten für die Rolle, die Stein als gesetzgeberische Egeria Japans gespielt hat, keine andere Analogie zu finden als diejenige Bentham's in seinem Verhältnisse zur Gesetzgebung einer Anzahl europäischer Regierungen seiner Zeit.

Daß Japan und die Japaner ihrem Meister für das von ihm Empfangene dankbar sind, haben sie ihm mehr als einmal bewiesen. Stein aber fand in diesem Verhältnisse von Geben und Empfangen zwischen Europa und Japan eine erfreuliche Bestätigung für den von ihm stets vertretenen Gedanken der Einheit des Menschengeschlechts und seiner Cultur.

Waren Stein im hohen Mannesalter auch eine Reihe neuer Geist und Herz erfreuender Ziele und Aufgaben erwachsen, so erwies sich ihm das Glück, das ihm in seinen persönlichen Vermögensverhältnissen so lange hold gewesen, gegen Ende seines Lebens als spröde. Ja, die Förderung, die er lange und von vielen erfahren hatte, wandelte sich in einem Falle sogar in schnöde Untreue um, und das reiche Ergebniß eines

Digitized by Google

langen Lebens an äußern Gütern schmolz mit einem male dahin. Und das zwar zu einer Zeit, da er dem 70. Lebensjahre nicht fern stand, jenem für den österreichischen Professor verhängnißvollen Zeitpunkte, an dem er sich zur Ruhe und auf den Altentheil zu setzen hat.

Aber das, was andere als vernichtenden Schicksalsschlag empfunden haben würden, wurde für ihn, den mit seltenster Elasticität des Geistes und Gemüths Begabten, zum Antriebe, seine Kräfte wiederum ausschließlich der Wissenschaft zuzuwenden und ernster Arbeit abzuringen, was das wandelbare Glück ihm schließlich entrissen hatte. Und in der That! Was der Geist sich vorgenommen, der ausdauernde Gelehrtenfleiß, der Stein übrigens selbst im Taumel des Erwerbslebens nie vollständig abhanden gekommen war, er hat es vollführt. An derjenigen Lebensgrenze angelangt, an der andern die Productivität für neue Schöpfungen, ja selbst die Empfänglichkeit für neue Eindrücke verloren zu gehen pflegt, ist es Stein in dem letzten Jahrzehnt seines Lebens noch gelungen, in ununterbrochener Folge mit die reichsten und formvollendetsten Werke seines Lebens zu schaffen.

Durch Entbehrung und Arbeit hat er somit gesühnt, was er in jüngern Jahren durch für einen Gelehrten allzu große Hingabe an die Zwecke des materiellen Lebens gefehlt hat. Aber dieses Fehlgehen — die Gerechtigkeit verlangt, daß dies ausdrücklich hervorgehoben werde — bildete nur die Kehrseite seiner Vorzüge und großen Gaben. Mit einer Beweglichkeit des Geistes und der Phantasie, sowie einem Wissenstriebe sondergleichen ausgestattet, verlangte es ihn, über die Bücher, die von dem Leben handelten, hinaus direct ins Leben selbst hineinzuschauen. Auch war Stein für die Kränze, die dieses Leben nicht dem stillen Gelehrten, wohl aber demjenigen darbietet, der es nicht verschmäht, um das Glück zu wetten und zu wagen, nicht ganz unempfänglich. Gab es doch Augenblicke in seinem Leben, in denen er sich nicht nur beschied, das Leben an der Quelle kennen zu lernen, sondern in denen ihn auch danach verlangte, gestaltend in dasselbe einzugreifen und zugleich Reichthum und Macht zu gewinnen. Es ist daher ein Faustischer Zug, den Lorenz Stein mit Männern wie etwa John Law und Bruno Hildebrand theilte, daß er in Freud' und, wenn es sein mußte, in Leid selbst erleben und durchkosten wollte, was er bisher nur aus Büchern kannte. So wird es denn erklärlich, weshalb er zeitweilig die stille Studirstube mit dem lauten Markte des Lebens vertauscht hat, freilich um schließlich gewahr zu werden, wie wenig wahres und dauerhaftes Glück ihm dieser zu bieten vermochte.

Wir Ueberlebenden aber und zumal diejenigen unter uns, die Lorenz Stein im wissenschaftlichen, geschäftlichen oder geselligen Verkehre nahe standen, wir werden in dankbarer Erinnerung an ihn in uns das Bild eines geistig hochbegabten, unablässig strebenden, edlen Mannes bewahren, dessen hauptsächliche Bedeutung für die Wissenschaft und das Leben darin bestand, der Mit- und Nachwelt eine Fülle der tiefsten und nachhaltigsten Anregungen gegeben zu haben.

Digitized by Google

Zur neuern Ausgestaltung der Lehre Darwin's.

Von **Dr. med. Moritz Alsberg.**

Die letzten 30 Jahre sind für die Naturwissenschaften ebensowol eine Zeit des wichtigsten Aufschwunges, wie auch zugleich eine Periode heißen Kampfes gewesen. Alle jene, welche Antheil nehmend an den Fortschritten der Forschung diesen Zeitabschnitt durchlebt haben, wissen, daß jene altüberlieferten Anschauungen von der Unveränderlichkeit der Arten und der Aufeinanderfolge verschiedener Schöpfungsacte durch Charles Darwin über den Haufen geworfen wurden. Freilich war dem der Darwin'schen Lehre von der fortschreitenden Entwickelung der organischen Lebensformen zu Grunde liegenden Gedanken schon von gewissen Philosophen des Alterthums Ausdruck verliehen; auch wird bereits in der „Anthropologie" Imanuel Kant's die Frage, ob aus einem Orang-Utang durch körperliche und geistige Umbildung ein Mensch hervorgehen könne, erörtert und in bejahendem Sinne beantwortet; es haben ferner auch die zu Ende des vorigen und zu Beginn des laufenden Jahrhunderts von Lamarck, Geoffroy Saint-Hilaire und unserm Dichter-Naturforscher Goethe angestellten Untersuchungen sowie die von R. Chambers und Herbert Spencer veröffentlichten philosophischen Schriften sehr wesentlich dazu beigetragen, der Entwickelungslehre Darwin's die Wege zu ebnen: dennoch muß dem großen britischen Forscher das Verdienst zuerkannt werden, durch eine Fülle von streng wissenschaftlich verarbeiteten Beobachtungen dem schon vor ihm ausgesprochenen Gedanken zum ersten male eine feste Grundlage gegeben und jene Weltanschauung, welche Kant noch als ein „gewagtes Abenteuer der Vernunft" bezeichnete und der Spencer lediglich eine speculative Stütze zu geben vermochte, in ein auf Thatsachen begründetes System umgewandelt zu haben. Auch sind jene Widersprüche und Einwände, welche noch im 6. und 7. Jahrzehnt unsers Jahrhunderts von wissenschaftlicher Seite gegen die „Evolutionstheorie" (d. i. die Lehre von der fortschreitenden Entwickelung und Vervollkommnung der Organismen) erhoben wurden — Widersprüche, die, wie oben angedeutet, hie und da den Charakter eines leidenschaftlich geführten Kampfes annahmen, während der letzten Jahre fast vollständig verstummt. Jene Beweisführung, vermittels deren Agassiz noch vor dem Erscheinen des berühmten Darwin'schen Werkes „Ueber die Entstehung der Arten" der Cuvier'schen Typentheorie neues Leben einzuhauchen versuchte, dürfen heute um so eher als ein überwundener Standpunkt bezeichnet werden, als die meisten der von Agassiz zu Gunsten Cuvier's angeführten Gründe heutzutage als Hauptstützen der Entwickelungslehre gelten. Bekannt ist ferner, daß Rudolf Virchow in einem unlängst gehaltenen Vortrage sich selbst, wenn auch nicht als einen Anhänger, so doch als einen Freund der Darwin'schen Lehre bezeichnete und im wesentlichen nur gegen die zu weit gehenden und unerwiesenen Schlußfolgerungen gewisser Darwinianer Einwendungen erhoben hat.

Wenn aber auch der eigentliche Kern des Darwinismus: die Lehre von der durch fortschreitende Vervollkommnung und Anpassung an die Daseinsbedin-

Digitized by Google

gungen bewirkten Entwickelung der organischen Wesen, heutzutage ein auf allen Gebieten der Naturforschung anerkanntes Axiom darstellt, so ist andererseits doch die Frage vollkommen berechtigt, ob wir jenen Schlüssen, die Darwin zur Begründung des von ihm festgestellten Naturgesetzes zieht, in allen Einzelheiten beipflichten dürfen, ob jene Verhältnisse, welche von dem geistvollen englischen Gelehrten als Grundbedingungen des in Rede stehenden Entwickelungsvorganges hingestellt werden, wirklich als solche zu betrachten sind. Gerade gegen jene bekannte Theorie, der zufolge alle Abänderungen und Umgestaltungen der organischen Welt durch eine in fortwährendem Kampfe ums Dasein sich vollziehende natürliche Auslese zu Stande kommen sollen, sind neuerdings von durchaus zuständiger Seite Bedenken ausgesprochen worden, denen wir zunächst eine kurze Betrachtung widmen wollen. Die Entstehung der Arten durch natürliche Zuchtwahl ist nach Darwin auf zwei Factoren des organischen Lebens zurückzuführen, nämlich: 1) auf das Variationsvermögen, d. i. die Fähigkeit der organischen Wesen, entsprechend der Verschiedenheit der äußern Lebensbedingungen sich bis zu gewissem Grade zu verändern, sowie 2) auf die Vererbung, durch welche erst die Möglichkeit geboten ist, jene Veränderungen, die das Einzelwesen sich angeeignet hat, auf die Nachkommen und dann weiter von Geschlecht zu Geschlecht zu übertragen und auf diese Weise dasjenige herauszubilden, was wir als kennzeichnendes Merkmal einer Gattung oder Art betrachten. Nach der Darwin'schen Anschauung sollen aber nur solche Individuen sich erhalten und durch Uebertragung ihrer Eigenthümlichkeiten auf ihre Nachkommen eine neue Gattung oder Art begründen können — nur solche Einzelwesen sollen nach Darwin hierbei in Frage kommen, welche durch gewisse ihnen eigenthümliche Ausnahmseigenschaften in den Stand gesetzt sind, aus dem Kampfe ums Dasein als Sieger hervorzugehen, bezw. solche, welche vermöge der sie auszeichnenden Eigenthümlichkeiten ebensowol für die Erhaltung ihres Daseins wie für ihre Fortpflanzung sich in besonders günstiger Lage befinden. Nach Darwin würde ein Zeitraum von etwa 300 Millionen Jahren erforderlich sein, um mit Hülfe der im Vorhergehenden geschilderten natürlichen Zuchtwahl die jetzt bestehenden Thiergattungen hervorzubringen. Ganz abgesehen nun davon, daß die soeben erwähnte Zeitbestimmung nicht in Einklang zu bringen ist mit der auf physikalische Untersuchungen, insbesondere auf die Zeitdauer der allmählichen Abkühlung der Erdrinde sich stützenden Annahme, der zufolge seit dem Uranfange des organischen Lebens auf unserm Planeten kaum mehr als 100 Millionen Jahre verflossen sein können — ganz abgesehen hiervon stellen sich der Lehre Darwin's, insoweit dieselbe den Kampf ums Dasein als das für die Umgestaltung der Organismen und die Bildung der Arten ausschlaggebende Moment heranzieht, noch anderweitige Bedenken entgegen. In mehrern Abhandlungen, die der unlängst verstorbene münchener Gelehrte und Professor Moritz Wagner zuerst in der naturwissenschaftlichen Zeitschrift „Kosmos" veröffentlichte, und die zu einem inhaltreichen Bande* ver-

* „Die Entstehung der Arten durch räumliche Sonderung. Gesammelte Aufsätze von Moritz Wagner, Ehrenprofessor der Ludwig-Maximilians-Universität zu München und außerordentliches Mitglied der k. k. Akademie der Wissenschaften. Nach letztwilliger Bestimmung des Verstorbenen herausgegeben von Dr. M. Wagner" (Basel, B. Schwabe's Verlagshandlung, 1889).

Digitized by Google

einigt vor mehr als Jahresfrist auf dem Büchermarkte erschienen sind, wird darauf hingewiesen, daß viele Arten sich lediglich durch Merkmale unterscheiden, welche zu geringfügig und nicht immer so auffallend nützlich sind, um die Annahme zu rechtfertigen, daß die mit diesen Eigenthümlichkeiten ausgestatteten Lebewesen ganz besonders gedeihen und im Laufe der Jahrtausende einen neuen Typus erzeugen, und daß andererseits jene Lebewesen, welche solche Eigenthümlichkeiten nicht aufweisen, zu Grunde gehen sollten. Wenn z. B. die in dem Thalbecken von Steinheim (Schwäbische Alp) vorgenommenen paläontologischen Untersuchungen für die dort aufeinanderfolgenden Ablagerungen der Tertiärzeit das Vorhandensein verschiedener Abarten der Molluskengattung Planorbis ergeben haben, wenn wir in den besagten Ablagerungen nachweisen können, wie dort auf eine Schnecke mit scheibenförmigem Gehäuse eine solche folgt, bei welcher das Gewinde der Schale bereits die Neigung zeigt, die platte Scheibenform zu verlassen, wie dann an letztere Form eine Schnecke mit kegelförmiger Gestalt des Gehäuses sich anschließt, und wie zuletzt wieder eine Form auftritt, welche dem zuerst erwähnten Typus der Gattung Planorbis sich nähert — so ist angesichts der Aufeinanderfolge solcher sich gegenseitig verdrängender Arten der Schluß keineswegs gerechtfertigt, daß die in Rede stehende tertiäre Schnecke durch die im Vorhergehenden beschriebenen Gestaltveränderungen irgendwelchen „Vortheil im Kampfe ums Dasein" gegenüber der ursprünglichen Form gewonnen habe. Oder wenn wir unser Augenmerk richten auf die von Kowalewsky erwiesene Abstammung unsers heutigen Pferdes von den Equiden der Tertiärzeit, wenn wir uns daran erinnern, daß aus dem Anchitherium des Miocän (mittlere Tertiärperiode) das ihm folgende Hipparion und aus diesem das wilde Pferd der pliocänen Periode (Spättertiärzeit) und des Diluviums, aus letzterm aber unser heutiges Pferd durch eigenthümliche Veränderungen des Skeletbaues, namentlich des Fußes und des Schädels sich entwickelt haben — wenn wir uns dieser Thatsachen erinnern und dann fragen: was haben denn diese Formveränderungen in der Bildung der Zehen und der Zähne, durch welche die zeitlich aufeinanderfolgenden vorweltlichen Pferdegattungen sich so bestimmt unterscheiden, mit dem „Kampfe ums Dasein" und mit einer Auslese durch „Naturzüchtung" zu thun? so bleibt uns der Darwinismus auch hier jede Antwort schuldig. Was ferner jene besondere Form der natürlichen Auslese anlangt, welche Darwin als „geschlechtliche Zuchtwahl" bezeichnet, so stellen sich der Allgemeingültigkeit dieses Princips ebenfalls nicht unerhebliche Bedenken entgegen. Wenn auch bei den höhern Thiergattungen die Annahme vollkommen berechtigt erscheint, daß die schönsten, stärksten oder gewandtesten Männchen bei der Bewerbung um die Weibchen ihre Nebenbuhler aus dem Felde schlagen und, somit ausschließlich zur Fortpflanzung gelangend, ihre individuellen Vorzüge auf ihre Nachkommen übertragen — wenn auch dieses Princip der geschlechtlichen Zuchtwahl dort vollkommen zulässig erscheint, wo es sich um die Fortpflanzung und Umgestaltung der höhern Thiergattungen handelt, so kann man sich doch kaum vorstellen, wie bei den niedern, zum Theile doppelt geschlechtlichen Thiergattungen das in Rede stehende Princip in Wirksamkeit treten könnte.

Aus unsern vorstehenden Betrachtungen ergibt sich also der Schluß, daß

Digitized by Google

bei der durch allmähliche Entwickelung und Anpassung bewirkten Umgestaltung der Lebewesen dem Kampfe ums Dasein und der geschlechtlichen Zuchtwahl nicht jene ausschlaggebende Bedeutung zugeschrieben werden darf, die man diesen Momenten bisher zuerkannt hat. Damit drängt sich aber zugleich die Frage auf, ob nicht vielleicht andere ursächliche Verhältnisse, die bisher nicht genügend beachtet wurden, für die unter fortschreitender Vervollkommnung und Anpassung an die Daseinsbedingungen sich vollziehende Artenbildung eine Erklärung zu liefern im Stande sind. Der bereits erwähnte Moritz Wagner, der ein langes arbeitsames Leben der Erforschung der Naturgesetze gewidmet und insbesondere der geographischen Vertheilung der thierischen und pflanzlichen Formen seine Aufmerksamkeit zugewendet hat, ist nun der Ansicht, daß in erster Linie die Wanderungen der Organismen durch Aenderung der Lebensbedingungen den Anstoß zu einer Steigerung der individuellen Veränderlichkeit gegeben, und daß ebensowol die activen Wanderungen der Thiere, wie auch die passiven Migrationen der Pflanzen (Transport von Pflanzensamen durch Luft- und Meeresströmungen, Vögel u. dgl.) zur Entstehung neuer Arten geführt haben. Durch den im Haushalte der Natur rastlos thätigen Kampf ums Dasein werden, wie Wagner hervorhebt, Missgeburten und Schwächlinge vertilgt und selbst Individuen mit an und für sich günstigen Abweichungen von der Norm durch die Verfolgungen ihrer normalen Artgenossen beseitigt, bezw. zur Auswanderung gezwungen. „Der Kampf ums Dasein" — also folgert Wagner dann weiter — „wirkt also thatsächlich für die Erhaltung, nicht für die Veränderung der normalen Speciesform." Auch weist der besagte Gelehrte darauf hin, daß die Arten genau so wie die Einzelwesen ihre Jugend, ihr Mannesalter und ihr Greisenthum haben und zuletzt aus Altersschwäche sterben. Das Seltenerwerden, das allmähliche Erlöschen der Arten vollzieht sich unter normalen Verhältnissen durch ihre abnehmende Fortpflanzungsfähigkeit und schwindende Widerstandskraft gegen äußere Einflüsse. Der Wettbewerbungskampf mit andern mitlebenden Formen kann das Erlöschen aussterbender Formen wol häufig beschleunigen, ist aber niemals die Hauptursache ihres Verschwindens, welches auch ohne diesen Daseinskampf von selbst eintritt. Bei der Entstehung neuer Arten kommt nach der Wagner'schen Anschauung ebensowol die Veränderlichkeit des Individuums wie die Vererbungskraft in Betracht. Jede neue Form (Art oder Varietät) beginnt ihre Bildung mit der Absonderung einzelner Auswanderer, welche vom Wohngebiete der betreffenden Stammart dauernd ausscheiden. Als die der Artenbildung zu Grunde liegenden Momente sind ferner zu bezeichnen: 1) Anpassung der eingewanderten Colonisten an die äußern Lebensbedingungen, insbesondere an das Klima, die Nahrung und Bodenbeschaffenheit des neuen Wohnortes. 2) Ausprägung und Entwickelung individueller Merkmale der ersten Colonisten in deren Nachkommen bei blutsverwandter Fortpflanzung. Daß die Bildung einer neuen Art ohne Ausscheidung einzelner Individuen von der Stammart und ohne Ansiedelung an einem neuen Wohnorte nicht stattfinden kann, dies beruht nach Wagner darauf, „daß Massenkreuzung und Gleichheit der Lebensbedingungen in einem zusammenhängenden Wohnorte der Entwickelung neuer Formen entgegenwirken und individuelle Veränderungen stets wieder in die Stammform zurückdrängen".

Digitized by Google

Aus dem reichen Inhalte des Wagner'schen Werkes heben wir noch einige Punkte hervor, die besonders geeignet sind, die Anschauungen des vielgewanderten Forschers zu verdeutlichen oder denselben eine Stütze zu verleihen. Man kennt die Erscheinung der „schützenden Aehnlichkeit" (mimicry), d. i. die Thatsache, daß zahlreiche Thiere in ihrer Färbung und ihrem gesammten Aussehen mit ihrer Naturumgebung übereinstimmen, daß bei den Thieren des schneereichen Nordens in der Regel die weiße Farbe, bei denjenigen der Steppen die braune Färbung vorherrscht, daß gewisse Schmetterlinge und Käfer, sowie insbesondere auch deren Larven hinsichtlich der Farbe und oft auch der Form mit den Stämmen, Zweigen, Blättern oder Blüten der Pflanzen, auf denen sie leben, andere wieder mit den Erdklümpchen, dem Sande oder den Gesteinen des Bodens, auf dem sie mit Vorliebe ruhend sitzen, eine bemerkenswerthe Aehnlichkeit aufweisen. Diese vielerörterte Thatsache ist nicht entsprechend den bisherigen Anschauungen durch die Annahme zu erklären, daß anfangs Thiergattungen von allen möglichen Färbungen und Zeichnungen vorhanden waren und daß, während die ungünstig gefärbten Thiere ihren Verfolgern zum Opfer fielen, die mit der Schutzfärbung versehenen ihren Feinden entgehen und sich erhalten konnten. Die besagte Erscheinung ist vielmehr nach Wagner die einfache Folge des allen Thieren angeborenen Schutztriebes, der sie in dem Suchen und der Wahl eines passenden Standortes oder sichern Verstecks mit richtigem Instincte leitet. Behufs Begründung seiner Lehre von dem Einflusse, den die räumliche Sonderung auf die Entstehung der Arten ausüben soll, deutet Moritz Wagner darauf hin, daß jede Thier- oder Pflanzenart einen meist zusammenhängenden, oft aber auch sporadisch unterbrochenen Verbreitungsbezirk (Standort) aufweist, dessen Form in Flachländern mehr oder minder kreisförmig oder elliptisch und in dessen Mittelpunkte die Zahl der Individuen, welche eine bestimmte Art zusammensetzen, gewöhnlich am größten ist. Diese Verbreitungsbezirke sind voneinander abgegrenzt, theils durch geographische Schranken (Hochgebirge, Wüsten, Meere, breite Ströme u. dgl.), theils durch klimatische oder andere örtliche Verhältnisse. Von der Formeneigenthümlichkeit und der sonstigen Beschaffenheit jeder Thier- und Pflanzenart hängt auch theilweise die Größe ihres Verbreitungsgebietes ab. Leichtbewegliche Formen, z. B. geflügelte Thierarten, sind gewöhnlich weiter verbreitet als Thiere von geringer Beweglichkeit. Mit der größern oder geringern Ausdehnung der trennenden Schranken wächst fast überall in entsprechendem Verhältnisse die Verschiedenheit der Thier- und Pflanzenwelt der betreffenden Oertlichkeiten nicht nur hinsichtlich der Arten, sondern auch der Gattungen. So hat z. B. die Insel Coiba, die nur durch einen schmalen Meeresarm vom centralamerikanischen Isthmus getrennt ist, die nämlichen Arten wie dieser; dagegen weist die Gruppe der Galopagos-Inseln, die vom südamerikanischen Festlande 160 geographische Meilen entfernt ist, mit Ausnahme weniger Vögel fast nur Thiergattungen auf, die von denen des amerikanischen Continents vollständig abweichen. Andererseits besitzt jede der einzelnen Inseln, die durch ziemlich breite und tiefe Meeresarme voneinander geschieden sind, zwar dieselben Gattungen von Vögeln, Insekten und Landconchylien; diese Gattungen sind aber auf jeder Insel in besondern Arten vertreten.

Zu Gunsten der Annahme, daß nicht

Digitized by Google

der Kampf ums Dasein, sondern die räumliche Sonderung bei der Entstehung der Arten ausschlaggebend ist, sprechen auch gewisse Ergebnisse der Thierzüchtung. Alle Versuche, Rinderheerden, die in südamerikanischen Pampas oder in den Savannen Centralamerikas frei umherschweifen, durch Beschaffung von werthvollen Zuchtstieren zu veredeln, mußten fehlschlagen, weil unter solchen Verhältnissen minderwerthige Stiere an der Zeugung nicht verhindert werden können, und weil die mit gewissen Vorzügen ausgestattete Nachkommenschaft edler Zuchtstiere durch Paarung mit minderwerthigen Rindern stets wieder auf die ursprüngliche Beschaffenheit der Rasse herabgedrückt wird. Dagegen ist es bekanntlich ein Leichtes, eine Rasse zu veredeln, wenn man durch räumliche Abscheidung dafür sorgt, daß nur durch besondere Eigenschaften ausgezeichnete ebenbürtige Individuen sich miteinander paaren. Von dem besagten Gesichtspunkte aus ist auch die Verschiedenheit der Ergebnisse zu erklären, welche bei Hund und Katze durch die Domestication erzielt wurden. Bei dem Hunde, dessen Vereinzelung keine besondern Schwierigkeiten darbot, ist es der Züchtung gelungen, eine große Anzahl verschiedener, zum Theile sehr edler Rassen zu erzeugen; ein gleiches Ergebniß konnte aber bei der Katze nicht erreicht werden, da diese infolge ihrer Liebe zum Umherschweifen der Isolirung große Schwierigkeiten entgegenstellte. Was insbesondere die Frage nach der Entstehung neuer Arten durch Wanderung, bezw. Lostrennung einzelner Individuen von der Stammesart anlangt, so fehlt es nicht an Beobachtungen, die erkennen lassen, daß dieses Moment bei der Entstehung neuer Arten eine wichtige Rolle spielt. Als ein directer Beweis für die Richtigkeit der Wagner'schen Anschauungen ist z. B. die Thatsache zu betrachten, daß die Abkömmlinge eines nach dem Jardin des Plantes zu Paris verpflanzten mexicanischen Kiemenmolchs (Axolotl) sich infolge dieser räumlichen Trennung und Vereinzelung innerhalb weniger Generationen in eine andere salamanderähnliche Molchform verwandelt haben, daß nach de Quatrefages das spanische Merinoschaf in den heißen Thälern von Magdalena (Columbia) ohne das geringste Zuthun des Menschen ebenfalls innerhalb weniger Geschlechtsfolgen in eine mit dünner Haarbedeckung ausgestattete Abart sich umgestaltet hat, daß das südeuropäische Kaninchen auf der Insel Porto-Santo in eine von der Stammart völlig abweichende Kaninchenart (Lepus Huxleyi) sich verwandelte, und daß der zur Familie der Spinner (Bombycidae) gehörige prachtvolle Mondfalter (Saturnia Luna), von J. Boll aus Texas nach der Schweiz versetzt, bei der Züchtung schon in der zweiten Generation einen Schmetterling lieferte, der vom texanischen nicht nur in der Farbe, sondern auch in Form und Zeichnung so wesentlich abweicht, daß man ihn sicherlich allgemein als eine davon verschiedene Art betrachtet haben würde, wenn man seine Abstammung nicht gekannt hätte.

Daß die Variationstendenz, d. i. jene Eigenthümlichkeit, vermöge deren die Individuen unter dem Einflusse von veränderten Daseinsbedingungen in ihrer Form und in ihren sonstigen Eigenschaften Abänderungen erleiden, in frühern Abschnitten unserer Erdgeschichte eine größere gewesen ist als in der gegenwärtigen Erdepoche, hält Wagner für unzweifelhaft. Die frühern geologischen Perioden waren ganz besonders dazu angethan, die Umgestaltung der Einzelwesen und die Entstehung neuer Arten zu begünstigen. Häufige und ausgedehnte Spaltungen der damals

Digitized by Google

noch dünnen Erdkruste, große untermeerische Durchbrüche von heißflüssigen Gesteinen des Erdinnern mußten oft die physikalische wie die chemische Beschaffenheit des Meerwassers in verschiedenen Gegenden plötzlich verändern. Massenhafte Auswanderungen und spätere Rückwanderungen der Meeresgeschöpfe mußten die natürliche Folge sein. Ein besonders ausgedehnter Spielraum war der auf räumlicher Sonderung beruhenden natürlichen Züchtung während der ersten beiden Hauptabschnitte der Tertiärbildungen (Eocän- und Miocänperiode) gegeben, da innerhalb dieser Erdepochen bei fortdauernder Thätigkeit der unterirdischen hebenden Kräfte die Inseln allmählich zu Festländern mit sehr verschieden gestalteter Oberfläche zusammenwuchsen und damit der freien Bewegung der Landthiere wie der passiven Wanderung der Pflanzen ein noch unbesetzter weiter Raum, das großartigste Versuchsfeld zur Züchtung und Formenbildung unter neuen und sehr mannichfaltigen Lebensbedingungen dargeboten war. In der Pliocänperiode (Spättertiärzeit) und vielleicht mehr noch gegen das Ende der quartären Bildungen (Diluvialzeit) nahmen dagegen die für die Thätigkeit der natürlichen Zuchtwahl günstigen Bedingungen beträchtlich ab. Letztere wurde auch durch die Thätigkeit des Menschen erheblich eingeschränkt. Der allmähliche Fortschritt seiner anfangs noch sehr rohen Cultur engte die natürliche Ausbreitung der Pflanzen und Thiere immer mehr ein und veränderte auf diese Weise das Wirken der natürlichen Zuchtwahl. An ihre Stelle aber trat schneller und mächtiger verändernd die künstliche Züchtung bei Culturpflanzen und Hausthieren. Mit dem weitern Fortschreiten der Cultur wird voraussichtlich das zunehmende Verschwinden der wilden Pflanzen und Thiere Hand in Hand gehen. Mit Ausnahme derjenigen Lebewesen, die in Urwäldern, hohen Gebirgen oder in für den Landbau ungeeigneten Steppen und Wüsten noch eine Zufluchtsstätte finden und den dortigen Lebensbedingungen sich anzupassen vermögen, werden besonders von den höhern Klassen der beiden organischen Reiche meist nur diejenigen terrestrischen Formen übrigbleiben, die der Mensch zu seinem Nutzen oder Vergnügen schützt und hegt. Die natürliche Zuchtwahl wird — wenigstens soweit die bewohnbaren Gegenden in Betracht kommen — allmählich mehr und mehr in den Hintergrund treten; sie muß der künstlichen Zuchtwahl des die Natur beherrschenden Menschen das Feld räumen.

Was ferner die Abstammung des Homo sapiens anbetrifft, so hält Wagner es für wahrscheinlich, daß entweder der Dryopithecus Fontani, ein fossiler Gibbon, von dem sich Reste in miocränen Ablagerungen erhalten haben, oder eine dem Dryopithecus nahestehende Gibbonart den Punkt darstellt, wo sich der Mensch vom Stammbaume der Säugethiere abgezweigt hat. Gerade die Gibbonarten zeigen hinsichtlich des Skeletbaues mit dem heutigen Menschen eine Uebereinstimmung, die selbst größer ist als diejenige des Orang, Schimpanse und Gorilla; zu Gunsten einer zwischen dem Homo sapiens und den miocänen Anthropoiden bestehenden Verwandtschaft kann auch der Umstand gedeutet werden, daß nach Lartet bei letztern ebenso wie beim Menschen die Milchzähne vor dem Erscheinen der Weisheitszähne ausfallen, während bei den heutigen Menschenaffen das Gegentheil der Fall ist. Während der Millionen von Jahren, die zweifelsohne zwischen der Mitteltertiärzeit und der Diluvialzeit liegen, können möglicherweise Hunderte von Mittelformen zwischen dem fossilen Dryopithecus

Digitized by Google

und jener thierisch rohen Menschenrasse, von welcher der bekannte Schädel der Neanderthalhöhle mit dem abgeflachten Stirnbein und den affenähnlich vorspringenden Augenbrauenbögen, sowie die dem Neanderthalschädel genau entsprechenden Schädel des Spy-Menschen, ferner auch die demselben anthropologischen Typus zuzurechnenden Schädel von Eggisheim, Brüx u. s. w. Kunde geben, in zahlreichen Individuen gelebt und sich fortentwickelt haben. Jedoch dürften diejenigen Freunde oder Gegner der Lamarck-Darwin'schen Abstammungslehre, welche mit Hoffnung oder Besorgniß einer baldigen Entdeckung des fossilen Affenmenschen entgegensehen, wahrscheinlich in einer Täuschung befangen sein. Dieser „affenähnliche Urerzeuger des Menschen" war ganz sicher noch kein kosmopolitisches Wesen, sondern bewohnte vermuthlich einen sehr beschränkten Verbreitungsbezirk, und wenn derselbe nicht höchst zufällig in eine Oertlichkeit gerieth, welche für die Erhaltung seiner Reste ausnahmsweise günstige Bedingungen darbot, so ist die Wahrscheinlichkeit, daß alle Reste dieses Vorfahren des Menschen gleich Millionen anderer vorweltlicher Formen von Wirbelthieren längst verwest und spurlos verschwunden sind, unendlich viel größer als die Möglichkeit des entgegengesetzten Falles. Um aber das affenähnliche Geschöpf der Tertiärzeit zum Menschen umzugestalten, dazu bedurfte es noch ganz besonderer ursächlicher Verhältnisse, wie sie unsere Erde in damaliger Zeit noch nicht kannte, nämlich die während der Diluvialzeit eintretende Vergletscherung ausgedehnter Gebiete. Der Winter, die Kälte, der Schnee, die Noth und der Hunger — diese Folgezustände der diluvialen Eiszeiten — mußten gewiß viele Geschöpfe zwingen, ihre Lebensweise zu ändern, ihre Thätigkeit zu verdoppeln, ihre Geisteskräfte auf das Aeußerste anzuspannen, um nicht zu Grunde zu gehen. Der Hunger konnte nicht nur, nein er mußte den Abkömmling des miocänen, von Früchten sich ernährenden Vierhänders nothwendig in ein zweibeiniges Raubthier verwandeln, ähnlich, wenn auch noch auf weit niedrigerer Stufe der Entwickelung stehend wie der heutige Australneger, wie der Papua von Neuguinea und wie der wilde Feuerländer. Schon vor dem Ende der Tertiärzeit mußten die Nachkommen des miocänen Anthropoiden zur gemischten Nahrung übergehen, wenn anders sie ihr Dasein retten wollten. Die Steine, die sie schon früher zu zerschlagen und zu schärfen gelernt hatten, um harte Nüsse zu öffnen (auf diesen Gebrauch deuten unter andern die von Abbé Bourgeois in den Miocänablagerungen von Thenay aufgefundenen Feuersteine), dienten ihnen jetzt in verbesserter Form als mörderische Waffen, um sich Fleischnahrung zu verschaffen. Die zunehmende Kälte zwang jene menschlichen Wesen der Gletscherperiode Höhlen und künstliche Wärmebedeckung zu suchen; die Entdeckung des Feuers war daher für den Urmenschen ein Ereigniß von höchster Wichtigkeit; alle Naturverhältnisse, Bedürfnisse und Erfindungen jener fernen Urzeit mußten nothwendig die gesellschaftlichen Triebe des rohen Wilden steigern, den entstehenden Familiensinn fördern, endlich die Ausbildung des artikulirten Mittheilungsvermögens und damit die Entstehung der Sprache begünstigen. Als Schauplatz jenes im Vorhergehenden geschilderten Entwickelungsprocesses wird von Wagner Süd- und Mitteleuropa bezeichnet und zugleich darauf hingewiesen, daß durch das Untersinken jener Landbrücken, welche bis gegen das Ende der Tertiärzeit Europa mit Nordafrika

Digitized by Google

verbunden haben, dem als Stammvater des Menschengeschlechts zu betrachtenden Anthropoiden Europas der Rückzug nach dem damals günstigere Daseinsbedingungen bietenden Afrika abgeschnitten war. Aus letzterm Umstande ergibt sich dann der bereits erwähnte Schluß, daß es für jenen Anthropoiden keine andere Wahl gab, als zu Grunde zu gehen oder seiner bisherigen Lebensweise zu entsagen, und damit zugleich die Bahn der fortschreitenden Entwickelung zu betreten. Bemerkt sei hier noch, daß die Gibbonarten der Mitteltertiärzeit vielleicht nicht die einzige Wurzel darstellen, aus welcher die „Gattung Mensch" hervorgegangen ist. Wenn Abkömmlinge jener fossilen, dem Orang-Utang nahestehenden Vierhänder, deren Reste Baker und Durand aus den Tertiärschichten am Fuße des Himalaja zu Tage gefördert und beschrieben haben, noch am Ende der Tertiärzeit in Nordasien lebten, so waren sie daselbst in einer ganz ähnlichen Lage wie ihre Vettern in Europa. Auch ihnen war durch die Eisdecke, welche sich nachweislich während der Gletscherperiode über die Pässe und Hochthäler des Kaukasus, Küenlüen und Himalaja lagerte, der Rückzug nach den mit milderm Klima ausgestatteten Landschaften Südasiens abgeschnitten. Auch den dortigen Anthropoiden blieb während der Eiszeit nichts anderes übrig als Aenderung der bequemen Lebensweise ihrer Väter oder Untergang. Wären die geographischen Verhältnisse und die damaligen physikalischen Bedingungen beider Erdtheile wesentlich andere gewesen, hätte es nie Eiszeiten gegeben und hätten in Centralasien die hohen Parallelketten, in Europa das Mittelmeer und seine Europa von Afrika trennenden Wasserstraßen gefehlt, so würde der Mensch vielleicht nie entstanden sein, ein Gedanke, der denjenigen nicht befremden kann, der sich vergegenwärtigt, daß zufolge den geologischen Forschungen viele Millionen Jahre auf unserer Erde mit einem bloßen Thierleben, ohne Dasein des Menschen, vorübergegangen sind.

Wir haben im Vorhergehenden die wichtigsten Ergebnisse der Wagner'schen Untersuchungen* zur Kenntniß unserer Leser gebracht und machen im Nachfolgenden noch einige Mittheilungen über gewisse neuere Forschungen, welche eben-

* Der Wagner'schen Theorie, betreffend die Entstehung der Arten durch räumliche Sonderung hat Charles Darwin selbst ein bedeutendes Zugeständniß gemacht, indem er in einem kurz vor seinem (Darwin's) Tode an Wagner gerichteten Briefe seinen Irrthum einer Ueberschätzung des Kampfes ums Dasein offen einräumte und nach aufmerksamer Lektüre einer der Wagner'schen Abhandlungen Folgendes schrieb: „In my opinion the greatest error, which I have committed has been not allowing sufficient weight to the direct action of the environment i. e. food, climate etc. independently of natural selection. Modifications thus caused, which are neither of advantage or disadvantage to the modified organism, would be especially favoured, as I can now see chiefly through your observations, by isolation in a small area, where only a few individuals lived under nearly uniform conditions etc." (Zu deutsch: „Nach meiner Ansicht besteht der größte Irrthum, den ich begangen habe, darin, daß ich neben der natürlichen Zuchtwahl der directen Einwirkung der Lebensbedingungen, d. i. Ernährung, Klima u. dgl. nicht genügende Bedeutung beigemessen habe. Die Entstehung von auf solche Weise (d. i. durch Einwirkung der Lebensbedingungen) hervorgerufenen Abänderungen, die für den eine Umgestaltung erleidenden Organismus weder vortheilhaft noch nachtheilig sind, würde, wie ich jetzt hauptsächlich aus Ihren Beobachtungen ersehe, durch Isolirung in einem begrenzten Raume, wo bis dahin nur wenige Individuen unter nahezu gleichartigen Lebensbedingungen existirten, ganz besonders begünstigt werden.)

Digitized by Google

falls darwinistische Fragen zum Gegenstande haben und über die der Entwickelung der Organismenwelt zu Grunde liegenden Verhältnisse mancherlei wichtige Aufschlüsse liefern. Während Wagner die Entstehung des Menschen mit den Eiszeiten der „Diluvialperiode" oder „Quartärzeit" (d. i. jenes Abschnittes unserer Erdgeschichte, welcher der gegenwärtigen Erdepoche unmittelbar vorausgeht) in Zusammenhang bringt, hat Haacke in einer unlängst veröffentlichten Arbeit* nachzuweisen versucht, daß die Entwickelung der ersten Säugethiere durch die Vergletscherungsepochen einer weit zurückliegenden geologischen Periode bedingt gewesen ist. Die Conglomerate des „untern Perm" von Westengland sowie die entsprechenden Ablagerungen von Schottland und Irland enthalten eine Menge verschiedenartiger großer und schwerer Felsblöcke, die oft kantig und eckig, oft aber auch theilweise abgerundet und mit polirten und geritzten, durch Gletscherschliff entstandenen Flächen versehen sind, ein Befund, der nach dem übereinstimmenden Urtheil der englischen Geologen Ramsay und Charles Lyell nur durch die Annahme erklärt werden kann, daß während jenes Abschnittes unserer Erdgeschichte, welche den Abschluß der großen paläozoischen Formationsgruppe (Primärzeit) bildet, die nördliche Erdhalbkugel zeitweise einer mehr oder minder ausgedehnten Vergletscherung ausgesetzt gewesen ist. Da nun diese „permische Eiszeit", über die Alfred Wallace in seinem „Island Life" das Wichtigste zusammengestellt hat, der Trias (d. i. jene Formation, in der zum ersten male Reste von Säugethieren auftreten) unmittelbar vorausgegangen ist, so liegt es nahe, die in Rede stehende Vergletscherungsepoche mit der Entstehung der Säugethiere in ursächlichen Zusammenhang zu bringen. Warmblüter lieferte nach Haacke die natürliche Zuchtwahl höchst wahrscheinlich in einem von reptilien- und amphibienartigen Thieren bewohnten Lande zu einer Zeit, als dessen Klima eine durch kalte Winter und kühle Sommer bedingte schnelle und erhebliche Abkühlung erfuhr, also unter Verhältnissen, wo der Besitz eigener Blutwärme den betreffenden Thieren gewisse Vortheile bot. Nach dem besagten Gelehrten haben die ältesten Säuger der heutigen Klasse der Insektenfresser (Monotremata), insbesondere dem höchst merkwürdigen Schnabelthiere (Ornithorhynchus paradoxus) und der Gattung Echidna nahe gestanden, welche letztern Thiere durch ihren gesammten Körperbau, ihre Lebensweise, sowie insbesondere dadurch, daß sie Eier legen, die nahe Verwandtschaft zu den Kriechthieren und Lurchen bekunden. Der erste Schritt zur Entwickelung des Säugethiers war, wie bereits angedeutet, die Erwerbung eigener Blutwärme, womit die Bildung eines schlecht wärmeleitenden und deshalb warmhaltenden Haarkleides, die Entwickelung von Talgdrüsen (zur Einfettung der ohne dieselbe den Einflüssen der Feuchtigkeit in zu hohem Grade ausgesetzten Haare), sowie von Schweißdrüsen (zur Regelung der Körperwärme) Hand in Hand ging. Nach unserm Gewährsmanne Haacke unterliegt es auch keinem Zweifel, daß die Weibchen der ältesten Säuger, ebenso wie noch heutzutage die weibliche Echidna, einen Brutbeutel besessen haben, in dem sie die gelegten Eier mit sich umhertrugen, wenn sie auf der Nahrungssuche von Ort zu Ort schweiften.

Für jenen artenbildenden Einfluß,

* Vgl. „Die Entstehung des Säugethieres", im „Biologischen Centralblatt", Jahrg. 1888/89, S. 8 fg.

Digitized by Google

wie ihn nach Wagner die Lostrennung der Einzelwesen von der Stammesart ausübt, bietet eine von dem Amerikaner Graham-Bell neuerdings mitgetheilte Beobachtung einen bedeutsamen Beleg. Nach Graham-Bell hat die Fürsorge für die Taubstummen in den Vereinigten Staaten Nordamerikas während der letzten Jahrzehnte eine beträchtliche Zunahme dieses Gebrechens zur Folge gehabt, was darauf beruht, daß die in besondern Anstalten untergebrachten und somit von der übrigen Welt mehr oder weniger abgeschiedenen Taubstummen beiderlei Geschlechts sich dort näher kennen und schätzen lernen und somit zur Abschließung von Ehen veranlaßt werden, aus denen dann in der überwiegenden Mehrzahl der Fälle Kinder hervorgehen, die das Gebrechen der Aeltern ererbt haben. Hiermit steht auch eine Bemerkung im Einklang, die der französische Anthropolog Guyot-Daubès bezüglich der Polydaktylie (Vorhandensein von überzähligen Fingern und Zehen), bezw. über die Vererbung dieser Abnormität macht. Danach kommt die Ueberzahl der Finger in gewissen Familien besonders häufig vor, und den allerdings nicht wahrscheinlichen Fall vorausgesetzt, daß durch den Machtspruch eines Herrschers die Bestimmung getroffen würde, daß Personen, die mit sechs Fingern an jeder Hand zur Welt kommen, sich nur mit Personen verheirathen dürften, welche die gleiche Anzahl von Fingern aufweisen, kann kaum gezweifelt werden, daß aus solchen Ehebündnissen sechsfingerige Nachkommen hervorgehen würden, und daß die besagte Maßregel im Laufe der Zeit sogar zur Entstehung einer sechsfingerigen Menschenrasse führen könnte.*

* Vgl. „Revue d'Anthropologie", 1889, S. 534.

Die Frage, ob die von dem Einzelwesen erworbenen Eigenthümlichkeiten von demselben auf seine Nachkommen vererbt werden, diese Frage, welche von Darwin längst in bejahendem Sinne entschieden war, ist von A. Weismann neuerdings wieder auf die wissenschaftliche Tagesordnung gestellt worden, und hat in jüngster Zeit zu lebhaften Erörterungen zwischen den Vertretern verschiedener Ansichten Anlaß gegeben. Die von dem Arzte tagtäglich zu machende Beobachtung, daß gewisse von dem Vater oder der Mutter bei Lebzeiten erworbene Krankheitsanlagen auf die Nachkommen vererbt werden, die von den Thierzüchtern über allen Zweifel erhobene Thatsache, daß erworbene oder anerzogene Eigenthümlichkeiten von Geschlecht zu Geschlecht fortgepflanzt werden, daß die Sprößlinge des wohldressirten Vorstehhundes sich viel besser für die Jagd eignen als solche, welche keine derartige Begabung ererbt haben — diese und ähnliche längst als fester wissenschaftlicher Besitz zu betrachtende Beobachtungen werden von A. Weismann auf Grund von rein theoretischen Erwägungen neuerdings wieder angezweifelt. Er setzt an die Stelle der in Rede stehenden Vererbung die „Continuität des Keimplasmas" von einer zur andern Geschlechtsfolge. Bekanntlich bewirken die niedrigsten einzelligen Organismen, wie z. B. die Amöbe, ihre Fortpflanzung nicht auf geschlechtlichem Wege, sondern einfach durch Theilung, und nach der Weismann'schen Anschauung hätte sich diese den niedrigsten thierischen und pflanzlichen Organismen eigenthümliche Art und Weise der Fortpflanzung auch bei den höhern Thieren bis zu gewissem Grade erhalten. Der besagte Gelehrte nimmt nämlich an, daß das menschliche Ei, das wie die Amöbe eine gleichartige gelatinöse einzellige Masse bildet,

Digitized by Google

sich beim Wachsen in zwei Theile spalte, von denen nur der eine befruchtet wird und sich organisch entwickelt, während der andere in dem neu erzeugten Einzelwesen als „die Grundlage der Keimzellen des neuen Organismus" eingeschlossen bleibt, bis bei der spätern Entwickelung der nämliche Theilungs- und Befruchtungsproceß sich wiederholt. Nach Weismann gleicht also das Kind der Mutter nicht weil es etwas von ihr unmittelbar geerbt hat, sondern weil Mutter und Kind aus zwei gleichen Theilen eines ursprünglich im Leibe der Großmutter gelegenen Keimes hervorgegangen sind. Wäre aber selbst diese Weismann'sche Lehre vom Keimplasma etwas mehr als eine unerwiesene Annahme, so würde immer noch die Frage berechtigt sein, ob nicht jene äußern Einflüsse, während sie auf die Organe und Gewebe des erwachsenen Individuums einen umgestaltenden Einfluß ausüben auch auf die Beschaffenheit des Keimplasmas in einer oder der andern Weise abändernd einwirken. Wenn Weismann bemerkt, die Veränderung organischer Wesen beruhe ausschließlich auf Anpassung, ohne daß man eine Vererbung erworbener Eigenschaften anzunehmen brauche, so macht im Gegensatze zu dieser Ansicht Rudolf Virchow* klar, daß Anpassung gleichbedeutend ist mit der Erhaltung gewisser durch die äußern Lebensbedingungen hervorgerufener nützlicher Abänderungen; daß diese Abänderungen zu den erworbenen Eigenschaften zu rechnen sind, und daß somit die Annahme einer Anpassung ohne Vererbung von erworbenen Eigenthümlichkeiten in sich einen Widerspruch enthält. Weiterhin bemerkt Virchow, daß, wenn Weismann von Eigenthümlichkeiten redet, „die im Laufe des Lebens entstanden sind durch äußere Einwirkung, nicht durch innere", eine solche Unterscheidung nicht aufrecht erhalten werden kann. Wenn z. B. ein Lichtthier durch dauernden Ausschluß des Lichtes in ein Dunkelthier mit erblichen Eigenschaften verwandelt wird, so kann es sich in einem solchen Falle doch nur um eine äußere Einwirkung, die eine durch Erblichkeit auf spätere Geschlechter übertragene Eigenschaft hervorruft, handeln.

Was insbesondere die Möglichkeit der Vererbung von körperlichen Verstümmelungen anlangt, die von Weismann* aufs entschiedenste in Abrede gestellt wird, so dürften die von Emil Schmidt und B. Ornstein neuerdings gemachten Veröffentlichungen** (diese beiden Gelehrten berichten über Fälle, in denen die bei der Mutter durch Ausreißen des Ohrringes bewirkte künstliche Spaltung des Ohrläppchens bei einem der Kinder als angeborene Misbildung sich wiederholt hat), ferner auch die neuerdings von O. Zacharias*** und J. Dingfelder† veröffentlichten Beobachtungen die vollständige Unhaltbarkeit der Weismann'schen Anschauungen beweisen. Dingfelder namentlich theilt mit, daß ein Theil der Nachkommen von Hunden, denen der Schwanz oder die Ohren gestutzt wurden, schwanzlos, bezw. ohrenlos zur Welt kam, und bemerkt zugleich, daß es in einem Falle, wo ein Pinscher, dem man sowol den Schwanz wie die Ohren gestutzt hatte, Nachkom-

* Vgl. die Abhandlung „Ueber Descendenz und Pathologie", im „Archiv für pathologische Anatomie", Bd. 103, Heft I.

* Vgl. „Tageblatt der Naturforscherversammlung zu Köln. Vorträge der allgemeinen Sitzungen", S. 45.

** Vgl. „Correspondenzblatt der Deutschen Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte", Jahrg. 1888, S. 144 fg.; Jahrg. 1889, S. 49 fg.

*** Vgl. „Centralblatt für Biologie", Jahrg. 1888/89, S. 204.

† Ebend., S. 210.

Digitized by Google

men hervorbrachte, die sowol an dem Schwanze wie an den Ohren die entsprechende Verunstaltung aufwiesen, unmöglich sei anzunehmen, daß diese dreifache Misbildung auf einen zufällig bei dem Sprößlinge des verstümmelten Hundes auftretenden Entwickelungsfehler zurückzuführen sei. Behufs Widerlegung der Weismann'schen Anschauungen verweist Dingfelder auch auf die Vererbung von Gewohnheiten. Gewisse Bewegungen der Finger im Zustande der Erregung wiederholen sich bei Aeltern und Kindern in vollständig übereinstimmender Weise, ohne daß das Kind diese Gewohnheit durch Nachahmung sich angeeignet hätte. Die Handschrift wird durch methodischen Unterricht in bestimmte Formen gezwängt, und dennoch sehen wir nicht selten beim Sohne im spätern Alter die Schriftzüge des Vaters genau wiederkehren. Behufs Erklärung der Wanderungen der Zugvögel nimmt Dingfelder nicht etwa die Bezeichnung „Instinct" zu Hülfe, sondern erklärt sich den Vorgang folgendermaßen. Zu einer Zeit, wo in unsern Breiten noch eine weit höhere Temperatur herrschte als gegenwärtig, muß einmal zu einer bestimmten Jahreszeit eine Temperaturerniedrigung eingetreten sein, und der Einwirkung der letztern suchten die Vögel dadurch zu entgehen, daß sie nach wärmern Gegenden, also nach Süden zogen. Nachdem nun diese Erscheinung sich öfters wiederholt hatte, lernten die Thiere allmählich durch Erfahrung den Zeitpunkt genauer zu bestimmen, wann die Kälte in der Regel eintrat, und richteten ihre Wanderungen danach ein. Die meisten Vögel ziehen fort zu einer Zeit, wo es noch gar oft sehr warm und Futter noch in reichlicher Menge vorhanden ist. Es ist also hier die durch Erfahrung herangebildete Gewohnheit durch Vererbung von Geschlecht zu Geschlecht zu einem unwiderstehlichen Triebe bei allen Zugvögeln geworden.

Der obenerwähnten Lehre Weismann's tritt auch G. H. Th. Eimer* in einem kürzlich veröffentlichten inhaltreichen Werke entgegen. Jene Vorgänge, welche die organische Welt kennzeichnen, nämlich die morphologische und physiologische Umbildung der Lebewesen (Umbildungen, welche sich auf die äußere Form und die Organthätigkeit, beziehen), sind nach dem besagten Gelehrten nur eine Folge der Organthätigkeit und beruhen zum Theile auf der Vererbung von erworbenen Eigenschaften. Die Reizbarkeit des Protoplasmas (die Gewebe des Thieres und der Pflanze bildendes Eiweiß) bildet die Grundlage für die Entwickelung der geistigen Fähigkeiten. Bei seinen Betrachtungen geht Eimer zurück auf jene Lebewesen, die man strenggenommen noch nicht als „Organismen" bezeichnen darf, da sie noch keine Organe besitzen. Bei jener Klasse von einfachsten Lebewesen, die durch die Moneren vertreten wird, treten Werkzeuge (Organe) nur im Augenblicke des Bedürfnisses in die Form von fühlerartig ausgestreckten und zurückgezogenen Auswüchsen — sogenannten Pseudopodien — auf. Bei Organismen, die schon auf einer etwas höhern Stufe der Entwickelung stehen, wie z. B. bei gewissen Aufgußthierchen, finden wir durch das Bedürfniß gebildete Bewegungswerkzeuge in der Form von „Wimpern". Alle im Bereiche der Thier- und Pflanzenwelt vor sich gehenden Veränderungen faßt Eimer als einfaches Wachsen auf; für ihn ist ebensowol die Entwickelung des Einzelwesens wie die Fortpflanzung nur ein organisches Wachsen. Die Ontogenie (Entwickelung des Einzelwesens) ist nach seiner Anschauung nur ein ab-

* Vgl. „Die Entstehung der Arten und das Wachsthum der Organismen" (Jena 1889).

Digitized by Google

gekürztes phylogenetisches Wachsen (Wachsen der Stammesart); Arten und Abarten sind demnach im wesentlichen nichts anderes als auf verschiedenen Stufen der Entwickelung, bezw. auf bestimmten Stufen des phylogenetischen Wachsthums stehende Gruppen von Formen. Die Frage „Ist alles angepaßt?" wird von Eimer verneint. Wäre alles angepaßt, so gäbe es keine im Augenblicke nutzlose Eigenschaften, welche entweder Ueberreste von früher nützlichen oder Anfänge von neuen, in Zukunft sich nützlich erweisenden Eigenschaften darstellen. Eimer will auch nicht, wie Weismann, den Tod als Anpassung betrachtet wissen.

Ueber Kunstausstellungen.

Von S.

Die große Menge, die im allgemeinen von ihrem Optimismus lebt, hat auch ihren eigenen Pessimismus. Es ist zwar alles gut und schön, was da ist, allein es ist doch schlecht und nichtig gegen das, was war. Der Pessimismus über die Gegenwart, der sich für den freiern Geist in den Optimismus über die Zukunft umsetzt, wird für sie ein Optimismus über die Vergangenheit, und die Sage vom Paradies, der Traum des goldenen Zeitalters, der Glaube an die gute alte Zeit sind nichts anderes als rosige Beleuchtungen eines Vergangenen, die von den Schatten der Gegenwart ausgespart sind, eine unbewußte Verurtheilung der unbefriedigenden Gegenwart. Als der Großvater die Großmutter nahm, da war die Welt nicht nur im ganzen besser, sondern sie war vor allem moralischer, und die Klage über die sittliche Verderbniß der Zeit ist wol beinahe so alt wie die Sitte und die Zeit selbst. Diese Verherrlichung des Vergangenen, die die größere Masse von dem Ideale der Sittlichkeit borgt, verengt sich in feinern Kreisen häufig zu einer ästhetischen Verherrlichung des Vergangenen. Nicht nur besser, sondern vor allem schöner scheint die Welt der Griechen, der Landsknechte, der Alongeperücken zu sein, und bezüglich der Verdichtung des Schönen im Kunstwerke kann man bei jeder Gelegenheit die Klage hören, daß die Kunst heruntergekommen sei. Daß jedenfalls der Charakter moderner Kunst anders geworden ist, daß wir noch unsicher sein müssen, ob innerhalb dieses Charakters sich die gleiche Höhe des Kunstwerks erreichen läßt, das steht fest. Und nach einer Seite hin sind die Kunstausstellungen Verkörperung und Sinnbild dieser Wandlung.

Wenn man klagt, daß der modernen Welt überhaupt jene scharf ausgeprägten Persönlichkeiten fehlen, die auf sich selbst gestellt, aus eigenster Kraft heraus die Welt zu bewegen wüßten, und wenn man dem gegenüber gesagt hat, in der modernen Welt geschehe das Große durch die Massen und nicht durch den Einzelnen, die Zusammenwirkung der Vielen sei an die Stelle der allein wirkenden individuellen That getreten, so könnte man angesichts einer modernen Kunstausstellung ein Abbild dieses Verhältnisses zu erblicken glauben. Jene allumfassende Kraft, jene Fähigkeit, auf jedem Gebiete künstlerischen Schaffens

Digitized by Google

die Einzelpersönlichkeit zur Geltung zu bringen, wie wir sie bei den Meistern der Renaissance erblicken, ist vor der Arbeitstheilung auch der künstlerischen Thätigkeit untergegangen, und die Gesammtheit des künstlerischen Sichauslebens bietet sich nicht mehr beim Anblick einer Einzelpersönlichkeit, sondern im Zusammenfassen mannichfaltigster künstlerischer Leistungen. Es scheint, als ob jene Kräfte des künstlerischen Könnens sich auf eine Fülle verschiedener Einzelpersonen vertheilt haben, wie ein leuchtender Weltkörper zersprengt und in eine Anzahl irrender Sternkörperchen aufgelöst wird. Kein einzelnes Kunstwerk läßt sich angeben, das etwa die Summe des vorhandenen Könnens, den Höhepunkt aller bisher erreichten Entwickelung so darstellte, wie die Sixtinische Madonna oder die Mediceergräber es thaten; darum bedarf es des Zusammenführens des Verschiedenartigen, des Zusammenkommens aller möglichen Meister, um die Kunst der Gegenwart kennen zu lernen. So einseitig hat der moderne Trieb nach Specialisirung auch die künstlerische Thätigkeit gestaltet, daß es zur Ausgleichung dessen des gleichzeitigen Betrachtens eben alles jenes Entgegengesetzten bedarf. Wer weiß, ob es uns nicht unerträglich wäre, auch auf einen der bessern Meister der Gegenwart allein oder fast allein angewiesen zu sein, wie wir wol mit Michel Angelo abschließen könnten; wer weiß, ob es nicht der eigenste Charakter des modernen Kunstempfindens ist, daß wir neben jeder schöpferischen Persönlichkeit so viele andere erblicken, die deren Einseitigkeit je eine andere entgegensetzen, sodaß erst im Zusammenschlusse des Mannichfaltigen die eigentliche und bezeichnende Empfindung für die Kunst unserer Zeit zu Stande kommt.

Die Kunstausstellung ist die nothwendige Ergänzung und Folge des modernen Specialistenthums in der Kunst.

Die Einseitigkeit des modernen Menschen, insoweit er schafft, wird ergänzt durch seine Vielseitigkeit, insofern er empfängt. Je kleiner das Gebiet ist, auf dem sich der Einzelne thätig bewegt, je enger die Grenzen, in denen tagsüber sein Denken und Wollen eingespannt sind, desto lebhafter wird das Bedürfniß, nun in den Stunden der Erholung und des aufnehmenden Interesses sich in der größten Fülle verschiedenartiger Gedanken und Empfindungen zu ergehen, wie unthätige Muskeln ihre widerwillig zurückgedrängte Kraft gern in gesteigerter Bewegung entladen. Gerade in der Beengung seines Studirzimmers ist Faust die Sehnsucht entstanden, den ganzen Reichthum der Gegensätze in der Welt von einem ihrer Enden bis zum andern zu durchmessen; gerade das Specialistenthum unserer Zeit erzeugt das Hasten von einem Eindrucke zum andern, die Ungeduld des Genießens, das problematische Trachten, in möglichst kurzer Zeit eine möglichst große Summe von Erregungen, Interessen, Genüssen zusammenzupressen. Die Buntheit des großstädtischen Lebens auf der Straße wie in den Salons ist von dieser durchgehenden Strebung sowol Ursache wie Folge, und die Kunstausstellungen fassen sie für ein engeres Gebiet symbolisch zusammen. Da hängt das inhaltlich Auseinanderstrebende nachbarlich auf engstem Raume zusammen, da kann der aufregungsbedürftige Geist sich die wohlthuende Bewegung machen, im Zeitraume von Minuten die Welt der künstlerischen Vorwürfe von einem Pole zum andern zu durchwandern und sich zwischen den entferntesten Punkten möglicher Empfindung auszudehnen. Die größte Kraft des heutigen Künstlerthums ist in einem kleinsten Punkte gesammelt und entfaltet

Digitized by Google

im Beschauer nun in gleicher Verdichtung die ganze Fülle der Gefühle, die die Kunst überhaupt in ihm zu erwecken vermag. Wie die dargestellten Gegenstände selbst das Entgegengesetzteste uns räumlich nahe bringen, so entgegengesetzt sind die Beurtheilungen, die, an sie sich knüpfend, Billigung und Misbilligung, bewunderndes Staunen und verächtlichen Spott, Gleichgültigkeit und Ergriffenheit in rascher Folge in dem Geiste des Besuchers wechseln lassen, und so auch von dieser Seite die Bedingungen des modernen Genusses erfüllen, im kleinsten Umfange von Zeit und Raum das Mannichfaltigste durchempfinden zu lassen.

Man könnte sagen, daß die sachliche und ruhige Beurtheilung der Kunstwerke hierdurch gewinnen müßte; je mehr Verschiedenartiges angeschaut wird, desto freier steht der Geist dem Einzelnen gegenüber, desto weniger gelingt es der Einseitigkeit, ihn in ihre Bahnen zu ziehen und ihn kritiklos zu machen. Wir alle haben kein rechtes Urtheil mehr über dasjenige, was in immer gleicher Art unser Bewußtsein erfüllt und neben dem es nichts anderes gibt, woran man es messen, seinen Werth oder Unwerth feststellen könnte. Die Vielseitigkeit des Anschauens, die die übereilte Billigung oder Misbilligung des einen leicht durch den Blick auf zehnerlei anderes ausgleichen lehrt, erhebt uns zu einer wenn auch kühlen, so doch klaren Höhe, zu der Ruhe in der Beurtheilung des Einzelnen, die da fehlen muß, wo ein einzelner Eindruck uns ganz hinnimmt, ohne daß Nachbareindrücke ihn beeinflussen und richtig stellen könnten. Und nicht nur die Vorzüge des einen Bildes sind es, gegen die die Mängel des andern sich abheben; in der Kunst wie im Leben muß vielmehr häufig ein Fehler erst an irgendeinem Punkte übermäßig stark in die Erscheinung treten, damit man sich seiner an einem andern Punkte bewußt werde. Allein der Verlust bei diesem Gewinne dürfte bei weitem überwiegen; denn aus jenem Verhalten quellen zwei der größten Uebel des modernen Kunstempfindens: die Blasirtheit und die Oberflächlichkeit. Es ist leicht, ruhig und kühl den Dingen gegenüberzustehen, wenn das Gehirn so abgestumpft ist, daß es überhaupt keiner Wärme und keiner Begeisterung mehr zugänglich ist; es ist leicht, sich vor Ueberschätzung zu bewahren, wenn man überhaupt nichts mehr schätzt; es ist leicht, das Schlechte zu kritisiren, wenn man auch dem Guten nur noch kritisch gegenüberzustehen weiß. Eben diese Blasirtheit ist wieder Ursache wie Folge jenes Bedürfens nach mannichfaltigsten und entgegengesetztesten Eindrücken; denn wie die Erfüllung dieses Verlangens den Geist abstumpft, so dürstet der abgestumpfte nach immer gewaltigern, weiter schwingenden Erregungen. Ein wunderlicher Gegensatz im Geistesleben thut sich hier hervor. Immer feiner und nervöser wird die Empfänglichkeit des modernen Menschen, immer zarter sein Empfinden, sodaß er statt kräftiger Farben und ihrer Gegensätze nur noch blasse, halb verwelkte Tinten vertragen mag, daß die Lebhaftigkeit der Farbe ihn verletzt, wie moderne Aeltern nicht mehr den gesunden Lärm ihrer Kinder ertragen können. Immer spitzer gipfeln sich die Schattirungen der Gefühle und ihres Ausdrucks auf, sodaß sie nur noch auf der Nadelspitze zu schwanken scheinen, immer leichter verletzt uns das leiseste Herausfallen aus dem Stile, die geringste Taktlosigkeit, immer schärfer lernen wir unterscheiden, was ungeübtere Augen und rothbäckigere Empfindungsweisen noch als einheitlich und zusammenpassend

Digitized by Google

ansahen. Und nun im Gegensatze dazu gerade das Bedürfniß der größten Aufregungen, die Unzufriedenheit mit den kleinen Anregungen und Freuden des Tages, das Ungenügen an der Idylle, das schließlich bewirkt, daß uns die Natur nur noch an der Nordsee und in den höchsten Höhen der Alpen zu befriedigen vermag. Raffinement ist stets in demselben Maße das Zeichen von Vergröberung wie von Verfeinerung des Empfindens, und die Strebungen des modernen Menschen gehen in gleicher Weise darauf, das Feine, Besondere, Zartsinnige seiner Empfindungen noch immer mehr zu verfeinern und abzuschleifen, wie sie darauf gehen, den Umfang seines Empfindungsgebiets zu vergrößern, und wie er schließlich das Gewaltigste und Erschütterndste braucht, um überhaupt noch bewegt zu werden; so führt auch im Körperlichen die Ueberreizung der Nerven einerseits zur Hyperästhesie, der krankhaft gesteigerten Einwirkung jedes Eindrucks, andererseits zur Anästhesie, der ebenso krankhaft herabgeminderten Empfänglichkeit.

Der noch nähere Erfolg aber dieses Nebeneinanderstehens mannichfaltigster Kunstwerke ist dieser. Unsere Seele ist doch keine Schiefertafel, von der man das soeben darauf Geschriebene völlig auslöschen kann, daß es, ohne Spuren zu hinterlassen, einem völlig Neuen Platz mache. Wo nur irgendeine Spur von Vertiefung und Beeindruckung einem Kunstwerke gegenüber stattgefunden hat, da muß sie doch lange genug nachklingen, um den nächsten Eindruck kein ganz freies Feld finden zu lassen, da muß wenigstens im Unbewußten noch hinreichend viel von dem Alten übrig sein, daß das Neue nicht so viel von der Seele für sich gewinnen kann, wie es vielleicht beanspruchen darf; da wird vor allem eine Mischung der Eindrücke unvermeidlich eintreten, die der größte Feind des tiefern Verständnisses jedes Einzelnen ist. Schon die blos räumliche Gedrängtheit der Bilder wirkt nach dieser Richtung; kein Gemälde, das nicht viele Quadratmeter groß ist, füllt unsern Gesichtskreis selbst bei unbewegtem Blicke, und kein Bewußtsein kann sich so ausschließlich auf einen Theil des Gesichtsfeldes richten, daß nicht die Nachbarbilder wenigstens ein Theilchen Bewußtsein gewönnen und so den Eindruck des gerade betrachteten durchkreuzten und herabminderten. Und von diesem Durcheinander, dieser störenden Gleichzeitigkeit abgesehen — wie viel Bilder mag man wol auch hintereinander mit frischer Empfänglichkeit sehen können? Die Ansichten mögen auseinandergehen, der eine mag behaupten ein halbes Dutzend, der andere ein oder ein paar Dutzend; aber niemand wird behaupten wollen, daß nicht schon von dem zehnten Theile einer durchwanderten Kunstausstellung die Seele so voll ist, daß die Ueberladung durch die übrigen neun Zehntel ihr nothwendig ein geistiges Misbehagen bereiten müßte, wenn unser geistiger Magen nicht so trefflich angepaßt wäre, daß er diese übrigen neun Zehntel eben überhaupt nicht aufnimmt, sondern sie sozusagen an seiner Oberfläche hingleiten läßt, ohne sie einzusaugen. Auch von Museen freilich ist dieser Uebelstand unabtrennbar. Aber diese haben wenigstens den Vortheil, daß, wenn man nicht zu denjenigen Kunstkennern gehört, die durch Rom nur in der Nacht gekommen sind, man behaglicher und öfter dieselben Werke sieht, sodaß, was einmal nur die Oberfläche der Seele gestreift hat, ein anderes mal ihre tiefern Schichten berühren wird. Gerade die Dauer der Kunstwerke in den Museen gibt dem betrachtenden Geiste eine gewisse Ruhe

Digitized by Google

gegenüber dem flüchtigen Charakter der Kunstausstellung, deren unruhiges Achtwochenleben, nach dem ihre Bestandtheile in alle Winde verstreut werden, dem Beschauer selbst seine Unstetheit und Erregtheit mittheilt.

Was aber dem Versuche entgegenzustehen scheint, daß man den psychologischen Reiz der modernen Kunstausstellung auf die Anregung und Aufregung zurückführe, die das unmittelbare Nebeneinanderbetrachten des Entgegengesetztesten auf den gegensatzbedürftigen modernen Geist ausübt — was diesem scheinbar entgegensteht, ist die oft hervorgehobene Armuth der malerischen Motive. Sie vor allem ist der Grundstoff jenes Pessimismus, der auch in der Kunst nur von verlorenen Paradiesen zu sprechen weiß. Mit Recht, insofern man damit den Mangel derjenigen künstlerischen Bildnerkraft meint, die eine Idee in ein sichtbares Gewand zu kleiden weiß, dessen sinnliche Schönheit sich dem Reize des Gedankens verhüllend und enthüllend anschmiegt, oder die einem Geschehen jenen dramatischen Augenblick abgewinnt, in dem eine Vielheit handelnder Personen sich für das Auge zu schöner Einheit zusammenfügt. Dem Reichthume und der Beweglichkeit der künstlerischen Phantasie, die sie auf solche Aufgaben lenken, mag man in der heutigen Kunst verhältnißmäßig seltener begegnen. Auch in der mittelmäßigsten Kunstausstellung findet man noch immer ein paar gute Landschaften und ein paar leidliche Porträts, aber sehr oft selbst in bessern Ausstellungen kein einziges componirtes Bild von einiger Erheblichkeit. Das Genrebild, das vom Humor des dargestellten Ereignisses oder seiner engen Berührung mit dem Lebens- und Interessenkreise des Beschauers seinen Reiz borgt, ist zwar nicht selten, aber gerade in ihm zeigt sich die auffallendste Armuth an Motiven, ein unermüdliches Versuchen, den tausendmal dargestellten Vorgängen und Personen ein letztes bischen Originalität abzulisten. Großen Aufgaben gegenüber ist diese immer erneute Abspiegelung nicht störend, wie die Griechen es ertrugen, immer dieselben Vorgänge ihrer Sage von ihren Trauerspieldichtern behandelt zu sehen. Die Madonna mit dem Kinde, das Jüngste Gericht, eine Vereinigung von Heiligen, deren jeder einen längst bekannten, aber bedeutsamen Charakter trägt, die Scenen aus dem Leben Jesu — dies sind so tiefe und umfassende Vorwürfe, so wenig durch eine einzelne Darstellung ganz zu lösen, daß sie ungezählte Ausgestaltungen tragen können; weil ihnen überhaupt kein sinnliches Bild völlig entspricht, weil ihr Gedankengehalt über jedes einzelne hinüberwächst, darum kann keins mit ihnen fertig werden, und jedes überliefert dem nächsten die Aufgabe so unerschöpft, wie es selbst sie vorgefunden hatte. Je näher liegend diese aber ist, je weniger ihre Darstellung über sich selbst hinausweist, desto weniger kann man die häufige Wiederholung ertragen. Einen ernsten Gedanken mag man hundertfach wiederholen, ein Witz darf nur einmal gemacht werden. So verlangt das Genrebild seinem Wesen nach eine gewisse Originalität, und die häufige Wiederholung seines Inhalts wirkt peinlich und ärmlich.

So sehr man also in Bezug auf eigentliche Erfindung von der modernen Kunstausstellung den Eindruck der Armuth und sozusagen einer bunten Eintönigkeit haben mag, so fehlt es dennoch, von anderer Seite gesehen, nicht an einer anregenden Mannichfaltigkeit und entschiedenen Entgegengesetztheit. Der Einzelne mag nicht originell sein, mag sich in einem Bezirk von Inhalten und

Digitized by Google

Formen halten, den man schon kennt; allein die moderne Kunst verfügt über einen solchen Reichthum von Vorbildern, eine solche Fülle verschiedenartiger Stile, daß dennoch der Eindruck des lebendigsten Wechsels erzeugt wird. Und hier wird eine Beziehung der Kunst zum öffentlichen Geiste sichtbar, die ich oben andeutete und die hier ihre Tiefe nach einer andern Richtung hin zeigt. An die Stelle der großen Individualitäten, sagt man, trete mehr und mehr die Wirksamkeit der Masse; die Aufgaben der modernen Cultur seien weniger durch die Kraft der Einzelpersönlichkeit als durch das Zusammenarbeiten der Vielen zu lösen, und es seien vielmehr Gesammtleistungen als originelle Leistungen der Einzelnen, die überall dem Schaffen unserer Zeit den Charakter verleihen. Die Originalität ist von dem Einzelnen an die Gruppe übergegangen, der er angehört und von der er die Art seines Wirkens zu Lehn trägt. Vielleicht gilt dies auch für die Kunst. Wenn der Einzelne an und für sich auch arm an Erfindung ist, im Zusammenhange mit Vorstrebenden und Mitstrebenden stellt er doch eine eigenartige, von andern Stilen sich unterscheidende Empfindungs- und Darstellungsart dar. Was er dazu beiträgt, daß ein bestimmter künstlerischer Charakterzug und solche Anschauungsart sich bilde, wird sich vielfach nicht feststellen lassen, und wie überall, wo der Einzelne einer Gruppe angehört, läßt sich das Maß dessen, was er empfängt, nicht scharf gegen das, was er gibt, abgrenzen. Und so ist es möglich, daß der Mangel an individueller, rein auf sich selbst gestellter Kraft doch dem Reichthume mannichfaltigster Stile, verschiedenartigster Problemstellungen nicht widerspricht. Und dieses Verhältniß des Einzelnen zum Ganzen einzusehen, hilft uns vor allem die moderne Kunstausstellung. Sie lehrt uns, wie die oft beklagte Armuth, die Geringfügigkeit an Erfindung, der Mangel an scharf ausgeprägten Individualitäten sich doch mit Mannichfaltigkeit des Gesammtbildes verträgt, indem an die Stelle der persönlichen Originalität die Fülle der Strebungen, Ideenkreise und Ausdrucksweisen tritt, die von ganzen Gruppen getragen und dem Einzelnen überliefert werden.

So gehört die Kunstausstellung zu denjenigen Einrichtungen und Vorgängen, die vielleicht an sich unerfreulich und wenig nutzbringend, die aber als Merkzeichen des modernen Geistes nicht mehr entbehrlich sind. Sie sind nicht sowol die Ursache der Oberflächlichkeit und Blasirtheit des Kunsturtheils, wie man sie angeschuldigt hat, als vielmehr die Folge von gewissen Zuständen des öffentlichen Geistes, die man beklagen mag, die aber doch so tiefe Zusammenhänge haben, daß man sie nicht herauslösen könnte, ohne den ganzen Ton des modernen Empfindungslebens zu ändern. An wenig andern Erscheinungen, die wie die Kunstausstellung doch etwas seitwärts hängende Früchte unserer Cultur sind, drängen sich so viele Charakterzüge dieser zusammen: die Specialisirung der Leistungen, das Zusammendrängen der mannichfaltigsten Kräfte auf engstem Raume, die fliegende Hast und aufregende Jagd der Eindrücke; der Mangel an scharfkantigen Persönlichkeiten, aber dafür ein großer Reichthum an Bestrebungen, Aufgaben, Stilgattungen, die von ganzen Gruppen getragen werden — all diese Züge, die die moderne Kunstausstellung uns zeigt, rein als solche und ohne daß man noch irgend auf ihren Inhalt einträte, bilden ein Miniaturbild unserer Geistesströmungen, das eben durch diesen großen Zusammenhang sich für den Tiefer-

Digitized by Google

blickenden dem Lobe und Tadel entzieht, die sich an seine vereinzelte Betrachtung knüpfen mögen. Denn sie gehört zu den Symbolen unserer Uebergangszeit, von der erst die Zukunft entscheiden kann, ob all die unruhige, ungewisse, erregende Dämmerung, in der wir leben, die Dämmerung des Tages oder die der Nacht ist.

Todtenschau.

Abeken (Christian Wilhelm Ludwig von), sächsischer Justizminister seit 1871 (geb. 1826), starb 15. Oct. d. J. in Dresden.

Baccarini (Alfredo), italienischer Arbeitsminister unter Cairoli (geb. 1826), starb 3. Oct. d. J. zu Russi in der Romagna.

Barkly (Arthur Cecil Stuart), der letzte englische Gouverneur auf Helgoland (geb. 1844), starb 29. Sept. d. J. in England.

Bentheim (Ludwig Wilhelm, Fürst zu Bentheim-Bentheim und Bentheim-Steinfurt), preußischer Generallieutenant à la suite der Armee und erbliches Mitglied des preußischen Herrenhauses (geb. 1812), starb 30. Sept. d. J. in Burgsteinfurt.

Cope (Charles West), englischer Maler (geb. 1811), starb August d. J. in Bournemouth.

Deppe (Ludwig), Musiker und Componist, 1886—88 Kapellmeister am königlichen Opernhause in Berlin (geb. 1828), starb in Pyrmont in der Nacht zum 6. Sept. d. J.

Edel (Karl von), ordentlicher Professor des Staatsrechts an der Universität Würzburg, einst Mitglied des Frankfurter Parlaments (geb. 1806), starb 16. Sept. d. J. zu Würzburg.

Gentz (Wilhelm), berühmter Orientmaler (geb. 1822), starb 23. Aug. d. J. in Berlin.

Grieben (Hermann), lyrischer Dichter und seit 1859 Redacteur der „Kölnischen Zeitung" (geb. 1822), starb 24. Sept. d. J. in Köln.

Henckel von Donnersmarck (Karl Hugo Lazarus Anton, Graf), das Haupt der ältern Linie seines Geschlechts (geb. 1811), starb 4. Oct. d. J. in Wien.

Hergenröther (Joseph von), seit 1879 Cardinal und Präfect der apostolischen Archive (geb. 1824), starb 3. Oct. d. J. im Kloster Mehrerau bei Bregenz.

Hofmann (Konrad), ordentlicher Professor der romanischen Sprachen in München (geb. 1819), starb in Waging bei Traunstein am 30. Sept. d. J.

Karr (Alphonse), französischer humoristischer Schriftsteller (geb. 1808), starb 30. Sept. d. J. in San-Rafael bei Nizza.

Nathusius-Neuhaldensleben (Heinrich von), als landwirthschaftlicher Schriftsteller und Pferdezüchter bekannt (geb. 1824), starb in der Nacht zum 13. Sept. d. J. auf Sylt.

Stein (Lorenz von), 1855—85 ordentlicher Professor der Volkswirthschaft und Staatswissenschaften an der Universität Wien (geb. 1815), starb 23. Sept. d. J. in Weidlingau bei Wien.

Stiernwall-Wallén (Emil Baron), 1861—81 Minister und Staatssecretär des Großfürstenthums Finland (geb. 1806), starb 14. Oct. d. J. in Helsingfors.

Vogel (Alfred), hervorragender Kinderarzt, 1866—86 ordentlicher Professor der Pathologie in Dorpat, seitdem Honorarprofessor in München (geb. 1829), starb daselbst 9. Oct. d. J.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Friedrich Bienemann in Leipzig.
Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Der goldene Käfig.

Erzählung von **Leo Hildeck.**

(Schluß.)

Indessen ist Eugen zurückgeeilt. Trotz des eisigen Windes glüht ihm der Kopf; seine Pulse fliegen; seine Gedanken steuern immer dem einen Ziele zu. Er will ihr beweisen, daß er seine Entschlüsse auszuführen gesonnen ist. Was ist die Armuth für den Freien, den glücklich Liebenden? An Adelheid's Seite ist alles zu ertragen, und wenn sie nur ein Stück Brot miteinander zu theilen haben, der Gedanke, daß sie einander verstehen und lieben, wird es schmackhaft machen. Er muß eben seinen sybaritischen Gewohnheiten für einige Zeit entsagen; später, wenn er erst durch eigene Kraft zu Reichthum und Ruhm gelangt ist, kann er sie ja vielleicht in bescheidenerm Maße, aber mit doppeltem Genusse, wieder aufnehmen. Erst der selbsterarbeitete Genuß ist der wahre; jeder Dienst, den man von andern annimmt, versetzt dem Selbstgefühl einen Stoß.

Warum hat er das nicht früher empfunden? Scheu, wie das gespensterfürchtende Kind in die dunkle Ecke schaut, blickt Eugen auf sein Leben zurück. Was hat er denn durch sich selbst erreicht? In der Schule und auf der Universität brauchte er sich kaum anzustrengen; spielend eignete sein Geist sich die nöthigen Kenntnisse an. Er hat einige gute Arbeiten gemacht; Großes hat er noch nie erstrebt. Und das tägliche Brot? Er nimmt es seit zehn Jahren aus der Hand eines ungeliebten Weibes, das er aus Bequemlichkeit geheirathet hat.

Er erröthet vor Scham. Es ist ja nicht das erste mal, daß er zerknirscht vor seiner eigenen Kleinheit steht; aber jedesmal hat er den Gedanken trotzig hinweggewiesen und sich mit Behagen in seinen gewärmten Schlafrock gewickelt. Wem war er Rechenschaft schuldig gewesen? Jetzt ist das anders. Vor seinem Geiste steht Adelheid und fordert ungeschminkte Wahrhaftigkeit, strenge Einkehr. Er sieht sich mit ihren Augen. Und von dem Moment an, da er sich seines Schmarotzerlebens schämt, ist er es seiner Menschenwürde schuldig, ihm zu entsagen und sich auf eigene Füße zu stellen.

Und in dem aufgerüttelten Gefühle prüfender Wahrhaftigkeit stutzt er plötzlich vor der Idee, alles dies sei vielleicht nur Sophistik, die seine Flucht aus lästigen Pflichten in die Arme der Liebe entschuldigen solle. Pflichten? Welche erfüllt er denn in diesem Hause? Er läßt sich füttern und verhätscheln; jedes Ziervögelchen kann seine Stelle ersetzen. Selbst um die Erziehung sei-

Digitized by Google

ner Kinder hat er sich kaum gekümmert. Er hat es sich wohl sein lassen und nebenbei ein wenig gearbeitet; von jetzt an soll Arbeit seine Parole sein. Nein, hier ist keine Sophisterei; ein Mann von Begabung ist es seinem Vaterlande schuldig, auch seinerseits ein Scherflein zum Bildungsschatze seines Volkes herzuzutragen. Ja, er weiß, er ist zu üppigem Leben geneigt; aber wie soll man arbeiten, solange man auf sammtenem Daunenkissen festgehalten wird? Nur in der Freiheit und unter den Blicken der Liebe kann sein Genius die Schwingen entfalten.

Er ist daheim. Seine Frau findet er im Speisezimmer vor dem Büffet kniend, aus dessen Auszügen sie sammtgefütterte Etuis hervorholt, um das mittags-gebrauchte Tafelsilber hineinzuräumen. Beim ersten Blicke bemerkt sie die ungewöhnliche Entschlossenheit und Erregung in seinen Mienen; aber sie verbirgt ihre Bestürzung und hält ihm einen Lederkasten entgegen, aus dem ihm das frischgeputzte Silber entgegenblitzt.

„Sieh, das große Fischbesteck, das uns Plessens zur Hochzeit geschenkt haben. Du, das war gewiß nicht billig; es hat mindestens —"

„Bitte, laß das jetzt!" unterbricht er nervös. „Ich habe etwas sehr Ernstes mit dir zu reden."

„O, du hast bemerkt, daß der Braten ein wenig zu lange —"

„Auguste!" ruft er heftig aufbrausend.

„Ja doch, nur noch einen Augenblick!" Und sie räumt das letzte Silberzeug ein. Das helle Klappern des Metalls ist Eugen unleidlich; er hält sich die Ohren zu und wirft sich in die Ecke des spiegelüberragten Divans. Sofort steht Auguste auf und schiebt ihm ein kleines gesticktes Kissen hinter den Kopf. Er lehnt sich gewohnheitsmäßig daran und bleibt mit geschlossenen Augen unbeweglich sitzen, bis sie aufs neue zu ihm tritt.

„So, Schatz", sagt sie und streicht ihre große weiße Schürze glatt, „was hast du also für ein Anliegen?"

Ein Blick in diese nüchtern-klugen Augen — und Eugen wird verwirrt. Wie soll er diesem nur auf Thatsachen dressirten Weiberverstande die Gründe seines Entschlusses klar machen? Außerdem ist es ihm peinlich, mit Auguste über Adelheid zu sprechen; er fürchtet fast, vermöge seiner außerordentlichen Anempfindung sein Ideal mit Augustens poesieloser Anschauungsweise zu betrachten. Doch er muß reden.

„Höre", sagt er in trockenem Schulmeistertone, „ich habe erkannt, daß ich an deiner Seite ein unnützes Leben führe. Meine Jugend vergeht, ohne daß ich ihrer froh werde, meine Arbeitskraft wird im Genußleben erstickt, ohne daß ich etwas meiner Anlagen Würdiges geschaffen habe. Du meinst es gut mit mir, aber du hast den falschen Weg eingeschlagen —"

„Ja, was soll denn dies Gerede?" sagt die Frau. „Was kann ich dafür, daß du älter wirst und nichts arbeitest? Meinethalben schreibe den ganzen Tag; ich habe dich noch nie zurückgehalten."

„Ich kann aber nicht arbeiten", ruft Eugen zornig aufspringend, „im Gedanken an dich, an diese alltägliche, öde, platte Häuslichkeit, die meiner Natur nicht angepaßt ist — nein, durchaus nicht angepaßt! Ich habe einen furchtbaren Fehler gemacht, als ich — als — vor zehn Jahren —"

Die starke Röthe auf Augustens Wangen fließt auseinander und verbreitet sich über das ganze Gesicht. Die Hände in die breiten Hüften stemmend, steht sie vor ihm, ein Bild der

Digitized by Google

Alltäglichkeit. Und mit der scharfen, keifenden Stimme, die Eugen so bitter haßt, ruft sie:

„So! Und das ist dir heute von selber aufgegangen, oder hat dir vielleicht deine gelehrte Freundin eine Vorlesung darüber gehalten? Ja, sieh mich nur drohend an; es ist doch wahr: das überspannte Frauenzimmer hat dir den Kopf verdreht; solch eine unnütze Person, die ihrem Manne davonläuft und sich dabei wunder was mehr dünkt als unsereins, was doch seinen Haushalt führt und seine Kinder erzieht! Und blos, weil ich nicht so'n Zeug schwätzen kann, darum! Schöne Mühe wird's kosten, bis ich dich wieder vernünftig gekriegt habe! Das ist mein Dank für alles! Mach' doch, daß du hinkommst zu deiner gelehrten Dame, und sieh zu, wie sie mit dir umgeht!"

Wie erstarrt hat Eugen diesem Ausbruche zugehört. Frau Auguste erschrickt; sie hatte sich so fest vorgenommen, einer solchen Scene auszuweichen; sie weiß, wie dergleichen ihn anwidert. Und nun hat sie sich doch hinreißen lassen. Athemlos liest sie in seinen seltsam ruhigen Mienen: das ist die Stille vor dem Sturme — gleich wird das Gewitter losbrechen.

Nein. Um Eugen's Mund zuckt es verächtlich und mitleidig; er kehrt ihr plötzlich den Rücken und geht nach der Thür.

„Wohin?" fragt Auguste und faßt krampfhaft seinen Arm. Er macht sich los und verläßt den Raum. Offenen Mundes folgt sie ihm in sein Arbeitszimmer. Vom Schreibtische rafft er einen Haufen Hefte und Papiere zusammen und schichtet sie auf; dann tritt er vor die Bücherborte. Sein Blick überfliegt die Reihen; mit raschem Griffe zieht er hie und da ein Buch hervor und wirft es zu den Heften. Rathlos steht seine Frau daneben, und ihr Auge folgt jeder seiner Bewegungen. Er schellt.

„Bringen Sie mir meinen Koffer und packen Sie diese Papiere nebst Wäsche für sechs Wochen und meinen neuen Anzug hinein!" ruft er dem eintretenden Dienstmädchen zu.

„Aber Eugen!" sagt Auguste fast weinend, „was soll denn das alles?"

„Ich folge deinem Wunsche", versetzt er kalt, „ich gehe zu «meiner gelehrten Dame und sehe zu, wie sie mit mir umgeht»."

Wie in einem nervösen Anfalle kreischt sie laut auf und wankt rückwärts gegen die Wand. Er führt sie rasch zu einem Stuhle.

„Weil ich — gezankt —", keucht sie.

„Nein, nein!" sagt er fast mild. „Du hast mich vorhin nur nicht aussprechen lassen. Ich danke dir für deine Treue — und — alles andere, aber sieh, es war ein Fehler, dir einen so jungen Mann, noch dazu einen Gelehrten, zu kaufen. Ich liebe dich nicht, dafür kannst du freilich nicht; aber da ich eine andere liebe, die meine Interessen theilt, wäre es unsittlich — ja, Auguste, es wäre gemein! — wenn ich ferner dein Brot essen würde. Ich kann und will arbeiten. Gib mich frei, Auguste!"

Groß und aufmerksam blickt sie ihn an.

„Scheidung willst du? Nein, ich lasse mich nicht scheiden!" sagt sie rasch und entschieden.

„Auguste —! wenn ich dich verlasse, um einer andern willen verlasse — du kannst ja gar nicht anders —"

„Ich kann nicht? O ja — ich kann warten!"

„Warten? Auf was denn?"

„Auf deine Rückkehr!"

Er lacht laut auf, wie über ein in

Digitized by Google

seinen Irrthum verranntes Kind. Unverwandt und durchdringend blickt sie ihn an. Sie ist bleich bis auf zwei Flecken auf der Höhe ihrer Backenknochen, deren rissige Röthe äußerlich auf der Haut zu haften scheint. Und vor dem seltsam durchgeistigten, gleichsam prophetischen Blicke ihrer sich scheinbar vergrößernden Augen faßt ihn plötzlich eine abergläubische Furcht, als spreche aus ihnen sein sicheres Schicksal — —.

„Ich komme nie wieder, niemals!“ sagt er überlaut, wie um der unheimlichen Macht dieses Blickes einen Widerstand entgegenzusetzen.

Die Dienstmädchen blicken in die Thür.

„Sollen wir Herrn Doctors Koffer hinuntertragen?“

„Ja, und eine Droschke holen. Und nun — lebe wohl, Auguste!“

Wie rasch er verschwunden ist! Sie hat ihm nicht Lebewohl gesagt. Wie gebrochen sitzt sie noch immer auf ihrem Stuhle, verstört, zerschmettert —

Aber denkt er denn nicht an die Kinder? Der Gedanke elektrisirt sie plötzlich. Ja, die Kinder — das müßte ihn halten.

Sie stürzt auf den Vorplatz, an die Treppe.

„Eugen! Eugen!“

Zu spät. Er ist fort. —

Adelheid sitzt über ihr Heft gebeugt; sie hat die träumerische Stimmung längst niedergezwungen und arbeitet. Von Zeit zu Zeit stützt sie den Kopf auf die Hand, um Ordnung in ihre herzudrängenden Gedanken zu bringen, und aufs neue fliegt die Feder über das Papier. Eugen's sich immer wieder heranschleichendes Bild wird gewaltsam verscheucht. Ihre Sinne haben sich in einen Brennpunkt gesammelt; sie hört nicht den heranrollenden Wagen; erst als das Geräusch plötzlich vor ihrem Fenster verstummt, schreckt sie zusammen und horcht auf. Ein Wagen um diese Zeit — sollte unten im Hause jemand krank sein? Da geht die Hausthür; jemand stolpert die Treppe hinauf und tappt unsicher auf dem dunkeln Vorplatze an den Thüren umher. Sie nimmt die Lampe und öffnet ihre Thür — — erschrocken fährt sie zurück. Nein, jetzt läßt das Bild sich nicht mehr verscheuchen; jetzt hat es Fleisch und Blut angenommen und steht vor ihr, verstörten Blickes.

„Mein Gott — Herr Doctor!“

Er ist vor Erregung fast athemlos; vor seinem Geiste waren die Bilder der nächsten Stunden vorübergejagt und hatten ihm das Blut wild erhitzt. Mit dem Rufe: „Glaubst du nun, daß ich die Kraft zur Freiheit habe?“ hatte er ihr zu Füßen stürzen wollen. Nun er sie so erschreckt vor sich sieht und ihre conventionelle Anrede hört, kühlt er plötzlich ab und wird verlegen.

„Was wünschen Sie — jetzt — zu dieser Stunde?“ fragt Adelheid, und die Lampe in ihrer Hand zittert.

Eugen thut einen Schritt vorwärts, sodaß sie genöthigt ist, zurückzuweichen und ihn vollends eintreten zu lassen. Er zieht den Hut von der trotz der Kälte feuchten Stirn und läßt einen scheuen, bestürzten Blick über das niedrige, spießbürgerlich möblirte Zimmer gleiten. Zwischen Thür und Wand ist der ganz in Glut gerathene eiserne Ofen, in dem der kleine Wasserkessel eben zischend überläuft, so eng eingeklemmt, daß Eugen beim Eintreten fast seine Kleidung versengt hätte. Einen Schritt nach rechts — und man steht bereits am Tische. Alles so gedrückt, so heiß, es benimmt ihm fast den Athem. Ja, so hat er auch einst gelebt — und so wird er von nun an wieder leben.

Digitized by Google

Es heimelt ihn an, und doch schämt er sich — vor wem eigentlich? Er sieht in Gedanken seine hohen, geräumigen Zimmer mit den gediegenen Möbeln vor sich. Wenn Auguste dieses elende Gelaß erblickte —! Ah bah, Gewöhnung, nichts als Gewöhnung! Nach zwei Tagen weiß er es schon nicht mehr anders.

„Der Wagen wartet", sagt er kleinlaut, und sein Blick belebt sich ein wenig, als er an Adelheid's hoher Gestalt haften bleibt. „Packen Sie Ihre Sachen, wir wollen fort!"

„Fort?" wiederholt Adelheid mechanisch. Sie stellt die Lampe mit der leise klirrenden Glasglocke auf den Tisch und setzt sich aufs Sofa, denn ihre Knie wanken; ihre gefalteten Hände legt sie vor sich auf das Schreibheft.

„Ja", sagt er ungeduldig, „nur schnell! Ich sagte Ihnen doch vorhin, ich wolle arbeiten. Alles habe ich verlassen, meine Familie, mein schönes Haus. Sie kennen ja nun mein Haus."

Zerstreut blickt er nach einer geschmacklosen colorirten Lithographie an der Wand. Und dann stampft er leicht mit dem Fuße auf. Er ärgert sich, daß er nicht in Stimmung kommen kann, daß dieser Moment, in dessen mächtigen Erregungen seine Phantasie zuvor geschwelgt, so matt und schaumlos verlaufen soll. Er kritisirt seine Worte und findet sie abgeschmackt und phrasenhaft; er sieht diese Frau an und sie erscheint ihm reizlos.

Und Adelheid? Sie erhebt sich langsam und ihre Augen werden größer. Ihr Kopf verschwindet aus dem Lichtkreise der Lampe und verschwimmt in dem röthlichen Dämmerscheine, der von dem Lampenschirme ausgeht.

„Sie — Sie — das haben Sie gethan?" sagt sie in tiefer Bewegung. Und dann stürzt sie vor und legt beide Hände auf die heftig athmende Brust. Aus dem röthlichen Dunkel strahlen ihre in Thränen schwimmenden Augen ihn an.

„Sie haben Weib und Kind und Heimat verlassen — um der Wahrheit willen — für Arbeit und Liebe! Und ich habe nicht geglaubt — — o Sie sind ein Mann! Mein Gott — und so soll ich noch glücklich werden —"

Wer von ihnen zuerst die Arme ausgebreitet — sie wissen es nicht. Im nächsten Augenblicke hält er sie an seiner Brust. Lachend, weinend, zitternd stammelt sie glühende Worte, versenkt sie ihre Blicke in die seinen. Da ist jetzt etwas in ihm, was ihn ergreift, was ihn Flüsterworte der Liebe finden läßt — aber es ist kein voller Rausch, der ihn zu seligem Sichvergessen fortreißt. Er kann den Eindruck nicht loswerden, als spielten sie beide eine Theaterscene; er hört und kritisirt sich; wie in einem Spiegel sieht er sich und das Weib in seinen Armen.

Was ist das? Ist er so kalt, so blasirt geworden, daß nur das Streben ihn jung und feurig erhält, während das Erreichte ihn gleichgültig läßt? Oder narrt ihn nur eine Laune? Aber er liebt ja diese Frau; diese Liebe ist echt und seine Ehe ist eine Lüge! Um der Liebe willen hat er aufgegeben, was da glänzend hinter ihm geblieben ist.

„Was ist Wahrheit?" fragt er unwillkürlich laut und erschrickt vor seinen eigenen Worten.

„Deine That ist Wahrheit!" flüstert Adelheid. „Ich glaube an dich!"

* * *

„Herrn Oberbürgermeister a. D. Plessen und Frau in F.

„H., den 30. Jan. 188*.

„Meine lieben Verwandten!

„Nicht um mich zu entschuldigen,

Digitized by Google

schreibe ich Euch von dem Städtchen aus, das Ihr in kaum einer Bahnstunde würdet erreichen können, und in dem ich dennoch nicht weniger von Euch getrennt lebe, als wenn sich das Weltmeer zwischen uns breitete. Ich weiß, Ihr werdet meinen Brief nicht beantworten, werdet Euch gar erzürnen, daß ich es wage, Euch an mich zu erinnern — und dennoch drängt es mich, Euch mein Herz auszuschütten, weil ich Euch noch liebe und für Eure mir wochenlang bewiesene Güte dankbar bin. Das einzige Band, das mich noch an die Gesellschaft knüpfte, ist zerrissen. Euch hätte ich mir gern erhalten; den Verlust der «Gesellschaft» beklage ich nicht. Meine Moral ist nicht die ihre. Sie hält eine Ehe für heilig, die innerlich faul und unsittlich ist, nur weil Gesetz und Kirche sie äußerlich sanctioniren; ich erkenne nur eine Ehe aus Liebe als rechtmäßig an. Gewohnheit, Vortheil, Convenienz, alles das sind nur Bemäntelungsworte für die häßliche, nackte Gemeinheit. Ich lebe nach dem Gesetze meines Herzens und trage die Folge, meine gesellschaftliche Einsamkeit, ohne Groll. Auch wenn, was ich nicht erwarte, das Glück meiner Liebe mich verlassen sollte, bin ich bereit, das Los der Verbannung muthig auf mich zu nehmen. Nur die Sitte verdammt mich, nicht die Sittlichkeit; in den Augen der letztern bin ich tugendhaft, während die Sitte jene Frau auf den Schild hebt, die sich nicht von ihrem entflohenen Manne scheiden lassen will, obwol sie weiß, daß er eine andere liebt.

„Trotz unserer Abgeschlossenheit leben wir hier glücklich, wenn ich auch unser Glück ein ernstes nennen muß. Eugen ist erstaunlich schweigsam geworden. Der Aermste leidet wol unter dem unvermittelten Uebergange vom Reichthum zur Armuth, und ich darf seinen verwöhnten Ansprüchen nicht nachgeben, um ihn nicht über den Ernst unserer Lage täuschen zu helfen. Er ist stets geneigt, unsern einfachen Tisch mit theuern Leckerbissen zu vervollständigen, seiner Gewohnheit nach jedes Kleidungsstück zu wärmen, bevor er es anlegt, sich mittags nach Tische von mir vorlesen zu lassen, bis er einschläft. Obwol seine Arbeiten Werke des Verstandes, nicht der Phantasie sind, zwingt er sich nicht zum Schaffen, sondern wartet, träumerisch den Rauch seiner Cigarre von sich blasend, auf Stimmung. Dazu behauptet er, er müsse allein sein, um zu arbeiten, meine Gegenwart störe ihn; und hier gibt es keine Abhülfe, denn unsere Mittel erlauben uns nicht, zwei Zimmer zu heizen.

„Diese Kleinigkeiten schreibe ich Euch, trotzdem sie unser Glück nicht ernstlich stören, um Euch ein vollständiges Bild unserer Lage zu geben. Ich selbst arbeite angestrengt und hoffe in den nächsten Tagen eine größere Novelle zu vollenden, die ich schon so gut wie untergebracht habe. Ich glaube nicht, daß wir je in wirkliche Noth gerathen werden; dazu habe ich noch weniger Talent als zum Reichthum, und sobald Eugen seine Arbeitsfähigkeit wiedergefunden hat, werden wir vollkommen glücklich sein. Auch jetzt sind wir es momentlang. Wenn ich Feierabend mache und wir miteinander in die winterliche Dämmerung hinauswandern, oder Arm in Arm am Fenster den stürmenden Flocken zuschauen, dann dürfen die tagsüber hinter das Nothwendige zurückgedrängten Gedanken sich fröhlich tummeln. Ihr würdet staunen, dann Eugen zu hören und zu sehen; diese Stunden sind es, die mir eine Bürgschaft gewähren für das Große, das er einst — nein bald! — leisten wird.

„Habt nochmals Dank für alles.

Adelheid."

Digitized by Google

In der That war mit Eugen eine seltsame Veränderung vorgegangen. Seit dem Augenblicke, da er sich mit dem Eintritt in Adelheid's Zimmer bewußt geworden war, was er um seiner Liebe willen aufgegeben hatte, fühlte er, daß diese Liebe sein Wesen nicht völlig durchdrang, daß ein Theil seines Ich von ihr unberührt geblieben war. Nicht, daß er sich in Adelheid getäuscht sah. Der große, wahrhaftige Zug in ihrem Charakter, der ihn fortgerissen hatte, und der in jeder ihrer Handlungen zu Tage trat, übte fortgesetzt im Vereine mit ihrer Liebe seinen Reiz auf ihn aus. Aber in sich selber hatte er sich geirrt. Nie hatte er sich und das Leben so klar beurtheilt wie jetzt, wie in den Stunden, die er am Fenster des einfachen kleinen Zimmers sitzend verbrachte, abwechselnd den Blick in den bleichen Winter hinaus und in den stillen Raum hinein richtend, in dem Adelheid eifrig schreibend am Tische saß und von Zeit zu Zeit ihre schönen Augen freundlich zu ihm erhob.

Warum, fragte er sich, streben wir besser Denkenden nach Reichthum?

Um für idealere Bestrebungen Zeit zu gewinnen, antwortete es in ihm; um die Gedanken, welche wir sonst für das einfach Nothwendige verbrauchten, für das Höhere, Allgemeine zu retten. Im Grunde ist also der Reichthum ein Mittel zu edlem Zwecke. Ich Thor, der ich ihn fortwarf! Wie konnte ich glauben, daß ich in der Armuth mehr Kraft zum Arbeiten finden würde als im Besitze! Ehemals drängte mich nichts weiter zum Schaffen als die innere Forderung; ich durfte meiner Stimmung nachgehen, die mir geeigneten Augenblicke wählen, und ich schaffte wirklich, wenn auch selten und langsam; kein sorgender Gedanke an morgen, kein unbefriedigt gebliebener materieller Wunsch störte mich aus meinem Michversenken in die Arbeit auf.

Jetzt sagt mir mein Verstand, mein Stolz, indem ich diese Frau so fleißig sehe: Arbeite auch du; du mußt leben; willst du dich von der Geistesarbeit deiner Geliebten ernähren lassen?

Und gegen solchen Zwang lehnt sich etwas in mir auf. Ich soll — darum kann ich nicht. Auch fühle ich mich körperlich unbehaglich; aus meinen Gewohnheiten gerissen, bei magerm Tische, auf hartem Lager, von der Sorge um das Künftige benagt, bin ich unfreier als je. Die ungenügende Pflege erinnert mich fortwährend an mein körperliches Theil, und so hat das geistige keinen Raum, sich auszuleben.

Mein Herz allein ist befriedigt. Liebend und geliebt, in trauter Gemeinschaft mit einem Weibe, das jung, voll Geist und Leidenschaft ist, mit dem auch die nämlichen Interessen mich vereinigen, sollte ich zufrieden sein. Allein diese Frau drückt mich in meiner Selbstachtung herab; indem ich sie in ihrem Eifer bewundere, peinigt mich meine Unthätigkeit, und dieser moralische Zwang weckt wiederum meinen Trotz. Ich bin nicht mehr jung genug, um in der Liebe allein völliges Genügen zu finden. Nur der Frau kann die Liebe Beruf sein; wir Männer sehen in ihr nur eine der Bedingungen zum Glück, wie etwa im Reichthum.

Aber der Reichthum macht frei, die Liebe macht unfrei. Welches dieser beiden Güter ist also für meine Natur das werthvollere?

Auguste legte mir niemals einen Zwang auf, sogar meine Launen, mein auffahrendes Wesen duldete sie. Vor Adelheid mich in dieser Weise gehen zu lassen, ist mir unmöglich. Fast ohne zu murren ertrage ich alle Entbehrungen, ich beherrsche gewaltsam meine Heftigkeit

Digitized by Google

vor dieser Frau, die mir imponirt. In ihren Augen möchte ich nicht gern klein erscheinen — aber dieser Zwang reibt mich langsam auf.

Und diese entsetzlich öde Kleinstadt, in der einem bei jedem Ausgange die nämlichen Gesichter begegnen —! —

„Eugen, möchtest du heute nicht einmal versuchen zu arbeiten?“ schreckt Adelheid's Stimme ihn aus einer dieser Grübeleien auf. Ihr Ton ist sanft; leise ist sie an ihn herangetreten und streicht ihm mit ihrer großen, schönen Hand, deren theerosenfarbige Innenfläche glatt und zart wie ein Blumenblatt ist, über die Stirn.

„Ich bin sehr nervös!“ sagt er, mit dem Fuße wippend.

Leise seufzend kehrt sie an den Tisch zurück. Sie ist ungeduldig, aber sie zweifelt nicht an ihm; ihre Liebe deckt einen Schleier über ihr klares Urtheil. Er ist eine impulsive Natur; plötzlich, so denkt sie, wird seine Energie erwachen.

„Du brauchst nicht zu seufzen“, sagt er mit unterdrückter Gereiztheit; „der Moment, in dem ich meine «Geschichte der Stadt F.» wieder aufnehme, wird schon kommen. Ich habe niemals so unaufhörlich hintereinander arbeiten können; dazu gehören Nerven, wie du sie hast.“

„Wir Künstler sind alle mehr oder weniger nervös“, bemerkt Adelheid freundlich; „ich meine aber, daß die meisten sich vermittels einer ernstlichen Willensanstrengung bis zu einem gewissen Grade beherrschen können. Wer weiß, ob ein kleiner Zwang dir nicht wohlthätig wäre! Nach dem ersten Stoße würde das Rad allein weiter rollen —“

„Zwang!“ braust er auf. Dann fährt er beherrschter, aber mit etwas scharfer Stimme fort: „Nein, Zwang wirkt durchaus nicht wohlthätig auf meine Natur; ich habe das oft ausprobirt und thue es noch — sogar täglich!“

Er legt die Hände auf den Rücken und beginnt auf- und abzugehen. Es ist der erste eigentliche Misklang zwischen ihnen, und Adelheid, innerlich leicht verletzt, blickt groß zu ihm auf.

„Wenn du mir etwas vorzuwerfen hast“, sagt sie bittend, „so thue es doch nicht auf so versteckte Weise, liebster Eugen; ich möchte dich nicht gern misverstehen.“

„Ich werfe dir nichts vor“, sagt er verdrießlich, weil mit sich unzufrieden; „das Sicheinleben zweier ausgeprägter Individualitäten legt doch beiden einen gewissen Zwang auf.“

Er geht plötzlich ins Schlafzimmer, kehrt mit seinen Pantoffeln in der Hand zurück und stellt sie mit kindisch-trotziger Miene vor den Ofen.

„Du solltest ein wenig spazieren gehen, um dir die Füße zu erwärmen“, schlägt Adelheid vor.

„Es ist Ostwind“, versetzt Eugen mit einem Blick aus dem Fenster. „Und — ohne dich —?“

„Um diese Zeit muß ich arbeiten.“

„Immer und ewig arbeiten!“ ruft Eugen ungeduldig; „für mich hast du niemals Zeit!“

Und sich recht augenfällig anstrengend, beginnt er sich die Stiefeln auszuziehen. Adelheid erhebt sich ruhig, holt den Stiefelknecht, stellt ihn vor Eugen hin und begibt sich wieder an ihre Arbeit.

Als sie am nächsten Morgen nach einem längern Aufräumen aus ihrem Schlafzimmer tritt, findet sie Eugen, dem Mitteltische den Rücken kehrend, am Fenster vor dem Schreibtische sitzend;

Digitized by Google

Bücher liegen ihm zur Seite, vor ihm aufgeschlagene Hefte.

Freudig überrascht bleibt Adelheid stehen; ihre Wangen röthen sich, das ganze Gesicht strahlt.

„Du arbeitest?!“ jubelt sie. Er blickt sie lachend an, legt die Feder hin und breitet die Arme aus; sie eilt in seine Umarmung.

„Eugen, wie bin ich so glücklich!“

Selig halten sie sich umschlungen. Endlich läßt er sie los.

„Dieser Tag muß gefeiert werden“, sagt er fröhlich; „was meinst du zu Austern und einer Flasche Frühstückswein?“

„O Eugen, das wäre gefrevelt!“

„Geh, du geizige Frau! Einmal im Jahre —“

„Wenn du dein Honorar vom Verleger hast!“

„Adelheid!“

Er zieht sein Portemonnaie und blickt hinein. Von den wenigen hundert Mark, die er als Junggeselle sich gespart und vor seiner Abreise von der Sparkasse abgeholt hatte, findet er nur noch acht Mark.

„Soll ich?“ fragt er, ihr das Geld zeigend, und langt nach der Schelle. Sie fällt ihm in den Arm.

„Siehst du!“ lacht sie, „es ist Zeit, daß du sparst und arbeitest, von heute an führe ich die Kasse!“

Drei Vormittage verbringt Eugen am Schreibtische. In ihrem Glücke opfert Adelheid nachmittags ihre Arbeitsstunden und geht mit ihm ins Freie. Milde Februartage, wie sie der Lenz manchmal als erste Botschaft weit voraussendet, leuchten über der Welt; der Himmel strahlt, und freundlich blickt die Sonne durch die kahlen Wölbungen der Allee. Auf dem Stadtgraben tummeln sich noch einige begeisterte Schlittschuhläufer; vor ihren Füßen spritzt das schmuzige thauende Eis. Die Spazierwege wimmeln von Wärterinnen und ihren Schützlingen; man sollte glauben, die Stadt sei zumeist von fröhlichem Kindervolk bewohnt.

„Heute gehen Martha und Bodo gewiß im Zoologischen Garten spazieren!“ bemerkt Eugen plötzlich.

Adelheid's Herz klopft. Bisher hat er seine Kinder niemals erwähnt.

„Findest du Martha hübsch?“ fährt er fort.

„Ja, ihre Züge sind fein und regelmäßig, nur eben etwas mager. Wenn sie voller wird, muß sie dir sehr ähnlich sehen.“

„Ich bin gespannt auf ihre Entwickelung“, sagt er arglos. Aber sofort erblaßt er, und ein Schmerz legt sich auf seine Brust.

„Du hast keinen Antheil mehr an diesen Kindern — was redest du da!“ sagt er sich. Er athmet beklommen. Abgelöst von denen, die er die Seinen nannte, die seine Zukunft sein sollten, lebt er ein egoistisches Leben für sich. Schweren Gemüthes geht er neben Adelheid dahin; nie hat er die Zusammengehörigkeit mit seinen Kindern so lebhaft empfunden, sich nie so schmerzlich nach ihnen gesehnt wie jetzt.

Adelheid fühlt den Gang seiner Gedanken nach. Hat sie auch niemals ein Kind besessen, so ahnt sie doch, was Aelternliebe bedeutet, und ihr Herz ist voll Mitleid mit Eugen. Aber sollte er auf sein eigenes Ausleben verzichten?

Am dritten Tage ziehen sich wieder graue Dünste zusammen; die Luft wird kalt, und ein feuchter, durchdringender Wind macht sich auf. Im Nu ist der Himmel dunkel, und ein wilder Schneesturm überfällt die nichtsahnenden Spaziergänger. Schulter an Schulter kämpfen sich Eugen und Adelheid durch das unwirthliche Wetter hindurch; sie sind

Digitized by Google

nicht sehr warm gekleidet und ohne Schirme. Eugen zeigt eine hochgradige Verstimmung.

Kalt und unfreundlich empfängt sie ihr enges Heim. Der Ofen ist abgekühlt; einen nicht genügend verschlossenen Fensterflügel hat der Sturm aufgerissen und hin- und hergeschleudert, sodaß eine Scheibe zerbrochen ist. Eisiger Zugwind strömt den Eintretenden entgegen, und eine Lache von halbaufgethautem Schnee bedeckt Fensterbank und Schreibtisch.

Mit einer unterdrückten Verwünschung eilt Eugen an den Schreibtisch und bringt seine durchweichten Hefte in Sicherheit.

„Nicht einmal ein heißer Ofen zum Trocknen!" ruft er zornig. „Und diese Kälte — und der Zug aus der zerbrochenen Scheibe! Wohin soll man sich flüchten?"

„Geh' in ein Restaurant, bis hier alles in Ordnung ist!" räth Adelheid, die bereits zum Glaser geschickt hat und vor dem Ofen kniet.

„Noch einmal durch das Wetter, damit ich mir eine Lungenentzündung hole?" grollt Eugen. „Ich danke!"

Fröstelnd legt er das nasse Zeug ab und schlüpft mit Widerwillen in die ungewärmte Hauskleidung. Er niest.

„So — da haben wir schon die Grippe!" ruft er.

Adelheid lacht laut auf und häuft Kohlen auf die züngelnde Flamme im Ofen, während Eugen, von dem Geräusche der scharrenden Kohlenschaufel noch nervöser gemacht, sich die Ohren zuhält und in die vom Fenster am weitesten entfernte Ecke flüchtet.

„Du hast gut lachen!" erzürnt er sich. „Jedenfalls bist du sehr darüber im Unklaren, was es heißt, einen Mann zu pflegen und ihm eine gemüthliche Häuslichkeit zu bereiten!"

„Mit den ersten Zehntausend, die du verdienst, verpflichte ich mich, dir ein Paradies zu schaffen!" erklärt Adelheid gutlaunig.

„Darauf hat meine Frau nicht gewartet!" ruft Eugen scharf, durch ihre Lustigkeit aufgebracht.

Adelheid fährt rasch herum, und aus ihrem erblaßten Gesichte blicken ihre Augen ihn mit einem Ausdrucke an, vor dem er die seinen niederschlägt. Aber ihre Entrüstung macht sofort einem tiefen Schmerze Platz. Sie nickt mehrmals langsam mit dem Kopfe.

„Ja, ganz recht", sagt sie eintönig, „das muß ich mir freilich gefallen lassen. Deine Frau! Ich bin ja nur — deine Geliebte!"

Die Thränen stehen ihr in den Augen; sie geht schnell ins Schlafzimmer und kämpft gewaltsam gegen das Weinen.

Schon recht, warum hat sie auch auf eigene Faust ihr Glück versuchen wollen! Sie hat ihr Gebäude auf fremdem Grund und Boden errichtet; jeden Augenblick kann ihr die Pacht gekündigt werden, und dann muß sie ihr bescheidenes Haus wieder abreißen.

Sie hat das Recht, von der Welt geachtet zu werden, um ihrer Liebe willen aufgegeben und geglaubt, ihre Selbstachtung werde ihr genügen. Wenn aber auch die Liebe von ihr Abschied nimmt — was bleibt?

Und plötzlich trocknet sie ihre Thränen und sagt laut: „Die Arbeit!"

Rasch tritt sie wieder ins Wohnzimmer, wo Eugen seine Hefte vor den Ofen hält, um sie zu trocknen. Er wagt nicht aufzublicken.

„Willst du noch arbeiten, wenn der Glaser dagewesen ist?" fragt sie ruhig und ernst.

„Ich kann leider nicht!" antwortet er eifrig und offenbar erleichtert durch

Digitized by Google

ihr Entgegenkommen. „Ich stecke fest und könnte mich nur durch Nachschlagen in Ranke's «Deutscher Geschichte» wieder flott machen. In diesem verwünschten Neste ist das Werk nicht aufzutreiben, weder in einer Bibliothek noch im Privatbesitze. Schade — bei mir zu Hause stehen die sämmtlichen Bände wie eine Compagnie Soldaten und sind niemand etwas nütze!"

„Bei mir zu Hause!" Ein Frösteln überläuft Adelheid; eine furchtbare, tiefe Traurigkeit durchdringt erschlaffend ihr ganzes Wesen.

„So geh' nach F. hinüber und hol' dir das Buch!" sagt sie leise.

Er zuckt auf und wendet langsam den Kopf nach ihr.

„Ich reise nicht nach F.!" sagt er bestimmt.

„Warum? Schämst du dich?"

„Schämen — ich? Vor wem? Weshalb?"

„Oder", fragt sie langsam, „fürchtest du dich?"

„Was für wunderliche Einfälle du hast!" sagt er unbehaglich. „Vor wem sollte ich mich wol fürchten! Du bist heute wirklich sonderbar, Adelheid!"

Sie wüßte wohl etwas zu antworten, aber sie schließt fest den Mund, damit ihm das Wort nicht entschlüpft. Nein, niemand soll ihn forttreiben, er mag sie ausdehnen, solange er will — seine — Vergnügungsreise!

Daß sie alles das nicht früher eingesehen hat! Es muß sich doch vorbereitet haben. Aber sie hat ihn so unsäglich lieb und hätte so gern an ihn geglaubt!

Und tief drinnen im Herzen, wohin die Stimme der klaren Erkenntniß nur in vielfacher Dämpfung dringt, spricht die bedrängte Hoffnung: „Vielleicht täuschest du dich, vielleicht ist doch seine Liebe stärker, als du jetzt glaubst. Es kann ja nicht sein, er kann dich nicht verlassen!

Blaß und übernächtig begibt sie sich am nächsten Vormittage an die Abschrift ihrer Novelle. Eugen tritt zu ihr und folgt, die Hände leicht auf den Tisch stützend, mit den Blicken ihrer dahineilenden Feder.

„Ich beneide dich", sagt er. „Gerade wenn ich nicht arbeiten kann, wenn ein äußeres Hinderniß vorliegt, habe ich die größte Lust dazu. Dieses fatale Buch!"

Schweigend schreibt Adelheid weiter. Er möchte offenbar gern von neuem zu der Reise nach F. aufgefordert sein, und in schmerzlicher Spannung wartet sie seine Annäherung ab. „Der Anfang vom Ende", sagt sie sich, und ihr Herz krampft sich zusammen.

Er geht ein paarmal im Zimmer auf und ab und bleibt dann wieder vor ihr stehen.

„Die Stadtbibliothek von F. verleiht keine Bücher nach auswärts", beginnt er abermals. „Und die Neuanschaffung eines so kostbaren Buches für uns arme Schlucker —" Er lacht gezwungen und zuckt die Achseln.

„Allerdings!" wirft Adelheid ein, um doch etwas zu sagen. Trotz des wild in ihr tobenden Schmerzes beobachtet sie, wie er sein Ziel in immer engern Kreisen umschwärmt. Nein, gewiß — es ist keine berechnete Flucht; er selbst weiß nicht, was dieser unbestimmte, unwiderstehliche Drang ist, der ihn nach F. lockt. Sie aber, wie ein Arzt am Bette eines geliebten Kranken, stellt in tiefem Leide und doch mit klarer Objectivität ihre Diagnose: es ist die Sehnsucht nach seinem vergoldeten Käfig. Die Schwingen tragen den entflohenen Vogel nicht mehr — er taugt nicht für die Freiheit!

„Meintest du das gestern im Ernste,

Digitized by Google

als du sagtest, ich solle nach F. reisen?" fragt er, unfähig zu längern Umschweifen.

Jetzt blickt sie auf; ein rasches Roth flammt auf und vergeht auf ihren Wangen.

„Gewiß!" sagt sie mit vollkommener Selbstbeherrschung. Ihr Blick überfliegt seine feingefügte Gestalt; er hält eine Hand in der Rocktasche und dreht mit der andern nervös an seinem Bärtchen.

„Ich könnte ja", fährt er fort, „ein paar Stunden in der Stadtbibliothek arbeiten und dann direct zurückkehren. Warte, die Züge liegen —", er sucht in seinen Taschen, „ich muß da irgendwo einen Fahrplan haben —"

Ihr entgeht nicht die zitternde Hast seiner Bewegungen. Jetzt sitzt er ihr gegenüber am Tische und blättert in dem Büchelchen.

„Zwölf Uhr zwanzig — der Zug wäre der passendste. Ich nehme dann bei meiner Ankunft in F. ein Gabelfrühstück im Bahnhofsrestaurant, gehe in die Bibliothek und bin um sieben Uhr fünfundvierzig wieder bei dir. Vielleicht begegnen mir die Kinder unterwegs; ich möchte sie gar zu gern einmal sehen."

„Dein Geld wird nicht reichen", sagt sie mit einer an Kälte grenzenden Ruhe und greift in die Tasche.

„Es genügt!" wehrt er schnell unter lebhaftem Erröthen ab. „Ich fahre dritter Klasse und werde mich am Bahnhofe einer puritanischen Mäßigkeit befleißigen. Sollten mir übrigens Bekannte begegnen — etwa Plessens — denen werde ich ganz gehörig die Meinung sagen."

„Wozu?" sagt sie gleichgültig.

„Du bist doch auch der Meinung, daß ich gleich heute —"

Eine Schwäche überkommt Adelheid; die Arme sinken ihr schlaff am Körper herab. Sich in das Sofa zurücklehnend, schließt sie die Augen.

Heute! Der Anfang vom Ende ist schon das Ende selbst.

„Es ist zwar naßkalt, der Schnee von gestern scheint unschlüssig zu sein, ob er thauen will oder nicht", fährt Eugen fort. „Aber da ich mit meiner Arbeit gerade im Zuge bin, möchte ich nicht wieder eine größere Pause eintreten lassen."

„Ja, es ist so — das Beste", erwidert Adelheid mit Anstrengung. Sie hat ein Gefühl, als seien alle ihre Gesichtsmuskeln erstarrt; das Sprechen thut ihr weh. Fünf Wochen hat ihr Glückstraum gedauert, fünf kurze, schmerzlich schöne Wochen, und jetzt wirft er sie zur Seite wie eine —

Was ist sie denn auch anderes! Niemand fragt danach, ob sie aus reiner Liebe und Ueberzeugung mit ihm gegangen ist; niemand weiß, daß sie den Ehrgeiz hatte, ihn durch ihren Einfluß zu einem großen Menschen zu machen. Leichtfertigkeit, Unlauterkeit wird man ihr vorwerfen!

Sie rafft mit leidenschaftlicher Bewegung ihre Novelle auf und drückt das Heft an sich. „Arbeit, du allein bleibst treu, du Trösterin, du stets offene Zuflucht! Deine Wurzeln mögen aus meinem Leid neue Nahrung ziehen, und so wirst du den Fluch in Segen verwandeln!"

Neue Kraft durchströmt sie. Ernst und bleich, aber ruhig erhebt sie sich und holt ihm Schirm, Hut und Ueberrock herbei. Eugen macht sich, am Schreibtische sitzend, Notizen. Plötzlich zieht er die Uhr.

„Halb zwölf vorbei — nur noch dreiviertel Stunde!"

Er springt auf. Es sind zwar nur zehn Minuten bis zur Bahn, aber er hat keine Ruhe mehr. Mit gefalteten Händen lehnt Adelheid am Sofa und sieht seinem zwecklosen Hin- und Hereilen zu. Dann hilft sie ihm in den Ueberrock.

Digitized by Google

„Lebe wohl, Liebste — bis heute Abend!“ sagt er und küßt sie.

Sie schlingt beide Arme um seinen Nacken.

„Eugen!“ schluchzt sie auf. Sie hält sich nicht länger; weinend und zitternd hängt sie an seinem Halse.

„Aber Schatz — was ist dir?“ fragt er bestürzt.

Sie gibt ihn frei und wendet sich schnell von ihm, um ihre Thränen zu trocknen.

„Es ist nichts; leb' wohl!“ sagt sie kurz und drückt ihm die Hand.

Ihre heißen Augen folgen ihm nicht, als er das Zimmer verläßt. Sie tritt ans Fenster.

Eben kommt er aus dem Hause und schreitet festen und doch zierlichen Ganges die Straße hinab. An der Ecke blickt er noch einmal nach den Fenstern zurück; allein er sieht sie nicht mehr.

Und jetzt ist er verschwunden. Sie sinkt vor dem Schreibtische nieder und stützt die schmerzende Stirn mit beiden Händen. Ihre Thränen sind versiegt.

Das Lustspiel ist aus. Den Vorhang zu!

Sie kann nichts weiter denken, als daß nun alles vorbei, zu Ende ist. So einsam war sie noch nie. Selbst das, was sie da draußen in der Welt Frauenehre und Tugend nennen, ist nicht mehr bei ihr. Sind das wirklich nur leere Begriffe, künstliche Gesetze, gemacht, um groß angelegte Naturen in ihr Prokrustesbett zu zwängen?

„Ich bin frei, doch nicht vogelfrei“, hat sie einst geäußert. Ist sie es jetzt?

„Wir sind, was wir sein wollen“, antwortet sie sich. „Habe ich gefehlt, so büße ich durch Vereinsamung. Von jetzt an will ich nur Arbeiterin sein, und kein tieferer Fall soll mich vor mir selber ehrlos machen.“

Wie zum Schwur erhebt sie die Hand und den Blick zum Himmel.

Und nun geht sie ins Schlafzimmer und beginnt Eugen's Sachen zu packen. Stück für Stück wandert durch ihre Hand, doch keine Thräne fällt darauf.

Ein Gedanke kreuzt ihr Hirn. Wenn er nun doch zurückkäme! Würde ihn dann dieser gefüllte Koffer nicht tödlich beleidigen, ihn von ihr hinwegtreiben? Laut pocht ihr das Herz; sie sieht ihn ins Zimmer treten, sieht sich selber, wie sie ihm mit einem Jubelgeschrei entgegenfliegt und ihm mit tausend Küssen ihren Argwohn abbittet.

Eine graue Wand schiebt sich vor das Bild, und die Flamme in ihren Augen erlischt. Wenn er zurückkommt, so ist der Abschied nur verzögert. Besser, er macht es kurz. Geliehenes Gut soll man nicht zu lange in Händen halten.

Mit sicherer Hand ordnet sie die übrigen Gegenstände in den Koffer und schließt ihn; darauf begibt sie sich wieder an ihre Abschrift.

Lautlos enteilen die Stunden. Gegen Abend schreckt sie ein paarmal beim Klange der Hausglocke empor und lauscht unter Herzklopfen.

* * *

Um die Zeit, da Adelheid den Koffer schließt, sitzt ihr Flüchtling in einem der eleganten Restaurationssäle des neuen Hauptbahnhofes zu F. Mit wirklichem Genusse folgt sein Auge dem Hin und Her der Reisenden, weidet es sich an dem Glanze der hohen Räume, den Spiegeln, den üppigen Büffets. Sein Gabelfrühstück ist in der That ein ziemlich bescheidenes, denn obwol er seine Rückfahrtskarte in der Tasche hat, will er doch nicht ohne einen Pfennig nach H. zurückkehren. Seufzend runzelt er die Stirn beim Gedanken an die Rückkehr, und vor seinem innern Auge steigen,

Digitized by Google

wie schon so oft, Augustens hohe, behaglich durchwärmte Räume mit den prächtigen Möbeln auf, ihre reichbesetzte Tafel, die wohlgeschulte Dienerschaft, die Kinder —

Die Kinder! Er holt zitternd Athem und schließt die Augen, und ihm ist, als schiebe Auguste ihm ein weiches Kissen hinter den Kopf.

„Der Tausend, College, sind Sie wieder zurück?"

Ein Gymnasiallehrer steht vor ihm und streckt ihm die Hand hin.

„Wo haben Sie denn gesteckt? Vergnügungs- oder Studienreise?"

„Beides", sagt Eugen kurz.

„Frau und Kinder wohl angetroffen? Ich denke, wir sehen uns morgen Abend im Hochstift; Professor H. von München spricht über «Charaktere aus der Französischen Revolution». Apropos, sind die alten Plessens auch wieder hier?"

„Sind sie denn fort gewesen?" fragt Eugen unbedacht.

„Das wird Ihnen Ihre Frau doch geschrieben haben", sagt der College. „Einen Tag nach Ihnen waren sie abgereist, ebenfalls sans adieu. Schöne Freundschaft das! Na, auf Wiedersehen!"

Eugen blickt ihm betroffen nach. Er zahlt und begibt sich auf den Weg zur Stadtbibliothek.

Also man weiß hier nichts! Seine Frau gibt ihn für verreist aus, und Plessens, aus Furcht vor Skandal, sind fort. Ja, wäre die Frau Oberbürgermeister hier, so würde ihn der College schwerlich nach Frau und Kindern gefragt haben. Doch der alte Plessen ist klug; er hat seine geschwätzige Hälfte schnell dem Orte der That entführt, um ihre Zunge unschädlich zu machen.

Sonderbar! Da geht er durch die gewohnte Umgebung, und niemand ahnt, daß er als Fremder hier wandert, daß er ein anderer geworden ist? Niemand?

„Sehen Sie — geht da nicht der Doctor Albani?"

„Wahrhaftig! Und man sagte doch —"

„Was?"

„Er sei mit einer Redacteurin oder dergleichen durchgebrannt!"

„Geschwätz! Der und Durchbrennen!"

„Warum nicht? Seine Alte wird ihn schwerlich fesseln, und auf ein paar Wochen mag so eine Emancipirte ganz annehmbar sein."

Eben geht die Trambahn an ihm vorbei. Aber Eugen zieht es vor, zu Fuße zu gehen; das Wetter hat sich leidlich gestaltet. Er will den Umweg über die Promenade einschlagen; vielleicht, daß ihm die Zwillinge begegnen. Und dann kann er auch einmal einen Blick nach seinem — d. h. Augustens Hause hinaufwerfen.

Er hält einen schnellen Schritt ein und blickt erregt rechts und links. Einigemal glaubt er, Martha und Bodo auftauchen zu sehen; es ist Täuschung. Hie und da grüßen Bekannte; in keinem Auge findet er den gefürchteten Spott, die brutale Neugier der Skandalsucht.

Er geht wie im Traume. So ließe sich ja noch alles gut machen! Seine Stirn wird plötzlich heiß. Gut machen! Auguste würde ihm vielleicht gern verzeihen; sagte sie nicht beim Abschiede, sie warte auf seine Rückkehr?

Wohl. Aber Adelheid! Die Sünde, die er gegen sie begangen, kann nie gesühnt werden. Und doch — was ist er ihr, was kann er ihr sein? Er weiß es ja längst, daß er sich in sich getäuscht hat, daß er nicht der Mann ist, einem Leben, wie Adelheid es führt, die Stirn zu bieten. Wenn er jetzt zu ihr zurückkehrt, bleibt ihm nichts übrig, als sich von ihrer Arbeit ernähren zu lassen, denn die Vollendung seines historischen Werkes wird noch Jahre in Anspruch

Digitized by Google

nehmen. Darf er sich so tief erniedrigen?

Nein, nein, lieber in den goldenen Käfig zurück, ohne Liebe weiter leben, der Vater seiner Kinder sein —

Aber wie er vor dem stattlichen Hause steht und zu den spitzendurchbrochenen Vorhängen der Fenster hinaufblickt, kommt die Liebe zu Adelheid mit ihren süßen Erinnerungen in voller Gewalt über ihn. Er sieht den herrlichen Wuchs, das blauschwarze Haar, die schillernden, zärtlichen Augen; er hört ihre klangvolle Stimme, die so kluge, warme Worte spricht —

„Ich kann nicht von ihr lassen!" flüstert er. „Was sind alle diese Vernünfteleien gegen das voll pulsirende Leben der Liebe und der Geistesglut, die von ihr zu mir, von mir zu ihr hin- und widerströmt! Ich kehre zu ihr zurück, werde, was da wolle, und nicht erst heute Abend — nein, mit dem nächsten Zuge. Aber ich will nicht feig sein, ich will mir und Auguste beweisen, daß ich die alten goldenen Fesseln ungestraft sehen kann. Ich will hinauf um der Kinder willen — vielleicht auch Auguste bitten, mir das Buch zu borgen —

Und schon stürmt er die Treppen hinauf. Unwillkürlich greift er in die Tasche nach dem Vorplatzschlüssel — und wirklich, da ist er noch. Leise drückt er das Schloß auf und tritt ein. Sein Herz klopft zum Zerspringen. Vielleicht gelingt es ihm, im Kinderzimmer das Zwillingspaar allein zu treffen.

Rasch durchschreitet er den wohlbekannten teppichbelegten Corridor, klopft leise an die Thür des Kinderzimmers und öffnet sie.

Es ist ein schulfreier Samstagnachmittag, und die Kinder sitzen einander am Arbeitstische gegenüber, mit ihren Schularbeiten beschäftigt. Das Köpfchen auf eine Seite geneigt, die Zunge eingeklemmt, malt die blonde Martha eifrig ungeheuere, schräg laufende Buchstaben in ihr Heft, während der dunkelhaarige Bodo mit schallender Stimme das Einmaleins auswendig lernt. Zwischen ihnen am obern Ende des Tisches sitzt die Mutter, den Strickstrumpf in den fleißigen Händen.

Bei Eugen's Eintritt verstummt sofort das Kritzeln der Feder, die helle Knabenstimme, das Geklapper der Stricknadeln. Drei Augenpaare blicken überrascht auf den Eindringling, und im nächsten Augenblicke hängen die Kinder an seinem Halse.

„Papa! Papa!"

„Was hast du uns mitgebracht?"

Auguste ist aufgestanden und hat das Strickzeug auf den Tisch gelegt; sie lächelt ein klein wenig und wechselt schnell die Farbe.

„O — bist du da?!" sagt sie halb verlegen, halb spöttisch, und hält ihm die breite, harte Hand hin.

Er legt die seine zögernd hinein. „Ich wollte die Kinder sehen — und — dich bitten, mir ein Buch zu leihen, das ich — zu meiner Arbeit nöthig habe", sagt er, vergebens bemüht, das Schwanken seiner Stimme zu beherrschen.

Sie scheint seine Worte nicht zu beachten. Ein Druck auf die Schelle ruft ein Dienstmädchen herbei.

„Bringen Sie Herrn Doctors Schlafrock und die alten Pantoffeln! Hernach nehmen Sie eine Droschke und holen Sie den Koffer von der Bahn!"

„Er ist — noch nicht angekommen", sagt Eugen gepreßt und unsicher.

„Ein Paar frische Strümpfe!" ruft Auguste dem Mädchen nach. Sie sieht beim ersten Blicke, daß Eugens Stiefel nicht mehr dicht sind; vorn hat sich die Sohle ein wenig abgelöst, und die Nässe ist eingedrungen.

Eugen wehrt sich nicht. Die Zärt-

Digitized by Google

lichkeit der Kinder, Augustens Fürsorge, das große, helle, warme Zimmer — alles das fängt seine Sinne, schmeichelt sich traulich in ihn hinein. Etwas, das er nicht zu Worte kommen lassen will, zerrt an seinem Herzen; aber ein weichliches Mitleid mit sich selbst, daß er diese seine Welt so lange entbehrt hat, rührt ihn fast zu Thränen.

Eine halbe Stunde später sitzt er Augusten gegenüber in warmer Hauskleidung auf dem Sofa im Wohnzimmer, die Kinder auf seinen Knien. Aufmerksam blickt die Frau ihn an. Noch immer spielt das leicht spöttische Lächeln um ihre Lippen, aber über diese Lippen kommt kein Wort des Vorwurfs.

„Du bist magerer geworden; hast du Noth gelitten?" fragt sie.

Er verneint kurz.

Adelheid's Name wird nicht zwischen ihnen genannt, aber ihr Bild steht vor beider Seele. Eugen erzittert krampfhaft; er zieht die Köpfchen der beiden Kinder dichter zu sich heran und verbirgt sein Gesicht in Martha's Locken.

„Schilt mich nicht, verachte mich nicht!" flüstert er der Gestalt zu, die unverwischbar vor seinem geistigen Auge steht und ihn stumm vorwurfsvoll anblickt. „Es ist ja auch um der Kinder willen —"

Aber er weiß es selbst, daß die Kinder nicht den Ausschlag gegeben haben. — —

Am Abende des nächsten Tages langte der Koffer an. Eugen durchstöberte jede Kleidertasche, jedes Buch nach einer Zeile von Adelheid's Hand — er fand nichts.

„Daß Du mich beim ersten Sehen erkanntest", schrieb er ihr tags darauf, „und Dir durch die Liebe Dein klares Urtheil trüben ließest! Ja, ich bin der gefangene Vogel, der seine Flugkraft verloren hat, und dem es deshalb verhältnißmäßig am wohlsten zwischen seinen vergoldeten Stäben ist. Wie furchtbar bitter muß Dir die Rückkehr zu jener ersten Erkenntniß gewesen sein! Früher als ich hast Du gewußt, daß diese Reise nach F. nichts anderes war als das Verlangen des entlassenen Sträflings nach seinem bequemen alten Unterschlupf im Gefängnisse.

„Hier in F. scheint die Welt nichts von meinem misglückten Fluchtversuche zu ahnen. Und trotzdem darfst Du nicht sagen, wie einst, ich hätte eine schwerere Strafe verdient. Der Gedanke an Deine Verachtung brennt mich wie ein höllisches Feuer; ich winde mich unter dieser Qual, und weiß noch nicht, wohin sie mich treiben wird. Dem Manne verzeiht die Welt einen Schritt vom Wege — nicht dem Weibe. Und dennoch bist Du tausendmal besser daran wie ich. Du hast das Gefühl Deiner Tüchtigkeit, welche Dir Deinen Weg bahnen wird; und Du hast Deine Selbstachtung nicht verloren wie Dein unglücklicher Eugen, der sich zu allem noch sagen muß, daß er Dein Herz zerrissen hat, daß er schuld ist an dem schiefen Urtheil der Welt über Deinen Charakter.

„Lebe wohl, meine ewig Geliebte! Ein barmherziges Schicksal erspare Dir und mir ein Wiedersehen!"

Digitized by Google

Die französisch-italienische Alpengrenze und ihre Vertheidigung.

(Mit einer Karte.)

Von N. von Engelnstedt.

Nach dem Deutsch-Französischen Kriege haben innere Fragen, später die an unserer West- und Ostgrenze wiederholt drohenden Kriegsgefahren die politische und militärische Presse so ausschließlich beschäftigt, daß den Deutschland nicht direct berührenden Vorgängen vielfach weniger Aufmerksamkeit geschenkt wurde.

So haben manche Vorkommnisse, welche das Verhältniß Italiens zu Frankreich mehr und mehr trübten, wol zeitweilig die Presse beschäftigt, auch das Interesse des lesenden Publikums erregt, doch keinen Anlaß gegeben, sie in ihren Nachwirkungen auf die Stimmung der beiderseitigen Bevölkerungen, auf die Beziehungen der Regierungen und auf politische und militärische Maßregeln, welche durch sie veranlaßt wurden, zu verfolgen. Und doch haben sie im Vereine mit der fortgesetzten Verletzung des gesteigerten italienischen Nationalgefühls durch französischen Uebermuth nicht am wenigsten dazu beigetragen, die Opferwilligkeit der Bevölkerung und ihrer Vertreter zu den höchsten Leistungen zu entflammen.

Unzweifelhaft hat neben den alle Völker Europas berührenden politischen Fragen, neben dem Schmerze um den Verlust Savoyens und Nizzas, neben der Verstimmung über den Rückzug aus Tunis, zumeist der durch die Nadelstiche einer chauvinistischen französischen Presse verletzte Nationalstolz die patriotische Hingebung und pecuniären Opfer gezeitigt, welche die großartigen und zugleich schnellen Fortschritte des italienischen Heeres und der Flotte in Bezug auf Umfang, Schlagfertigkeit, Schnelligkeit der Mobilmachung, Bewaffnung und Ausbildung der Landesvertheidigung, in Hinblick auf die Entwickelung des Eisenbahnnetzes, auf den Schutz der Grenzen und der Küsten ausführbar machten.

In verhältnißmäßig kurzer Zeit ist es Italien gelungen, nicht nur eine Armee zu schaffen, deren Achtung gebietende Stärke seiner Großmachtstellung entspricht, sondern auch ihr einen vortrefflichen Geist einzuhauchen, wie sie ihn bei Dogali und Sageneiti im Kampfe gegen die Uebermacht in vielen Einzelfällen mit ehrenvollem Tode besiegelt hat.

Für uns Deutsche ist, nachdem der Anschluß Italiens an den Friedensbund eine Thatsache geworden, die Kenntniß seiner Wehrmacht, deren Dislocation, der Entwickelung des Eisenbahnnetzes wie der natürlichen Beschaffenheit und fortificatorischen Verstärkung der französisch-italienischen Grenze von demselben Interesse, wie die gleichartigen Verhältnisse auf seiten seines westlichen Nachbars, weil wir aller Voraussicht nach berufen sein werden, wenn dereinst der große schon so lange drohende Krieg entbrennen sollte, an der Seite der tapfern italienischen Armee den Erbfeind zu bekämpfen.

In diesem Falle muß, nach Lage der politischen Interessen und der entsprechenden Gruppirung der europäischen Mächte, Deutschland voraussichtlich im

Digitized by Google

Osten an der Seite Oesterreichs den Kampf mit Rußland aufnehmen, im Westen wird es, im Bunde mit Italien, mit dem größern Theile seiner Feldarmee den Heeren Frankreichs gegenübertreten.

Eine Cooperation beider Armeen ist nach Lage der beiderseitigen Operationslinien ausgeschlossen, da das neutrale Gebiet der Schweiz und des nördlichen Theiles von Savoyen dieselben scheidet. Die Vereinigung könnte höchstens, nachdem die Entscheidung lange gefallen, also zu spät, im Innern Frankreichs, südlich von Paris, vielleicht auf der Linie Orléans-Bourges, angestrebt werden.

In welchem Verhältnisse die vorstehend erwähnte Theilung der deutschen Streitkräfte stattzufinden haben würde, läßt sich nicht annähernd ermessen; in Anbetracht der Vereinzelung der verbündeten Armeen, des schwierigen Aufmarsches der italienischen, der überall hindernd entgegentretenden französischen Grenzbefestigungen und der Leistungsfähigkeit der französischen Armee ist indessen wohl anzunehmen, daß Deutschland in erster Linie nicht weniger als 13—14 Armeecorps, Italien etwa 10 Armeecorps an Feldtruppen, ausschließlich Reserve- u. s. w. Truppen, wird aufstellen müssen.

Dies ist der Grund, weshalb viele französische Militärschriftsteller mit bemerkenswerther Nichtachtung bestehender Verträge von vornherein annehmen, daß wahrscheinlich weder Deutschland noch Italien sich an die Neutralität der Schweiz oder des nördlichen Savoyen kehren, sondern, unter Verletzung des Gebiets der erstern, über Schaffhausen und Lausanne bei Pontarlier sich zu gemeinsamen Operationen die Hand bieten würden.

Obgleich strenggenommen die Juragrenze nicht in den Rahmen unserer Betrachtungen gehört, halten wir dieserhalb für nöthig, dieselbe kurz zu streifen, vorzugsweise um diese nach jeder Richtung unhaltbaren, der deutschen Treue und Gewissenhaftigkeit so weni entsprechenden Unterstellungen in das richtige Licht zu stellen. Einer besondern Widerlegung wird es dann überhaupt kaum bedürfen.

Den nachfolgenden Betrachtungen haben wir Angaben der „Rivista militare" und des „Esercito italiano" bezw. der „Revue du cercle militaire", der „Revue militaire de l'étranger", der „Repartition des troupes de l'armée française" nebst Karte, des „Militär-Wochenblattes" und der „Internationalen Revue der Armeen und Flotten" zu Grunde gelegt.

Frankreich grenzt im Südosten in einer Länge von 200 Kilometer (Luftlinie) an die Schweiz, in einer Ausdehnung von 280 Kilometer an Italien. Uns beschäftigt, der uns gestellten Aufgabe entsprechend, vorzugsweise der letztere Theil, doch können wir des Zusammenhanges wegen und aus früher erwähnten Gründen auch die schweizer Grenze nicht vollständig außer Betracht lassen.

Dieselbe erstreckt sich von Delle bis zum Durchbruche der Rhône durch das Grenzgebirge unterhalb Genfs. Sie kreuzt den Lauf des Doubs bei St.-Ursanne und folgt diesem Flusse bis Marteau, von wo ab sie die südlichsten Ausläufer des Jura begleitet.

Gegen Westen senken sich die Vorberge des Juragebirges allmählich zum Flußthale der Saône, auf deren rechtem Ufer die Berge des Ballon d'Alsace, der Faucille, des Plateaus von Langres, die Berge der Côte-d'Or, von Charolais, Mâconnais, Beaujolais, Lyonnais wieder steiler ansteigen.

Digitized by Google

Das Land ist den Operationen größerer Armeen wenig günstig, dagegen für den kleinen Krieg, wie der zweite Theil des Feldzuges 1870/71 gezeigt, wie geschaffen.

Nördlich Pontarliers ist das Grenzgebiet am zugänglichsten; zehn Straßen und drei Eisenbahnlinien — Marteau-Locle, Pontarlier-Lausanne und Pontarlier-Neufchâtel — letztere in tiefen Schluchten den Jura kreuzend, verbinden die Flußthäler zu beiden Seiten des Gebirges.

Der nördliche Theil wird durch die Festung Belfort, die Befestigungen bei Montbéliard und auf den Lomontbergen vollständig gesichert, der mittlere durch das Sperrfort bei Tantillon geschützt. Außerdem können die Berge von Chaumont durch provisorische Werke leicht zur Vertheidigung eingerichtet werden.

Pontarlier selbst deckt die beiden Pässe von Verrières und Jougne. Die beiden Straßen, welche hindurchführen, treffen bei Cluse zusammen und werden durch drei Sperrforts bei Joux, dem vom obern und untern Larmont, vertheidigt. Das Fort St.-Antoine sichert die Stellung bei Pontarlier gegen Umgehung von Süden.

Die Straßenzüge, welche über die Berge von St.-Cergues und der Fauciller führen, treffen an den Höhen von Rousses zusammen und setzen sich auf Lons le Launier fort. Sie werden durch die Sperrforts von Rousses und Risoux vertheidigt. Außerdem können die Höhen der Fauciller oberhalb Michoux mit geringer Mühe durch Feldbefestigungen recht widerstandsfähig gemacht werden.

Der Engpaß von Ecluse, welchen die Rhône beim Durchbruche durch das Gebirge zwischen dem Mont-Credoz und Mont-Vuache bildet, wird durch das gleichnamige starke Fort gesperrt.

Südlich des Passes von Ecluse tritt die italienische Grenze mehr als 60 Kilometer von den gegen Süden bis zur Rhône sich fortsetzenden Vorbergen des Jura zurück.

In zweiter Linie deckt Besançon, welches deshalb zu einem großen verschanzten Lager umgewandelt wurde, die französische Grenze gegen die Schweiz. Die bedeutendern Werke seiner Außenlinie liegen in einem Umkreise von 37 Kilometer. Sie sind:

Im Nordosten das Fort Chailluz, welches das Gelände zwischen Doubs und Oignon unter Feuer zu halten gestattet, zugleich die Vertheidigung des gleichnamigen Waldes unterstützt.

Das Fort Châtillon bestreicht das Flußthal des Oignon und den Straßenzug von Vésoul und Pont-sur-Saône, das Fort Bénoit den untern Lauf des Doubs und den Raum zwischen dem Flusse und dem Walde von Chailluz.

Die Ostfront wird durch die Forts von Montfaucon, Rolland und Fontain, die Westfront durch die Forts Planoise, Du Mont-Boucon und Justice gedeckt.

Die Schweiz und der nördliche Theil Savoyens, die Bezirke Chablais und Faucigny, sind durch die Verträge vom Jahre 1815 neutralisirt, eine Aenderung hinsichtlich der beiden letztern Gebiete ist, gelegentlich ihrer Abtretung an Frankreich im Jahre 1860, nicht eingetreten. Im Kriegsfalle dürfen daher keine Befestigungsanlagen daselbst vorgenommen werden, auch hat die Schweiz dann das Besatzungsrecht im ganzen Gebiete. Aus diesem Grunde mußten, als vor mehrern Jahren die Franzosen auf dem Mont-Salève bei Genf Arbeiten vornahmen, welche auf Errichtung von Vertheidigungsstellungen schließen ließen, diese auf den Widerspruch der Schweiz sofort eingestellt werden.

Die Vertheidigungsfähigkeit der französischen Grenze gegen Italien hat durch

Digitized by Google

die im Jahre 1860 stattgehabten Gebietsabtretungen erheblich gewonnen.

Der Vormarsch durch das Rhônethal über Lausanne auf Montarlier würde die italienische Armee auf die drei Alpenstraßen, über den St.-Gotthard, den Simplon und den Großen St.-Bernhard verweisen, welche 50 und 80 Kilometer untereinander entfernt sind, also eine gegenseitige Unterstützung der einzelnen Colonnen ausschließen. Erstere wird allerdings von der Eisenbahn begleitet, deren Leistungsfähigkeit ist aber eine so geringe, daß sie zur Beförderung eines Armeecorps 20 Tage gebraucht. Letztere ist zum Theil nur Saumpfad und für Fahrzeuge demzufolge unpassirbar. Die Vereinigung der verschiedenen Colonnen im Rhônethale würde ebenfalls unter wenig günstigen Verhältnissen stattfinden müssen und in der schweizer Armee wie in den Befestigungsanlagen auf dem Gipfel des St.-Gotthard, bei Martigny und St.-Maurice nicht zu unterschätzende Hindernisse für den Weitermarsch finden. Wie endlich die französischen Vertreter dieses Invasionsplanes, falls er wirklich ernsthaft gemeint sein sollte, sich die Sicherung dieser Operationslinie von mehr als 300 Kilometer Länge (in der Luftlinie gemessen) und des Nachschubes unter den angedeuteten Verhältnissen im Alpengebiete denken, ist schwer verständlich. Anscheinend hat ihnen die prompte Fertigstellung der Eisenbahnlinien Ivrea-Aosta, Novara-Domodossola und Chivasso-Casale, deren Kopfstationen Aosta und Domodossola allerdings nur einen Tagemarsch vom Gipfel des großen St.-Bernhard und Simplon entfernt liegen, Beklemmungen verursacht.

Vom Genfersee bis zum Meere wird, wie die nebenstehende Karte es verdeutlicht, die Alpengrenze von zehn fahrbaren Straßen durchkreuzt, von denen drei von Eisenbahnlinien begleitet werden.

Diese zehn Invasionslinien können in vier Gruppen getheilt werden, von denen jede einzelne ein besonderes Operationsgebiet bildet, weil sie mehr als 40, 60 und 100 Kilometer voneinander entfernt sind und jede Verbindung unter ihnen fehlt. Es sind dies:

1) Das obere Savoyen (Chablais und Faucigny),

2) das Flußgebiet der Isère,

3) das Flußgebiet der Durance,

4) die Seealpen.

Der erstgenannte Landstrich ist aus den bereits früher entwickelten Gründen — neutrales Gebiet — von vornherein als Operationsgebiet ausgeschlossen. Nur der Vollständigkeit halber erwähnen wir die dortigen drei Straßen, welche vom schweizer Gebiet aus dem Rhônethal nach Westen an die Ufer des Genfersees, in die Thäler der Dranse und Arve führen.

Die nördlichste, die große Straße nach Genf, wird von der Eisenbahn begleitet; die beiden andern, die Straßen über den Col des Montets und den Col de Morgin in die Thäler der Arve (Chamounix) und Dranse, sind sehr schwierig und für größere Truppenmassen nicht geeignet.

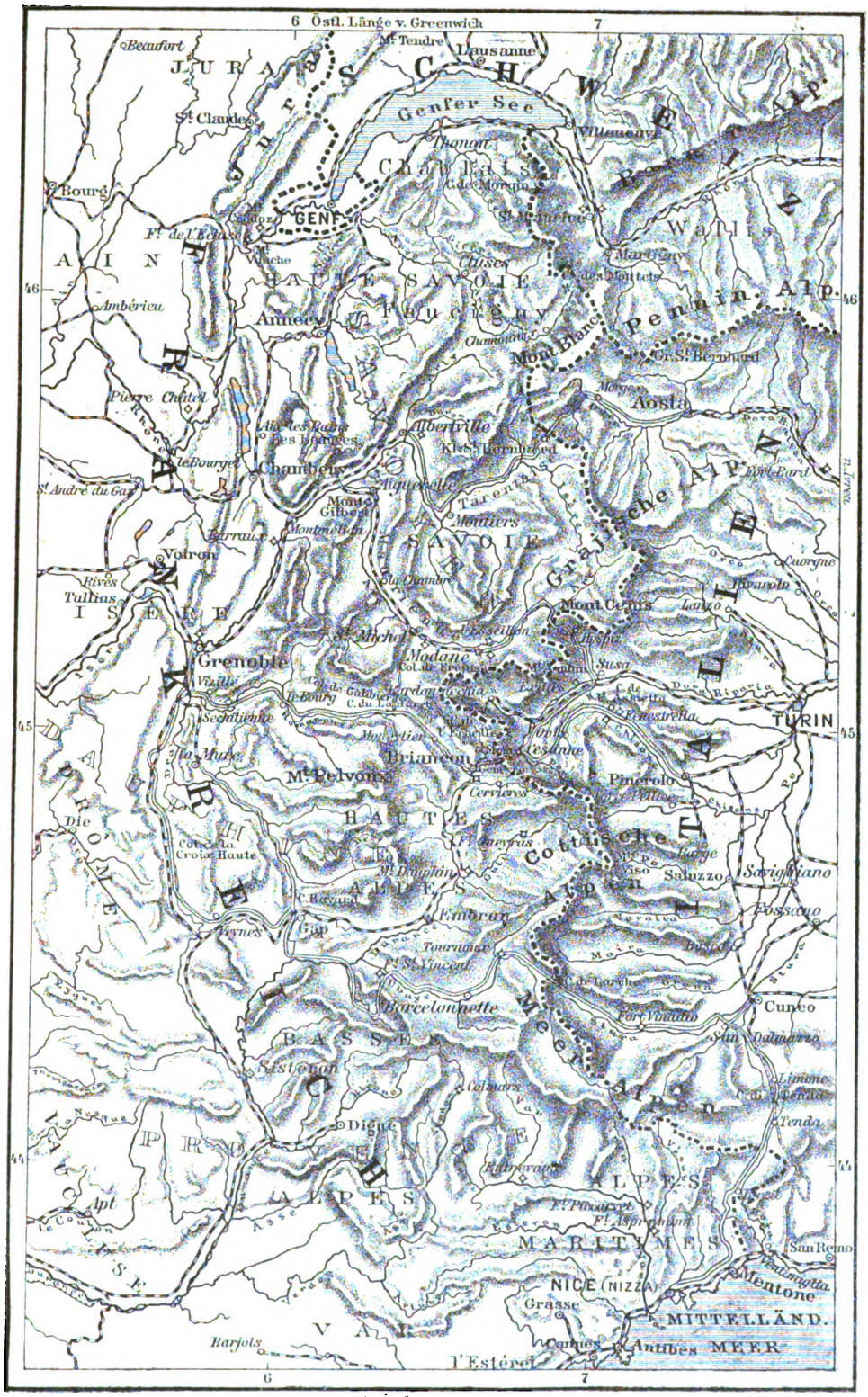
Die Engpässe von Martigny, St.-Maurice, Maillerie und Thonon erleichtern die Sperrung dieser Straßen.

Wir wenden uns nunmehr demjenigen Theile der französisch-italienischen Grenze zu, welcher in einem Kriege der beiden Nachbarstaaten für den Aufmarsch der Armeen und den Beginn der Operationen von der größten Bedeutung ist.

Im Flußgebiete der Isère sind drei Straßen vorhanden:

1) Die Straße aus dem Thale der

Digitized by Google



Maßstab 1: 1.750.000.

20 10 0 20 40 60 80
Kilometer (III.3 - I°).

Franz. Italienische Grenze. Eisenbahnen. Alpen Strassen. Pässe.

Digitized by Google

obern Isère von Moutiers über den kleinen St.-Bernhard in das Thal von Aosta — der Dora Baltea.

2) Die Straße und Eisenbahn über den Mont-Cenis, aus dem Thale der Maurienne (Arve) in das der Dora-Riparia von Modane nach Susa.

3) Die Straße über den Col de Lautaret und den Mont-Genèvre führt aus dem Thale der Romanche nach Césanne im Thale der Dora Riparia.

Im Flußgebiete der Durance: 1) Die Straße aus dem Thale der Durance über den Mont-Genèvre in das Thal des Chisone, von Briançon über Césanne und Fenestrella nach Pinerolo.

2) Die Straße aus dem Thale der Ubaye über den Col de Larche in das Thal der Stura, von Barcelonette nach Cuneo.

In den Seealpen: 1) Die Straße von Nizza über den Col di Tenda in das Sturathal nach Cuneo.

2) Die Straße und Eisenbahn von Nizza über Mentone am Meeresufer entlang nach Genua.

Eine elfte Straße endlich, welche noch den Flußgebieten der Durance und Isère gemeinschaftlich angehört, führt von Grenoble bezw. dem Thale des Drac über den Col Bayard oder den Col de la Croix Haute über Gap in die Thäler der Durance, und von hier aus zum Mont-Genèvre oder zum Col de Larche.

Wenn man Chambéry, Grenoble, Gap und Nizza als Endstationen der für einen Aufmarsch der französischen Armee an der italienischen Grenze in Frage kommenden Eisenbahnlinien annimmt, so würden die Operationen der französischen Armee, von einer Grundlinie von 240 Kilometer Länge ausgehend, beim Ueberschreiten der Grenze, zwischen dem kleinen St.-Bernhard und dem Col di Tenda, sich bereits bis auf 195 Kilometer genähert haben, bei der Entwickelung aus den Gebirgsthälern in die Linie Ivrea-Cuneo aber auf einer Grundlinie von 120 Kilometer von der rechten zur linken Flügelcolonne stehen, und mit jedem weitern Tage des Vormarsches sich zur Entscheidungsschlacht immer enger concentriren.

Allerdings sind, mit Ausnahme von Nizza, diese Endstationen immer noch zwischen 70 und 90 Kilometer von der Grenze entfernt, denn auf die Leistungsfähigkeit der über diese angenommenen Endpunkte hinausgehenden Eisenbahnen des Maurienne- (Mont-Cenis) und des Durancethales wird wenig zu rechnen sein.

In letzterer Beziehung liegen die Verhältnisse auf italienischer Seite ähnlich, dagegen wird eine Invasion in der Richtung von Osten nach Westen durch die Divergenz der Marschstraßen sehr benachtheiligt. Die in den Seealpen belegenen Straßen können aus diesem Grunde überhaupt nicht in Frage kommen, zumal die, wie wir später sehen werden, vielleicht überlegene französische Flotte, jedenfalls aber die Befestigungen von Nizza deren Benutzung unmöglich machen. Die südlichern Straßen im Flußgebiete der Durance werden voraussichtlich einem Seitencorps zugetheilt werden müssen, um die linke Flanke der Hauptarmee gegen Nizza und Toulon zu decken. Für diese würden mithin nicht mehr als vier Straßen verfügbar bleiben, ihre Heersäulen, von einer Operationsbasis von 100 Kilometer Länge ausgehend, im Moment der Grenzüberschreitung 80 Kilometer voneinander entfernt sein und in den Thälern der Isère und des Drac mit einem Abstande von 100 Kilometer der rechten von der linken Flügelcolonne eintreffen.

Die drei Straßen im Flußgebiete der Isère sind durch schwer zugängliche

Digitized by Google

Gebirgsmassen voneinander geschieden, sodaß die auf ihnen vorgehenden Heersäulen keine Verbindung untereinander zu halten vermögen, bis sie in der Po-Ebene oder im Thale der Isère sich vereinigen.

Die Straße über den Kleinen St.-Bernhard ist an der Landesgrenze nur 50 Kilometer von der nächsten — über den Mont-Cenis — entfernt, auf französischer Seite nähern sie sich in der Nähe der Einmündung in das Thal der Isère bis auf 20 Kilometer, auf italienischer Seite entfernen sie sich dagegen beim Austritte in die Ebene bis auf 90 Kilometer.

Auf italienischer Seite vertheidigt das starke Fort Bard, zwischen Aosta und Ivrea, die beiden vom Großen und Kleinen St.-Bernhard in das Thal der Dora-Baltea führenden Straßen. Ein zweites Fort befindet sich auf dem Kleinen St.-Bernhard. Die dortige Stellung ist in der Front sehr widerstandsfähig, kann aber auf Seitenpfaden umgangen und, wenn die Alpenjäger jene nicht sperren, im Rücken bedroht werden.

Jenseit der italienischen Grenze beherrschen die Befestigungsanlagen bei Albertville einerseits den Ausgang der Thäler von Tarantasie (obere Isère) und des Doron, andererseits unterstützen sie die Vertheidigung des Gebirgsstockes von Les Beauges.

Sie bestehen aus den Forts Du Mont und von Villars, welche gegen den Thalkessel der Isère und, das Thal weiter aufwärts, gegen die Arly- und Isèrebrücken gerichtet sind, dem Fort de l'Estal mit Anschlußbatterien gegen das Thal von Arly und dem Fort de Tamié gegen den gleichnamigen Paß mit der Straße über Faverges nach Les Beauges.

Wichtiger sind die beiden andern Straßen dieser Region, aus den Thälern der Dora Riparia und des Chisone über den Mont-Cenis und den Mont-Genèvre in das Arc- bezw. das Romanchethal. Auf italienischem Gebiete nur etwa 30 Kilometer voneinander entfernt und durch mehrere Saumpfade nebst der großen Straße Césana-Susa untereinander verbunden, werden sie an der Grenze durch den Ambingletscher bis auf 45 Kilometer geschieden. Auf französischer Seite verbreitert sich das zwischen beiden Thälern liegende Gebirge. Kurz vor der Einmündung in das Isèrethal, zwischen Grenoble und Chambéry, beträgt die Entfernung beider Straßen 70 Kilometer. Außer der Straße von Galibier, in der Nähe des Isèrethales, fehlt jede Zwischenverbindung.

An der Straße von Susa nach Turin sollen einige Sperrforts neu angelegt sein, zu fernern Neubauten sind schon für das Etatsjahr 1888/89 3 Mill. vom italienischen Parlament bewilligt, aber noch nicht verausgabt. Andere Befestigungen befinden sich bei Exilles und auf dem Mont-Cenis. Letztere liegen auf dem Plateau und bestehen aus dem alten befestigten Hospiz, einem neuen starken Fort auf der Corna Rossa und zwei Batterien, La Cosse und La Ronche. Sie beherrschen die alte und die neue Straße über den Mont-Cenis vollständig. Ein anderer ziemlich guter Weg führt indessen über den Col Clapier ebenfalls direct nach Susa; auf eine dritte von den Franzosen neu gebaute Fahrstraße, vom Col de l'Echelle auf Frejus, werden wir noch zurückkommen.

Im Arcthale befindet sich in der Nähe der Ausmündung des Mont-Cenis-Tunnels die alte piemontesische Festung Esseillon, welche in neuerer Zeit mehrfach verstärkt ist, und Modane. Ferner wird südlich St.-Michel de Maurienne auf dem Mont-Télégraphe gegenwärtig ein neues Sperrfort gebaut.

Digitized by Google

Diese drei Vertheidigungsstellungen beherrschen die Eisenbahn, die Tunnelmündung und die große Straße in ihrem obern Laufe, das Fort Télégraphe zugleich die Straße nach Galibier. Die Einmündung in das Isèrethal zwischen Chambéry und Albertville wird durch die Position von Chamousset-Aiguebelle vertheidigt. Sie besteht aus den Forts von Aison und dem Mont-Perché auf dem rechten und dem Mont-Gilbert auf dem linken Arcufer.

Die Straße aus dem Romanchethal über den Col du Lautaret, Briançon und den Mont-Genèvre in das Thal des Chisone über Pinerolo nach Turin wird an einer der engsten Stellen des tief eingeschnittenen Chisonethales, welches viele günstige Vertheidigungsstellungen bietet, durch das sehr starke Sperrfort Fenestrella gesichert. Dasselbe besteht aus mehrern Werken, welche etagenförmig über den Chisonegrund an den Felswänden aufgebaut sind, und der Stadtbefestigung.

Bei Césanne vereinigt sich die Straße mit derjenigen des Thales der Dora Riparia, welche über Susa nach dem Mont-Cenis führt. Sie steigt nunmehr steil zur Höhe des Mont-Genèvre, dessen Plateau ein Dorf mit 360 Einwohnern trägt. Dasselbe liegt, obgleich auf italienischem Gebiete, bereits im Feuerbereiche des Fort Gondran der Festung Briançon. Auf französischer Seite beherrscht zunächst die Festung Briançon die Straße über den Mont-Genèvre und den Col du Lautaret. Zwischen Briançon und Grenoble befinden sich im Thale der Romanche nur noch zwei Defensivstellungen, am Pas des Ardoisières an der Straße von Galibier, und am Pas de la Sechilienne, östlich Vizille.

Außer diesen drei Hauptstraßen müssen wir noch zwei Nebenstraßen erwähnen, welche aus dem Thale der Durance über den Col Bayard und den Col de la Croix-Haute in das Thal des Drac führen. Diese Straßen bieten indessen in dem gebirgigen Landestheile, den sie durchschneiden, erhebliche Schwierigkeiten, sodaß sie für größere Truppencorps schwer benutzbar sind.

Grenoble ist das Hauptbollwerk der ganzen Alpenregion. Es liegt am Einflusse der Romanche in die Isère auf deren linkem Ufer und wurde erst in neuerer Zeit zu einem Hauptwaffenplatze mit detachirten Forts umgebaut. Die Forts von Bourcet und Murier beherrschen das Isèrethal gegen Chambéry, das Fort von St.-Aynard vertheidigt die Nordfront gegen die Berge der Grande-Chartreuse, die Forts Montavie und Quatre-Seigneurs die Stadt gegen Süden und die niedrigen Höhenzüge zwischen Isère und Romanche. Das Fort Comboies bestreicht das Thal des Drac.

Die nördlichste der zum Flußgebiete der Durance gehörigen Straßen, vom Mont-Genèvre über Césanne nach Fenestrella im Thale des Chisone, trifft auf dem Mont-Genèvre mit der südlichsten der zum Flußgebiete der Isère gehörigen drei Straßen zusammen. Auf französischem Gebiete scheiden sie sich bis auf 60 Kilometer, doch bestehen zwischen beiden die bereits erwähnten Verbindungen über den Col Bayard und den Col de la Croix-Haute. Gesichert wird diese Straße auf der italienischen Seite durch die schon erwähnten Forts, auf französischer Seite durch die Festung Briançon, weiter unterhalb an der Einmündung des Guil in die Durance durch das Fort Mont-Dauphin. Weiter oberhalb an diesem Flüßchen liegt das Fort Queyras zur Deckung der rechten Flanke gegen die in das Thal des Guil führenden Saumpfade.

Die zweite Straße zum Thale der

Digitized by Google

Durance über den Col de Larche von Cuneo nach Barcelonette ist, zwischen Cuneo und Pinerolo gemessen, etwa 60 Kilometer von der nördlichern entfernt, nähert sich derselben indessen von der Grenze an und trifft 50 Kilometer weiter westlich mit ihr zusammen. Sie wird im Thale der Stura durch das italienische Fort Vinadio gesperrt, auf französischer Seite durch die Befestigungen von Tournoux oberhalb und das Fort St.-Vincent unterhalb Barcelonette vertheidigt. Eine Strecke von 4 bis 5 Kilometer Länge dieser Straße soll für Truppenfahrzeuge noch nicht benutzbar sein.

Tournoux ist neuerdings durch die Batterien de la Roche, de la Croix, du Vallon Claus und Cuguret verstärkt, welche letztere beiden den Platz gegen den Col de Vars und de Pelouse zu decken bestimmt sind.

St.-Vincent hat in der Batterie du Cheudon und dem Fort Colbas Neubauten erhalten, welche die Nebenstraßen zur Stura, zur Tinea und zum Bachelard vertheidigen.

Südwestlich und südlich von Barcelonette übernehmen die Forts Sisteron, Colmars und Entrevaux, an der Durance, dem Verdon und dem Var gelegen, den Grenzschutz.

Die genannten beiden Hauptstraßen dieser Region durchschneiden einen armen, wenig zugänglichen Landstrich, treffen zudem auf keine Angriffsobjecte von strategischer Bedeutung, sie können daher wol für eine französische Invasion nach Italien wichtig werden, für eine italienische Offensive dagegen nur als Marschstraßen für ein Seitencorps zur Deckung der linken Flanke Verwendung finden.

Auf der Grenzlinie der beiden soeben besprochenen Operationsgebiete und in unmittelbarer Nähe der italienischen Grenze liegt der Schlüssel des französischen Alpengebietes, die Festung Briançon. Sie würde der Stützpunkt aller eventuellen Angriffs- und Vertheidigungsoperationen in dieser Gegend sein. Briançon beherrscht die beiden Straßen über den Mont-Genèvre zum Thale der Romanche und der Durance, zugleich die Eisenbahn über den Mont-Cenis, und bedroht die Flanken der übrigen. Es ist weniger als einen Tagemarsch vom Col de l'Echelle entfernt, welcher den italienischen Eingang in den Mont-Cenis-Tunnel bei Bardonnecchia beherrscht, und ebenso weit von der wichtigen Stellung auf dem Col de l'Assietta, auf der Wasserscheide zwischen den Thälern der Dora Riparia und des Chisone, welche die Straßen in beiden Thälern, die Eisenbahn im erstern und die Forts bei Exilles und Fenestrella dominirt. Im Jahre 1882 ist von französischen Genietruppen eine für Artillerie benutzbare Gebirgsstraße vom Col de l'Echelle bis in die Nähe von Frejus hergestellt, um von hier aus die Tunnelmündung auf der italienischen Seite unter Feuer nehmen zu können. Endlich ist Susa in zwei, Turin in drei Tagemärschen zu erreichen.

Aus so schwer wiegenden Gründen hat man die Befestigungen von Briançon ganz bedeutend verstärkt. Die alte Enceinte mit dem Fort du Château, und die alten, bis 12 Kilometer vorgeschobenen Werke, die Redouten des Salettes, Fort Dauphin, Trois-Têtes, Randouillet, d'Anjou und die Redoute Point du jour sind beibehalten und folgende Werke neu gebaut:

Im Osten:

1) Die Position von Gondran. Sie besteht aus den Ouvrages A, B, C, D du Gondran et ligne des batteries (acht an der Zahl), welche sich übereinander erheben, darunter eine am Mont-Janus zur unmittelbaren Beherrschung des Pas-

Digitized by Google

ses über den Mont-Genèvre, eine am südlichen Vorsprunge des Berges gegen das Dorf Cervières.

2) Die Position de l'Infernet, und zwar Fort Infernet mit einer Vertheidigungslinie zum Anschlusse an die Werke von Fort Gondran und mit einer weiter zurückgezogenen Batterie.

Im Süden:

Die Position de la Croix de Brétagne. Sie besteht aus dem gleichnamigen Fort und einer Reihe von Batterien — Ligne de la grande Maye — und wird durch eine tiefliegende Batterie gegen Cervières flankirt. Außerdem sind zwei Werke gegen den Weg nach Fort Queyras und den Paß von Ayes und eine Batterie gegen die Südabhänge des Infernet gerichtet.

Im Norden:

Das Olivenfort. Es beherrscht die Straße vom Col de l'Echelle und mehrere Saumpfade, welche eine Umgehung der Festung ermöglichen.

Vom Col de Larche bis zum Col di Tenda wird die Alpengrenze allein durch Sumpfpfade gekreuzt, welche größtentheils vom Sturathale ausgehen und im Thale der Tinea oder der Vesubia münden und leicht überwacht werden können.

Die Straße über den Col di Tenda wird durch die Befestigungen auf dem Plateau de l'Aution und deren gegen die Roja und den Bevere gerichteten Nebenwerke gedeckt. Um diese wichtige Stellung für alle Fälle zu sichern, ist in dem benachbarten Peyra Cava eine Kaserne für die Besatzung erbaut.

Die Straße de la Cornice wird durch das Fort Grammont und Befestigungen auf dem Mont-Agel, welche sich an die Befestigungen von Nizza anschließen, gesichert.

Die beiden Straßen über den Col di Tenda und de la Cornice sind durch die Straße von Breil nach Ventimiglia verbunden. Letztere ist aus diesem Grunde, soweit sie französisches Gebiet berührt, im Zustande des Saumpfades belassen.

Die Straße über den Col di Tenda ist von der nächstliegenden Straße des Durancethales, vom Col de Larche, etwa 70 Kilometer entfernt, nähert sich derselben auf italienischem Gebiete schnell, bis sie bei San-Dalmazzo im Sturathal mit ihr zusammentrifft.

Die Straße längs der Meeresküste weicht von der allgemeinen Richtung aller übrigen Alpenstraßen, welche mehr oder weniger auf Turin sich richten, ab und folgt neben der Eisenbahn der Küste.

Nizza ist das Vertheidigungscentrum dieses Abschnittes und wurde aus diesem Grunde zu einem großen Waffenplatze mit sechs detachirten Forts ausgebaut. Von diesen deckt das Fort Tête de Chien die Straße von la Cornice, das Fort von Revère und die Batterie del a Drette bestreichen den Raum zwischen dieser und der Straße nach dem Col di Tenda. An dieser Straße, 15 Kilometer vor die Stadtbefestigung vorgeschoben, liegt das Sperrfort Barbonnet. Es lehnt sich an die Werke des Plateaus von Aution. Das Fort Aspremont an der Einmündung der Vesubia in den Var, die Forts von Piccarvet und von Beauma-Negra, 20 Kilometer von Nizza, an der Vereinigung der Tinea und des Var, decken diese beiden Flußthäler und die linke Flanke der Hauptbefestigung.

Die fortificatorischen Bauten am untern Var und die Werke von Esterel und des Maures sichern die Westfront von Nizza.

Nach dem „Esercito italiano" sind die Arbeiten zum Bau von drei neuen Forts, davon eins am Var, neuerdings verdungen und hat der Bau eines vierten, auf dem Mont-Gras, begonnen.

Digitized by Google

Das Fort von Antibes hat lediglich den Zweck, die Eisenbahn zu sperren. Neuern Nachrichten zufolge soll es eingehen.

Den 60 Kilometer westlich von Nizza liegenden stark befestigten Kriegshafen von Toulon in den Kreis unserer Betrachtungen zu ziehen, überschreitet unsere Aufgabe.

Lyon, nach der Bevölkerungszahl — es zählt 350000 Einwohner — nächst Paris die zweite Stadt, ist zugleich das Vertheidigungscentrum des südöstlichen Frankreich. Auf dem linken Ufer der Rhône, an der Einmündung der Saône in die erstere gelegen, an deren rechtes Ufer die Berge von Beaujolais, Charolais und Vivarais hart herantreten und sie von dem westlich angrenzenden Flußgebiete der Loire scheiden, beherrscht Lyon die nach Südosten zum Laufe der Isère sich ausdehnende Hochebene, deren Fortsetzung gegen Norden bei Lyon durch die Rhône von dem südlichen Theile geschieden wird. Der nördliche Theil, welcher zwischen den genannten Gebirgszügen und dem Jura die Verbindung mit dem nördlichen Frankreich vermittelt, wird hier durch die Gebirge und den am Westabfall des Jura zur Rhône fließenden Ain auf 50 Kilometer eingeengt. Bis in die nächste Nähe der Festung Lyon ist dieser Theil der Ebene zwischen Ain, Saône und Rhône mit zahlreichen Seenbildungen bedeckt, welche sich im Norden bis in die Nähe von Châtillon ausdehnen, den Verkehr beschränken und die Annäherung an die Festung erschweren.

Lyon beherrscht die größere Zahl der bedeutendern Eisenbahnen und Verkehrsstraßen nach dem mittlern Frankreich, welche gleich den erwähnten Wasserstraßen im Bereiche der Festung zusammenlaufen; es ist der Hauptstapelplatz für den Handel des südöstlichen Frankreich.

Seit dem Jahre 1840 ist die Stadt befestigt. Ihre Werke lagen aber dem Hauptwalle zu nahe, sodaß neuerdings ein zeitgemäßer Umbau und die Anlage detachirter Forts nöthig wurde. Die bedeutendern derselben sind:

Im Nordwesten: das Fort du Mont-Verdun mit Anschlußbatterien auf dem Mont-d'Or, welche zugleich als Citadelle der Festung dienen. Sie beherrschen die ganze Ebene von Ause und das Thal der Saône.

Im Westen: die Werke von Bruissin und Paillet.

Im Südwesten: das Fort von Côte-Lorette und die Batterien von Montcorin und Champillard.

Im Osten: die Forts Feyzin, Corbas und Bron.

Im Nordosten: das Fort Vancia.

Diese Werke werden noch durch einen zweiten Fortsgürtel im Westen, welcher bereits im Bau begriffen ist, und durch eine Anzahl neuer Forts im Osten verstärkt werden. Letztere sollen die Wirkungssphäre der Festung nach dieser Richtung erweitern, sie sind indessen noch nicht begonnen.

Die Befestigungen von Lyon erstrecken sich gegenwärtig auf einen Umkreis von 60 Kilometer. Seine Besatzung ist auf 60000 Mann veranschlagt.

Wir ersehen aus vorstehenden Ausführungen, daß Frankreich ganz in derselben Weise, wie dies an seiner Ost- und Nordostgrenze geschehen, sich auch gegen Italien neben der Festung Briançon in erster Linie durch eine große Zahl von Sperrforts und befestigter Stellungen dahinter, in zweiter Linie durch mehrere größere Festungen: Besançon, Grenoble, Nizza, und in dritter Linie durch einzelne bedeutende Waffenplätze ersten Ranges und Lagerfestungen: Langres, Lyon, Toulon, zu sichern sucht.

Digitized by Google

Welche Truppenmengen durch die Besetzung aller dieser Befestigungssysteme der Feldarmee entzogen werden, vermögen wir annähernd zu erkennen, wenn wir an obige Angabe erinnern, daß die Besatzung von Lyon auf 60000 Mann berechnet ist, und dem hinzufügen, daß nach der augenscheinlich sehr optimistisch gehaltenen Berechnung des Generals Chebaud La-Tour allein zur Besetzung von Paris 130000 Mann, darunter 30000 Mann der Feldarmee, erforderlich sind, und daß hierbei die für eine offensive Vertheidigung, ohne welche auf Erfolg nicht zu rechnen, nöthige Armee noch nicht berücksichtigt ist; letztere müßte mindestens dieselbe Stärke, wie sie für die Besetzung der Werke erforderlich, haben, dagegen einen größern Procentsatz von Linientruppen enthalten.

Hierbei dürfen wir nicht übersehen, daß in einem Kriege Frankreichs gegen das mit Italien verbündete Deutschland die sämmtlichen Grenzbefestigungen von Haus aus armirt und mehr oder weniger vollzählig besetzt werden müssen, was hinsichtlich der der Grenze näher liegenden nur auf Kosten der Linientruppen, insbesondere der Festungsartillerie, geschehen kann. In den Festungen der zweiten, jedenfalls aber der dritten Linie wird im Laufe der ersten Wochen nach der Kriegserklärung für die Ausbildung von Hülfsmannschaften der andern Waffen für die Festungsartillerie Sorge getragen werden können.

Allerdings scheint man, soweit die Infanterie betroffen wird, gelegentlich der Neuformation der 18 Regionalregimenter Nr. 145—162 auf diesen Umstand Bedacht genommen zu haben, denn man hat dieselben nicht den Armeecorps eingereiht, sondern über deren normalen Etat hinaus, überzählig, zugetheilt und sämmtlich in die Festungen und befestigten Plätze der Ostgrenze verlegt.

Diese Erwägungen im Vereine mit den reißenden Fortschritten auf artilleristischem Gebiete — Brisanzgeschosse — sind wol die Veranlassung gewesen, daß der französische Kriegsminister de Freycinet mit Zustimmung des obersten Kriegsrathes erst im Februar 1889 der Abgeordnetenkammer einen Gesetzentwurf, die Auflassung einer Anzahl fester Plätze und die Neueintheilung anderer betreffend, vorgelegt und die Zustimmung des Parlaments erlangt hat.

Danach sollen Lyon, Grenoble, Nizza und die Grenzwerke in Savoyen und den niedern Alpen fortbestehen bleiben, nur Vitry le Français und Auxonne sind zur Auflassung, Antibes, wie oben bereits erwähnt, zum Eingehen bestimmt.

Ein Vergleich mit der fortificatorischen Sicherung der Grenze von seiten Italiens fällt, wie aus dem früher Gesagten ersichtlich geworden, natürlich zum Nachtheile dieses letztern Staates aus. Wir dürfen jedoch nicht vergessen, daß diese neue Großmacht mächtig vorwärts strebt und, wie sie auf allen andern Gebieten zur Steigerung ihrer Wehrkraft und Sicherung ihrer nationalen Selbständigkeit Großes geleistet hat, so auch hinsichtlich des Schutzes ihrer Grenzen vieles nachholen wird, was für den Augenblick wegen mangelnder Geldmittel nicht durchführbar war. Ein Blick auf die Parlamentsverhandlungen vom December 1888 genügt, um diese Fürsorge festzustellen.

Wir haben bereits früher erwähnt, daß vor zwei Jahren 3 Mill. Lire für Befestigungsanlagen in den Alpen vom Parlamente bewilligt wurden, und aus dem Etat für 1889/90 ersehen wir, daß abermals $14^1/_2$ Mill. für Küstenvertheidigungszwecke und $10^1/_2$ Mill. für Sperrforts, deren specielle Bestimmung vorläufig noch der allgemeinen Kenntniß

Digitized by Google

sich entzieht, beantragt wurden. Sogar aus der Mitte der Mitglieder des Parlaments wurde ein Antrag auf Befestigung der Städte Neapel, Palermo, Messina, Livorno, Genua und Venedig eingebracht.

Ferner hat sich Italien schon seit langer Zeit in anderer Weise, durch Errichtung einer der Natur und örtlichen Verhältnisse des Alpengebiets kundigen Elitetruppe, der Alpenjäger, den gebotenen Grenzschutz zu schaffen gesucht.

Es ist das Verdienst des Generals Ricotti, welcher im Jahre 1872 die Alpentruppen aus Stämmen der Bersaglieri und der Bevölkerung des Hochgebirges errichtete, des Generals Mezzacapo, welcher die Organisation weiter führte. Sie rekrutiren ausschließlich aus den Alpenbezirken und deren Nachbarschaft; sie sind die einzige italienische Truppe, für welche das Territorialsystem besteht. Ihnen ist die unmittelbare Vertheidigung der Alpengrenze vom Tage der Kriegserklärung ab bis zum Aufmarsche der Armeen übertragen.

Mit Ausnahme der Winterperiode befindet sich die Mehrzahl auf Kriegsstärke in ihren Vertheidigungsbezirken, welche zugleich die Aushebungsbezirke sind. Im Winter werden sie in der Regel in die Regimentsstabsquartiere von der Grenze zurückgezogen und zum Theile beurlaubt. Die taktische Einheit ist bei den Alpenjägern mehr oder weniger die Compagnie, der Bataillons-, vorzugsweise aber der Regimentsverband mehr von administrativer Bedeutung.

Die Compagnien sind durchlaufend von Nr. 1—75 numerirt, die Bataillone führen die Namen der Stabsquartiere in ihren Vertheidigungs- wie Aushebungsbezirken. Drei bis vier Compagnien bilden ein Bataillon, deren 22 vorhanden sind. Dieselben sind in sieben Regimenter, Nr. 1—7, formirt, das 5. aus 4, alle andern aus 3 Bataillonen bestehend. Die Stabsquartiere der Regimenter und Depots sind, der Nummerfolge entsprechend, Mendovi, Brà, Turin, Ivrea, Mailand, Verona, Conegliano.

Die Ersatzbezirke und Standorte ziehen sich längs der ganzen Alpengrenze, also sowol gegen Frankreich als gegen die Schweiz und Oesterreich hin; nur in der Art und Dichtigkeit der Grenzbesetzung bestehen Unterschiede. Das 5., 6. und 7. Alpiniregiment, an der schweizer und österreichischen Grenze, gehen im Winter, das 5. mit 3 Bataillonen nach Mailand, mit 1 Bataillon nach Chiari, das 6. Regiment nach Verona und Bassano, das 7. nach Conegliano und Palmanuova. Das 1. und 2. Regiment, welche am weitesten westlich stehen, haben Winter und Sommer keinen Wechsel der Standquartiere, sie bleiben fortwährend in ihren Vertheidigungsbezirken, das 3. und 4. nur theilweise.

Die Compagnien sind ungleichmäßig auf die Regimenter vertheilt; das 1., 3., 6. und 7. Regiment besitzen je 10, das 4. 11, das 2. und 5. je 12 Compagnien.

Jedem der 22 Linienbataillone entspricht eine Mobilmilizcompagnie mit der fortlaufenden Nummer 76—97, jeder Liniencompagnie eine Territorialcompagnie. Die Compagnien der Mobilmiliz werden im Kriegsfalle als 4 bezw. 5 Compagnien der Linienbataillone eingestellt, bei denen neuerdings 1 Offizier als event. Commandeur derselben bereits auf den Friedensetat in Zuwachs gekommen ist.

Die 75 Compagnien der Territorialmiliz, für welche bei den Liniencompagnien die Cadres schon im Frieden bezeichnet sind, formiren ähnlich den Linientruppen 22 Bataillone mit den durch-

Digitized by Google

laufenden Nummern 1—75 und der Bezeichnung B. Die activen Truppen bilden die Formationscentren für die Mobil- und Territorialmiliz, und verwalten deren Ausrüstung, Waffen und Bekleidung.

Eine Verstärkung erhält diese Grenztruppe durch das Gebirgs-Artillerieregiment mit 3 Abtheilungen zu je 3 Batterien zu 6 Geschützen. Von diesen stehen 5 Batterien und das Depot in Turin, 3 Batterien in Conegliano und 1 Batterie in Vicenza. Ein 2. Regiment in gleicher Stärke stellt die Mobilmiliz, davon 5 Batterien in Turin und 4 Batterien in Conegliano auf.

Im Kriegsfalle verfügt Italien hiernach an Alpentruppen über 7 starke Brigaden mit 44 Bataillonen zu 5 oder 4 Compagnien, in Summa 172 Compagnien Alpenjäger und 2 Regimenter Gebirgsartillerie mit 18 Batterien, oder 36000 Mann mit 108 Geschützen.

In vorderer Linie zunächst der französischen Grenze stehen hiernach die ersten 4 Alpiniregimenter mit den Bataillonen Mendovi, Pieve die Teco, Ceva des 1., San-Dalmazzo, Vinadio und Dronero des 2. Regiments in den Bezirken der gleichnamigen Orte zur Bewachung der in die Provinzen Porto Maurizio und Cuneo führenden Alpenstraßen, am Meeresufer, über den Col di Tenda und den Col de Larche, die Bataillone Fenestrella, Susa I und Susa II des 3., Pinerolo, Ivrea und Aosta des 4. Alpiniregiments in der Provinz Torino zur Sicherung der dortigen Straßen über den Mont-Genèvre, den Mont-Cenis, den Kleinen und den Großen St.-Bernhard.

Dahinter stehen in zweiter Linie vom 4. Corps, Piacenza, 1 Bataillon Bersaglieri in Sarriemo, 1 Compagnie nach Ventimiglia detachirt, 1 Infanteriebataillon in Oneglia. Vom 2. Corps, Alessandria, in Cuneo 4 Bataillone Infanterie, je 4 Schwadronen der Cavalerieregimenter Milano Nr. 7 und Saluzzo Nr. 12 in Saluzzo und Savigliano, 1 Infanterieregiment und 1 Schwadron des Regiments Saluzzo in Fossano. Vom 1. Corps, Torino, endlich stehen je 1 Bataillon Infanterie in Exilles, Pinerolo und Aosta.

In dritter Linie folgen hinter diesen Vortruppen, in den Provinzen Torino und Novara, das ganze 1. Armeecorps, in den Provinzen Alessandria und Cuneo das 2., in Liguria und Piacenza das 4. Corps.

Von den übrigen Armeecorps führen wir der Kürze halber nur die Stabsgarnisonen der Generalcommandos auf. Die Truppen sind in den zugehörigen und angrenzenden Provinzen untergebracht. Es steht das 3. Corps in Mailand, das 5. in Verona, das 6. in Bologna, das 7. in Ancona, das 8. in Florenz, das 9. in Rom, das 10. in Neapel, das 11. in Bari und das 12. in Palermo, Cavalerie und Artillerie vorzugsweise in Oberitalien.

Nach den officiellen Berichten des Generals Torre war der Stand der italienischen Armee am 30. Juni 1887 folgender:

	Offiziere	Mann
1. Active Armee mit Reserven	24133	871464
2. Mobilmiliz	2914	295674
3. Territorialmiliz . .	5390	1,403090
Von diesen sind im Frieden präsent		230832

Die drei Hauptwaffen, denen die Specialwaffen dem Bedürfnisse entsprechend zugetheilt werden, gliedern sich wie folgt:

I. Feldarmee (active Armee incl. Reserven).

96 Infanterieregimenter zu 3 Bataillonen .	288	Bataillone
12 Bersaglieriregimenter zu 3 Bataillonen .	36	„

Digitized by Google

22 Alpinibataillone . .	22 Bataillone
24 Cavalerieregimenter zu 6 Schwadronen	144 Schwadronen
24 Feldartillerieregimenter zu 8 Batterien zu 6 Geschützen .	192 Batterien
1 reitendes Artillerieregiment zu 6 Batterien zu 6 Geschützen	6 „
1 Gebirgsartillerieregiment zu 9 Batterien zu 6 Geschützen .	9 „

II. Reservearmee (Mobilmiliz).

48 Regimenter Infanterie zu 3 Bataillonen .	144 Bataillone
18 Bataillone Bersaglieri	18 „
22 Compagnien Alpini .	22 Compagnien
48 Batterien Feldartillerie zu 6 Geschützen . .	48 Batterien
1 Regiment Gebirgsartillerie zu 9 Batterien	9 „

III. Territorialmiliz.

320 Bataillone Infanterie,
22 „ Alpini.

Die Feldarmee ist in 12 Armeecorps zu je 2 Divisionen, deren jede 2 Infanteriebrigaden zu 2 Regimentern, 1 Bersaglieriregiment und 2 Feldartillerieregimenter besitzt, eingetheilt.

Die 24 Cavalerieregimenter geben bei eintretender Mobilmachung jedes 2 Schwadronen an die 24 Infanteriedivisionen ab, die Regimenter zu 4 Schwadronen formiren 3 Cavaleriedivisionen zu je 6 Regimentern und 2 Batterien reitender Artillerie; die dann noch verbleibenden 6 Regimenter werden auf die 12 Divisionen der Reservearmee vertheilt.

Die Gebirgsartillerie tritt in den Verband der Alpentruppen.

Die Mobilmiliz formirt 12 Divisionen in derselben Zusammensetzung wie die Feldarmee, nur mit dem Unterschiede, daß jede Division $^1/_2$ Bataillon Bersaglieri mehr erhält. Die Gebirgsbatterien treten ebenfalls in den Verband der Alpentruppen.

Augenscheinlich wird auch auf Zusammenziehung der Mobilmilizdivisionen zu Armeecorps Rücksicht genommen, da bei den Corps-Artillerieregimentern die Trains und Parks für die betreffenden Stäbe — bei jedem Corps-Artillerieregiment $^1/_4$ — aufgestellt werden.

Die Territorialmiliz hat dieselben Etats wie die Feldarmee und kann auch zu Regimentern und höhern Verbänden vereinigt werden. Neuern Bestimmungen zufolge ist ihre Verwendung zu allen kriegerischen Aufgaben gesetzlich zwar nicht ausgeschlossen, vorläufig indessen wol kaum wahrscheinlich, da ihr die Landesvertheidigung bezw. der Besatzungs- und Etappendienst zufallen dürften.

Die Mobilmachung der Armee ist durch die Zuweisung eines activen Majors zu jedem der 87 Districtscommandos laut dem Gesetz vom 23. Juni 1887, durch die Erhöhung des Etats der Infanterie-, Bersaglieri- und Alpenregimenter um einige ältere Offiziere, welche im Kriege die Führung der Mobilmilizcompagnien übernehmen sollen, und durch die contractliche Sicherstellung des Pferdebedarfs wesentlich gefördert.

Auch für den geordneten Verkehr auf den Eisenbahnlinien bei der Mobilmachung und während der Beförderung der Armee in das Aufmarschgebiet ist nach Möglichkeit vorgesorgt. Nicht allein daß alljährlich eine größere Anzahl von Offizieren zu einem dreimonatlichen Instructionscursus für den Dienst als Bahnhofscommandanten commandirt wird, bestehen zugleich in Alessandria, Ancona, Florenz, Genua, Mailand, Neapel, Pisa, Piacenza, Rom und Verona ständige Bahnhofscommandanturen.

Anscheinend liegt die Absicht vor, vier Armeen zu formiren, da bei dem

Digitized by Google

reitenden Artillerieregiment für deren Stäbe die Trains organisirt werden.

Diese Organisation seiner Wehrkraft versetzt Italien in die Lage, in einem Kriege gegen Frankreich, trotz dessen vielleicht überlegener Flotte und der Sicherheitsmaßregeln, welche seine ausgedehnte Küste beansprucht, eine Feldarmee von mindestens 10 Armeecorps mit den nöthigen Reservetruppen an seiner Nordgrenze bereit stellen zu können.

Tritt Italien an Deutschlands Seite in diesen Krieg, so dürften auch die Gefahren einer Landung sich sehr verringern, denn es ist nicht wahrscheinlich, daß Frankreich in diesem Falle seine Marinetruppen, wie meistens angenommen wird, für solche Expeditionen entbehren kann; es wird seine, nach den Erfahrungen des Feldzuges 1870/71, besten Feldtruppen dann im Inlande nöthiger gebrauchen. Ueberdies ist es sehr fraglich, ob die französische Flotte, in Hinblick auf den Dreibund, den vereinigten österreichischen und italienischen Geschwadern im Mittelländischen Meere überlegen sein wird. Nach dem österreichischen „Almanach für die Marine", dem französischen „Aide-Mémoire de Marine" für das Jahr 1888 und den officiellen Berichten des Generals Torre besitzen die drei Staaten:

	Panzer	Kreuzer	Torpedoschiffe
1. Oesterreich	8	13	78
2. Italien .	14	19	136
Zusammen	22	32	214
3. Frankreich	26	36	105

Von letztern befindet sich für gewöhnlich etwa die Hälfte im Atlantischen Meere. Ob im Kriegsfalle eine größere Zahl dieser letztern dort entbehrlich sein wird, entzieht sich unserer Beurtheilung. Auch würde in dieser Richtung die Stellung Englands zu den Kriegführenden von besonderer Bedeutung sein, da dieses, solange der Ausbau des Languedoc-kanals* nicht zu Ende geführt, durch den Besitz Gibraltars stets in der Lage sein wird, eine Vereinigung der französischen Flotte im Mittelmeere zu verhindern.

Ein bis zwei Armeecorps der Feldarmee mit vier Divisionen der Mobilmiliz werden unter Zuziehung der Territorialmiliz in allen Fällen genügen, nicht nur die Küsten zu sichern, sondern auch die italienischen Festungen zu besetzen.

Welche Corps für diese Zwecke Verwendung finden werden, läßt sich auch nicht annähernd vermuthen; es ist sogar wahrscheinlicher, daß hierzu nicht geschlossene Armeecorps, sondern einzelne Divisionen der Feldarmee bestimmt und mit Divisionen der Reserveformationen zu höhern Verbänden vereinigt werden.

Daß die Westküste, insbesondere Mittelitalien und Sicilien, besonders stark besetzt werden, ist wohl anzunehmen. Die Insel Sardinien hat ihre besondere selbständige Vertheidigungsorganisation in der ungefähren Stärke einer Division.

Ueber die Zeitdauer der planmäßigen Mobilmachung fehlen uns nähere Angaben; wir beziehen uns in dieser Hinsicht auf die Erklärung des Kriegsministers im talienischen Parlament, daß ein großer Theil der Armee in der Zeit von 15—20 Tagen im Thale des Po vereinigt sein könne. Immerhin wird die Heranziehung des 9., 10., 11. und 12. Armeecorps aus Mittel- und Unteritalien und Sicilien nicht ohne Zeitverlust ausführbar sein.

Augenblicklich stehen nur in Oberitalien drei zweigleisige Eisenbahnlinien zur Verfügung und zwar:

* Er wird nach dem Beispiele des deutschen Nordostseekanals für die Benutzung durch Kriegsschiffe erweitert.

Digitized by Google

1) eine nördliche, von Venedig bis Susa, für das 5. Corps;

2) eine mittlere, von Adria bis Turin, für das 3. Corps;

3) eine südliche, von Ravenna bis Alessandria, für das 6. Corps.

Die noch nicht im Aufmarschgebiete befindliche eine Division des 4. Corps legt die etwa 100 Kilometer betragende Entfernung per Marsch zurück.

Die Linien des mittlern Italien sind sämmtlich eingleisig, sie rühren aus ältern Zeiten her und weisen die größten Mängel auf, namentlich starke Steigungen, steile Curven, Brücken von mangelhafter Widerstandsfähigkeit, enge Bahnhöfe und wenig todte Strecken zum Ausweichen.

Es bestehen drei Hauptlinien, welche Italien von Norden nach Süden der Länge nach durchschneiden:

1) die östliche läuft längs der Küste des Adriatischen Meeres, von Bologna bis Otranto;

2) die mittlere, von Bologna über Pistoja, Florenz, Rom nach Neapel, und

3) die westliche, am Mittelländischen Meere, von Rom über Civitavecchia, Livorno und Genua bis zur Grenze.

Beide Küstenbahnen, namentlich die letztgenannte, werden, wenn die französische Flotte die See behauptet, unter Umständen sehr gefährdet sein.

Die Leistungsfähigkeit der mittlern ist eine sehr geringe, weil sie vorzugsweise an den früher gerügten Mängeln krankt. Am meisten macht sich dies auf der Strecke Pistoja-Poretta fühlbar, wo die Bahn die Apenninen überschreitet und nur mit Gebirgslocomotiven und 13 Wagen starken Zügen befahren werden kann. Man geht gegenwärtig damit um, auf der Strecke Neapel-Rom-Chiusi ein zweites Gleis anzulegen. Weil die Fortsetzung desselben nach Florenz auf der Linie Chiusi-Arezzo-Florenz vorläufig aber zu kostspielig sein würde, so hat man sich entschlossen, die Linie Chiusi-Siena-Empoli-Florenz zu verbessern, um interimistisch, bis zur Herstellung eines zweiten Gleises auf der vorgenannten Strecke, den Betrieb zwischen Florenz und Chiusi auf zwei Linien vertheilen zu können. In dem dem Parlamente gegen Ende 1888 vorgelegten Eisenbahngesetze sind für das Jahr 1889/90 86 Mill. Lire zum Ankauf von rollendem Material, für Verstärkung eiserner Brücken und Viaducte, Neuschaffung von Stationen, Erweiterung der bestehenden, durch Ausweichegleise u. s. w., Legung zweiter Gleise, Verbesserungen einzelner Linien und Anlage doppelter Verbindungsgleise zwischen einigen Linien gefordert.

In dieses Gesetz haben nunmehr zweite Gleise für beide von Chiusi nach Florenz führende Linien Aufnahme gefunden; auch soll in Betracht gezogen sein, daß auf allen Bahnen Züge zu 100 Achsen verkehren können und die Curven entsprechend verändert werden.

Wir kehren nunmehr zu Frankreich zurück.

Unterm 30. Nov. 1888 hat die Deputirtenkammer die Anträge des Armeeausschusses auf Errichtung von Gebirgsjägerbataillonen und Vermehrung der Gebirgsartillerie genehmigt. Demzufolge sind die in den Regionen des 14. und 15. Armeecorps stehenden theils diesen beiden Corps angehörigen — 2 — theils selbständigen — 10 — Fußjägerbataillone Nr. 6, 7, 11—14, 22—24, 27, 28 und 30 in Gebirgsjägerbataillone umzuwandeln und auf 6 Compagnien per Bataillon zu vermehren.* Auch

* Neuern Nachrichten zufolge wird auch die Verlegung der noch übrigen Jägerbataillone in die Gebirgsgegenden der Grenzlande

Digitized by Google

der Etat der Bataillone und Compagnien ist gleichzeitig verändert, der der erstern um 1 Offizier, 4 Unteroffiziere, 3 Gemeine, 8 Maulthiere, der der letztern um 1 Offizier, 17 Gemeine, 6 Maulthiere, erhöht. Die veränderte Ausstattung dieser Bataillone ist innerhalb der zu Gebote stehenden Mittel, nach Maßgabe der klimatischen Verhältnisse des Operationsgebiets, dem Ermessen des Kriegsministers anheimgestellt.

Ferner sollen bei der 14. und 15. Artilleriebrigade in Grenoble und Nîmes je 6 Gebirgsbatterien errichtet und den Divisionsregimentern dieser Brigaden, den Regimentern Nr. 2 und 19 attachirt werden. Diese beiden Regimenter besitzen infolge dessen zukünftig im Frieden je 18 Batterien. Die Ausstattung der Batterien ist ähnlich wie diejenige der Gebirgsjägerbataillone dem Ermessen des Kriegsministers überlassen. Der Etat derselben soll Zeitungsnachrichten zufolge auf 4 Offiziere, 34 Unteroffiziere, Trompeter und Handwerker, 122 Kanoniere, 8 Reitpferde, 26 Zugpferde, 60 Maulthiere festgestellt sein.

Dieselben Rücksichten, welche an der deutsch-französischen Grenze zu einer verstärkten Belegung der Regionen der Grenzcorps geführt, haben solche auch Italien gegenüber veranlaßt. Außer den bereits erwähnten, dem 14. und 15. Armeecorps eigentlich nicht angehörigen Neuformationen befinden sich überzählig im Bereich des erstern die

3 Regional-Infanterieregimenter, Nr. 157, 158 und 161,
2 Brigaden der 6 Cavaleriedivisionen,
1 Festungsartilleriebataillon, Nr. 11 und 12,
1 Genieregiment, Nr. 4.

Im Bereiche des 15. Armeecorps:

1 Regional-Infanterieregiment, Nr. 159.

Erläuternd erinnern wir daran*, daß im Jahre 1887 infolge Auflösung der vierten Bataillone der Linienregimenter die verfügbar gewordenen Offiziere zur Bildung von Stämmen für Neuformationen des Kriegsverhältnisses verwandt wurden, zu denen im Jahre 1888 auch noch Unteroffizierstämme hinzutraten, daß aber gleichzeitig mit der erwähnten Reduction die Aufstellung von 18 neuen Infanterieregimentern, Nr. 145—162, erfolgte. Dieselben sind zur Verstärkung der Besatzungen von Paris und der Grenzregionen verwandt und gehören den betreffenden Corpsverbänden nicht an. Sie scheinen demnach die Stämme resp. den Kern der Kriegsbesatzungen abgeben zu sollen.

Wir haben eingangs schon die Ansicht ausgesprochen, daß Frankreich, sofern es Deutschland oder Italien angreift, nach den Festsetzungen des Dreibundes zwei Gegnern auf verschiedenen Flügeln seiner Ostfront zugleich die Stirn zu bieten haben wird.

Daß ein Friedensbruch von keiner der drei verbündeten Mächte ausgehen wird, verbürgt der Wortlaut des officiell veröffentlichten deutsch-österreichischen Bündnißvertrags, dem Italien beigetreten ist. Er tritt nur dann in Kraft, wenn eine der drei verbündeten Mächte der angegriffene Theil ist.

Es ist kaum wahrscheinlich, daß Frankreich, selbst wenn der Friedensbruch von ihm ausgeht und die Mobilmachung wie der Aufmarsch der französischen Armee infolge dessen auf das sorgfältigste vorbereitet wäre, Deutschland überraschen und früher als dieses

und ihre Verstärkung auf 6 Compagnien beabsichtigt. Bei 2 weitern Bataillonen außer den obengenannten ist sie schon durchgeführt.

* Vgl. „Unsere Zeit", 1888, I, 107 fg.: „Die französische Heeresreform", von Joseph Schott, besonders S. 113 fg.

Digitized by Google

mit operationsbereiten Heeren an der Grenze stehen könnte.

Die Franzosen bedürfen nach eigener Berechnung — „Organisation militaire des chemins de fer" — für die Mobilmachung 5 Tage, für die Beförderung von 14 Armeecorps, von denen 2, das 6. und 7. Corps, Châlons und Besançon, marschiren, 6 Tage, also vom ersten Mobilmachungstage bis zur Beendigung des Aufmarsches 11 Tage. Sie beabsichtigen indessen diese Zeit abzukürzen, indem sie die Mobilmachung der ersten Bataillone der neu aufzustellenden Batterien und der Colonnen nicht abwarten, sondern spätestens am vierten Mobilmachungstage abends die Transporte bereits beginnen lassen.

Ihrer Berechnung legen sie die Annahme zu Grunde, daß zur Beförderung eines Armeecorps 102 Züge erforderlich sind und auf zweigleisigen Bahnen täglich 30—35 Züge abgelassen werden können. In manchen Punkten stützen sich diese Annahmen auf die bei dem Mobilmachungsversuche im Süden Frankreichs gemachten Erfahrungen. Bei dieser Gelegenheit haben die Eisenbahnen sogar mehr geleistet, als von ihnen erwartet wurde; trotzdem möchten wir der Vermuthung Raum geben, daß die vorstehende Berechnung eine allzu optimistische ist.

In den ersten Tagen der Mobilmachung werden die Eisenbahnen durch die große Zahl von Reservisten und Mobilmachungspferden, später durch Mannschaften der Territorialarmee, welche zu ihren Truppentheilen einrücken, stark in Anspruch genommen, wodurch die dem Beginne der Truppentransporte in das Aufmarschgebiet nothwendigerweise vorangehende Concentrirung des rollenden Materials an den Endstationen erschwert wird. Andererseits stellt die Verproviantirung der zahlreichen großen Festungen, insbesondere Paris und Lyon, die Verpflegung der mobilen Truppen im Grenzgebiete, vielleicht selbst die Armirung, noch große Anforderungen an die Eisenbahnen sowol hinsichtlich des Fahrmaterials als auch des Verkehrs. Wenn daher bei Transporten von kürzerer Dauer Zeiträume von 40—45 Minuten zwischen je zwei Zügen keinen Bedenken unterliegen, so ändert sich dieses Verhältniß doch ganz erheblich bei einer allgemeinen Mobilmachung und dem auf allen Bahnen gleichmäßig gesteigerten Verkehre, wenn Züge mit vierundzwanzigstündiger und längerer Fahrzeit im Betriebe sind und das vorhandene Fahrmaterial auf das äußerste ausgenutzt werden muß. In Wirklichkeit wird daher die Ausführung der Berechnung wol nicht ganz entsprechen.

Sehr günstig für Frankreich gestaltet sich ein Vergleich der Schnelligkeit der Mobilmachung und des Aufmarsches seiner Armee an der Alpengrenze gegenüber derjenigen der Italiener. Die Gestaltung der Grenze, die Entwickelung des Eisenbahn- und Verkehrswesens nebst der bessern Organisation des Ersatzwesens erleichtern sie dort in gleichem Maße, wie sie in Italien hemmend wirken.

Gegen Italien würden aus Rücksichten der Erleichterung des Aufmarsches der Operationsarmee und der Sicherung der deutschen Grenze voraussichtlich die im südlichen Frankreich stehenden Armeecorps Verwendung finden. Dieses würden für offensive Zwecke nächst den in den beiden Grenzregionen befindlichen 14. und 15. Corps das 13. (Clermont-Ferrand), das 16. (Montpellier), das 17. (Toulouse), das 18. (Bordeaux), das 12. (Limoges) und event. das 9. (Tours) sein.

Die Basis dieser Armee würde die Eisenbahn Chambéry - Grenoble - Gap-Toulon, 90—100 Kilometer westlich der Grenze, bilden müssen.

Digitized by Google

Erschwert wird die Beförderung des 17. und 18. Corps durch Terrainverhältnisse, welche die Anlage von Verbindungsbahnen unter den beiden von Narbonne nach Périgueux bezw. von Béziers nach Brive in nordwestlicher Richtung führenden beiden Bahnen zwischen der südlichen Linie Narbonne-Béziers und der nördlichen Périgueux-Brive verhindert haben.

Zur Beförderung dieser sechs Corps sind verfügbar:

1) für das 9. Corps die Linie: Tours-Bourges-Mâcon-Chambéry;

2) für das 18. Corps: Bordeaux-Clermont-Montbrison-Lyon-Grenoble;

3) für das 12. Corps: Limoges-Montluçon-Roanne-Grenoble;

4) für das 13. Corps: Clermont-Puy-Vienne-Valence-Embrun;

5) für das 17. Corps: Toulouse-Nîmes-Sisteron;

6) für das 16. Corps: Montpellier-Aix-Nizza.

Unter der Voraussetzung, daß die Mobilmachung 5 Tage, die Beförderung eines Armeecorps 3 Tage in Anspruch nimmt und schon am 4. abends beginnt, daß ferner der Militärzug in der Stunde 25 Kilometer zurücklegt (incl. Aufenthalte), wird der letzte Zug des 18. Armeecorps, welches die längste Fahrt hat, nach vierundzwanzigstündiger Fahrt am 8. Mobilmachungstage abends in Grenoble eintreffen.

Am 9. Mobilmachungstage früh könnte mithin der Vormarsch gegen die Grenze angetreten werden.

Von den früher eingehender besprochenen Straßen würden benutzen können:

1) das bei Albertville versammelte 14. Armeecorps (excl. des in Gap verbliebenen Infanterieregiments Nr. 96) die Straße durch das Isèrethal über den Kleinen St.-Bernhard in das Thal von Aosta auf Ivrea bei Turin;

2) das bei Aiguebelle im Mauriennethal vereinigte 9. und 18. Armeecorps die Straße und Eisenbahn durch dieses Thal über den Mont-Cenis in das Thal der Dora Riparia auf Susa und Turin;

3) das bei Grenoble verbliebene 12. Corps die Straße durch das Romanchethal über den Mont-Genèvre in das Thal des Chisone über Césanne-Fenestrella-Pinerolo auf Turin;

4) das bei Embrun ausgeschiffte 13. Corps die Straße durch das Durancethal von Briançon über den Mont-Genèvre in das Thal des Chisone zur Vereinigung mit dem 12. Corps;

5) das von Sisteron vorgerückte 17. Corps die Straße durch das Ubayethal von Barcelonette über den Mont-de-Larche in das Thal der Stura über Cuneo auf Turin;

6) das 15. und 16. Corps die Straße von Nizza über den Col di Tenda in das Sturathal auf Cuneo und Turin.

Auf diesen Straßen haben die Marschcolonnen Nr. 1—6 bis in die Po-Ebene um Turin, der Nummerfolge entsprechend, Entfernungen von mehr wie 160, 130, 160, 110, 200 und 120 Kilometer zurückzulegen, wozu sie, wenn wir den durch Kämpfe und die Sperrforts bedingten Aufenthalt ganz außer Betracht lassen, 6—8 Tage und länger gebrauchen werden.

Wenn also der Vormarsch der sechs Marschcolonnen in den verschiedenen Thälern, wie wir früher gesehen, am 9. Mobilmachungstage angetreten und ohne Aufenthalt fortgesetzt wird, so können sie voraussichtlich in der Zeit zwischen dem 15. und 17. Mobilmachungstage aus den Gebirgsthälern in der Po-Ebene den Aufmarsch bewirken.

Wir nehmen an, daß die in nächster Nähe der Grenze stehenden französischen

Digitized by Google

Truppen des 14. und 15. Armeecorps:

in Annecy: 3 Bataillone Infanterie, 1/2 Bataillon Gebirgsjäger,

in Albertville: 1/2 Bataillon Gebirgsjäger,

in Chambéry: 3 Bataillone Infanterie, 1/2 Bataillon Gebirgsjäger, 1 Cavalerieregiment,

in Grenoble: 3 Bataillone Infanterie, 1 1/2 Bataillone Gebirgsjäger, 1 Feldartillerieregiment (incl. 6 Gebirgsbatterien), 2 Festungsartilleriebataillone, 1 Genieregiment,

in Briançon: 3 Bataillone Infanterie,

in Embrun: 1/2 Gebirgsjägerbataillon,

in Gap: 3 Bataillone Infanterie,

in Mentone: 1/2 Gebirgsjägerbataillon,

in Villefranche: 1 Gebirgsjägerbataillon,

in Nizza: 3 Bataillone Infanterie, 1 1/2 Bataillone Gebirgsjäger, 1 Festungsartilleriebataillon,

so schnell als möglich einige Abtheilungen Gebirgsjäger mit Gebirgsartillerie, vielleicht auch Infanterie, zur Sicherung der Paßübergänge vorschicken werden.

In erster Linie wird es sich hierbei um diejenigen Pässe handeln, deren Vertheidigung von italienischer Seite durch Befestigungsanlagen vorbereitet ist, also um den Kleinen St.-Bernhard und den Mont-Cenis.

Da die Alpenjäger an der französischen Grenze ohne jeden Wechsel ununterbrochen in ihren Vertheidigungsbezirken stehen, sich stets auf Kriegsfuß befinden und die Werke in gleicher Weise kriegsmäßig armirt sind, so ist ein Erfolg durch Ueberraschung ausgeschlossen, vielmehr immer ein Aufgebot erheblich stärkerer Kräfte nöthig.

Aber auch die italienische Grenzbesatzung erreicht innerhalb weniger Tage nahezu die doppelte Stärke. Da die Heimat, zugleich Vertheidigungsbezirk, mit dem Regimentsstabsquartiere, wo die Formation der Miliz- und Territorialtruppentheile stattfindet, durch die Eisenbahnlinien Mendovi-Robilante, Mendovi-Savona, Brá-San-Dalmazzo, Turin-Pinerolo, Turin-Susa und Turin-Ivrea-Aosta direct verbunden ist, so vollzieht sich die Mobilmachung in mindestens ebenso kurzer Zeit, wenn nicht schneller, wie bei den französischen Grenztruppen. In wenigen Tagen können die Milizcompagnien und Territorial-Milizbataillone der Alpenjäger mit den zugehörigen Gebirgsbatterien an der Grenze eingetroffen sein, sodaß hier auf der Linie Ventimiglia bis zum Kleinen St.-Bernhard acht starke Alpenbataillone mit den früher bereits eingehender aufgeführten Besatzungen von Ventimiglia, Oneglia, Cuneo, Pinerolo, Exilles, Ivrea und Aosta in einer Stärke vereinigt sind, welche den in vorderster Linie stehenden französischen Truppen nur wenig nachsteht.

Für die Beurtheilung des Widerstandes, den diese Truppen den französischen Truppen entgegensetzen werden, fällt besonders schwer ins Gewicht ihre Terrainkenntniß, ihre Schulung für den Gebirgskrieg und der Umstand, daß sie für die Heimat, für den eigenen Herd im engsten Sinne kämpfen.

Es wird sich also darum handeln, schon vor dem Eintreffen der italienischen Grenzverstärkung die wichtigsten Stellungen zu nehmen, und hierzu darf die Beendigung der Mobilmachung nicht abgewartet werden. Da ferner nur der Mont-Cenis schnell genug mittels der Eisenbahn zu erreichen ist, eine Verzettelung der vorhandenen Truppen auch aus obigen Gründen vermieden werden muß, so beschränkt sich diese erste Unternehmung auf diesen Paß allein.

Digitized by Google

Zu dem Zwecke würden, wol zugleich mit der Kriegserklärung, die in Grenoble und Chambéry vollständig oder theilweise garnisonirenden Gebirgsjägerbataillone Nr. 12, 13, 14, 22 und 28 — nur das 13. und 14. in der vollen Stärke — mit einigen Gebirgsbatterien mit der Eisenbahn nach Modane geschickt werden, um einerseits die Bahn gegen Zerstörung zu sichern, andererseits den Col de l'Echelle und den Mont-Genèvre zu besetzen, die Befestigungen auf dem Mont-Cenis ebenfalls zu nehmen und sich dort zur Vertheidigung einzurichten. Zu diesem Zwecke können Specialtruppen von Grenoble mitgeschickt, eine etwa nöthige Verstärkung durch Infanterie von der Besatzung von Briançon gestellt werden. Letztere hat wol selbständig den Eisenbahntunnel sofort besetzt.

Die ersten Truppentheile des 14. und 15. Armeecorps, welche ihre Mobilmachung beendet haben, werden wahrscheinlich auf allen sechs Straßen vorgeschoben werden, theils um die vom Mauriennethale aus vorgegangenen Abtheilungen zu verstärken, theils um auch die Paßübergänge der übrigen Straßen zu nehmen, etwaige Straßensperren zu öffnen, die Straßen herzustellen und zu halten, bis nach vollendetem Aufmarsche die Spitzen der Marschcolonnen eintreffen.

Da diese Truppen theilweise bereits am fünften Mobilmachungstage und früher abgerückt sein werden, so können sie mindestens drei Tage, die im Mauriennethale vorgehenden, sofern sie die Eisenbahn benutzen, fünf bis sechs Tage vor den Avantgarden der großen Marschcolonnen auf den Paßhöhen eintreffen. Sie haben somit Zeit, ihre Aufträge zu erfüllen. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß die Truppen vom Mont-Cenis und Mont-Genèvre aus, wenn sie stark genug sind, sogar versuchen werden, den Col de l'Assietta, auf dessen Bedeutung wir früher schon hingewiesen haben, zu besetzen. Jedenfalls wird die Abtheilung am Col de Larche bemüht sein, die dortige Straße für die nachfolgenden Truppenfahrzeuge vorzubereiten. Ein weiteres Vordringen recognoscirender Abtheilungen gegen die italienischen Sperrforts in den Thälern ist, wenn genügende Verstärkungen nachgerückt sind, zu erwarten.

Während um die Pässe diese Kämpfe stattfinden, wird sich der Aufmarsch der Invasionsarmee in den Thälern der Isère, des Drac wie der Durance fast vollzogen haben, und die Spitzen der auf den verschiedenen ihnen, wie bereits früher erwähnt, zugewiesenen Straßen vorgehenden Armeecorps auf die Truppentheile an den Pässen aufgerückt sein.

Schwerer als die bisherigen Kämpfe würde den Franzosen die Fortnahme der Sperrforts werden; die Mehrzahl würde wahrscheinlich die Heranschaffung schwererer Geschütze, als sie die Feldartillerie führt, erforderlich machen und dadurch, wie durch den Kampf um die Forts, eine bedeutende Verzögerung des Vormarsches veranlassen.

Wann hiernach die Heersäulen der Franzosen aus den Alpenthälern heraustreten und in der Po-Ebene sich entwickeln werden, läßt sich nicht im voraus bestimmen. Wir dürften indessen kaum fehlgehen, wenn wir annehmen, daß dieses keinenfalls vor dem 20. Mobilmachungstage geschehen wird. Die italienische Armee würde somit vollkommen Zeit haben, der Erklärung des Kriegsministers entsprechend, ihren Aufmarsch in einer Stärke zu [illegible]nden, welche sie befähigt, dem französ[illegible] Invasionsheere die Stirn zu bieten.

Ohne sich Deutschland gegenüber zu

Digitized by Google

sehr zu schwächen, werden die Franzosen keinenfalls mehr als 8 Armeecorps für eine so weitgreifende Offensive bereit stellen können, welche ohnehin schon große Gefahren birgt und nur geringe Wahrscheinlichkeit auf Erfolg besitzt, zumal, wie wir gesehen haben, keine Aussicht ist, die italienische Armee während ihrer Mobilmachung oder während des Aufmarsches im Zustande numerischer Schwäche zu überraschen.

Eine unbefangene Beurtheilung der militärischen Lage wird daher die französische Armeeleitung, wenn sie von Einflüssen der politischen und parlamentarischen Strömungen sich freizuhalten weiß, vielleicht veranlassen, beiden Gegnern — Deutschland und Italien — gegenüber auf die strategische Offensive zu verzichten. Für diese Annahme spricht schon das ausgedehnte Befestigungssystem an der Grenze beider Nachbarländer. Wir möchten sogar glauben, daß sie, um möglichst große Massen, insbesondere an Truppen der Feldarmee, ihren Besiegern in dem Kriege 1870/71 gegenüberstellen zu können, sich an der Alpengrenze auf das durch die natürliche Beschaffenheit des Landes so hoch begünstigte Befestigungssystem stützen und der italienischen Armee gegenüber lediglich auf die stricteste Defensive beschränken werde.

Für diese Aufgabe werden vielleicht 5—6 den südlichen Regionen entnommene Armeecorps der Feldarmee mit den entsprechenden Territorialformationen, erstere für die Operationen, letztere zur Besetzung und Vertheidigung der verschiedenen Linien der Grenzbefestigung, für ausreichend erachtet.

Ihre Concentration auf der Basis Toulon-Lyon würde dann vielleicht in der Weise stattfinden, daß das 16. und 17. Armeecorps in die Linie Grenoble-Chambéry hinter das 14., das gewissermaßen planmäßig aus Theilen des 19. (Algier) und Marinetruppen zusammenzustellende 20. Corps in die Gegend von Sisteron oder westlich von Gap an die Bahn nach Grenoble hinter das 15. Corps herangezogen wird.

Hierzu erhalten: das 16. Corps die Linie Montpellier-Nîmes-Voiron-Grenoble, das 17. Corps die Linie Toulouse-Avignon-Valence-Grenoble zugetheilt. Das 20. Corps würde vielleicht über Toulouse in das Aufmarschgebiet rücken. Sollte ein sechstes Armeecorps an der Südostgrenze für nöthig erachtet werden, so würde wahrscheinlich das 12. (Limoges) oder das 13. (Clermont) diese Bestimmung erhalten.

Unter der Voraussetzung, daß der Rest des 19. in Algier und Tunis nicht abkömmlich ist, würden alle übrigen 14 Armeecorps unter diesen Umständen an die Ostgrenze herangezogen werden können, und hierzu alle andern Bahnlinien des südwestlichen, des mittlern und nördlichen Frankreich verfügbar sein.

Eine italienische Invasionsarmee würde stets, selbst wenn sie selbständig für sich allein operiren sollte und nicht die Verbindung mit einer andern, nördlich der schweizer Grenze vorgehenden, verbündeten Armee anzustreben hätte, darauf angewiesen sein, in nordwestlicher Richtung vorzustoßen. Einerseits muß sie die feindliche Armee aufsuchen und zu schlagen, andererseits die Hülfsquellen des Gegners zu zerstören bestrebt sein. Abgesehen vom Gelände, wird erstere sich nicht im Küstengebiete aufhalten, sondern das Innere, das Herz des Landes oder, wie die Franzosen mit Vorliebe ihre Hauptstadt bezeichnen, das Gehirn Frankreichs, decken. Diese Aufgabe würde sie beim Heraustreten der Invasionsarmee aus dem Gebirge in die Ebene, südöstlich von Lyon, durch eine Schlacht unter den günstigsten Bedingungen erfüllen können.

Digitized by Google

Auch andere Rücksichten weisen die Invasion von der Küste fort, wo lediglich nationale Interessen gegen Ende des Krieges vielleicht die Eroberung der Festung Nizza wünschenswerth machen. Abgesehen von den weniger guten Straßen und Uebergängen über die Alpen und der fehlenden Eisenbahn ist der zu durchschreitende Landestheil unwegsam und arm, Nizza mit seinen weit vorgeschobenen zahlreichen Außenwerken gefährdet die linke Flanke und der Besitz des Küstengebietes nützt der Armee nichts, solange ihre Flotte nicht die Herrschaft auf dem Meere errungen hat und die Häfen genommen sind. Das Land westlich der Durance bis zur Rhône ist ebenfalls stark gebirgig und den Operationen wenig günstig. Das Rhônethal begleitet nur in geringer Breite einseitig das linke Flußufer, an das rechte treten, wie schon früher erwähnt, zwischen Lyon und Avignon die Gebirge von Mâcon, Beaujolais, Charolais, Lyonnais und Vivarais hart heran und erschweren die Verbindungen, den Marsch und die Entwickelung größerer Heereskörper.

Nur im Westen und Osten dieser Gebirge bieten die Thäler der Loire und des Allier, bezw. der Rhône und der Saône in dem schmalen Landstriche bis zum Jura, etwas günstigere Bedingungen für den Vormarsch in das Innere des Landes. Beide Flußgebiete mit ihren zahlreichen Verkehrswegen, Wasserstraßen, Heerstraßen und Eisenbahnen werden durch die große Lagerfestung Lyon gegen Südosten gedeckt, ihre Fortsetzung gegen Norden durch das unzugängliche Gebirgsland der Côte-d'Or und des Morvan flankirt. Erst in der Linie Clermont-Roanne erschließt sich im Westen des Gebirges allmählich die Tiefebene des nordwestlichen Frankreich. Im Osten hat eine Invasionsarmee noch das Plateau von Langres und die Wirkungssphären der Festungen Besançon und Langres zu durchschreiten und Dijon zu nehmen, sofern sie die Kreuzung des Gebirges vermeiden will.

Beide Invasionsstraßen sind den Bewegungen größerer Truppencorps entschieden ungünstig, und fallen, insbesondere die östliche, in die Wirkungssphäre der Festung Lyon, in deren Nähe beide die Rhône kreuzen. Mit Lyon hat die Invasion daher unter allen Umständen zu rechnen.

Der Vormarsch der italienischen Armee könnte demnach mit ihren Hauptkräften nur von den Pässen über den Kleinen St.-Bernhard, den Mont-Cenis, den Mont-Genèvre und Col de Larche gegen die Linie Albertville-Grenoble ausgehen und von hier aus westlich des Sees von Bourget oder im Isèrethale auf Vienne, demnächst auf beiden Ufern der Rhône fortgesetzt werden.

Drei sich scharf markirende Vertheidigungsabschnitte würden gewiß nur unter harten Kämpfen geöffnet, die Festungen Briançon, Grenoble und Lyon, mindestens die letztern beiden sicher nicht ohne förmliche Belagerung genommen werden können.

Diese Vertheidigungsabschnitte sind: Erstlich das Grenzgebirge mit der Festung Briançon als Centrum, an welches sich die Gebirgsthäler von Tarantasia, der Maurienne, der Romanche, der Durance und der Ubaye mit der früher aufgeführten großen Zahl von Sperrforts anschließen.

Briançons Lage hart an der Grenze, an den beiden wichtigsten Alpenstraßen und in unmittelbarer Nähe der Eisenbahn, verschließt dieselben der Invasionsarmee, deren Kern und Nachschub auf sie angewiesen ist. Die Straße über den Kleinen St.-Bernhard allein genügt

Digitized by Google

nicht für den Bedarf einer großen Armee und die Straße über den Col de Larche ist nicht nur sehr entlegen, sondern sie fällt auch außerdem noch in die Wirkungssphäre der Festung Briançon. Die Straßen über den Col di Tenda und an der Riviera sind viel zu entlegen und werden beide durch die Festung Nizza gesperrt, die letztere Straße überdies möglicherweise durch die französische Flotte beherrscht.

Der Vormarsch der italienischen Armee gegen den zweiten Vertheidigungsabschnitt wird, strenggenommen, nur durch die Straßen im Isère-, Arc- und Romanchethale begünstigt. Die vierte Straße über den Col de Larche und durch das Ubayethal schlägt, von ihrem Eintritt in das Durancethal an, eine excentrische Richtung ein, welche sie mehr für ein Seitencorps zur Deckung der linken Flanke der Hauptarmee gegen die Festungen Nizza und Toulon geeignet erscheinen läßt, wenn die Invasion nicht durch zwingende Gründe die Straßen über den Col Bayard und den Col de la Croix Haute mit zu verwenden genöthigt ist.

Solche Gründe liegen in der That vor. Die Festung Briançon und die große Zahl von Sperrforts im Mauriennethale legen die Befürchtung nahe, daß die mittlere Hauptcolonne nur sehr langsam vorrücken wird und daß infolge dessen die im Romanchethale vorgehenden Armeecorps Gefahr laufen, bei ihrem Heraustreten aus diesem in das Thal des Drac und der Isère von überlegenen Kräften angefallen und geschlagen zu werden. Es würde daher nöthig sein, über den Col de Larche, außer der Flankendeckung, eine Armee vorzuschicken, welche die Aufgabe hätte, mit der dritten Colonne im Romanchethale gemeinsam zu operiren und für ihren Weitermarsch aus dem Durancethale die Straßen über den Col Bayard und Col de la Croix Haute zu benutzen.

Im allgemeinen könnten dann auf den vier Alpenstraßen je 3 Armeecorps vorgehen, der Rest der Reservearmee auf der mittlern Straße, über den Mont-Cenis, folgen.

Bevor die italienische Heeresleitung den Alpenübergang mit einer großen Armee unternehmen kann, müßte Briançon belagert und eine Anzahl der Außenwerke, darunter jedenfalls die Forts von Gondran de l'Infernet und des Olives, welche die Pässe und Straßen direct beherrschen, genommen werden. Wie lange Zeit in Anbetracht der Verwerthung der neuesten Erfindungen auf dem Gebiete des Festungskrieges hierzu erforderlich ist, entzieht sich der Beurtheilung.

Dann werden noch die Befestigungen in den Thälern der Maurienne, der Durance und der Ubaye dem Vorrücken der italienischen Heersäulen ernstliche Hindernisse in den Weg legen und Aufenthalt bereiten, bis der Vormarsch aller Colonnen an der Linie des Isèrethales wiederum zum Stehen kommt.

Eine bedeutende Rolle in diesen einleitenden Kämpfen im Alpengebiete wird jedenfalls den beiderseitigen Specialtruppen, den Alpen- und Gebirgsjägern zufallen.

Die Umwandlung der 12 französischen Fuß-Jägerbataillone des 14. und 15. Armeecorps ist noch so neuen Datums, daß über die Art ihrer zukünftigen Verwendung noch nichts bekannt geworden ist. Bisjetzt befinden sie sich sogar, nach der neuesten französischen Garnisonwarte, noch in ihren bisherigen Garnisonen. Es möchte indessen wol anzunehmen sein, daß sie eine ähnliche Verwendung finden werden, wie sie bei den italienischen Alpenjägern eingeführt ist, in einem längern Zeitraume sich herangebildet und

Digitized by Google

bewährt hat. Die nächste Folge würden dann sicher Garnisonsveränderungen sein.

Das Thal der Isère mit dem Abschnitt Albertville-Chamousset-Grenoble wird in der linken Flanke durch das neutrale Gebiet der Provinz Hochsavoyen gesichert, und bildet mit den Gebirgen von Les Beauges und der Grande-Chartreuse auf dem rechten Flußufer eine zweite Vertheidigungslinie, welche auf dem äußersten linken Flügel an der Einmündung des Thales von Tarantasia und des Doron durch die Befestigungen von Albertville, am Thale von Maurienne durch diejenigen von Chamousset, auf dem äußersten rechten Flügel, wo sich die Isère nach Nordwesten wendet, und die Thäler der Romanche und des Drac sich mit dem der Isère vereinigen, durch die Festung Grenoble verstärkt wird. Wie lange erstere den italienischen Brisanzgeschossen Widerstand leisten werden, vermögen wir nicht zu sagen, dagegen wird Grenoble nicht ohne förmliche Belagerung genommen werden können.

Aus dem Isèrethale führen zur Seite der Eisenbahn zwei große Straßen, die eine durch das Thal von Chambéry zu den Ufern des Sees von Bourget und von hier weiter, die andere am Ufer der Isère, deren Durchbruch durch das Gebirge bei Grenoble begleitend, beide in nordwestlicher Richtung zum Rhônethale. Letztere wird durch Grenoble, erstere an der Nordspitze des Sees von Bourget durch ein Fort bei Culoz gesperrt.

Wenn die Stellungen bei Albertville und Chamousset genommen und Grenoble cernirt ist, trifft die Invasion bei Fortsetzung ihres Vormarsches durch das Thal von Chambéry zu beiden Seiten desselben zunächst ein schwieriges Gebirgsland, welches am linken Ufer des Sees von Bourget bald sich senkt und im Norden zu der die südlichen Ausläufer des Jura bei Culoz in tief eingeschnittenem Bette durchbrechenden Rhône abfällt, im Westen dagegen ganz allmählich zur Thalniederung des Flusses sich abstuft. Hier stellt das Bergland den Bewegungen der Truppen keine unüberwindlichen Hindernisse mehr entgegen. Am rechten Ufer des Sees führt die große Straße neben der Eisenbahn über Culoz nach Lyon, Bourg und Châlons-sur-Saône, eine zweite Bahn und Straße im Rhônethale aufwärts, an der Grenze Hochsavoyens entlang bis Bellegarde und dem Sperrfort Ecluse, wo die Straße über Nantua nach Bourg sich abzweigt.

Die Rhônelinie endlich bildet den dritten Vertheidigungsabschnitt zwischen den Gebirgsketten des Jura und denen von Charolais, Lyonnais u. s. w. mit den Flüssen Ain am Westabfalle des Jura bezw. der Saône und der im rechten Winkel nach Süden sich wendenden Rhône, am Ostabfalle der letztgenannten Gebirgszüge.

Den rechten Flügel sichert die große Lagerfestung Lyon und beherrscht die ganze Ebene gegen Norden und Süden im weiten Umkreise, gegen Osten bis zu den Vorbergen des Jura. Den linken Flügel deckt, in südlicher Richtung von der schweizer Grenze bis zum Sperrfort von Culoz das neutrale Gebiet Hochsavoyens begleitend, die Rhône. Bei Culoz wendet sie sich gegen Südwesten, um später mit scharfer Wendung die südlichsten Vorberge des Jura zu umgehen und in nordwestlicher Richtung zurückzufließen.

Nördlich des Fort Culoz bei Bellegarde sperrt das Fort Ecluse im Thale der Valserine die aus dem Rhônethale über Nantua nach Bourg führende Straße nebst Eisenbahn.

Digitized by Google

Ueber die eigenartige Bodengestaltung der Niederung zwischen Ain und Saône auf dem rechten Rhôneufer haben wir bereits früher das Nöthige gesagt. Hier bleibt nur zu erwähnen, daß die Straßen über Culoz und Ecluse auf Bourg eine Umgehung der Festung, wenngleich in gefährlicher Nähe, nicht ausschließen, daß sie aber die Fortnahme der Sperrforts und andererseits die Cernirung und Belagerung der Festung zur Voraussetzung haben.*

Es ist indessen wahrscheinlicher, daß die französische Südarmee in der Hochebene südöstlich Lyons Stellung nehmen und das weitere Vordringen der Invasion im Osten oder Westen der Festung Lyon in der Flanke bedrohen wird. Es muß hier also zur Schlacht kommen, deren Ausgang für die weitern Maßnahmen des italienischen Obercommandos bestimmend sein würde und ob der Weitermarsch durch das Saône- oder das Loirethal angetreten werden soll.

Eine Belagerung wird, bei der großen Ausdehnung der Außenwerke — wie wir gesehen, haben sie einen Umfang von mehr als 60 Kilometer — eine so bedeutende Truppenzahl erfordern, daß, solange Briançon und Grenoble nicht genommen, zur See und auf dem nordöstlichen Kriegsschauplatze noch keine entscheidenden Erfolge errungen sind, eine weitere Fortsetzung der Offensive vorläufig möglicherweise in Frage gestellt sein kann.

Eine förmliche Belagerung von Lyon, der in Hinblick auf die ungenügenden rückwärtigen Verbindungen und auf das Alpengebiet durch die Heranschaffung des nöthigen Belagerungstrains mit der Munition große Schwierigkeiten erwachsen würden, könnte aller Wahrscheinlichkeit nach erst dann unternommen werden, wenn durch die Uebergabe Grenobles Truppen und Belagerungsmaterial verfügbar geworden sind.

Hiermit schließen wir unsere Betrachtungen, deren Fortsetzung zwecklos erscheint, weil sie uns auf das Gebiet der Combinationen führen würde.

Das Ergebniß, welches wir aus dem Studium der französisch-italienischen Grenzverhältnisse gewinnen, gipfelt in der Ueberzeugung, daß das italienische Bündniß Deutschland in einem Kriege gegen Frankreich nicht in dem Maße entlasten wird, als man in weitern Kreisen im allgemeinen zu glauben geneigt ist.

Die Alpennatur des Grenzlandes, verstärkt durch ein ausgedehntes, mit ungeheuern Kosten hergestelltes Befestigungssystem, verleihen der französischen Grenze Italien gegenüber eine Vertheidigungsfähigkeit, welche eine verhältnißmäßig schwache Armee in Stand setzt, mit minderwerthigen Truppen einer weit überlegenen Invasion nachhaltigen und durchaus nicht aussichtslosen Widerstand entgegensetzen zu können.

Deutschland wird darum jedenfalls gut thun, sich darauf vorzubereiten, auch in einem künftigen Kriege den größten und besten Theil der französischen Armee vor seiner Front zu fühlen.

* Ob nach Fertigstellung der geplanten Fortbauten auf der Ostseite der Festung diese Umgehung noch möglich sein wird, ist zweifelhaft.

Digitized by Google

Pessimistische Zeitbetrachtungen.

Von A. von der Lahn.

Das eigentliche Lebensprincip für die ganze Natur ist der Stoffwechsel; wo derselbe aufhört, tritt die Unmöglichkeit der Erhaltung, folglich der Tod des betreffenden Organismus ein. Je mehr der Stoffwechsel befördert wird, desto mehr Lebenswärme, Lebensmöglichkeit wird erzeugt.

Wie im Bereich der Materie, so ist es auch in der Sphäre geistigen Lebens.

Je höher die Möglichkeit geistigen Stoffwechsels, der Aufnahme und Abgabe von Gedankenwerthen gesteigert wird, um so energischer wird sich das geistige Leben der Einzelnen bemerklich machen, um so schneller und höher der Pulsschlag des Völkerlebens gehen.

Die Cultur ist die große Stoffträgerin; man beachte aber wohl, daß der Stoff allein noch nicht Leben schafft, sondern erst der bewältigte, der organisch verarbeitete, der bis zur Wechselwirkung hindurchgedrungene Stoff.

Wie der Körper durch Nahrung erhalten wird, aber nur durch diejenige, die er nach Maß und Bestand verarbeiten kann, so auch jedes höhere Geistesleben durch geeignete stoffliche Nahrung; jedoch gilt hier dasselbe Gesetz wie im Körperlichen.

Solange consumirt werden kann, ist die Stoffanhäufung eine normale, zu höherer Lebensentfaltung führende Culturthat, sobald jedoch die Möglichkeit der Consumtion, d. h. der organischen Gestaltung des Aufgenommenen aufhört, tritt Ueberladung ein, und mit ihr ein mehr oder weniger unnormaler Zustand.

Unverdaute Speisen machen den Menschen ebenso krank wie unverdauliche Mengen geistigen Stoffes.

Wenn die Cultur als Stoffträgerin diese ihr von der Natur gezogene Grenze überschreitet, so ist an ihrer ursprünglich lebenschaffenden Thätigkeit ein krankhafter Zug unverkennbar, der schließlich eine rückläufige Bewegung in der Geistesentfaltung hervorbringen muß; denn jede Krankheit ist ein Keim zum Tode.

Ein kranker Organismus kann nicht in aufsteigender Entwickelung sich erhalten, er kann auch nicht lange in ein und demselben Stadium verharren; der Krankheitskeim zehrt am Lebensmarke und es kann nur einen Gradunterschied in Hinsicht der Erkrankung, und damit einen Zeitunterschied geben in Bezug auf den endlichen Sieg des zerstörenden Elements.

Man ist heute in vieler Beziehung sehr pessimistisch gestimmt, wie schweres Gewölk liegt ein Druck über der modernen Menschheit, sodaß freie, lebensfrohe Freude ein seltenes Gut geworden ist.

Nur in einem Punkte ist man rückhaltlos optimistisch, das ist in der felsenfesten Ueberzeugung von der Riesengröße menschlichen Fortschritts heutzutage. Dies ist für die meisten Personen ein Axiom, an welches sich die sonst überall hervortretende Zweifelsucht und Kritik nicht heranwagen darf.

Sei es gestattet, auch einmal auf das Gebiet dieses vielgepriesenen menschlichen Fortschritts die sonst so beliebte pessimistische Denkungsart zu übertragen und in unserer hochgetriebenen Cultur einigen Krankheitssymptomen nachzuspüren.

Wir beschränken uns auf die Aufstellung und Durchführung einiger weniger Sätze.

Digitized by Google

1) Der Fortschritt im geistigen Besitzstande der Menschheit erscheint als Rückschritt in der Bildung des Individuums.

Cotta sagt in seinen Vorbemerkungen zu Humboldt's „Kosmos":

„Alexander von Hnmboldt konnte es wagen, das Gesammtergebniß der Naturforschung seinerzeit in einem großen, geschlossenen Bilde zur Anschauung zu bringen. Er war der erste — und vielleicht der letzte — der das vermochte, denn mit dem unermeßlichen und allseitigen Zuwachs aller Zweige des großen Baumes naturwissenschaftlicher Erkenntniß wird es immer schwieriger, ja geradezu unmöglich werden, daß abermals ein Geist sie alle umfasse und in einer Darstellung übersichtlich vereine."

Es ist in der That, seit Humboldt sein großes Werk vollendete, die Erkenntnißfülle, die Menge des zu bewältigenden Stoffes in der Naturwissenschaft sowol als auch auf allen andern Gebieten lavinenartig gewachsen; ja, die Stoffansammlung wurde so riesengroß, daß ein Mittelpunkt sie nicht mehr in einheitlicher Bewegung zu erhalten vermochte. Der wissenschaftliche Körper zerfiel, und seine Riesenfragmente kreisen jetzt planetenartig um die Sonne allgemein menschlichen Fortschritts.

Humboldt stand in der That auf jener Grenze unserer mit Riesenschritten vorwärts eilenden Culturepoche, in der eine auf wissenschaftliche Einzelforschung und Erkenntniß begründete Gesammtweltanschauung noch in einem Individuum sich zu bilden vermochte.

Wenn das Paradoxon auszusprechen und wahre Bildung von Gelehrsamkeit getrennt zu denken ist, so war Humboldt in Wahrheit einer der letzten gebildeten Gelehrten; ja wir kommen zu der Erkenntniß, daß der heutige Fortschritt im geistigen Besitzthume der Menschheit unfehlbar als ein Rückschritt in der Bildung eines großes Theiles der Individuen erscheint.

Es ist über den Begriff „Bildung" schon so viel geschrieben und gesagt worden, daß man füglich meinen sollte, es müsse ein allgemein gültiges Urtheil darüber feststehen. Dem ist jedoch nicht so.

Die eine große Scheidung zwischen Unbildung und Bildung, die ganz elementares Wissen von einem bestimmten Grade des Gelernthabens trennt, ist wol festgelegt; aber innerhalb desjenigen Gebietes, welches in diesem primitiven Sinne die Gebildeten umfaßt, gibt es doch noch viele Grenzstreitigkeiten. Man wird über das Maß nicht recht einig, mit dem die „Bildung" gemessen werden könnte.

Halten wir uns an das Wort.

Wir treten im Geiste in die Werkstätte eines großen Bildhauers, eines Nachbildners der edelsten Schöpfung: der Menschengestalt, etwa zu Phidias oder Praxiteles ein. Diese waren vielleicht die größten Bildner in Stein, und ihre in Marmor gehauenen Gestalten die vollendetsten Erzeugnisse der plastischen Kunst. Warum?

Jene Figuren sind in jedem ihrer Theile mit der gleichen, liebenden Sorgfalt ausgeführt; jede genial nachgeahmte Bewegung, auch die scheinbar bedeutungslose, ist der Natur abgelauscht, ist in Rücksicht auf die Grundbewegung des Körpers geschaffen, und kein Theil dieses steingeschaffenen Menschen hat einen Vorrang gehabt vor dem andern in der Feinheit der Behandlung. Dazu wurde das Einzelne im Hinblicke auf die Gesammtheit betrachtet, auch jede Linie auf das von dem Geiste der Schönheit dictirte Maß geprüft, und so entstanden jene Meisterbildungen, bei deren Anblick man kritiklos staunend steht, fühlt und bewundert: die vollendete Harmonie!

Digitized by Google

In der Werkstätte des Bildhauers stehen auch unvollendete Marmorgestalten, an denen noch gearbeitet wird. Hier ist schon der Kopf fein ausgemeißelt, dort der Arm, hier wieder die Hand vollendet; die übrige Gestalt ist in roher Masse erkennbar ausgehauen, aber noch nicht wirklich gebildet.

Jenen Meisterwerken der Antike gleichen die Gebildeten einer frühern Zeit; sie waren in allen Theilen harmonisch ausgearbeitet und stellten ein fertiges Ganzes mit eigenem Centrum dar.

Heute gibt es fast nur noch Gebildete von der zweiten Art der geschilderten Bildwerke. Einzelne Theile stellen sich in denkbar feinster Ausarbeitung dar; das übrige ist nur roh gestaltet, nicht gebildet, und es mangelt an Zeit, die gesammte Ausführung zu beginnen.

Genug mit dem Gleichniß! Es sollte ein Streiflicht auf die Grundbedeutung des Wortes „Bildung" werfen und andeuten, daß es unter den Gelehrten und Fachleuten heute eigentlich keine runde, abgeschlossene Bildung mehr gibt; übrigens auch nicht geben kann, denn der Bildungsstoff ist zu riesengroß geworden, um vom einzelnen bewältigt werden zu können.

„Arbeitstheilung" muß es heißen auf geistigem Gebiete, wie es auf socialem längst die Losung ist.

Arbeitstheilung beschränkt den Einzelnen auf einseitige Thätigkeit, und es vollzieht sich jene eingreifende Verschiebung des Centralpunktes der geistigen Arbeit, der früher mehr oder weniger in der Person des forschenden Gelehrten lag, heute außerhalb derselben sich befindet.

Ein Humboldt konnte noch den von ihm gesammelten Rohstoff verarbeiten, gewissermaßen ihm die Seele einhauchen, welche dem Stoffe erst Leben und Werth verleiht. Wer vermag das heute noch?

Der Mensch ist zum Sklaven der Menschheit geworden, zum Fabrikarbeiter in der Werkstätte jenes großen, einheitlichen Menschengeistes, der alle Einzelkräfte in sich verschlingt und verzehrt.

Sowie der Fabrikarbeiter nicht an das fertige Product denkt, welches mit seiner und anderer Einzelarbeit zu Stande kommen soll, so darf auch der heutige Sammler geistigen Stoffes nur an sein Specialfach denken; denn es fordert seine ganze Zeit und Kraft. Nicht allzu lebhaft mag da mitunter der Pulsschlag des Centrallebens, der doch im Reiche des Geistes so gut wie in dem des Körpers vorhanden sein muß, wenn man an ein organisch fortgestaltendes Leben glauben soll, bis zu ihm hindurchdringen.

Wenn es einst Zeiten gab, in denen die Naturkraft gewaltig in einzelne Persönlichkeiten strömte, daß dieselben eine Welt im kleinen darzustellen schienen in der Vielseitigkeit ihrer Begabung und Leistungsfähigkeit — Zeiten, in denen auch das staatliche Leben ein individuelles Gepräge trug, kleine Länder ihr besonderes Leben führten und alle geistige Kraft sich als Volkseigenthümlichkeit darstellte — gab es einst solche Zeiten, so sind dieselben heute vorüber.

Gegenwärtig sind die Originale, ist das Originale im Aussterben begriffen; an seine Stelle trat das Specialistenthum, das geistige Handlangersystem.

Die Leistungsfähigkeit des Individuums wird mit unabweislicher Gewalt nach außen, einem großen Universalcentrum entgegengezogen, und so bedeutet die Centralisation im geistigen und socialen Leben Decentralisation für den einzelnen Menschen, das ist Entkleidung von seiner Eigenart.

Jenes große Centrum, gewissermaßen der zusammengefaßte Menschengeist, bildet nun selbst sein Wesen aus; die Ge-

Digitized by Google

schichte wird später seine Physiognomie erkennen, für welche unser Auge den rechten Sehwinkel noch nicht zu finden vermag vor übergroßer Nähe. Nur daß ihr ein stark materialistischer Zug aufgeprägt ist, erkennen wir wohl.

Zu der Ausbildung dieses geistigen Centralwesens ist Stoff von nöthen, und viel Stoff, viel Rohmaterial wird von ungezählten Individuen demselben zugetragen.

Welche aufopfernde That!

Wie der Blinde in Ermangelung des Augenlichts die übrigen Sinne, welche die Wahrnehmung vermitteln, zu doppelter Schärfe ausbildet, so der heutige Forscher und Fachmann jeglicher Art. Die Ausbildung seiner Leistungsfähigkeit auf einem bestimmten Gebiete ist so großartig, daß sie nur durch Unthätigkeit in anderer Beziehung möglich wird. Der Mensch muß freiwillig auf einige Sinne verzichten, um den einen zu fast übermenschlicher Schärfe auszubilden; freiwillig blind werden, um so scharf zu hören, so fein zu tasten.

Von einer Seite über das menschlich mögliche Maß in seiner Leistung hinausgehend, bleibt er dafür von der andern unter der Stufe, das dem zu höchst stehenden Geschöpfe der Erde bestimmt wurde. Der große Fachmann am Ende unsers Jahrhunderts ist nicht ganz Mensch mehr, wie er sein soll; er hat einen großen Vergleich mit dem potenzirten Menschengeiste geschlossen, wonach ihm für seine Mehrleistung in einer Richtung die Minderleistung in der andern gestattet bleibt. Des Gelehrten Thatkraft, die sich früher eng um sein eigenes geistiges Centrum gruppirte und in der Gestaltung kleinerer oder größerer Mengen Stoffes immer selbst organisirend wirkte, ist centrifugal geworden; der große Magnet von außen her hat diese Thatkraft an sich gezogen, und aus dem kleinen rotirenden Centrum wurde ein kreisendes Atom.

Es sei hier nochmals der eingangs aufgestellte Satz wiederholt: der Fortschritt im Besitzstande der Menschheit erscheint als Rückschritt in der Bildung des Individuums.

Die einseitige Thätigkeit desselben stört das Gleichgewicht des geistigen Organismus, die zusammenfassende Kraft einer nach allen Seiten gleichmäßig geübten Geistespflege läßt nach, und eine Lockerung tritt ein, die einerseits eine erschreckend große Zahl von Individuen den Irrenhäusern zuführt, andererseits dem Menschen das menschliche Vorrecht entzieht, nicht nur Individuum, sondern „Persönlichkeit" zu sein.

Die „Persönlichkeit" bedeutet geistiges und leibliches Sein in Einem, und es gehört dazu ein vielseitig, seiner bestimmten Eigenart nach, harmonisch ausgebildeter Mensch.

Von einem geistig unentwickelten oder unnormalen Menschen würde man nicht sagen: „er ist eine Persönlichkeit" — und kann man diesen Begriff einem Menschen beilegen, der freiwillig oder nothgedrungen auf die normale Ausbildung so vieler Theile seiner geistigen Anlagen verzichtet zu Gunsten eines einzigen, der sich in den Dienst einer wissenschaftlichen Specialität stellt?

Der heutige Gelehrte oder Fachmann jeglicher Art steht nicht als eine vollwerthige Persönlichkeit in der Vielseitigkeit des Lebens da, er ist mehr oder weniger Specialist als solcher, ein ausgezeichneter Diener der allgebietenden Wissenschaft oder des allmächtigen Staates. Ein Diener! Gibt es etwas, das unpersönlicher wäre?

Hier ist so viel von Einseitigkeit die Rede.

Eine wirkliche Persönlichkeit, ein origineller, d. h. aus dem Urgrunde

Digitized by Google

seiner Naturanlage heraus entwickelter Mensch ist in gewisser Weise auch stets einseitig; aber es ist das seine eigene Natureinseitigkeit; dieselbe deutet den Schwerpunkt seines innern Wesens an, der die Centripetalkraft abgibt für seine Charakterentwickelung.

Die gelehrte und auch die fachmäßige Einseitigkeit ist eine künstliche, ein durch die steigende Hochcultur herausgebildetes Erzeugniß im Geistesleben, wie es im organischen Gebiete die künstlich erzeugte Fettleber der Gänse ist.

Das Zusammenleben der Natürlich-Einseitigen, der originellen Persönlichkeiten, bringt große Vielseitigkeit hervor, viel geistigen Stoffwechsel und damit Lebenswärme.

Die Vereinigung der Künstlich-Einseitigen trägt ein ganz anderes Gepräge. Hier gibt es nur Kategorien von Einseitigkeit, und solange ein und dieselbe Kategorie zusammenbleibt, wird die Einseitigkeit förmlich potenzirt; die Vertreter derselben verlieren fast das Verständniß dafür, daß es noch etwas außer ihr gibt. Ihre Specialität, für die sie sich ausbildeten, erscheint ihnen meist nicht mehr als „ein Theil des Theils", sondern als das Ganze.

Begegnen sich zwei verschiedene Gruppen einseitig gelehrter Individuen, so tritt zu Tage, daß sie ganz verschiedene Sprachen reden, sich nicht zu verstehen vermögen. Es finden sich dann einige neutrale Punkte des Culturlebens, in denen sie sich noch verständigen, und diese stellen das Volapük unter ihnen dar. Aber dieser Volapükverkehr beschränkt sich nur auf oberflächliche Dinge, die zu jeder der verschiedenen Einseitigkeiten so wenig in Beziehung stehen, daß die betheiligten Gruppen bald unbefriedigt auseinandergehen und, anstatt ihren gelehrten Stoff einander zu nähern und den Versuch zu machen, ihn organisch zu verknüpfen, sich immer fester in ihr einseitiges Studium vergraben, in dem sie ihr Material zu wahrhaft schwindelnder Höhe aufthürmen.

Wer wäre nicht versucht, an den Thurmbau zu Babel und die damit verknüpfte Sprachenverwirrung zu denken?

* * *

Das geistige Element, welches jeglicher gelehrten Ausbildung als Grundlage dient, ist der Verstand. Darum wird heute soviel einseitige Verstandescultur getrieben. Der Verstand ist die auf dem Markte des Lebens am meisten geforderte Waare, darum muß sie producirt werden, sei es auch unter Schädigung der Gesamtentwickelung der menschlichen Persönlichkeit. Sogar in die freien Künste ist heute die Verstandesrichtung eingedrungen, Wagner's dramatisirte, „gedachte" Musik entspricht ihr, und dieselbe drückt der Musikära heute den Stempel auf; auch in der vorwiegend realistischen Malerei spricht sie sich aus, die der zarten Empfindung des Beschauers selten noch etwas zu errathen übrigläßt.

Es gibt neben dem rein logisch arbeitenden Intellect im Menschen auch noch andere geistige und seelische Anlagen; doch da dieselben geringe Nachfrage haben, so sind sie vielfach in den Hintergrund gedrängt und unausgebildet geblieben.

Häckel hat uns über die rudimentären Organe aufgeklärt, jene durch fortgesetzte Nichtbenutzung verkrüppelten Theile in menschlichen und thierischen Organismen.

Wird ein secirender Anthropologe nach einigen Jahrhunderten auch in den Hirnen unserer Nachkommen Anlagen zur Poesie, Phantasie, zur idealen Liebe, Freundschaft, Erziehungsfähigkeit, Selbstlosigkeit, Energie und manchen andern

Digitized by Google

als rudimentäre Substanzen neben dem zur Riesengröße entwickelten Verstande vorfinden?

Es würde das mit der Feststellung eines gewaltigen Culturrückschrittes Hand in Hand gehen, und ein anderes, vielleicht ganz ungelehrtes Volk würde mühelos über uns hinwegschreiten, und seinem „ôte-toi, que je m'y mette" würde unsere Verstandesmacht keinen ausreichenden Widerstand entgegensetzen können.

Seitdem im vorigen Jahrhunderte die kritische Philosophie in die Welt trat, ist ein Geist der Kritik wie eine zersetzende Schärfe in unser gesammtes Geistesleben eingedrungen. Wie die zu höchster Meisterschaft ausgebildete Hand des Operateurs, so secirt und zerstückelt die Kritik heute alles, nur hat sie meist das Suchen nach der „Seele" im Körperlichen aufgegeben, dessen sich die Teufel und Teufelchen bei der Section des Faust'schen Leichnams noch befleißigten. Man arbeitet heute fast nur mit unorganisirter, kritisch zerstückelter, seelenloser Materie, über welche der Blick nicht hinauszudringen vermag; wie begreiflich, daß unser heutiger Zeitgeist so materialistisch, so seelenlos ist! Aber ist nicht gerade die Seele der große Brennpunkt im Menschen, der alle Strahlungen seines Wesens zusammenfaßt, sammelt und ausstreut? der große und einzige Grundstein, auf dem sich die sittlich-geistige Persönlichkeit des Menschen aufzubauen vermag?

Man glaubt nicht mehr an die Seele, weder im religiösen noch im wissenschaftlichen Sinne. Das ist der Shylock-Schnitt, der hämisch dem Menschen nur ein Pfund Fleisch aus der Brust nehmen will, weiter nichts. Weiter nichts! — aber in diesem Pfunde Fleisch pulsirt das Herzblut — und in der Seele wurzelt das Geheimniß der Gottähnlichkeit des Menschen und damit seine Kraft, Herr der Schöpfung zu sein.

Die Macht intuitiven Erkennens, das ist ein Richtig-Rathen der Seele in unerkannte Fernen hinein, der auch Virchow, der Naturforscher vor allen andern, vor Jahren einmal das Wort redete, wird in dem Maße gebrochen, als der einseitige Verstand zur herrschenden Kraft erhoben wird. In diesem Sinne kann auch die Seele rudimentär werden, wenn sie auch andererseits niemals ihr Dasein verleugnen wird.

Der Verstand rechnet mit gegebenen Größen und entscheidet, wie Goethe's Serlo sagt, immer nur von Fall zu Fall. Die Seele umfaßt auch das ahnungsvolle Gebiet des Unbewußten, und die Grenzen ihres Reiches liegen weit über diejenigen des Verstandes hinaus; sie ist es, die den griechischen Dichter ausrufen läßt: „Wir sind göttlichen Geschlechts!" Das hätte der ewig unzulängliche Verstand niemals zu Wege gebracht.

Nochmals: Der Fortschritt im Besitzstande der Menschheit bedeutet Rückschritt für das Individuum, ähnlich wie auf wirthschaftlichem Gebiete die Gruppirung des Kapitals um einzelne große Centren die kleinen Kapitalisten der Verarmung entgegenführt.

Fortschritt der Menschheit liegt zur Zeit vor: in den ungeheuern Errungenschaften der forschenden Wissenschaften, in den bisher unerreichten Leistungen technischer Fertigkeit, in der Verwerthung großartiger Erfindungen.

Rückschritt in Betreff des Individuums zeigt sich in dem Schwinden persönlich berechtigter Originalität, in dem Aufgehen des Einzelmenschen in der Species, in dem Rückgange körperlich kräftiger Entwickelung zu Gunsten einseitiger Ausbildung des Intellects, in der durch fachmäßige Geistesüberbürdung geschaffe-

Digitized by Google

nen Unmöglichkeit, in vielseitiger Bildung Lebensfreude und Genuß zu finden.

Es könnte Ansichtssache sein, welcher Ausbildung höherer Werth zuzusprechen sei, derjenigen der Menschheit oder der des Menschen; wenn nur nicht der altbekannte circulus vitiosus seine Rechte übte, und schließlich wieder die Summe der einzelnen Menschen die Menschheit ausmachte.

Es gibt für uns keinen Punkt außerhalb der Erde, von dem aus wir dieselbe aus den Angeln heben könnten. Das große Universalcentrum, dem alle Kräfte zustreben, der potenzirte Menschengeist, die Weltseele, oder wie immer wir es bezeichnen möchten, ist kein faßbares Etwas, das sich einst kräftespendend dankbar erweisen könnte für alle Dienstbarkeit der Geister.

Der einzelne Mensch ist schließlich doch wie Ausgangs-, so Sammelpunkt aller geistigen Errungenschaften. Was er nicht mehr sich einverleiben kann, das kann auch schließlich die Menschheit nicht fassen: es wird ihr immer die Gestaltungskraft fehlen, und darum wird der Rückschritt in der selbständigen Ausbildung des Individuums schließlich zum Rückgange in der Leistungsfähigkeit der Menschheit führen.

Wenn eine immer höher getriebene Sonderbildung eine stets vermehrte Isolirung innerhalb der Gebildeten hervorbringt, so wird deren endlich unausbleibliche Folge Sterilität sein, und so der höchste Fortschritt Grund unaufhaltsamen Rückschrittes werden; der ewige Kreislauf der Dinge, das Auf und Ab in der Geschichte alles Bestehenden auch bei uns wiederum seine Bethätigung finden.

Es würde, selbst von diesem pessimistischen Standpunkte aus ebenso unmöglich als thöricht sein, den gewaltigen Flug der Wissenschaft hemmen zu wollen. Unmöglich in der That; denn der Erkenntnißdrang in uns ist ewig; er ist der Schrei der Sehnsucht aus der Tiefe unserer Seele nach dem verlorenen Paradiese.

Nicht antiwissenschaftlich wollen wir sein, aber der Standpunkt in der Beurtheilung aller Fachgelehrsamkeit muß festgelegt werden.

Es opfern sich die meisten Menschen in einer bestimmten Richtung für die andern auf, damit auch sie wieder eines von andern hervorgebrachten Gutes genießen können. Das sind die unausbleiblichen Forderungen des Nebeneinanderlebens, die Bethätigung des „contrat social".

So mögen auch die forschenden Gelehrten, die überbürdeten Staatsdiener ihr Theil beitragen zur Erhöhung des Lebenswerthes; nur wolle man in ihrer einseitigen Thätigkeit nicht schon den Höhepunkt alles menschlich Erreichbaren sehen, sondern das Höchste erblicken in der organischen Zusammenfassung ihrer Errungenschaften in der von der specialistischen grundverschiedenen Allgemeinbildung, die in ihren Bestandtheilen weit unter dem Wissensmaße der Fachgelehrsamkeit stehend, dennoch eine harmonisch ausgebildete Geistesgestalt ausprägt und so den Menschen befähigt, überall seinen Platz auszufüllen, ja ihn zum Vertreter einheitlicher Bildung zu machen, deren Ideal uns, wie eingangs gezeigt, unter dem Bilde einer in allen Theilen gleichwerthig schön ausgearbeiteten antiken Statue vorschwebt.

Goethe läßt es seinem Wilhelm Meister als ein herrliches Vorrecht des frei gestellten Mannes erscheinen, daß er, ungebunden an die vielfachen Rücksichten eines beengtern Standes, seine Persönlichkeit frei und nach allen Richtungen gleichmäßig entwickeln könne, und zwar so, daß neben der seelisch

Digitized by Google

und geistig harmonischen Bildung auch die äußere Form der Erscheinung gepflegt werde und dadurch schon in der Art, wie der gedachte Mann seinem Nebenmenschen gegenübertrete, das Gepräge seines Wesens ausgesprochen sei.

Die Persönlichkeit! — das erst ist der ganze Mensch, auf dessen Gestaltung die Heranbildung der Jugend den höchsten Werth zu legen hätte. Es dürfte wol die Erziehung heutzutage ein wenig nachlassen mit der fast ausschließlichen Pflege rein intellectueller Thätigkeit, mehr bedenken, daß wir nicht ein-, sondern dreidimensionale Wesen sind; daß wir nicht nur geradlinig vorwärts schreiten, sondern auch in die Breite und in die Tiefe leben müssen.

Und möchten die Männer der Wissenschaft sich von neuem von dem Vorhandensein der Seele überzeugen und der Vermöglichkeit ihrer ungeheuern Kraftentfaltung; welch ein Fortschritt wäre dieser Rückschritt zur alten Wahrheit!

Die großen Charakterzüge und Sitten unserer ältesten Vorfahren: Mannentreue, Unverletzlichkeit des Gastrechts, Mannesmuth und Frauenehre, mit denen sie zum Siege über römische Uebercultur schritten, wurzelten nicht im Verstande, waren keine Gedankenproducte, sondern sie waren die natürliche Frucht aus dem zu vollem Rechte bestehenden Leben der Seele, sie entsprangen aus der ungestörten Entwickelung der sittlichen Persönlichkeit.

Wir können nicht, und könnten wir, so wollten wir nicht in die Zeiten des Cheruskerfürsten zurückkehren; aber eins könnte auch er uns lehren: die Macht und den Werth der natürlich-intellectuellen, sittlichen Persönlichkeit; — und was Macht und Werth in sich schließt, ist ein erstrebenswerthes Gut.

---

2) Neben den Vortheilen der gesteigerten Verkehrsfähigkeit unserer Zeit gehen auch Nachtheile einher.

Wir haben oben daran erinnert, daß der Stoffwechsel die Grundlage aller Lebenserscheinungen, und daß die Cultur die Vermittlerin geistigen Stoffwechsels, also alles geistigen Lebens sei. Zur Herbeiführung desselben gehört nach unsern irdischen Gesetzen die Annäherung, meist Berührung derjenigen Stoffe, die Verbindungen eingehen wollen. So scheint es keines Beweises zu bedürfen, daß diejenigen Mittel dem geistigen Stoffwechsel, d. h. dem allgemeinen Lebensprincip die größte Ausdehnung zu geben vermögen, welche die größte und vielseitigste Annäherung, bezüglich gegenseitige Berührung ermöglichen; also: die Verkehrsmittel. Die ersten und nothwendigsten Verkehrsmittel trägt der Mensch an sich selbst.

Lernte das Kind nicht gehen, nicht greifen, vermöchte es nicht ferne Gegenstände durch die Sehkraft sich anzunähern, durch das Gehör räumlich entferntes Leben auf sich wirken zu lassen, so wäre eben kein Wesen mit freier Bewegung denkbar.

Ueber die Fähigkeiten dieser Verkehrsmittel hinaus strebt nun der Mensch nach neuer, vermehrter Kraft, Wechselwirkung zu erzeugen. Ein ungeheueres Streben nach Austausch der geistigen Lebenselemente läßt ihn die Sprache finden.

Der erste gesprochene Gedankenaustausch stellt den ersten und bedeutsamsten Markstein im Fortschritte der Menschheit dar und legte den Grund zu jeder Fähigkeit derselben, über die unbewußt wirkende Natur hinaus zur Cultur fortzuschreiten.

Jahrtausende wirkten auf der Grundlage dieses mächtigsten Verkehrsmittels,

Digitized by Google

der Sprache, aber dieselbe konnte nur die Verbindung zwischen gleichzeitig und persönlich nebeneinander Lebenden vermitteln. Das Bedürfniß nach erweiterter Berührungsmöglichkeit machte sich geltend: man erfand die Schrift.

Nun redeten Gestorbene noch zu Lebenden, räumlich Getrennte zueinander. Vergangene und kommende Geschlechter standen in Wechselwirkung.

Wieder Jahrtausende! — da kommt die Buchdruckerkunst, diese mächtige Stoffträgerin, die in vielgestaltiger Fülle einen Gedanken der ungezählten Menge von Individuen zu übermitteln vermag und ein unsichtbares Weltreich schafft, in dem die Geister aller Völker und Zeiten sich zu finden vermögen.

Welche Vermehrung geistiger Berührungsfähigkeit und somit Stoffwechsels zur Begründung erhöhter Lebenskraft!

Aber langsam wandert noch das Buch als Träger des Gedankens hinaus in die Welt, langsam und auch nur in geringer Zahl vermögen die Individuen zur persönlichen Annäherung zu gelangen, zum sprachlichen Gedankenaustausch.

Da bricht das 19. Jahrhundert an; es findet eine ungeheuere Kraft zur Vermehrung und Erleichterung des Verkehrs: den Dampf.

Der Dampf ist diejenige Kraft geworden, die unserm Jahrhunderte den Stempel aufdrückt, ja, die im Stande war, vermöge des durch sie unendlich vermehrten geistigen Stoffwechsels nicht nur die Cultur- und Verkehrsverhältnisse des gesammten Erdballs umzugestalten, sondern die auch vermochte — und das soll der Gegenstand nachstehender Gedankenskizze sein — die innere Naturausgestaltung und das Seelenleben der Menschen grundlegend zu verändern. Diese dienstbar gemachte Naturkraft ist eine Sonne geworden, die in jede Richtung menschlichen Culturdaseins ihre Strahlen wirft, und die im Verlaufe von 50 Jahren eine derartige Centralstellung in unserm Dasein zu erringen vermochte, daß wir fast an der Möglichkeit unsers irdischen Fortlebens zweifeln würden, wenn sie uns plötzlich wieder entzogen werden könnte.

Der Dampf schaffte den Eisenbahnverkehr, und die Eisenbahn bringt die Annäherung der Individuen in kürzester Zeit zur Ausführung und begründet somit den regsten geistigen Austausch, der nicht nur auf Vaterlandsgenossen sich erstreckt, sondern über die politischen Ländergrenzen hinausgeht und ein internationales Verkehrsleben ermöglicht, von dessen Ausdehnung der Staatsbürger früherer Jahrhunderte noch keinen Begriff haben konnte.

Wie die Nationen in großartiger Weise aufeinander, so wirkt auch ein Mensch auf den andern in unendlich vermehrtem Maße ein, seit die Eisenbahn den schnellen Verkehr vermittelt.

Zunächst liegt in dieser Vermehrung des Austausches eine ungemeine Bereicherung des Einzellebens; der geistige Stoffwechsel steigt auf eine nie geahnte Höhe, und damit die Lebensenergie und Unternehmungsfreudigkeit des Culturmenschen.

Zunächst — wollen wir noch einmal wiederholen!

Die Eisenbahnen vermitteln aber nicht nur den persönlichen Verkehr, sondern die frühere große Umgestalterin des Lebens, die Druckerkunst, nimmt die Möglichkeit schnellster Gedankenverbreitung durch dieselben sofort in Beschlag. Zeitungen entstehen und vermehren sich mit einer Werdelust, wie sie die ersten Urkrebse bewiesen, als sie die unendlichen Wasserbehälter der Tertiärzeit binnen kurzem mit wimmelndem Leben erfüllten.

Und hier beginnt vielleicht schon jene

Digitized by Google

bedenkliche Grenze, die wir bereits früher als charakteristisch bezeichneten, jenseit welcher die Stoffanhäufung im menschlichen Gehirn nicht mehr völlig consumirt werden kann, also kein Wechsel mehr stattfindet, sondern Ueberladung.

Durch die Zeitungen werden täglich dem Einzelnen die Ereignisse der Welt zugetragen, er muß alles lesen, was geschieht, sei es in seiner Nähe oder in fast unbegrenzter Ferne.

Daß ein theilnehmendes Empfinden für menschliches Unglück, begeistertes Erheben für das Große und Schöne nicht mehr in demselben Maße vom Individuum zu erwarten ist wie früher, wo nur hie und da die Kunde von einem großen Ereignisse in fremden Ländern zu ihm drang, ist nur zu begreiflich.

Die tiefe seelische Erregung, welche der junge Goethe* bei Gelegenheit des furchtbaren Erdbebens in Lissabon am 1. Nov. 1755 empfand, die ihm zu weitgehenden Betrachtungen Veranlassung gab, würde ein Mensch unserer Tage ihm nicht nachzuleben vermögen.

Es ist ja statistisch zu berechnen, wieviel ähnlicher Unglücksfälle im Laufe des Jahres auf dem Erdenrunde stattfinden; jedes derselben wird schnell und ausführlich dem Zeitungsleser bekannt gegeben, und da tritt eben gemüthlich eine Ueberladnng ein, die als Unempfindlichkeit in die Erscheinung treten muß.

Es gibt Organe, die durch Mangel an Thätigkeit verkrüppeln und fast zu existiren aufhören; es gibt andere Organe, und zwar sind es die edlern, die Ruhe wollen, um, wenn wieder in Bewegung gesetzt, desto nachhaltiger und wirksamer zu arbeiten. Zu dieser Klasse gehört der Gemüths- und Empfindungsapparat im Menschen.

Zu oft angerührt, reagirt er auch auf die stärkste Reizung nicht mehr. Ein Nero mußte Rom anzünden, um noch einmal eine Erregung zu empfinden.

Es ist augenscheinlich, daß das Organ des gemüthlichen Empfindens im Menschen heute durch übertriebene Inanspruchnahme einem verkrüppelten Zustande entgegengeht. Was empfunden werden sollte, wird nur noch als Thatsache aufgefaßt, um dann geistig ad acta gelegt zu werden.

Es besteht ein durch den schnellen Verkehr begünstigter Wettbewerb in Sensationsnachrichten; wer dieselben zuerst und am schnellsten in die Welt befördert, ist der Held des Tages. Bezeichnend hierfür ist das Inserat einer pariser Firma, welches dieser Tage die „Kölnische Zeitung" in ihrem Anzeigentheile brachte: „Wer liefert Sensationsartikel?"

Neues, immer Neues wollen die Menschen hören; ein unbewußter Drang treibt sie wol, doch noch einmal einen Eindruck durchempfinden zu wollen, und daher kommt vielleicht dieser krankhaft gesteigerte Trieb, Neues zu erfahren. Aber wie das Wort „Sensation", das doch ursprünglich Empfindung bedeutet, allmählich seinen Sinn veränderte und nur noch „Aufsehenmachen" heißt, so ist auch das wirkliche Empfinden des jetzigen Durchschnittsmenschen nahezu erstorben und fristet nur noch im engen Familienkreise sein verborgenes Leben, in jener Verbindung, die eine kleine Gruppe von Individuen in solidarischer Interessengemeinschaft verknüpft und so eigentlich das „Ich" eines jeden aus dieser Verbindung bedeutet.

* * *

Jedoch tragen die Eisenbahnen nicht nur Nachrichten zu den Menschen, sondern auch Waaren, Natur- wie Kunstproducte, und das übt ebenfalls einen

* Vgl. „Wahrheit und Dichtung", S. 76 fg.

Digitized by Google

ungeheuern Einfluß auf das Staaten- wie auf das Einzelleben aus.

Dinge, deren Besitz früher den Menschen als eine Seltenheit galt, vermochten durch ihr mühsam vermitteltes Erscheinen hohe Freude zu erregen. Heute zählt der Besitz vieler solcher Dinge zu den unumgänglichen Lebensbedürfnissen, und weit davon entfernt, daß die Möglichkeit, sie zu erreichen, ein freudiges Gefühl im Menschen hervorzurufen vermöchte, wird ihr Nichthaben als unerträgliche Entbehrung empfunden.

Thatsächlich hat sich also der heutige Mensch um so viel Grade von der Möglichkeit, zufrieden zu sein, entfernt, als er der Erreichbarkeit jener Dinge näher gerückt ist, die den frühern Geschlechtern als begehrenswerth und glückspendend erschienen. Zu seiner Zufriedenheit bedarf der Mensch der obern Klassen heute einen ungeheuern äußerlichen Apparat.

Der Luxus in materieller Beziehung, zunächst denken wir an Küche und Tafel, hat hauptsächlich durch den Eisenbahnverkehr den heutigen Umfang erreichen können. Alle die Hummern, Seefische, Austern wären bei der alten Postverbindung eine elende Beute der Verwesung vor erreichtem Ziele geworden, und deshalb erquickten sie nur die Menschen, die am Seegestade oder in seiner Nähe wohnten. In Gegenden, die kein Wild dem Jäger zum Schusse boten, wurden auch keine Reh- und Fasanenbraten gegessen; zu Jahreszeiten, wo bei uns keine Pflanze grünt und sprießt, hatte man kein junges Gemüse aus Frankreich und Algier zur Aushülfe.

So war die reiche Abwechselung der täglichen Tafel, die heute jeder Hausherr als selbstverständlich hinnimmt, vor der Eisenbahnverbindung unmöglich, ganz zu schweigen von der jetzt so hoch gesteigerten Einfuhr sämmtlicher überseeischer Waaren, die zwar seit Jahrhunderten betrieben wurde, indessen durch die Schwierigkeit der Beförderung doch immer nur in geringem Maße zur Geltung kam, sodaß die europäische Menschheit lange nicht in der Ausdehnung von heute der Vortheile des colonialen Imports theilhaftig werden konnte.

Durch die leichte Erreichbarkeit aller Producte und Naturerzeugnisse hat sich der heutige Mensch körperlich sehr verwöhnt; der Organismus hat sich der ihm gebotenen Lebensweise schon so sehr angepaßt, daß er eine normale Thätigkeit versagt, wenn ihm die gewohnten Unterstützungen nicht zutheil werden. Der Mensch am Ende des 19. Jahrhunderts ist thatsächlich beträchtlich unfähiger geworden, im Vergleiche mit frühern Generationen, körperliche Entbehrungen zu ertragen; es wird dem Organismus zu leicht gemacht, zu leben, daß er, wie ein verzogenes Kind, nicht lernt, sich auch durch ungünstige Lebensbedingungen hindurch Daseinsenergie zu bewahren.

Es steht mit diesem Ergebnisse der verwöhnten Ernährungsweise ganz im Einklange, daß das Bestreben der heutigen Menschheit immer mehr nach schmerzstillenden, narkotischen Mitteln geht. Der moralisch-starke Widerstand gegen Schmerz, der in frühern Zeiten allgemein war und heute noch bei dem weniger verwöhnten Menschen aus dem Volke angetroffen wird, schwindet aus den höhern Ständen jetzt fast ganz, die Narkose — die zeitweise Aufhebung des wollenden Lebens — tritt an Stelle bewußter Energie.

Die verminderte Fähigkeit des menschlichen Körpers, unter den denkbar verschiedensten Bedingungen normal zu functioniren, beziehungsweise zu leben, kann wol mit Recht als eine physische Erschlaffung bezeichnet werden.

Digitized by Google

Dieser Zustand des Menschen verlangt nun auf jedem Gebiete nach schonender Behandlung, und auch der Hang nach körperlicher Bequemlichkeit im täglichen Leben entspringt dieser vorhandenen Erschlaffung.

Früher gewährte sich nur Alter und Krankheit bequeme, mit Polster versehene Sessel, und unser Heldenkaiser Wilhelm I. starb in dem kleinen, harten Feldbette, das ihm sein Leben lang gedient, als neunzigjähriger Greis.

Heute kann schon die Jugend Polsterstühle und Chaiselongues nicht entbehren, und die Betten sowie alle häuslichen Einrichtungen sind wahre Meisterwerke an Bequemlichkeit.

Betrachtet man nun den eingangs gekennzeichneten geistigen und den soeben geschilderten körperlichen Zustand unserer heutigen obern Klassen und sagt sich, daß der erstere theils stoffüberladen, theils fieberhaft erregt ist, der zweite erschlafft und in jeder Beziehung unterstützungsbedürftig, so kommt man zu dem gewiß betrübenden Schlusse, daß die heutigen obern Zehntausend an einer moralisch-physischen Krankheit leiden, einer Krankheit, die man versucht sein könnte, „Culturkrankheit" zu nennen.

Der Krankheit im Dasein des Individuums entspricht im Volksorganismus der Krieg, und in der That scheint es unmöglich zu übersehen, daß wir uns in einer Zeit befinden, der der kriegerische Charakter unbedingt zugesprochen werden muß.

Der Krieg, den wir heute führen, heißt der Kampf ums Dasein — es ist der Culturkampf im eigentlichen Sinne.

Der durch die Eisenbahnen geschaffene schrankenlose Welthandel, der allgemeine Wettkampf, das Aufhören fast aller localen Bedingungen für Handel und Handelswerthe stellt ein Individuum als natürlichen Feind des andern hin; um selbst zu stehen, muß jeder suchen, andere Stehende zu Falle zu bringen.

Das ist die große Kriegserklärung Aller gegen Alle; und es wird nicht nur mit offenen Waffen ehrlich gekämpft, sondern auch hinterrücks, arglistig, auf alle Weise, nur daß man den Sieg über den Nebenmenschen davontrage.

Und nicht nur auf dem Gebiete der Production und des Absatzes, sondern auch in der großen Staatsmaschine, unter denen, die in ihr arbeiten, ist dieser Kampf ums Dasein entbrannt.

Die so hoch gesteigerte Verkehrsfähigkeit der heutigen Zeit ermöglichte es jedem Einzelnen, seine Person in das Gewicht zu legen bei dem Kampfe um den von ihm erstrebten Platz; jedes Element vermag sich auf irgendeine Art geltend zu machen, und auch hier heißt der kriegerische Wahlspruch der allgemeinen Concurrenz: „Gewinne — oder falle!"

Wer könnte in so mächtig kriegerischer Kampfeszeit seinen Nerven auf die Dauer Ruhe und Gesundheit bewahren?

Jedoch ist der Krieg als Dauerzustand nur bei wilden Völkern denkbar; verschließen wir uns deshalb der Hoffnung nicht, daß wir uns lediglich in einem großen und kritischen Uebergangsstadium befinden, in einer gewaltigen Gärungsperiode, die alle Elemente unsers mit so viel „Neuem" geschwängerten Cultur-, Staaten- und Gesellschaftslebens chaotisch durcheinander treibt, um mit einer großen Abklärung zu endigen, welche dem neuen Jahrhundert die Ausführung eines mächtig harmonischen Culturbaues auf den gigantischen Pfeilern des 19. Jahrhunderts ermöglicht.

Um ein oben gebrauchtes Bild noch einmal anzuwenden: Wir haben die Stoffanhäufung der letzten Jahrzehnte noch nicht consumiren können. Wir

Digitized by Google

haben weder unsere Gelehrsamkeit noch unsere tiefeingreifenden Erfindungen bisher völlig verdaut; es ist jedoch zu hoffen, daß es geschehen werde.

In Krankheitszuständen des Körpers ist die wichtigste Grundlage für ein einschlägliches Heilverfahren die Diagnose; dieselbe würde auch im Völkerleben eine gleich bedeutsame, Heilung begründende Rolle spielen, wenn es nicht diesem riesenhaften, geschichtlich wachsenden Organismus gegenüber so unendlich schwer wäre, sie richtig zu stellen.

Um aber einer guten Diagnose und mit ihr einem wirksamen Heilverfahren förderlich entgegenzuarbeiten, dazu ist ein wenig Pessimismus, auf die Symptome der Zeit richtig angewandt, ein zwar nicht anmuthendes, aber doch vielleicht wirksames Hülfsmittel.

Marceau's Asche.

Zur Klarlegung historischer Thatsachen.

Von **C. Spielmann** in Wiesbaden.

Als im Jahre 1889 die Franzosen das hundertjährige Jubiläum der Revolution feierten, fühlten sie das Bedürfniß, den Gedenktag durch ein außergewöhnliches militärisches Schaugepränge zu verherrlichen. Man erinnerte sich daran, daß drei der Helden der „großen Zeit" noch nicht die ihrer würdige Begräbnißstätte gefunden hatten: Hôche, Marceau, Latour d'Auvergne; man stellte also Nachforschungen an nach den Ueberresten jener Männer. Hôche's Leiche war nicht mehr aufzufinden, die von Latour und die „Asche" Marceau's wurden jedoch unter großer Feierlichkeit im Pantheon beigesetzt. Auch in Westdeutschland gab es nicht wenige, die im Geiste mitfeierten — warum? Nun deshalb, weil Marceau's Andenken vor dem der übrigen Revolutionsgenerale als das beste im Volke lebt, weil er sich nicht allein als Soldat, sondern auch als Mensch zeigte, weil er die von romantischem Schimmer und von spukhaftem Zauber umgebene Hauptperson der Mit- und nächsten Nachwelt war. In den Rheinlanden ist sogar heute noch die Gestalt des jungen, schönen und tapfern Generals in der Erinnerung des Volks durchaus populär und wird es auch noch eine Zeit lang bleiben. Wenn aber mancher denkende Bewohner des Rheingebiets, jener Gegenden, in denen Marceau lebte, kämpfte, fiel und begraben wurde, von seiner Asche Beisetzung las, dann mochten wol einige Zweifel an der Echtheit dieser Asche in ihm laut werden. Diese Zweifel veranlaßten auch mich zu eingehenden historischen Forschungen an Ort und Stelle über Marceau's deutsche Feldzüge, seine Siege, seinen Tod und sein Begräbniß. Und das Ergebniß dieser Forschungen konnte kein anderes als das erwartete sein: die Franzosen haben sicherlich nicht Marceau's Asche beigesetzt.

François Sévérin Marceau des Graviers* wurde geboren am 1. März 1769

* So erscheint mir die Namensstellung richtiger als „des Graviers Marceau", wie ich anderwärts fand.

Digitized by Google

zu Chartres. Seine Familie war sehr angesehen, sie gehörte dem bessern Bürgerstande an. Mithin konnte sich Marceau, entgegen den meisten übrigen Helden seiner Zeit, bester Abkunft rühmen. Er empfing wissenschaftliche Bildung, jedoch in nicht ausreichendem Maße, also daß er selbst einsah, daß ihm die vorgeschlagene Advocatenlaufbahn, seiner ungenügenden Vorkenntnisse halber, manche Schwierigkeiten bereiten würde. Er fühlte überhaupt nicht das „Zeug" zum Rechtsgelehrten in sich, trat deshalb seiner Neigung nach 1785, also 16 Jahre alt, in die Armee ein, und zwar in das Regiment Savoyen-Carignan. Als die Revolution ausbrach, war er Sergeant; er trat aber damals aus der Armee aus und in die Nationalgarde über. Beim Bastillesturme war er gegenwärtig. Als im Jahre 1792 der Krieg gegen Oesterreich und Preußen begann, wurde Marceau in Chartres zum Führer eines Freiwilligenbataillons erwählt und späterhin mit seiner Mannschaft der Besatzung von Verdun zugetheilt. Die Preußen rückten vor Verdun, und die Festung ergab sich, trotz des heftigen Protestes, den der junge Offizier im Kriegsrathe laut werden ließ. Zu seinem Schmerze sah er sich sogar gezwungen, dem Könige von Preußen eigenhändig die Capitulationsurkunde zu überbringen. Mit Thränen in den Augen und mit zuckenden Lippen that er das. Nun hielt er sich eine Zeit lang dem Felddienste fern; ließ sich dann aber, im April 1793, als Escadronschef zu den Kürassieren versetzen und rückte mit seinem Regimente nach der Vendée ab. Die Scharen der königstreuen Bauern erfochten hier Sieg auf Sieg über die zuchtlosen Massen der Revolutionsheere, die von den unfähigen Menou und Santerre befehligt wurden. Man weiß nicht, was sich Marceau bald nach seinem Eintreffen zu Schulden kommen ließ; ob er vielleicht in seinem Unwillen über die ganze verkehrte Kriegführung zu laut wurde, oder was sonst die Ursache war — kurz, er entzweite sich mit dem Conventsdeputirten Bourbotte, und dieser ließ ihn verhaften. Vor der für die Revolutionsarmee unglücklichen Schlacht von Saumur (10. Juni 1793) erhielt er indeß die Freiheit wieder und bewies im Kampfe solche Tapferkeit, daß Bourbotte sich mit ihm versöhnte und ihm sogar zur Würde eines Brigadegenerals verhalf. Die Mär von dem Edelmuthe Marceau's, der dem Deputirten auf der Flucht sein eigenes Pferd überließ, erscheint mir, wie auch andern, als verschönernde Erfindung deutschen Ursprungs. Fortan wirkte Marceau gemeinsam mit Kleber und schloß mit diesem General unverbrüchliche Freundschaft. Die zwei Männer hatten manche geistige Eigenschaft gemein: Tapferkeit, Umsicht, Edelmuth; im Aeußern dagegen waren sie sehr verschieden. Kleber war ein Riese und besaß harte, wenn auch nicht unschöne Züge; Marceau war von mittlerer Gestalt, mit feurigen Augen und braunschwarzen langen Locken. Beide aber waren große Feldherren; das bewiesen sie, als ihnen der Oberbefehl in der Vendée übertragen wurde. In mehrern furchtbaren Schlachten (December 1793) vernichteten sie die Streitmacht der von ihnen systematisch zusammengedrängten und umfaßten Royalisten an der Loire, versprengten die Reste oder machten sie zu Gefangenen. Der Eifer, mit dem sich Marceau der wehrlosen Unglücklichen, namentlich der unschuldigen Frauen annahm, trug ihm eine Verdächtigung beim Convent ein. Ungnädig wurde er abberufen, und schon winkte ihm die Guillotine, als Bourbotte zum zweiten mal für ihn eintrat.

Digitized by Google

Darauf verlieh man (im April 1794) ihm wie Kleber eine Division in der neugebildeten Sambre- und Maasarmee, die unter dem Oberbefehle Jourdan's die Oesterreicher in Brabant angreifen sollte. Bei dem wüthenden Ringen im Mai und Juni 1794 in der Umgegend von Charleroi war Marceau's Ungestüm nicht immer den Bewegungen der Franzosen günstig. Aber bei Fleurus (26. Juni 1794) entschied er den Sieg. Und als nun Jourdan seine ganze gewaltige Streitmacht in einer Linie vereinigte und das österreichische Heer zurückdrängte, da war es wieder Marceau, der am 18. Sept. die Schanzen an der Ourthe, am 2. Oct. die von Düren nahm. Am 6. Oct. rückte er in Köln, am 7. in Bonn, am 26. in Koblenz ein.

Und hier zeigte sich seine Menschenfreundlichkeit im schönsten Lichte. Er hielt eine vortreffliche Mannszucht, bewies sich liebenswürdig und zuvorkommend und sorgte vor allem, daß der Verkehr ungehindert blieb. Als dann der Beschluß des Wohlfahrtsausschusses vom 22. Pluviose III (10. Febr. 1795) anlangte, der die herbsten Gewaltmaßregeln gegen die Bewohner der Rheingebiete empfahl, da wußte Marceau denselben in seinem militärischen Machtgebiete außer Kraft zu setzen. Die Koblenzer waren darüber derart entzückt, daß sie dem General, seinen Freunden Championnet, Hôche, Kleber, Bernadotte, Hardy und deren Offizieren ein glänzendes Fest, Concert und Ball gaben, was die Franzosen äußerst angenehm berührte und für alle Zeit günstig gegen „la ville reconnaissante de Coblence" stimmte. Bis zum November 1795 wohnte Marceau in Koblenz, und in dieser Zeit gewann er sich die Herzen aller und hinterließ den bereits geschilderten, Jahrzehnte andauernden günstigen Eindruck. So sahen ihn die Südmosellaner ungern scheiden, als er sich vor der andringenden Armee des Feldmarschalls Clairfayt über den Hundsrück auf Trier zurückzog. Sie sollten ihn bald wiedersehen, aber nur als starre, kalte Leiche.

Im Mai 1796 begann die verstärkte Sambre- und Maasarmee unter dem General-en-Chef Jourdan einen neuen gewaltigen Offensivstoß über den Rhein. Der linke Flügel unter General Kleber (Divisionen Lefebvre und Collaud) ging über den Niederrhein, drang über die Sieg vor, wurde zwar zurückgeworfen, rückte aber zum zweiten male, diesmal siegreich, über den Westerwald. Das Centrum unter Jourdan selbst (Divisionen Championnet, Grenier, Bernadotte, Richepanse) überschritt den Rhein bei Neuwied. Der rechte Flügel unter Marceau (Divisionen Hardy und Poncet) blokirte Mainz und beobachtete Ehrenbreitstein und Königstein. Der Strom des vereinigten linken Flügels und des Centrums ging verheerend bis tief nach Franken und Schwaben hinein. Da fielen plötzlich die gewaltigen Schläge bei Amberg und Würzburg (24. Aug. und 3. Sept.), und in völliger Auflösung eilte das französische Heer denselben Weg, den es gekommen war, zurück. Nun wurde auch Marceau's Stellung bedenklich. Er war mit 18000 Mann über den Rhein gegangen und hatte die Werke von Kastel, gegenüber Mainz, bedroht, hob aber am 8. Sept. die Blokade auf. Am folgenden Tage bestand er das erste Scharmützel mit den anrückenden Oesterreichern bei Erbenheim und zog sich nun fechtend, aber in größtmöglicher Eile über den Taunus, das Aarthal hinab, zur Lahn zurück. Poncet hob die Belagerung des Ehrenbreitstein auf und stieß zu ihm. Am 14. hatte Marceau sein Corps bei Mensfelden vollzählig beisammen und

Digitized by Google

setzte sich hier fest. Jourdan's und Kleber's Haufen erreichten in denselben Tagen die Lahn bei Gießen, Wetzlar, Weilburg und Runkel, weit mehr in Unordnung als Marceau. Nun aber fiel der Erzherzog Karl mit aller Macht an der Lahn die zurückweichende Armee der Franzosen an. Am 16. Sept. 1796 hallte das enge Flußthal von Diez bis Gießen wider von dem Donner von mehrern hundert Kanonen; mit unwiderstehlicher Gewalt warfen die Oesterreicher den Feind auf allen Punkten zurück. Während Jourdan's und Kleber's Bataillone sich in voller Auflösung ins Dillthal hinabwälzten, hielt Marceau, mit übermenschlicher Kraft möchte man sagen, in dem brennenden Diez und in Limburg Stand, um den Rückzug des Hauptheeres zu decken und des Feindes Aufmerksamkeit auf sich zu lenken. Die Uebermacht jagte ihn aus seiner Stellung, und auch die Höhen von Offheim vermochte er nicht zu halten. In guter Ordnung ging er auf der Köln-Limburger Heerstraße zurück und wies den nachdrängenden Oesterreichern bei Freilingen noch einmal die Stirn. Am 19. Sept., mit Tagesanbruch, rückten die Franzosen aus letzterm Orte aus; die Oesterreicher waren ihnen hart auf den Fersen. Es galt für die weichende Armee, den Wald von Höchstenbach zu erreichen; bevor aber das geschehen konnte, näherten sich die Plänkler und die Husaren der Verfolger. Marceau befahl einen Gegenstoß seiner Cavalerie und sprengte ungestüm mit wenigen Offizieren dem Feinde entgegen. Sein wallender Federhut machte ihn weithin kenntlich, und ein tiroler Scharfschütze warf den General durch einen Schuß in den Leib tödlich verwundet vom Pferde.

Die Franzosen widerstanden tapfer, aber nicht auf die Dauer. Poncet, der Nachfolger Marceau's im Commando, sammelte, langsam zurückweichend, das Corps jenseit des Wiedbaches. Den Verwundeten hatte man auf einer aus Gewehren hergerichteten Tragbahre nach Altenkirchen gebracht, und hier fiel er in die Hände der Feinde. Denn Poncet, der Marceau nie leiden konnte, that nichts zu dessen Rettung, und Altenkirchen war bereits durch den österreichischen General Haddyk besetzt. Die Oesterreicher erwiesen dem sterbenden Feinde die höchste Ehrerbietung. Haddyk stellte sofort Schutzwachen aus und begab sich zu Marceau; auch General Kray erschien. Die Barco-Husaren und Rothmäntler, die wilden magyarischen und slawischen Reiter, welche sich oft grimmig mit Marceau's Truppen herumgehauen hatten, sandten ihre Offiziere ab, ihr Beileid zu bezeigen; Erzherzog Karl schickte seinen Leibarzt; allein der Verwundete war nicht mehr zu retten. Am 21. Sept., um 6 Uhr abends, starb er, trotzdem er die Operation überstanden, in den Armen seines Adjutanten Debilly, im Beisein der österreichischen Offiziere. Der Leichnam wurde eingesargt und auf Befehl des Erzherzogs Karl in Begleitung von Deputationen österreichischer Regimenter den Franzosen am Brückenkopfe von Neuwied ausgeliefert. Wenn also französische Blätter meldeten, daß die Leiche des Generals auf dem Schlachtfelde von Altenkirchen (?!) begraben worden sei, so zeigen sie damit die berühmte französische Kenntniß in historischen Dingen. Denn erstens ward das Gefecht bei Höchstenbach und nicht bei Altenkirchen geliefert, und zweitens hat Marceau's Leiche weder dort noch hier in der Erde geruht. Auch die Angabe, daß sie zu Neuwied beerdigt wurde, ist falsch. Vielmehr ist der weitere Verlauf der Sache so, wie folgt.

Von Neuwied aus brachte man den Todten nach Koblenz, das wieder in

Digitized by Google

französischem Besitze war. Und nun berichtet Marceau's Schwager Sergent weiter*: Am 23. Sept. abends wurde die Leiche bei Fackelschein ausgestellt; das Landvolk und die Bewohner von Koblenz strömten scharenweise herbei, um den „guten General", ihren Wohlthäter, noch einmal zu sehen. Am 25. Sept.** wurde der Leichnam unter Salven von Kanonen und Kleingewehrfeuer auf dem Petersberge (fortan französisch Mont-Marceau) beerdigt. Bald nachher kam Kleber an. Er weinte laut über seinen todten Freund und äußerte gegen Sergent: „Si j'eusse été à Coblence, j'aurai fait brûler Marceau."

Dessen erinnerte man sich ein Jahr später. Der neue Oberbefehlshaber der Sambre- und Maasarmee, General Höche, war zu Wetzlar gestorben. Am 23. Sept. 1797*** brachte man seine Leiche nach Thalehrenbreitstein, wo ihr die Oesterreicher und Reichstruppen, welche die Festung fort und fort besetzt hielten, militärische Ehren erwiesen, und von da weiter nach Koblenz. Nachmittags bestattete man den Körper neben Marceau's Grabe auf dem Petersberge. Am folgenden Tage aber rückte unter dem Befehle des Gouverneurs von Koblenz, General Hardy, die gesammte Garnison in feierlicher Parade aus. Die ausgegrabene Leiche Marceau's wurde in großer Generalsuniform auf einen hohen Scheiterhaufen gelegt und dieser dann entzündet. Unter kriegerischer Musik, Gewehrsalven und Kanonenschlägen — auch die Feinde salutirten vom Ehrenbreitstein herab — unter Schlachtgesängen und éloges funèbres (Sergent's Ausdruck) brannte der Haufe nieder. Die Asche wurde sorgfältig gesammelt, in eine Urne eingeschlossen, welche die Aufschrift trug: „Hic cineres, ubique nomen", und dann dem pyramidenartigen Denkmale, das sich über dem Grabe erhob, einverleibt. Auf den Tafeln, die in die vier Seiten des letztern eingelassen sind, liest man noch heute das Folgende:

1. Ici repose Marceau, né à Chartres, département d'Eure et de Loire.
   Soldat à XVI ans,
   Général à XXII ans. (Müßte heißen XXIV.)
   Il mourut en combattant pour sa patrie, le dernier jour de l'an IV de la Rép. Franç.
   Qui que tu sois, ami ou ennemi*, de ce jeune héros respecte les cendres.
2. L'armée de Sambre et Meuse après sa retraite de la Franconie quittoit la Lahn; le général Marceau commandoit l'aile droite; il etoit chargé, de couvrir les divisions, qui défiloient sur Altenkirchen. Le III. jour compl. an IV. il faisoit ses dispositions au sortir de la forêt de Hoechstenbach, lorsqu'il fut mortellement atteint d'une balle. On le transporta à Altenkirchen où sa foiblesse obligea de l'abandonner à la générosité des ennemis**; il mourut entre les bras de quelques François et des généraux autrichiens dans la XXVI*** année de son âge.
3. Il vainquit dans les champs de Fleurus, sur les bords de l'Ourthe,

* Vgl. „Fragments de mon album" (1811), und „Notices historiques sur le Général Marceau" (1820).

** Nach Angaben eines Augenzeugen („Notizen eines kurkölnischen Soldaten der Besatzung des Ehrenbreitstein").

*** Nach denselben.

* Das Komma steht in manchen Berichten fälschlich hinter héros.

** Vgl. meine obigen Angaben, betreffend Poncet u. s. w.

*** Muß heißen im XXVIII.

Digitized by Google

de la Roer, de la Moselle et du Rhin.

L'armée de Sambre et Meuse à son brave général Marceau.

4. „Je voudrois qu'il m'eût couté le quart de mon sang et [que je] vous tinsse en santé, mon prisonnier, quoique je sache que l'empereur, mon maître, n'eût en ses guerres plus rude ni facheux ennemi."

(Mémoires du chevalier Bayard, allusion aux paroles du général autrichien baron de Kray.)

Nun beginnen die Schicksale der Asche Marceau's. Im Jahre 1804 sollen Diebe das Grab erbrochen haben, weil sie Kostbarkeiten (!) in demselben vermutheten. Sie fanden keine vor, streuten deshalb aus Wuth die Asche umher. Das entdeckte man, sammelte die Asche wieder und sandte sie der Schwester Marceau's*, Mme. Sergent, zu. Diese behielt sie zu einem Drittel; das zweite Drittel schenkte sie der Vaterstadt Chartres, wo es in die Grundmauer des Denkmals Marceau's eingemauert wurde. Das letzte Drittel sollte Marceau's Braut erhalten; doch schickte diese die Asche zurück, da sie sich inzwischen anderweitig verheirathet hatte. Nach dem Tode von Mme. Sergent wurden dann die zwei Drittel im Familiengrabe der Sergents zu Nizza beigesetzt. Die ganze Geschichte beruht auf französischer Einbildung, ist Mache, um die neulichen Feierlichkeiten begründen zu können. Von einem Einbruche in das Marceau-Denkmal ist nach meinen Untersuchungen notorisch nichts bekannt. Gewiß ist nur, daß unter der Herrschaft Napoleon's das Denkmal absichtlich unbeachtet blieb und verfiel.* Auch für Hôche's Grab geschah nichts.

Man hatte die Stätte, an der beide Helden lagen, fast vergessen, als im Jahre 1820 unter preußischer Regierung eine Erneuerung der Befestigungen des Petersberges vorgenommen wurde. Man erbaute damals die Feste Franz in größerm Umfange. Das Marceau-Denkmal wurde abgebrochen, auch Hôche's Grab umgewühlt. Bei dieser Gelegenheit verschwanden Asche und Gebeine beider Generale spurlos. Daß sich Gassenbuben mit den Knochen Marceau's geworfen hätten, ist wieder eine tendenziöse Erfindung, unbekannt, woher solche stammt. Denn die Knochen Marceau's waren bereits 1797 zu Asche verbrannt. Als nun König Friedrich Wilhelm III. von der Rücksichtslosigkeit der Arbeiter hörte, befahl er, daß die Grabpyramide sofort wieder aufgerichtet werde, wenn auch außerhalb des Kreises der Befestigungen. So kam das Denkmal an die Kölner Straße, an die Stelle, an der es heute noch steht; gleichzeitig wurde an den Ort, an dem Hôche beerdigt worden, ein flacher Denkstein gelegt. Mme. Sergent dankte dem Könige für seine Fürsorge und übersandte ihm ein Exemplar der „Notices historiques" (vgl. Anmerkung oben), die eben erschienen waren. Im Jahre 1886 wurde die Schrift an der Stirnseite des Denkmals erneuert, ebenso der dort angebrachte Löwe. Der ringsherum gehende

* Louisa Marceau des Graviers (mit dem Phantasienamen Emira), geb. 1771 (?), vermählt in erster Ehe mit M. Champion de Cernel, in zweiter (1795) mit Sergent, starb 6. Mai 1834 zu Nizza. Sergent starb 1847; er schenkte der Stadt Chartres Marceau's Säbel.

* Die Marceau, Hôche, Joubert, Desaix, Kleber starben Bonaparte, dem spätern Kaiser, sehr zu Gunsten. Sie waren ebenso wenig Republikaner wie er; aber Thiers sagt: „Ils ont eu l'honneur de mourir citoyens et libres." Vgl. auch Lord Byron's „Childe Harold", III. Ges., 56, 57.

Digitized by Google

Kirchhof mit den Gräbern von 1870/71 hier verstorbenen gefangenen Franzosen erhielt eine neue Einfassung. Die Asche des Feldherrn aber ist und bleibt verschwunden.

In der Nähe des Dorfes Höchstenbach, dicht neben der Köln-Limburger Heerstraße, bezeichnete ein platter Stein den Ort, an welchem der General fiel.* Auf der sieben Fuß langen und drei Fuß breiten Schiefertafel stand zu lesen:

Ici fut blessé le XIX. septembre 1796 Marceau, général françois. Il mourut, estimé, pleuré du soldat, de l'habitant, de l'armée.

In den dreißiger Jahren ließ die Gemeinde Höchstenbach auf Anordnung des Amtmanns Flach zu Hachenburg ein Gärtchen um den Denkstein anlegen. Im Jahre 1863 wurde der Stein entfernt und an seiner Stelle ein vierseitiger Obelisk, auf einem Sarkophage ruhend, aufgestellt. Die Anregung dazu gab der Postmeister Heymann in Wied-Selters. Derselbe wandte sich an den französischen Gesandten in Darmstadt, der den Kaiser Napoleon III. für die Sache zu interessiren wußte. Letzterer übertrug die Ausführung dem Bauinspector Meurer in Montabaur. Im Jahre 1886 wurde das Denkmal erneuert und mit einem eisernen Geländer umgeben. Auf der Ostseite, nach der Frankfurter Straße zu, wurde bei Errichtung des Denkmals in den Sarkophag eine Marmorplatte mit der alten Inschrift eingefügt. Auf der Südseite steht in lateinischer Sprache, was wir hier möglichst wörtlich wiedergeben:

Hier fiel, durch einen tödlichen Schuß verwundet, am 12. Tage vor October (19. Sept.) 1796, während er mannhaft die Vorhut führte, auf dem Rückzuge nach Mainz, edelmüthig und von liebenswürdigen Sitten: Fr. Sévérin Desgraviers Marceau, Feldherr des Heeres der Republik der Franken, geboren zu Chartres, der nach der Wunde zu Altenkirchen starb, zwei Tage darauf, im 27. Jahre und 7. Monate seines Lebens, und die Soldaten hatten ihm sogleich an demselben Orte, wo er fiel, dankbaren Herzens eine einfache Schrift geweiht. Das Zeugniß der Verehrung wurde stets vom deutschen Volke bisher bewahrt; dann haben die nicht unwürdigen Feinde dem zu Coblenz Beerdigten ein Grabmal errichtet.

Auf der Westseite:

Hier wurde verwundet den 19. September 1796 der französische Feldherr Marceau. Er starb, beweint vom Soldat, geachtet von Freund und Feind.

Deutsches Volk! Dieses einem edeln Todten gesetzte Denkmal wird Deinem Schutze bestens empfohlen, schütze es wie Deine Väter die alte Denktafel geschützt haben!

Auf der Nordseite in Latein:

Der Obelisk ist zu seinem (Marceau's) Gedächtniß errichtet von Kaiser Napoleon III., unter Fürsorge des Grafen Gustav von Reis und unter dem rechtmäßig und glücklich regierenden Herzoge Adolf zu Nassau im Jahre 1863.

Stellen wir also nochmals die Thatsachen kurz und bündig zusammen. Am 19. Sept. 1796 fiel Marceau in dem Treffen bei Höchstenbach, am 25. Sept. desselben Jahres wurde seine den Franzosen ausgelieferte Leiche zu Koblenz beerdigt. Am 24. Sept. 1797 wurde dieselbe ausgegraben und verbrannt, die Asche später in einer Urne gesammelt

* Das Folgende nach Mittheilung der Herren Lehrer Görz-Hachenburg und Engel-Höchstenbach.

Digitized by Google

und in das Grabdenkmal am Petersberge eingeschlossen. Im Jahre 1820 ging beim Abbruche des Denkmals die Asche sammt der Urne verloren.

Dagegen las man in französischen Blättern:

„Am 25. Juli 1889 wurde in Gegenwart des Maire von Nice (Nizza) und des Präfecten des Departements der Seealpen, sowie des Deputirten der Regierung, M. Noel Parfait, das Familiengrab Marceau's (d. h. wol Sergent's) auf dem Friedhofe zu Nice geöffnet. Der Kirchhof war für Unberufene abgesperrt" (wol aus guten Gründen). „Man fand die Urne in Scherben (?!) vor. Als der betreffende Arbeiter sie herausreichte, entblößten die Anwesenden ihre Häupter, und der Präfect las die Aufschrift: «Hic cineres, ubique nomen.»" (S. oben.) „In der Urne befand sich eine 25 : 10 Centimeter große flache Blechkapsel mit einer Messingplatte, welche die Inschrift trug: «Marceau, général de la République.» Der Deputirte nahm die Kapsel an sich; die Herren theilten sich in die Scherben der Urne. Herr Noel Parfait reiste nach Paris, und dort wurde bekanntlich Marceau's Asche im Pantheon beigesetzt."

Die Franzosen würden, sollten sie diesen Aufsatz lesen, jedenfalls meinen Ausführungen eine gehässige Ursache unterschieben, wol gar behaupten, daß der Ruhm des großen Feldherrn verkleinert werden solle. Nichts liegt mir ferner als das. Nur wollte ich nachweisen, wie man sich absichtlich oder unabsichtlich getäuscht hat. Wie oft wird die Einbildung durch Selbsttäuschung im Menschen zum festen Glauben!

Neuere französische Romane.

Von Friedrich Carl Petersen.

Eine ebenso verlockend eigenartige wie undankbare Aufgabe stellte sich Frau Hector Malot, die Gattin des bekannten hochbegabten Romanschriftstellers dieses Namens, indem sie den Roman „Thörichte Liebe"* entwarf. Die Aufgabe bestand im wesentlichen in der mittelbaren Geltendmachung des Satzes: Damit ein gottbegnadeter, mit Lust und Liebe zum Dinge schaffender Dichter in der Ehe den Hafen des Glücks erblicken könne, muß ihm ein Weib zur Seite stehen, das seinen Dichterstandpunkt theilt, ihm nicht nur eine liebevolle Gefährtin, sondern in verständnißreicher Würdigung seiner Werke auch eine treue, den Dichter stets zu neuem Schaffen begeisternde Gehülfin und Beratherin ist. Die Art und Weise, wie sie dieselbe gegensätzlich löste, mag etwas gewagt erscheinen. Die Zwei, welche in der Erzählung als Liebende auftreten, wandeln Bahnen, die bei den Vertretern und Verfechtern der guten Sitte als Abwege verpönt sind; eben dadurch aber tritt das leidige Verhältniß, welches hier die Ehe bedingte, klar zu Tage, kommt der Leser zu dem Schlusse: „Wie glücklich wäre der Mann gewesen, hätte er statt jener diese ehelichen können",

* „Folie d'amour" (4. Aufl., Paris 1889).

Digitized by Google

und damit hat die Verfasserin, deren klares, anschauliches Schildern und feinfühliges Darlegen übrigens dem Wagnisse der thörichten Liebe den glatten Gang des Wahrscheinlichen sicherte, ihre Absicht erreicht. Unstreitig zählt das Buch zu den seltenen verwandten Schriftgaben an die gebildete Welt, welche Beachtung verdienen. Fassen wir denn den Inhalt kurz ins Auge!

Stephan Reinert, ein elsässer Landeskind, hat sich zu Paris mit seinen Werken als Tondichter einen Namen gemacht. Er vergöttert seine Kunst, schafft mit voller Hingebung an die Sache, wird aber freilich, da er seinen eigenen Weg geht, noch vielfach verkannt, und hat überhaupt Ursache, mit der Anerkennung, die man ihm zollt, nur halb zufrieden zu sein. Selbst sein Bühnentonspiel „Judith", ein Werk, das er mit seinem Herzblute geschrieben, in dem er der tonkunstfreundlichen Welt die edelsten Früchte seines reichbesaiteten Dichtergemüths dargebracht, das ihm nach seiner innersten Ueberzeugung unsterblichen Ruhm hätte sichern dürfen, hat nur ein mittelmäßiger Erfolg gekrönt; seit acht Tagen wird es nun täglich gegeben, und die rücksichtslosen Auslassungen und kleinlichen Mäkeleien derer, die als Kunstrichter in den Zeitungen ihr Urtheil über die neue Dichtung zum besten gaben, haben ihn in solchem Maße empört und herabgestimmt, daß er dem undankbaren Mühen auf immer entsagen, Paris auf Nimmerwiederkehr verlassen möchte. Da plötzlich weichen die Schatten des Mismuths von ihm wie durch Zauber; von frischem Muthe beseelt, erhebt er das Haupt wieder.... Ein Brief hat das Wunder bewirkt, ein Brief von unbekannter, aber freundlicher Hand, aus dem es ihn anmuthet wie ein Hauch echtem Verständniß entsprossener jungfräulicher Begeisterung für alles, was er bis dahin geschaffen, wie eine ihm namentlich auch bezugs seines Tonspieles „Judith" dargebrachte Huldigung auf Grund wahren, bewundernden Empfindens. Dankdurchdrungen erfüllt er den Wunsch der geist- und gemüthreichen jungen Freundin, die ihm sein eigenartiges Schaffen gewonnen, und erwidert ihr Schreiben auf dem von ihr gewünschten Wege, indem er den Umschlag seines Briefes mit dem Vermerk „Zum Abholen" versieht. Ein reger, die Tonkunst und im besondern Reinert's Dichterwirken betreffender brieflicher Gedankenaustausch findet in der Folge zwischen den beiden statt. Mit wachsender Theilnahme nimmt Reinert die seinen Werken geltenden treffenden Bemerkungen und aufmunternden Winke der Unbekannten entgegen. Daß er es mit einer gebildeten Tonkunstverständigen zu thun hat, unterliegt für ihn keinem Zweifel mehr. Ob sie auch schön ist? Er meint es aus ihren Briefen abnehmen zu dürfen. Gar zu gern erführe er es jedoch aus eigener Anschauung. Und als fünf Monate seit dem Empfange ihres ersten Briefes vergangen sind, gesteht er ihr offen seinen Wunsch, sie zu sehen. Allein erst nachdem er denselben auf ihr Verlangen wiederholt ausgesprochen, gewährt sie ihm ein Stelldichein. In einem Bildersaale im Louvre treffen sie zusammen. „Da bin ich!" Eine Unbefangenheit — kurz, die Vorstellung ist köstlich. Die Dreiundzwanzigjährige ist in der That ein herrliches Frauenbild. Hoch- und schlankwüchsig, formenlieblich, hat sie Augen wie eine Göttin und eine Stimme, die Reinert schier in noch höherm Grade entzückt als ihre Schreibart. Sie fahren zusammen nach einem entlegenen Orte bei Auteuil, lustwandeln Arm in Arm im Gehölz. Freimüthig offenbart der Vierzigjährige dem entzückend verständig redenden Mädchen seine Tondichterver-

Digitized by Google

gangenheit. Sorgen macht ihm jetzt, aus Gründen, sein zehnjähriges Söhnlein. „Sie sind verheirathet?“ fragt die Geführte. „Leider!“ lautet die andeutende Antwort. Aber kein Wort über die, der das Leider! gilt. Und mit Hingebung plaudern sie weiter. Hingerissen, nimmt Reinert der Jungfrau das Versprechen ab, ihm immerdar eine Freundin und Lenkerin sein zu wollen, und er schildert ihr, wie er gerungen und gekämpft, wechselsweise gehofft und gezagt, und dabei allmählich aus dem Dunkel ans Licht sich emporgearbeitet habe; und auch sein pariser Heim, das aufs bequemste eingerichtete Bürgerhaus, welches er sich gekauft, schildert er ihr. Darauf enthüllt sie ihm ihr Sein und Leben. Sie heißt nicht Bérangère d'Osnoy, wie sie ihre Briefe gezeichnet, sondern Delphine Gavarret. Ihr Vater ist ein in den Ruhestand versetzter Oberst, der als Freiherr auf seinen Standesnamen verzichtet hat und die Tochter schalten und walten läßt, wie es ihr beliebt, übrigens, wie wir später erfahren, ganz von seinen die Kriegskunst betreffenden schriftstellerischen Arbeiten in Anspruch genommen wird. Die Mutter hat ihr ein Jahr nach ihrer Geburt der Tod entrissen. Sie ist somit bezugs ihrer Erziehung früh auf sich selbst angewiesen gewesen, und das erklärt ihr etwas absonderliches Wesen und Thun. Keine geborene Pariserin, lebt sie erst seit fünf Jahren in der Landeshauptstadt, wo auch eine verheirathete Schwester von ihr wohnt. Zu stolz, als daß sie sich zu einer ihrem geringen Vermögen entsprechenden Heirath hätte entschließen können, hat sie es vorgezogen, wie eine Witwe frei und unabhängig zu leben. Ihre leidenschaftliche Liebe zur Tonkunst bietet ihr für den Ausfall reichlichen Ersatz. Als Sängerin noch nicht im Vollbesitze ihrer Stimmmittel, übt sie seit einigen Monaten mit der Mariani die Sangweisen seiner „Judith“ ein. Wie er diese empfunden, will auch sie die Heldin mit dem liebenden, von Vaterlandsliebe durchglühten Herzen empfinden; welch herrliche Genugthuung für sie, könnte sie ihm seine Judith in ihrer Auffassung vorführen!... O ja, sie bewundert den Tondichter, und unverhohlen gesteht sie es ihm. Und wie hätte er in ihr nicht das Weib, das Freud' und Leid aufrichtig mit dem Dichter und Künstler theilende, die Beifallsspenderin in guten, die Trösterin in bösen Tagen erblickt! Kurz und gut, der Freundschaftsbund ist geschlossen, und sie trennen sich den Tag nicht ohne daß die Freundin dem Freunde gelobt, ihm, so oft es ihr möglich sein werde, ein neues Stelldichein bieten zu wollen.

Im stillen Kämmerlein sinnt Delphine den Abend über das Erlebte nach. Nun bangt ihr doch schließlich. Der schöne Traum zerronnen: Gatte, Vater! O, hätte sie das ahnen können!... Lange bleibt ihr die Nacht der Schlaf fern. Am andern Morgen, bei ruhigem Blute, kommt sie zur Erkenntniß. Nein, es geht nicht; es wäre Wahnsinn, und entschlossen, wenn auch zu Tode betrübt, schreibt sie einen Brief an ihn nieder, der ihre ewige Trennung bedingen muß. Eben will sie den Brief auf die Post tragen, da trifft ein Schreiben von ihm ein. Bebend liest sie es. Er liebe sie, „nicht wie man eine Freundin, nein, wie man ein Weib, seine Buhle liebt“! erklärt er ihr, und da, wenn er sie wieder und wieder sähe, die Leidenschaft sich seiner bemeistern würde, wolle er reisen, in der Ferne sie zu vergessen suchen.

Er liebt sie? Und sie verwirft, was sie beschlossen, zerreißt ihren Brief. Er fürchtet, sie dürfte ihm gefährlich wer-

Digitized by Google

den? Nun wohl, sie will ihn beruhigen, ihm beweisen, daß er trotz seines Geständnisses nichts von ihr zu fürchten habe. Und sie schreibt ihm: „Reisen? Wie thöricht! Erst hören Sie mich! Morgen um 3 Uhr in der Dreifaltigkeitskirche."

Und er kommt. Von einer Liebe, wie er sie begehrt, will sie nichts wissen. Rein seelisch, keusch, in Freundschaft will sie lieben. Und sie bekehrt ihn, er lenkt bei, reist nicht.

Wie glücklich fühlt sich nun Reinert! Alles, selbst sein Heim, erscheint ihm im schönsten Lichte. Fast liebenswürdig ist er gegen seine andere Hälfte, ein garstiges Anhängsel aus seiner Junggesellenzeit, eine böse Sieben, die er nebst dem hirnlosen Sohne, den sie ihm geschenkt, oft wochenlang keines Blickes gewürdigt hat. Und die Zeit der Prüfung beginnt. Ausflug auf Ausflug. Trauliches Beisammensein im Wagen, an wohlbesetzter Tafel, im Waldesdunkel, in einer Hütte am Meere. Den ganzen Sommer und Herbst über währt das gefährliche Spiel. In einer kleinen Wohnung, die mit Delphine's Erlaubniß Reinert für ihre Zusammenkünfte gemiethet und eingerichtet, wird es fortgesetzt. Lange schwelgen sie dort in Genüssen, wie sie die Tonkunst bietet. Dort führt dem bewundernd Lauschenden Delphine als Sängerin seine „Judith" vor. Doch auch bei ihr ist nachgerade die Leidenschaft rege geworden. Und das Unausbleibliche geschieht: sie erhört ihn. Fortan mögen die Liebenden einander vollends nicht mehr missen. Reinert ist glücklich wie ein Gott. Delphine träumt beglückt mit offenen Augen weiter. Gleichwol erinnert sie bald dies und das an das Misliche ihrer Lage. Da wohnt sie mit ihrer Lehrerin, der Mariani, im Hörsaale der Anstalt für die Pflege der Tonkunst dem Vortrage einer Reihe von Tonwerken an, die auch eine in ihrem Beisein entworfene, gleichsam von ihr eingehauchte neue Schöpfung Reinert's begreift, und die Mariani zeigt ihr die Gattin und den Sohn des Tondichters. „Die Alte mit dem rothen Hute?" „Nun freilich." Und die Lehrerin fügt noch etwas gerade nicht Schmeichelhaftes über dieselbe hinzu. Ein Schauder befällt die liebende Schwärmerin. Wol schöpft sie aus dem gespielten Tonwerke des Meisters neue Begeisterung für denselben. Aber die Alte mit dem rothen Hute kommt ihr nicht aus dem Sinne, um ihre heitere Liebesruhe ist es geschehen. Schon tags darauf merkt ihr Reinert eine gewisse Verstimmtheit an. Vergebens beschwört er sie, ihm den Grund zu gestehen. Sie liebe ihn zu sehr, meint sie, in Schluchzen ausbrechend. Kurz danach meldet er ihr seine bevorstehende Abreise nach London, wo „Judith" zur Aufführung kommen soll. Längst hat sie gegen ihn den Wunsch geäußert, einmal acht Tage lang mit ihm in häuslicher Abgeschiedenheit zu leben. Sie erinnert ihn daran. Aber er reise nicht allein, wendet er voreilig ein, Gattin und Sohn begleiten ihn. Das ist ein neuer Oeltropfen in die Glut des Grolles in ihrem Innern. Indeß noch dämpft sie die Glut und wechselt mit dem in London Weilenden Briefe. Da liest sie zufällig einen Zeitungsaufsatz über „Judith" und Reinert, in dem diesem auch als Gatten hohe Anerkennung gezollt wird. Er liebe seine Frau und bete sie an, heißt es darin. Man sehe es ihm wahrlich nicht an, aber er sei ganz zärtliche Sorgfalt und Aufmerksamkeit gegen die, welche, nachdem sie mit ihm gesorgt und gerungen, nunmehr mit ihm sich seiner Erfolge freue. Er kenne kein größeres Vergnügen, als an ihrer Seite seine schönen Weisen niederzuschreiben u. s. w. Ein

Digitized by Google

Fieberfrost schüttelt sie nach dem Lesen dieser Zeilen. Die Mariani sagt ihr zwar, es müsse die Lobrede jemand dem Weibe zu Gefallen geschrieben haben, denn es sei kein Titelchen Wahres daran; aber was sie über die Vergangenheit der Alten, „einer Strolchin, die Glück gehabt", hinzufügt, ist wahrlich nicht geeignet, der Verirrten zum Troste zu gereichen. Und enttäuscht, das Thörichte und Herabwürdigende ihrer Liebe einsehend, nimmt sie in einem längern Briefe, dessen Kern die andeutende Erklärung, sie habe sich seine Ehe als eine nicht im mindesten von Liebe bedingte Geld- und Standesehe gedacht, auf immer von dem Buhlen Abschied, um hinfort in ihm wieder ausschließlich den Tondichter zu lieben, und tritt, das Herzeleid zu verwinden, mit ihrer Schwester eine Sommerreise an.

Das alte Lied vom Ehebruche, ohne welches es nun einmal nicht geht, kommt auch in dem Romane „Leidenschaftlich", dem ersten der Folge: „Eine verschwindende Welt"*, von Albert Delpit** zur Geltung. Allein so sehr es die Schriftstellerin vermieden, ihrer Erzählung eine gewisse, nicht jedermann zusagende Würze zu geben, so reichlich hat der Schriftsteller seine in gewisser Beziehung mit Cayennepfeffer gewürzt. Lustig flattert darin das rosenrothe Banner. Der Verfasser bietet dem Leser kein überzuckertes Gift: er schildert nach dem Leben, die Leidenschaft zeigt er in ihrem wahren Wesen, seine handelnden Gestalten sind Menschen von Fleisch und Blut, und er erzielt mit ihnen gegensätzlich Bedeutendes, mit allen die regste Theilnahme beim Leser, und auf das düstere Gemälde menschlicher Schwächen und Verirrungen wirft schließlich seinen versöhnenden Schein das Strahlenbild der siegreichen wahren Liebe.

Edmond Sorbier, ein wohlgestalteter lebelustiger Jüngling, den sein sehr beträchtliches väterliches Erbe in die Lage gebracht hat, zu Paris ein müßiges Herrenleben führen zu können, ist in heißer Liebe zu einer bildschönen jungen englischen Witwe entbrannt. Mistreß Maud Vivien, die für sehr reich gilt, da sie viel Geld ausgibt, erwidert seine Liebe scheinbar mit leidenschaftlicher Hingebung und versteht es, durch ihre geheimen Buhlkünste ihn immer fester zu umgarnen. Allgemach aber ist durch ihr freies Gebaren dem geldmächtigen Wechselherrn Rixens gegenüber bei Edmond die Eifersucht rege geworden; und in der That ist er der auserkorene, Rixens der zahlende Liebhaber. Er macht auch aus seiner Eifersucht kein Hehl gegen sie; mit wegwerfenden, spöttischen Bemerkungen über seinen vermeintlichen Mitbuhler weiß sie jedoch das störende Feuer bei ihm geschickt zu dämpfen. Da empfängt Edmond Besuch aus seiner engern Heimat in den Sevennen. Es sind La Faurie, seines verstorbenen Vaters Jugendfreund, ein Biedermann im vollen Sinne des Wortes, seines Glaubens, wie die meisten Bewohner jener Gebirgsgegend, ein Protestant, und dessen früh verwaiste neunzehnjährige Nichte Geneviève, eine blühende, ebenso reizende als muntere und geradsinnige Jungfrau, deren Erziehung den Oheim abgehalten, sich zu beweiben, und deren Abgang von der höhern Mädchenschule, in der er sie vor drei Jahren untergebracht, ihn nach Paris geführt hat. Sorbier begrüßt den alten väterlichen Freund und die Gespielin von einst, die er seit fünf Jahren nicht gesehen, aufs herzlichste, und gern läßt er sich von dem kindlich freimüthigen,

* „Un monde qui s'en va. Passionnément" (Paris 1889).

** Vgl. „Unsere Zeit", 1884, II, 646 fg.

Digitized by Google

überaus verständigen Plaudern des jungen, schwarzhaarigen Sevennenkindes mit der angeschulten Weltkenntniß fesseln und wieder fesseln. Als ihm aber La Faurie seine Absicht kundgegeben, Geneviève unter die Haube zu bringen, und ohne weiteres ihm deren Hand und Vermögen anträgt, lehnt der von der schönen Britin Behexte fast barsch mit dem Bemerken ab, er sei nicht gesonnen, sich zu beweiben. Ja er tritt nachträglich auf den Wunsch La Faurie's, wenn auch mit Widerstreben, bei Geneviève als Fürsprecher eines Bekannten, des Boulevardjünglings Fernand de Quinsac, auf, und die wol schon unbewußt Liebende verspricht dem Oheim, in sechs Monaten entweder Herrn de Quinsac oder einen andern ehelichen zu wollen. Inzwischen hat La Faurie, der heirathslustige, rüstige, von Gesundheit strotzende Gebirgsmann, wiederholt in Gesellschaft die schöne Maud mit dem Goldhaar geschaut, und dabei ist dem Funfzigjährigen das lange gebändigte Junggesellenblut heiß zu Kopfe gestiegen. Sorbier aber hat die Leidenschaft, die Eifersucht zu dem Entschlusse aufgestachelt, Mistreß Vivien zu ehelichen. Als er sie gefragt, ob sie die Seine werden wolle, ergeht sie sich in Freudenausbrüchen und neuen Liebesbetheuerungen. Und fortan siegesgewiß, äußert sie, er halte sie für reich, aber sie sei arm, da die von ihrem verstorbenen Gatten hinterlassenen großen Güter im Werthe von so und so viel Millionen nicht ihr, sondern ihrem Sohne gehören, und sie nur den Nießbrauch davon habe; er könne übrigens bei ihrem Sachwalter in London Erkundigungen einziehen. Das macht ihn von neuem argwöhnisch. In aller Stille geht er nach England. Mit Grimm und Groll im Herzen kehrt er zurück. Belogen und betrogen von ihr, die er zu seiner Gattin machen wollte! Und ein strafender Richter tritt er vor die Erbleichende hin und schmettert sie mit seiner Anklage zu Boden. Er weiß um ihre frühern Liebschaften, weiß bestimmt, daß sie immer Liebesschacher getrieben, daß sie bei ihrem geringen, von ihr als sehr beträchtlich angegebenen Einkommen in Paris auf den Geldbeutel Rixens' angewiesen war. . . . Dazu die Schmach, die sie ihm angethan, indem sie ihn an die Tafel des beweibten andern Buhlen nöthigte . . . nun, er hat Ursache, gegen die Elende kein milder Richter zu sein, und trotz ihrer Betheuerungen, sie habe ihn um seiner selbst willen aufrichtig und wahr geliebt, zeigt er sich unerbittlich. Gerade kommt Rixens. Mit beißendem Spotte enthüllt er demselben das Wesen und Treiben der Liebenswürdigen. Der Wechselherr, ein Mann von Verstand, bewundert seinen Schicksalsgenossen der treffenden Offenbarung wegen und schließt sich ihm in Freundschaft an. Und beide verlassen die Schöne mit einem „Gott befohlen!", das ewige, freilich im Munde Edmond's auch schmerzliche, Abkehr bedeutet. Nun darf Maud weinen und . . . auf Rache sinnen.

Nahezu fünf Monate sind seitdem verflossen. Sorbier hat gleich nach jenem Auftritte Paris verlassen und sich auf Reisen begeben, um den Verlust, der ihm trotz alledem herbe erscheint, zu verschmerzen. Geneviève ist mit dem Oheim nach Valleraugue, ihrer Heimat in den Sevennen, gezogen. La Faurie hat sich bald darauf nach Italien begeben, wo er als Grundbesitzer nachzusehen hat, und sie ist mit einem betagten Vetter auf dem Gute La Madolonne zurückgeblieben. Da zeigt ihr Sorbier brieflich seine bevorstehende Wiederkunft an. Er kommt. Heiter tritt er vor die ihn herzlich Begrüßende hin, denn sein Hoffen ist in Erfüllung gegangen, die unselige Leiden-

Digitized by Google

schaft aus seinem Innern getilgt. Und im freien Verkehre mit der reinen, holdlieben Jungfrau erschließt er sein Herz der echten, einzig wahrhaft beglückenden Liebe. Im grünem Walde, unter lustigem Vogelsange wechseln sie lustwandelnd den ersten Kuß, und fortan betrachten sie sich als Verlobte. Die Schilderung des Auftritts ist reizend.

Aber wo bleibt nur La Faurie so lange? Wochen sind seit dem Himmelfahrtstage, an dem er bestimmt wieder zu Hause eintreffen wollte, vergangen, und noch immer ist man ohne Nachrichten von ihm. Endlich kommt ein Brief. La Faurie ersucht sein Nichtchen, nebst Vetter Raudine ihn von Nîmes abzuholen. Natürlich geht auch Sorbier mit. Und Geneviève stellt dem Oheim sich und Edmond als Verlobte vor. La Faurie ist freudig überrascht; aber was wird Fernand de Quinsac, dem er halb und halb sein Wort gegeben, dazu sagen? Gleichviel; er will ihm abschreiben. Und in fröhlichster Stimmung zeigt er den Verlobten an, er habe inzwischen geheirathet, und zwar Mistreß Vivien. . . . „Maud!" ruft Edmond schreckensbleich. Aber er faßt sich, macht gute Miene zum bösen Spiele, tritt auch der Schlauen gegenüber, die dem Verliebten in Italien zufällig (?!) begegnet ist und dann um so leichteres Spiel mit ihm gehabt hat, als La Faurie auf Grund eingezogener Erkundigungen von ihrer Ehrbarkeit überzeugt war, so unbefangen als möglich auf. Bei der ersten Gelegenheit jedoch, die sich ihm bietet, sie unter vier Augen zu sprechen, droht er der ihm mit Spott und Hohn Begegnenden mit Entlarvung für den Fall, daß sie es sich nur im mindesten beikommen lasse, dem Glücke seiner Braut Eintrag zu thun. Und sie verlacht ihn.

Inzwischen werden die Vorkehrungen zur Hochzeit getroffen. La Faurie schreibt dem unglücklichen Freier in Paris, und Fernand de Quinsac antwortet, sich in sein Schicksal ergebend, in maßvoller Weise, äußert sogar den Wunsch, dem Hochzeitsfeste anzuwohnen. Und wie hätte nebst den übrigen pariser Freunden und Bekannten La Faurie nicht auch ihn zu Gaste gebeten? Maud räth ihm schon deshalb dazu, weil Fernand's Anwesenheit Edmond ärgern kann. Und die Gäste kommen. Fernand, ein eitler, aufgeblasener, eigensinniger, boulevardfauler Geck, ist gegen Edmond die Freundlichkeit selbst und umkreist La Faurie's mit ihm liebäugelnde Gattin. Am Morgen der Trauung zeigt sich Geneviève ihrem Bräutigam in einem besondern Lichte. Schelmisch warnt sie ihn vor dem Regemachen ihrer Eifersucht, droht sie ihm mit Scheidung für den Fall seiner Untreue, erinnert sie ihn daran, daß nach ihrer Scheidung eine andere kirchliche Trauung ihm, dem Katholiken, versagt sei, nicht aber ihr, der Protestantin. Und das Hochzeitsfest wird begangen. Ihren Honigmond verleben die Glücklichen auf Reisen im hohen Süden. Als sie nach Valdeyron, dem Erbgute Sorbier's, zurückgekehrt sind, ist Maud gegen ihre Nichte ganz mütterlich zärtliche Theilnahme. Im stillen aber sinnt sie auf ihr Verderben, und bald hat sie, vom Zufall begünstigt, ihr teuflisches Werk entworfen. Mit Hülfe de Quinsac's, den sie durch Ehebruch zu ihrem Leibeigenen gemacht, führt sie es aus. Unter den von ihr sorgfältig aufbewahrten Briefen Sorbier's findet sie eine Einladung zu einem Stelldichein, die ganz auf ihre gegenwärtige Lage paßt. Sie besucht Geneviève, läßt im Gehen ihr Taschentuch ziehend den Brief fallen, und Geneviève rafft ihn auf und liest ihn. . . . Edmond ihr untreu?! Sie kann das Entsetzliche nicht fassen. Erst nach langen, schmerz-

Digitized by Google

voll in Thränen hingebrachten Stunden kommt sie zu ruhigem Denken.

Ja, Gewißheit will sie erlangen.... Im Büchersaale unten erwartet sie die nebst Sorbier auf einem Spazierritte begriffenen Gäste. Da kommt Quinsac mit einem Briefe von Maud an Edmond, den er sie zu bestellen bittet. Allein geblieben, liest sie den Brief. Es ist Maud's zusagende Antwort auf das Schreiben Edmond's.... Nun sind alle Zweifel bei ihr gehoben. O, die Elenden! Sie sollen der gerechten Strafe nicht entgehen. Fast ausgelassen spottlustig erscheint sie an der Abendtafel. Gegen Edmond läßt sie sich nichts merken.

Das freie Gebaren Quinsac's gegen Maud hat inzwischen den Verdacht des Gatten rege gemacht. Aergerniß zu verhüten, ist Sorbier mehrfach bemüht gewesen, den Lebejüngling zur Abreise zu bewegen, und am Abend sagt ihm derselbe, er füge sich seinem Wunsche, ersucht ihn aber, in Rücksicht auf seine Eigenliebe von seiner Abreise im voraus nichts zu sagen, selbst bis an die Bahn mitzukommen, um sich von seiner Abfahrt zu überzeugen, und ihn zu dem Ende morgen Abend um halb sechs Uhr im kleinen Saale zu erwarten. Und Edmond sagt freudig zu.

Das Ziel des Ausritts am andern Nachmittage ist ein ziemlich weit entlegenes Schloß. Daß Maud und La Faurie nicht erschienen sind, befremdet niemand. Darauf, daß Edmond unter einem nichtigen Vorwande nicht mitkommen werde, ist Geneviève — ward doch das Stelldichein von ihm auf den Abend angesetzt — gefaßt gewesen. Gleichwol treibt dieser neue Beweis für seine Treulosigkeit ihre Erregtheit auf die Spitze. Sie schließt sich dem Zuge an. Allein nachdem sie eine Bekannte ins Vertrauen gezogen und beschworen, zu verhüten, daß man ihr folge, kehrt sie allein nach La Valdeyron zurück.

Edmond kürzt unterdeß mit Fernand, der, von ihm zum Frühstück eingeladen, sich natürlich ebenfalls bei den Ausreitenden entschuldigt hat, die Zeit an der Ballspieltafel, am Schießstande u. s. w. Quinsac geht, sich zur Abreise fertig zu machen, und Sorbier erwartet ihn später im kleinen Saale. Aber nicht der Erwartete kommt, sondern Maud, der er bis dahin immer geflissentlich aus dem Wege gegangen. Quinsac, gibt sie vor, der gute Quinsac, der ihr in allem zu Willen sei, habe ihr seine Stelle eingeräumt. Barsch fragt Sorbier sie, was sie ihm zu sagen habe? Ausbrüche der Leidenschaft, Thränen, Vorwürfe, Bitten, Liebesbetheuerungen. Vergebens stellt ihr Edmond in schonenden Ausdrücken die Erfordernisse seiner Stellung vor, erinnert er sie daran, daß Leute im Hause anwesend sind, vergebens endlich thut er, sie an den Handgelenken fassend, ihr Gewalt an: ihre Liebestollheit steigert sich scheinbar bis zur Raserei, er läßt sie fahren, und mit beiden Armen umschlingt sie ihn....

Da plötzlich stößt Edmond einen Schreckensruf aus, während Maud, die ihre teuflische Absicht erreicht hat, ein Bild maßloser Frechheit, regungslos stehen bleibt. Hinter dem gelüfteten Thürvorhange hervor tritt mit todtenbleichem Antlitz und flammenschießendem Auge Geneviève. Die Reitpeitsche in der erhobenen Rechten, schreitet sie auf die Freche zu. Hui! versetzt sie ihr einen Hieb über die Schultern, und mit dem wiederholten Strafrufe „Metze!" treibt sie die Schändliche hinaus.

Ein erschütternder Auftritt folgt. Edmond betheuert der Heißgeliebten seine Unschuld, und sie zeigt ihm die seine Schuld beweisenden Briefe. Er erklärt, und sie schmäht ihn. Sie hat

Digitized by Google

gelesen und gesehen; ihre Ehe muß geschieden werden. Edmond will es nicht zugeben; dann will sie Abschied vom Leben nehmen. . . .

Plötzlich stürmt in höchster Erregtheit La Faurie herein. Er klagt ihnen sein Misgeschick. Maud sei außer sich ob der Abreise dieses Quinsac; er habe das und das Verdächtige bemerkt und sei den beiden nachgegangen, sie müssen hier gewesen sein: ha, hinterginge sie ihn — zermalmen würde er sie! . . . Ein Wort nur, und Geneviève hätte sich an Maud grausam gerächt. Aber der Glückstraum des verehrten Mannes, der bei ihr Vaterstelle vertreten, ist ihr heilig: das göttliche Mitleid siegt bei ihr über den Haß. Und sie, wie auch Edmond, beruhigt ihn. Ja, als La Faurie mit Maud, die mittlerweile, sich verrathen wähnend, in Todesängsten geschwebt, wieder erscheint und derselben sagt, sie solle Geneviève, welche sie gegen ihn in Schutz genommen, umarmen, wechselt sie opferwillig mit der Elenden einen Kuß. . . .

Das Maß der Schmach ist voll. Wieder allein mit Edmond, ergreift Geneviève, als dieser bei seinem Entschlusse, gegen ihre Klage auf Scheidung Einsprache zu erheben, beharrt, mit den Worten: „So erschieße ich mich!", die auf dem Tische liegende Feuerwaffe. Sorbier springt hinzu, ihr die Waffe zu entreißen, ein Schuß kracht, und mit dem Ausrufe: „Jetzt ist die Scheidung erlangt!" sinkt sie getroffen zu Boden.

Und die Richter erkennen, als die Verwundete genesen, ihrem Wunsche gemäß, trotz des langen erklärenden Briefes, den Sorbier an den Vorsitzenden gerichtet. Die Gattin La Faurie's wird in der Rechtssache nicht namhaft gemacht, und dieser hält Edmond für unschuldig. Nach längerm Umherirren in der Fremde nimmt Geneviève ihren Aufenthalt in Paris. Ihr Oheim, der sie besucht, redet zu ihr von Edmond. Allein sie ersucht ihn, den Namen des Treulosen, den sie verachte, nicht wieder vor ihr auszusprechen. Nach La Faurie kommt, von ihm angemeldet, Maud. In herzerschütternden Lauten, sonder Groll, gibt Geneviève derselben zu erkennen, wie grenzenlos unglücklich sie durch ihre Schuld geworden. Das sind feurige Kohlen auf das Haupt der Schuldigen. Und unter dem Gewaltdrange der Reue gesteht dieselbe ihrem Opfer alles bis auf die Mitschuld Quinsac's, und fleht die den Verlust ihres Lebensglückes Beweinende um Verzeihung an. . . . Geneviève hört die Bekennende erschüttert an. Edmond unschuldig! Und sie hat ihn verkannt, verstoßen, sein und ihr Glück mit Füßen getreten! Wie muß er sie hassen, sie verabscheuen! . . . Und sie verzeiht und weint in der Einsamkeit heiße Thränen der Reue. . . .

Edmond ist für sie unrettbar verloren, das fühlt sie. Nachgerade gewinnt bei der Einundzwanzigjährigen die Lust am Leben wieder die Oberhand. All ihre Bekannte rathen ihr, sich wieder zu verehelichen. Auch La Faurie räth es ihr. Uebrigens hört sie, daß Edmond, wieder in Paris, ein Aergerniß erregendes Freudenleben führt. Und Fernand de Quinsac tritt bei ihr wieder als Freier auf. Sie empfängt ihn, treibt den Schmähsüchtigen mit der Erwähnung von Maud's Bekenntnissen arg in die Enge und will ihm auf sein Bitten in zwei Stunden Bescheid ertheilen. Da bittet eine Bekannte sie brieflich für Edmond Sorbier um Vorlaß. Von unsagbaren Gefühlen bestürmt, läßt sie ihn vor. Durch die Ehescheidung ward zwischen ihnen auch die Gütergemeinschaft aufgehoben. Gleichwol hat Edmond den Winter auf ihren von den Landwirren arg mitgenomme-

Digitized by Google

nen Gütern in Irland zugebracht und dort ihren Vortheil gewahrt, somit Böses mit Gutem vergolten, während sie ... Und sein Freudenleben? Nun ja, hat er etwa nicht Ursache, sich zu betäuben? Kann er sie denn aus seinem Herzen bannen? ...

Himmel, er liebt sie also noch? Und überglücklich, sinkt sie ihm in die Arme. „Und Quinsac?" In zwei Worten unterrichtet sie ihn von dessen Freierschaft. Helles Auflachen beider; und den unglücklichen Freier empfängt ... Edmond. Nein, diese Jammermiene des Gecken! Er will Sorbier zum Zweikampfe fordern. Allein ohne Mühe überführt ihn dieser der Ungereimtheit, und mit langer Nase zieht der Tropf ab. Wer sich mit den Liebenden über ihr Wiederfinden von Herzen freut, das ist La Faurie. „Ihr wollt euch wieder ehelichen, Kinder?" meint er. „Einverstanden. Nur sei du, Edmond, nicht mehr gefallsüchtig, du, Geneviève, nicht mehr eifersüchtig. Denn das Gesetz ist deutlich. Zum andern male könntet ihr euch nicht scheiden lassen." Damit schließt die Erzählung, deren sittliche Bedeutung vornehmlich auch in dem Hinweise auf die möglichen guten und bösen Folgen der Ehescheidung liegt.

Das Gewissen, wie es aus der reuigen Maud redet, wie es der Urheber alles Seins einem jeden von uns mit auf den Lebensweg gibt, und das kein Vernünfteln hinwegzudeuten vermag, läßt Delpit auch in dem Romane „Wie im wirklichen Leben"* zu Geltung kommen, und zwar auf Grund der Folgen einer Selbsttäuschung, wie sie die Gottesleugnung und der Glaube an das Recht des Stärkern in dem Kampfe ums Dasein bedingt. Roland Montfranchet lebt mit seiner Schwester Alice zu Paris nothdürftig von dem Erträgnisse ihrer gemeinsamen Arbeit. Ihr Vater, der reiche bordeleser Bankherr, hat, durch unverschuldetes Unglück zu Grunde gerichtet, Selbstmord begangen; als seine Erben haben sie aus dem Nachlasse die Gläubiger befriedigt und, den Familiennamen Salbert annehmend, mit ein paar hundert Francs in der Tasche Paris aufgesucht, wo nunmehr zwei Dachstübchen ihr ärmliches Heim bilden. Da verdrängt Roland als Schulgehülfen ein Empfohlener aus seiner Stellung, und die Geschwister hätten am Hungertuche nagen müssen ohne die Hochherzigkeit ihres Stubennachbars, des Stadtschreibers Aristide Duseigneur, der sich um Alice's Hand bewirbt und ihnen eine, vorgeblich von ihrem Vater dargeliehene Summe Geldes in die Hände spielt. Unverdrossen sieht sich Roland nach Arbeit um. An hundert Thüren klopft er an; nirgends wird ihm aufgethan. Er möchte schriftstellerisch für Zeitungen thätig sein; und mit dem Zeugnisse der Reife versehen, mehrerer fremder Sprachen mächtig, darf er schließlich froh sein, daß man ihn als Streifbandschreiber anstellt. Wieder brotlos, begegnet er einem Schulfreunde, dem Sohne eines geldmächtigen Geschäftsherrn, und dieser bedenkt ihn, den Wissenshelden, mit der Stelle eines Zugführers auf der Eisenbahn zwischen Paris und Basel. Im Dienste hat der Empörte Muße, bezüglich des ihm bereiteten Loses Betrachtungen anzustellen. Ha, diese Gesellschaft! Ehrt man in ihr nicht den Mörder und Dieb, wenn er nur mit seiner Geldmächtigkeit großthun kann? O, es soll sich ihm nur eine Gelegenheit, sich zu bereichern, bieten; gewiß will er sie benutzen. Was Tugend! Der Rechtschaffene müht sich im Verborgenen und geht in Verzweiflung unter. Der Ver-

* „Un monde qui s'en va. Comme dans la vie" (15. Aufl., Paris 1890).

Digitized by Google

wegene, der hoch das Haupt tragende, beseitigt die, welche ihm im Wege stehen, und gelangt so zu Glück und Reichthum. Solche und ähnliche Gedanken beschäftigen ihn, und sein Groll wächst, seine Gemüthsart verfinstert sich, ein verbissener Grimm, Frucht seines unbefriedigten Stolzes, tritt in seinen Zügen und seinem Auftreten zu Tage. Ja, sie soll nur kommen! Und sie kommt, die Gelegenheit.

Von jenem Schulfreunde einer jungen russischen Witwe, die zu einer Geschäftsreise nach dem nordamerikanischen Westen und Hinterindien einen der deutschen und englischen Sprache kundigen Führer und Gesellschafter sucht, empfohlen, nimmt er die Stelle unter Bedingungen an, die ihm nicht nur ein beträchtliches Einkommen, sondern auch eine seinen Standesansprüchen entsprechende Begegnung sichern. Sein vornehmes Aussehen, sein zurückhaltend ernstes, Achtung gebietendes Auftreten verfehlt übrigens bei der Russin seine Wirkung nicht. Zum andern male Witwe, hat Sascha von ihrem ersten Gatten ein sehr beträchtliches Baarvermögen, von ihrem zweiten Gatten — beide, Sidney und Readish, waren Amerikaner, und von dem erstern hat sie überdies eine Tochter, — große Ländereien im fernen Westen und ein bedeutendes Bankhaus in einem Theile Hinterindiens, wo viele Deutsche ein Geschäft errichtet haben, geerbt, und an Ort und Stelle Ordnung in die zerrütteten Verhältnisse zu bringen ist der Zweck ihrer Reise.

Roland bringt mit dem ihm von der Witwe Readish vorgestreckten Gelde seine Schwester in die Lage, sich als Sängerin für die Bühne ausbilden zu können, und nimmt am Vorabende ihrer Trauung mit Aristide von den Lieben Abschied. Auf der Fahrt nach Havre ist Mistreß Readish gegen ihn die Liebenswürdigkeit selbst; sie will ihn schlechtweg Roland, er soll sie Sascha nennen. Er weiß, daß sie häufig mittels der Hautspritze von einem gewissen Mohngift Gebrauch macht, und schon zu Havre macht er die unangenehme Entdeckung, daß sich dieser Untugend bei ihr das Laster der Trunksucht gesellt und sie im Rausche regelmäßig Nelly, ihr Kammermädchen, mishandelt. Zu Chicago will er die Abscheuliche empört verlassen, und nur weil sie reuig beilenkt und ihm gelobt, sich bessern zu wollen, vornehmlich auch der armen Nelly wegen, an der die Tolle sich grausam gerächt hätte, steht er davon ab. Auf der Weiterfahrt zwingt die Reisenden eines Abends das Verhängniß, in einer einsamen Herberge für die Nacht ein Unterkommen zu suchen. Diebisches Gesindel macht die Gegend unsicher. Als es Nacht geworden, stecken raublustige Viehbuben (cowboys) die nahe Roßhürde in Brand, um Kutscher und Knechte von der Herberge hinwegzunöthigen und die fremden Gäste ungestört ausplündern zu können. Eben hat Roland dies von seinem Stübchen aus gewahrt, da erschallt vom andern Ende des Stockwerkes her ein heftiges Zornrufen und Schluchzen. Entrüstet eilt er hin, entreißt der Branntweintollen das von ihr bei den Haaren durchs Zimmer geschleifte und schließlich mit Füßen getretene arme Mädchen, welches sich auf sein Geheiß in seine Stube flüchtet, und stellt sie ihrer unmenschlichen Handlungsweise wegen barsch zur Rede. Wüthend meint sie, wer denn Herr hier sei? Und nach kurzem Wortwechsel ohrfeigt sie ihn. Von ihm an den Handgelenken gepackt, reißt sie sich los, ergreift ein im Bettzeug steckendes langes scharfes Messer und bringt ihm damit eine leichte Wunde am Arme bei. Nun ist es mit Roland's Geduld zu Ende. Außer sich, packt er mit beiden

Digitized by Google

Händen die sich heftig Wehrende am Halse und würgt sie. Jach läßt sie, die Augen verdrehend, das Haupt in den Nacken sinken. Entsetzt tritt Roland zurück. Zwei-, dreimal herum im Kreise dreht sie sich, und hin schlägt sie wie eine leblose Masse.

Gerade erheben die Spitzbuben draußen ein wildes Schreckgeheul. Roland eilt, sein Taschengewehr ziehend, ans Fenster. „Dort steht der Franzose!" ruft einer mit echt pariſischer Betonung. „Deinen Landsmann nehme ich aufs Korn!" versetzt ein Yankee. Ein Schuß fällt, und Roland stürzt, von einer Kugel in die rechte Achsel getroffen. Als er aus seiner Ohnmacht erwacht, erblickt er das vom Monde beschienene bleiche Antlitz Sascha's. Vom Blutverluste geschwächt, kriecht er unter brennenden Schmerzen mühsam hin. Eine räuberische Hand hat ihr die Ringe mit den kostbaren Perlen von den Ohrläppchen gerissen. Sie liegt mit entblößtem Busen noch an derselben Stelle. Er und kein anderer ist ihr Mörder, das wird bei ihm zu furchtbarer Gewißheit. Das Schuldbewußtsein erfüllt ihn mit Grauen. Aber am Ende ... Hastig tastet er mit der Hand. Nein, das Herz schlägt nicht mehr. Da entdeckt er durch eine Stecknadel, an der er sich die Hand ritzt, einen an das Futter des Brustkleides gehefteten Briefumschlag. Mit ihrer Erbverschreibung? Nicht doch; die Hülle enthält vier Viertausendpfundscheine, ein Vermögen! ... Einen Mord hat er begangen; nun soll er auch stehlen? ... Er will der Versuchung widerstehen. Eitles Mühen! Zwar das Herz hämmert ihm gewaltig wider die Rippen; aber hastig heftet er den Fund mit den Stecknadeln in sein Rockfutter, der Dieb ist fertig, und erschöpft verliert er wieder das Bewußtsein.

Als nach langem todesähnlichem Schlafe die Sinnennacht endlich von ihm weicht, liegt er in einer Klosterherberge zu Bett. An seinem Lager wacht Nelly. Sie erzählt ihm, was sich in jener Schreckensnacht zugetragen. Viehbuben haben ihre Herrin umgebracht und ihrer Ohrringe beraubt. Des Papiergeldes erwähnt sie nicht; sie muß also um dessen Vorhandensein nicht gewußt haben. Beruhigt, überzeugt sich Roland, daß es ihm inzwischen nicht entwendet worden, und sucht wieder und wieder mit Trugschlüssen nach dem und dem bekannten Denker und Forscher seine Unschuld festzustellen, bis er es richtig zu der Ueberzeugung gebracht hat, daß er weder ein Dieb noch ein Mörder ist.

Genesen, begibt er sich, während Nelly bei der einzigen Tochter und Erbin ihrer verstorbenen Herrin ein Unterkommen findet, nach Paris zurück, wo er auf Grund seines von den Zeitungen ausposaunten „heldenmüthigen Auftretens" den räuberischen Viehbuben gegenüber schier wie ein Held gefeiert wird, und binnen wenigen Jahren bringt er es als Roland Montfranchet bei unerhörtem Börsenglücke zu einem Geldgeschäfte von riesigen Verhältnissen.

Aber auch er entgeht der verdienten Strafe nicht; auch er soll zu der Erkenntniß kommen, daß der innere Richter, das Gewissen, kein leerer Wahn ist. An dem Abende, da seine Schwester mit durchschlagendem Erfolge zum ersten male als Bühnensängerin auftritt, stellt ihm dieselbe Miß Florence Sidney, eine bildhübsche junge Amerikanerin, deren Bekanntschaft sie in Rom gemacht, vor. Er verliebt sich sterblich in sie, hält, da er von ihrer Gegenliebe überzeugt sein darf, um ihre Hand an und wird von ihr ... abschlägig beschieden. Der Abgewiesene ist in Verzweiflung. Es ist der erste Miserfolg, der ihn in seiner neuen Laufbahn trifft, und er liebt mit

Digitized by Google

allem Feuer der Leidenschaft. Tags darauf jedoch schreibt ihm Florence und bittet ihn um seinen Besuch. Er eilt zu ihr, und sie offenbart ihm den Grund ihrer Weigerung. Sie hat durch einen Raubmord ihre Mutter verloren und hat im stillen mit einem heiligen Schwure sich gelobt, nicht rasten noch ruhen zu wollen, bis sie an dem ihr bekannten, von den amerikanischen Richtern zu vier Jahren Gefängniß verurtheilten Mörder, einem gewissen Chevrin, auf ihre Art Rache genommen habe, und zu dessen Strafrichter ihren zukünftigen Bräutigam ausersehen. Lediglich die Befürchtung, er dürfte ihr darin nicht zu Willen sein, ist der Grund ihrer abweisenden Aeußerung gegen ihn gewesen. Nun aber stellt sich die Sachlage anders dar. Durch eine gestern Abend von Neuyork eingetroffene Freundin hat sie erfahren, daß er der heldenmüthige Vertheidiger ihrer Mutter gewesen sein muß. Und sie ruft, während Roland angstbeklommen sich nicht zu rühren wagt, mit den Worten Nelly herein: „Komm und siehe! Hat Roland Montfranchet nicht Roland Salbert geheißen?"

Ein Bild des Entsetzens starrt der aus seiner Gewissensruhe jähe Aufgeschreckte die Hereintretende, welche ihm dankbar die Hände küßt, an; Florence erscheint ihm als die wiedererstandene, von ihm erdrosselte Sascha, und den Abgrund erschauend, der finster zu seinen Füßen gähnt, sinkt er nach heftiger abwehrender Handgeberde wie vernichtet auf seinen Sitz zurück, während Nelly mit dem laut ausgesprochenen Zeugnisse, es habe ihn im Kampfe für ihre arme Herrin eine Kugel hingestreckt, unbewußt seine Seelenangst auf die Spitze treibt, und Florence, überglücklich, gleich Nelly sein absonderliches Gebaren seiner freudigen Erregtheit zuschreibt.

Fortan kommt sein Gewissen nur noch auf Augenblicke zur Ruhe. Zwar ehelicht er Florence, da ihm der Schluß, sie gelange dadurch wieder in den Besitz der ihrer Mutter entwendeten halben Million, über seine ursprünglichen Bedenken hinweghilft. Aber schon in der Brautnacht im Bahnwagen erscheint ihm die Schlummernde als das leibhaftige Ebenbild der Mutter, und in der Folge peinigt ihn das böse Gewissen Tag und Nacht. Fast lauter schlaflose Nächte, bedingt von der Furcht, er möchte träumend der Gattin sein Geheimniß verrathen — es ist entsetzlich. Allein das Maß seiner Qualen ist noch nicht voll. François Chevrin, der in Amerika als der Ermordung Sascha's verdächtig zu vier Jahren Gefängniß Verurtheilte, kommt nach abgebüßter Strafe in der Absicht nach Paris, an dem wirklichen Mörder, der nach den von ihm in aller Stille eingezogenen Erkundigungen kein anderer als Robert Salbert sein kann, blutige Rache zu nehmen, findet an der Bühne Anstellung, auf der Alice Salbert ihre Kunst übt, rettet diese vom Flammentode, erlangt durch die Dankbare die Stelle eines Hauswarts bei ihrem Bruder, wird von ihr, als er im Begriffe steht, Roland zu ermorden, ertappt und erzählt ihr, unter der Bedingung, daß sie keine Klage gegen ihn führe, was ihn zu dem Schritte veranlaßt. Befangen, ob auch an seiner Unschuld nicht zweifelnd, theilt Alice ihrem Bruder das Gehörte mit. Von Angst gefoltert, sucht Roland den Verschwundenen auf und ersticht ihn. Und so geht auch hier das Dichterwort in Erfüllung:

Das ist der Fluch der bösen That,
Daß sie fortzeugend Böses muß gebären.

Als Alice bei der Sicherheitsbehörde über das Ende ihres Schützlings Erkundigungen einzieht, zeigt man ihr einen goldenen Ring, der bei der Leiche des Ermordeten gefunden worden, und mit

Digitized by Google

Grauen erkennt sie in demselben den Ring, den sie vor ein paar Jahren dem Bruder geschenkt hat. Es kommt zwischen der Rechtschaffenen und dem Mörder und Diebe zu einem ergreifenden Auftritte. Und mit dem Fluche der Schwester beladen, macht der Unglückliche, schon dem Tode nahe, auf dem Krankenlager seinem elenden Leben durch Gift jählings ein Ende.

Abgesehen von einzelnen nebensächlichen Unwahrscheinlichkeiten, ist auch dieser Roman ein neuer Beweis für Delpit's bedeutende schriftstellerische Leistungsfähigkeit. Gegensätzlich eine Verherrlichung der Tugend, die denn doch trotz alledem allein zum wahren Glücke führt, ist die Erzählung mit dem traurigen Ende ihres allgemein geachteten und beneideten und doch grenzenlos unglücklichen Helden ingleichen ein beredter Hinweis auf das Trügerische des Scheines, den in der bürgerlichen Gesellschaft dem einzelnen der Reichthum und das Ansehen verleiht.

Vor Delpit schrieb Hector Malot* einen Roman „Das Gewissen"**, der in den Hauptzügen mit der Erzählung „Wie im wirklichen Leben" manches gemein hat. Saniel glaubt, wie Roland, nicht an das Gewissen, wohl aber an das Recht des Stärkern im Kampfe um die Lebensstellung. Er hat als angehender junger Arzt wie jener mit Brotsorgen zu kämpfen und wird von einem gewissenlosen Gläubiger so in die Enge getrieben, daß er einen Augenblick Selbstmordgedanken hegt. Als er wiederholt bei dem alten zuckerkranken Wucherer Caffié vergebens um ein Darlehn vorgesprochen hat, äußert er im Gespräche gegen Philis, seine Geliebte, eine junge Malerin, es sei um den Elenden, der ihm eine entehrende Geldheirath und als Arzt die Beseitigung eines lebenden Erbhindernisses zugemuthet, nicht schade, wenn er selber beseitigt würde, und empört stimmt ihm das ihn vergötternde, übrigens ebenso biedersinnige als schöne und geistreiche Mädchen bei. Die Nacht darauf kommt er als Geburtshelfer in die Lage, ein ungeborenes Kind tödten zu müssen, um die Mutter zu retten. Wie hätte er nicht zu seiner eigenen Rettung jenen siechen Wucherer tödten sollen? Ruhig überlegt er, wie das Vorhaben am besten auszuführen. Ungesehen gelangt er in das Geschäftszimmer des Wucherers. Die Vorhänge am Fenster sind zurückgezogen und die Fenster gegenüber erleuchtet. Doch der Alte leidet am Zahnweh, die Zugluft könnte ihm schaden: dienstfertig steigt Saniel auf einen Stuhl und bringt die Tragringe oben zum Gleiten, wobei ihm Caffié leuchtet. Und bei dicht verhängtem Fenster schneidet er dem Unerbittlichen die Gurgel ab und entwendet einen Stoß Bankscheine aus dessen Geldschrank, worauf er auch ungesehen das Haus verlassen kann. Nun kommt die Seelenangst. Wie und wo das viele Papiergeld verbergen? Und er ruht nicht, bis er das entbehrliche in zehn Wartebriefen auf zehn Postämtern untergebracht hat. Er kann nun seinen Gläubiger befriedigen. Wie aber den Besitz des Geldes erklären? Roland Salbert löst zu dem Ende von der bettlägerigen Inhaberin eine Ziehungsnummer, mit der sie das große Loos gewonnen hat, ein; Saniel, dem zufällig verdiente 200 Frs. zufließen, geht nach Monte-Carlo, spielt, gewinnt und befriedigt am Verfalltage von dort aus mit einer Drahtanweisung seinen Gläubiger. Wie in dem Delpit'schen Romane, führt die gerichtliche Untersuchung zur Verhaftung eines Unschuldigen. Dieser ist Floren-

* Vgl. „Unsere Zeit", XIII, 1., 842 fg.
** „Conscience" (14. Aufl., Paris 1889).

Digitized by Google

tin, Philis' Bruder, der den Wucherer als dessen früherer Schreiber an dem verhängnißvollen Tage besucht und, Papiere von einem Schranke herablangend, einen Knopf mit einem Fetzchen Tuch daran verloren hat, in dem natürlich der Richter ein sicheres Beweismittel erblickt. Neue Gewissenspein des Schuldigen. Aber seine Angst erreicht den höchsten Grad, als nun Philis ihm freudig erregt berichtet, es habe den Mörder eine Frau, die in dem Zimmer der Mordstätte gegenüber krank daniederlag, deutlich gesehen und denselben in dem von einer Zeitung veröffentlichten Bildniß ihres Bruders nicht wiedererkannt; und ihn auffordert, sich dem Arzte der Kranken anschließend, mit seinem Wissen deren Genesung zu beschleunigen, damit sie selbst vor Gericht Florentin's Unschuld bezeugen könne. Wie der Aufforderung nicht nachkommen, ohne Verdacht zu erregen? Sich unkenntlich zu machen, läßt er sich, ein Hautübel vorschützend, sein langes Haar und den Vollbart abnehmen. Aber die Kranke erkennt ihn doch. Freimüthig sagt sie ihm unter vier Augen, ihr Gewissen gebiete ihr, Anzeige von dem Falle zu machen. Und wie Roland die drohende Gefahr durch einen Messerstich beschwört, so setzt er ihr ein Ziel, indem er durch das Zudrehen der Ofenklappe die Kranke dem Erstickungstode aussetzt. Und die Frau stirbt. Florentin wird zu langjähriger Zwangsarbeit verurtheilt. Philis und ihre arme altersschwache Mutter sind in Verzweiflung. Saniel aber ehelicht die Geliebte, eine Handlung, die Mutter und Tochter mit Freude und Genugthuung erfüllt, und beide gesellen sich ihm nach der Trauung in seiner neuen Wohnung. Von der Zeit an ist er ganz qualvolles Bangen. In jeder Aeußerung seiner Gattin wittert er ein Anzeichen ihres rege werdenden Verdachts. Und nicht lange währt es, so hat sein auffallendes Benehmen ein schreckliches Ahnen in ihr aufsteigen lassen, das sie jedoch standhaft niederkämpft. Endlich aber erlangt sie entsetzliche Gewißheit. In einer Nacht hört sie den Träumenden laut jammern und ächzen. Sie steigt über den Altan in sein verriegeltes Zimmer. Gerade ruft er: „Philis, vergib mir!" Und nach kurzem Schweigen: „Florentin . . . oder ich!" Ja gewiß, er ist der Mörder. Und als er am andern Morgen nach Hause kommt, hat ihn Philis nebst der Mutter auf Nimmerwiedersehen verlassen.

In dem Romane „Das Strafgericht"* sehen wir Saniel wieder. Ein unverdrossener Arbeiter, erklimmt er als Arzt vollends die Ruhmesleiter. Von nah und fern kommen Kranke und nehmen seine Hülfe in Anspruch, ohne daß er übrigens dabei auf das Reichwerden erpicht ist. Auf den Rath eines mit ihm befreundeten Beurkunders läßt er sich von Philis, die mit ihrer Mutter von dem Ertrage ihrer Kunst lebt und den unwillkommenen Gast nach Gebühr empfängt, scheiden und heirathet eine ebenso hübsche als reiche junge Witwe, Mutter zweier Knaben, die der Verfasser schließlich als Mittel zum Herbeiführen des Strafgerichts benutzt. Von der Insel Nou entwichen und amtlich todtgesagt, ist mittlerweile Florentin, Philis' unglücklicher Bruder, in der Absicht nach Paris zurückgekehrt, Beweise für die Schuld Saniel's zu sammeln und damit seine eigene Unschuld klar zu stellen. Ueber dem Forschen aber, das der beste Erfolg krönt, vergeht die Zeit. Es tritt die Verjährung ein, und nur durch ein neues Verbrechen Saniel's kann er in die Lage kommen, seinen Endzweck erreichen zu

* „Justice" (4. Aufl., Paris 1889).

Digitized by Google

können. Er tritt unter einem angenommenen Namen als Gärtnerbursche in die Dienste der auf ihrem Erbgute lebenden Gattin des Arztes, lernt so deren Verhältnisse kennen, hegt, als erst der jüngere, dann auch der ältere Sohn der Frau, von Saniel ärztlich behandelt, mit Tode abgeht, die feste Ueberzeugung, daß Saniel die Knaben durch Kalomel beseitigt, um seine Gattin und sein Töchterchen in den Besitz ihres väterlichen Erbes zu setzen, und reicht an die Gerichtsbehörde eine nicht unterzeichnete Klageschrift ein, in der er, mit der Ermordung Caffié's beginnend, alles erörtert, was irgendwie dazu beitragen kann, die Schuld Saniel's augenscheinlich zu machen, und alle zu vernehmenden Zeugen anführt. Vor den Geschworenen sagt, und zwar auf würdige, maßvolle Art, auch seine Schwester gegen Saniel aus, tritt er selbst in einer Weise auf, die seine Ehrenrettung von dem zu sprechenden Urtheile abhängig sein läßt. Und so gibt das „Schuldig" der Richter ihn dem Leben wieder, während es Saniel in den Tod des Selbstmörders treibt.

Der Fluch eines großen Namens.

Von **Dr. Bernhard Münz.**

Ein stolzer, hochklingender Name ist eine unschätzbare Mitgift für das Leben. Er ist ein wirksamer Geleitbrief, welcher wie eine Wünschelruthe alle Thüren und Thore öffnet, für seine Träger allenthalben in glänzender Weise Stimmung macht; er besitzt die Zauberkraft, die steilen Wege des Daseins zu ebnen, die Fährlichkeiten desselben zu beseitigen. Es gibt jedoch nichts Herrliches auf Erden, was nicht auch seine Kehrseiten hätte. So fehlt auch dem stolzen Namen der Schatten nicht. Zunächst erzeugt er mitunter in seinen Trägern den stürmischen Drang, sich ihres Vorzugs würdig zu zeigen, und all ihr Sinnen und Trachten ist darauf gerichtet, in die Fußstapfen ihrer Väter zu treten, sich zu ihnen zu erheben, es ihnen gleich zu thun. Sie wollen himmelstürmende Titanen werden, wie jene es waren, und stecken sich Ziele, welche ihr Können überschreiten oder welchen sie augenblicklich noch nicht gewachsen sind. Sie treiben hierdurch einen Keil in ihre organische Entwickelung und gehen daran zu Grunde. Andererseits wird an die Sprößlinge der Fürsten im Reiche des Geistes und der That ein weit strengerer Maßstab gelegt als an die Nachkommen der gewöhnlichen Menschenkinder; einer unparteiischen, gegenständlichen Prüfung ihrer Leistungen steht der unwillkürliche Vergleich mit den Leistungen der erlauchten Ahnen hemmend entgegen; ihr Lebensinhalt ist demgemäß von vornherein bestimmt, ungenügend zu bleiben, unterschätzt und verkleinert zu werden. Diese Schattenseite vergällt manchem den klangvollen Namen, der ihn ziert. Sie drückt ihn zu Boden, untergräbt seine Schaffenskraft und Schaffenslust und läßt ihn nicht zu der stufenweisen Entfaltung der ihm von der Mutter

Digitized by Google

Natur auf den Lebensweg mitgegebenen Anlagen gelangen. Es ist eben nicht jedem der Humor eines Sohnes von Wilhelm von Humboldt beschieden, welcher auf eine Mahnung des Lehrers an den Ruhm des Vaters und des Oheims schlagfertig geantwortet haben soll: „Herr Doctor, wir pausiren jetzt.“

Einen traurigen Beweis für das Gesagte liefert Wolf Goethe, dessen Bild Otto Mejer, welcher 46 Jahre mit ihm in treuer, unentwegter Freundschaft durchlebt hatte, in dem für den Literarhistoriker wie für den Psychologen gleich anziehenden Büchlein „Wolf Goethe. Ein Gedenkblatt“ (Weimar 1890) liebevoll festgehalten hat. Ein grausames Schicksal hat Wolf Goethe eine doppelte Märtyrerkrone um das Haupt gewunden, indem es ihn in der Blüte seiner Jahre mit einer Neuralgie, welche bis an sein Ende währte und ihm das Los eines Ahasver bereitete, heimsuchte, andererseits ihn zum Enkel des Altmeisters machte und ihm obendrein dessen Vornamen als Angebinde in die Wiege legte. Wie sehr er unter der unübertroffenen Größe des von ihm mit der innigsten Pietät verehrten Großvaters gelitten, erhellt aus einer charakteristischen Aeußerung, die er im Jahre 1858 als Gast Mejer's und seiner Frau gethan hat. Während in der Abendunterhaltung Ernst und Heiterkeit miteinander wechselten, warf er eine jener muthlosen Bemerkungen über sein Können hin, die sich ihm leicht entrangen, wenn er sich gehen ließ. „Aber Herr von Goethe“, rief vorwurfsvoll die Wirthin, „wenn das Ihr Großvater gehört hätte!“ — „Ja, liebste Frau“, antwortete er, „mein Großvater war auch ein Hüne und ich bin ein Hühnchen.“

Ob er aber auch ein Hühnchen war, machte er sich doch, kaum daß er dem Gymnasium entwachsen war, an ein faustthaftes Werk, das ihn 1839—42 während der ersten Hälfte seiner Universitätszeit in Anspruch nahm. Es ist dies das dramatische Gedicht „Erlinde“, welches an das vom Großvater erzählte Märchen von der Melusine anklingt. Erlinde ist die Ilmnixe, die einen Grafen von Berka zum Geliebten erwählt, ihm einen dienenden Genius beigegeben und auch sonstige Geister zur Verfügung gestellt hat. Als sie nach einiger Zeit von ihm verlassen wird, weil er reuig zu seiner Frau und seiner Kirche zurückkehrt, verschwindet sie mit der ganzen Schar der Wasser-, Wiesen-, Wald- und Hausgeister in einer entsetzlich stürmischen Nacht von diesem Flecke thüringischer Erde auf lange Zeit, der Graf aber stürzt gleichzeitig von einem Felsen und stirbt. Der Gegensatz zwischen den in jenen Geistern fortlebenden alten heidnischen Naturgöttern und dem neu eingedrungenen kirchlichen Christenthume, welcher das Leitmotiv der letzten Walpurgisnacht ist, bildet so den Hintergrund der Handlung. Neben dem Grafen Berka steht ein paulinzeller Mönch, einer von denen, welche stille Handarbeit wie einen Gottesdienst verrichten und darin ihre volle Befriedigung finden. Aber auch er erfährt, daß er durch seine Frömmigkeit vor der sirenenhaften Gewalt der Naturgeister nicht geschützt ist. Was ihm indeß nach seinem Falle wieder Heilung bringt, ist nicht die Kirche, obwol sie dazu beiträgt, sondern die Waldidylle, in die ihn sein Abt verweist. Unter dem Einflusse der Naturgewalten steht ferner ein am Hofe des Grafen lebender Dichter, Kurt der Langenwiesner. Derselbe schließt sich liebend und geliebt an einen ausgezeichneten Gelehrten, den weisen Meister, ganz so an, wie Wolf Goethe in seinen „Studentenbriefen“ es sich selbst wünscht. Er will des Meisters Lehre als Dichter in die

Digitized by Google

Welt tragen und den Menschen ins Herz singen, wie der Meister sich nach den verschiedenen Richtungen entwickelt, seine moralische Kraft in den verschiedenen Augenblicken bethätigt, mit welchen Mitteln er im Laufe der Zeit die geistigen Irrwege verlassen und die thierischen Elemente in sich zum Schweigen gebracht hat. Ein neuer Rattenfänger, streift er dahin durch das ganze Land in Liebe bei Jung und Alt bekannt:

Mit seiner Laute zieht er durch den Ort,
Bei ihrem hellen Ton verlassen
Die muntern Knaben in den Gassen
Das Spielen und ihr tolles Raufen.
Die Hausfrau eilt vom Herde fort,
Es läßt die Magd den Eimer überlaufen
. . . . . .
Was er von Lieb' und Treue,
Von Leid und bittrer Reue,
Vom stillen Geist, von Lust der Welt gesungen,
Ist nicht verweht, ist in das Herz gedrungen.
Es bringen Bursch und Magd sein Lied und Wort
Vom Kirchweihfest mit heim . . .

Wie hier das herrliche Los des edeln Sängers gepriesen wird, so wird an andern Stellen ein Füllhorn sinnigen Lobes über das Thüringerland ausgeschüttet. Nächst der warmen Anhänglichkeit an die traute Heimat zieht sich durch das Gedicht wie ein rother Faden die letzte Phase der Schelling'schen Philosophie, in welcher sich der Uebergang von der pantheistischen Alleinheit zum Monotheismus vollzieht und der Gegensatz des petrinischen und paulinischen Christenthums oder des Katholicismus und Protestantismus in einer Johanneskirche der Zukunft ausgeglichen wird.

Wie aus dieser kurzen Skizze der „Erlinde" hervorgeht, ist der künstlerische Aufbau derselben unfertig. Wir haben es in ihr nicht mit einem Gedichte zu thun, da sie aus drei Theilen besteht, die nicht innerlich miteinander zusammenhängen, sondern nur durch das romantische Bedürfniß einer höhern Vereinigung mit der Natur zusammengehalten werden. Zudem hat sie auch keinen dramatischen Charakter. Statt epischer Kraft drückt ihr unerquickliches lyrisches Brüten über Gegensätze den Stempel auf.

Im Verlaufe des angestrengten Arbeitens zu Ende der Studentenzeit hatten sich Wolf's Gesichtsschmerzen bis zur Unerträglichkeit gesteigert. Der ihm von Hause aus eigenthümliche Hang zur Abgeschlossenheit, Einsamkeit und Schwärmerei erhielt dadurch neue Nahrung. In dem Maße aber, als er sich von der Außenwelt abwendete und sich auf sich selbst zurückzog, wurde er eine Beute bunter, ekstatischer Träume, zwischen welchen er hülflos hin- und herschwankte, ohne im Stande zu sein, ihnen ein eigenes bestimmtes Streben gegenüberzustellen. So gesellte sich zu der körperlichen Verzweiflung die moralische. Inmitten dieser winkte ihm wie eine Heilsbotschaft der Gedanke, im katholischen Priesterthume den himmelsüßen Frieden der Seele zu suchen. Diese Idee entlarvte sich jedoch bald als ein Irrlicht, und die innere Zerrissenheit trat wieder in ihre Rechte. Pläne kamen, verflüchtigten sich und wollten wüst durcheinanderstürzen. Das Geleistete erschien ihm bald erhaben, bald erbärmlich, das zu Leistende bald schon fertig oder Kinderspiel, bald unerreichbar. Zwei Seelen wohnten, ach, in seiner Brust: „Das Leben ruft: thue es nicht! Mein Innerstes ruft: thue es! Weil ich das Buch schreibe, werde ich nicht gesund, und ich werde nicht gesund, als bis ich es geschrieben habe." Er aber misachtete die Stimme des Lebens, obwol er nach eingehender Selbsterkenntniß den Glauben

Digitized by Google

an seine dichterische Bestimmung verloren hatte. Schrieb er doch zu Tode betrübt dem Freunde im Herbste 1850: „Was die Poesis betrifft, ... so kann ich sagen: geboren wird, doch nimmer wird getauft. Bei vielem fehlt wahrscheinlich nichts, als daß man dem Kinde das Taufzeug anzöge; doch dazu mangelt mir immer Etwas, ist es Lust, ist es Geschick, vielleicht beide.... Gesundheit, Harmlosigkeit, Glück, diese drei Charitinnen, Schwestern, Schutzgöttinnen, dürfen den Dichter nicht verlassen. Und bin ich denn einer? Bin ich denn das, was Plato von ihm sagt: ein leichtfertig Ding, hat Flügel und ist heilig?" Die 1851 erschienenen „Gedichte" haben ihm denn auch thatsächlich recht gegeben. Sie verrathen nur zu deutlich ihren Ursprung. Sie sind nicht dem wirklichen Leben entsprossen, sondern künstliche Gebilde einer krankhaften Einbildung. Sie sind Dichtung ohne Wahrheit. Die frischen Töne der „Erlinde" suchen wir hier vergebens; sie sind in der Noth der Schmerzen erstorben.

Die „Gedichte" sind der Schwanengesang des Dichters Wolf Goethe. Im Jahre 1852 trat er in den diplomatischen Dienst und er war nicht ohne Erfolg in demselben thätig; gleichwol mußte er 1861 aus ihm scheiden, da die Krankheit ihm den amtlichen Beruf verleidete. Er lebte fortan noch 22 Jahre, soweit sein Leiden es gestattete, historisch-bibliographischen Studien. Einen besondern Reiz gewährte es ihm, die Geschichte der italienischen Bibliotheken bis zum Jahre 1500 urkundlich dem Schutte der Vergessenheit zu entreißen. Diese Arbeiten waren im wahren Sinne des Wortes seine Schmerzenskinder. Nachdem er durch so viele Jahre ihnen mit bewunderungswürdiger Liebe obgelegen war, kam er im wesentlichen nicht über die Veröffentlichung der ersten Abhandlung seiner „Studien und Forschungen über das Leben und die Zeit des Cardinals Bessarion" hinaus. Er hätte übrigens besser gethan, diese Abhandlung in einem hübschen, heimlichen Kirchhofe, der freilich nichts mit seinem „hübschen, heimlichen, wissenschaftlichen Kirchhofe" gemein hat, für immer ruhen zu lassen, da sie ein gelehrter Apparat ohne wissenschaftliche Verarbeitung ist. Wohl hatte ihn der Freund eindringlich auf diesen Mangel aufmerksam gemacht; Wolf blieb indeß steif und fest dabei, daß die Wissenschaft nur von einer losen Aneinanderreihung der Einzelheiten gewinnen könne, und fügte seltsam genug hinzu: „Mir bleiben für das, was ich will, Werke von Ranke u. s. w. doch nur historische Romane. Selbst Gibbon ist zu rund. ... Ich mag kein Schriftsteller sein, ich will kein Buch schreiben. Ich will nichts, als: die Wahrheit fördern."

Das Leben Wolf Goethe's ist eine aufs tiefste erschütternde Tragödie. Dennoch ließ er sich nicht von dem modischen Weltschmerze umgarnen. Er schrieb 1865: „Als ich mich an das Universum anlehnte, fiel ich um, als ich mich an Gott anlehnte, blieb ich aufrecht." Und Hand in Hand mit der Liebe und dem Vertrauen zu Gott ging bei ihm echte, wahre Menschenliebe, wofür das „Christus" betitelte Gedicht:

Oft fass' ich nicht, was Christi Lehren wollen,
Wenn er von Gott, vom eignen Wesen spricht:
Doch sagt er, wie wir wandeln, lieben sollen,
Dann werf' ich mich vor ihm aufs Angesicht —

glänzendes Zeugniß ablegt. Fürwahr, das Herz muß uns bluten, wenn wir aus dem Munde eines Mannes von solcher Charaktergröße, solcher Gesinnung

Digitized by Google

und solchem Gesichtskreise die ergreifenden Worte vernehmen:

Nied're Geburt
Am Gestade des Meeres,
Gesundheit, mäßige
Sorgen um Nahrung,
Das sind die Güter,
Die von den Himmlischen
Ich mir erflehe,
Wenn sie noch einmal
Zur Erde mich senden.

Der Begründer der österreichischen Postsparkasse.

(Aus Oesterreich-Ungarn.)

Von **Dr. —r.**

Am 8. Jan. 1890 starb fern von seiner Heimat, zu Pera in Konstantinopel, ein deutscher Mann, der es wohl verdient, daß ihm seine Volksgenossen ein ehrendes Angedenken weihen. Es war dies Dr. Georg Theodor Coch, k. k. österreichischer Sectionschef a. D., der Begründer der überaus wohlthätigen Einrichtung der Postsparkassen in Oesterreich. Die Geschicke, welche diesen Mann inmitten einer segensvollen Wirksamkeit trafen und aus ihr herausrissen, liefern zugleich einen ebenso bezeichnenden als unerfreulichen Beitrag zur neuesten österreichischen Verwaltungsgeschichte; namentlich werfen sie ein grelles Streiflicht auf das Treiben der „Hochfinanz" im alten Kaiserstaate.

Georg Theodor Coch wurde am 11. Febr. 1842 zu Hesserode in Kurhessen als Sohn eines hochbegabten protestantischen Predigers geboren, er besuchte die Schule in Kassel und Lausanne und zeichnete sich insbesondere durch seine reichen Sprachkenntnisse aus. Schon mit 16 Jahren kam er in das große Handelshaus seines Onkels nach Konstantinopel, wo er bis 1866 verblieb und seine kaufmännischen und allgemeinen Kenntnisse ungemein erweiterte. So ausgerüstet, übersiedelte er nach Oesterreich und entwickelte in verschiedenen Wirkungskreisen und Richtungen eine derart ersprießliche und anregende Thätigkeit, daß er, der bisher nur im Privatleben sich hervorgethan hatte, Ende 1882 vom Kaiser von Oesterreich zur Einrichtung der k. k. Postsparkasse berufen wurde.

„Coch", so schildert den Mann ein ihm nahestehender Freund*, „vereinigte in sich alle Tugenden des deutschen Mannes. In beständigen körperlichen Uebungen hatte er sich Kraft, Muth und Geschick erworben. Auf der Mensur war er seinen Mann gestanden. Kleinasien hatte er zu Pferde durchritten, den Hellespont durchschwommen, in Konstantinopel bei einer Feuersbrunst ein Kind mit Lebensgefahr gerettet. In dem stahlharten Körper waltete ein weiches, feinfühlendes Herz. Alle wissen davon zu erzählen, welche das Glück hatten, mit ihm verkehren zu dürfen. Freigebig war er in Rath und That

* Vgl. Paul Dehn, „Oesterreich-Ungarn im reichsdeutschen Lichte. Erster Theil: Politische und sociale Verhältnisse" (München und Leipzig, G. Franz, 1890).

Digitized by Google

und blieb es bis an sein Ende, so oft auch sein gutes Herz misbraucht wurde.

„In seltener Arbeitskraft und mit Hülfe eines ausgezeichneten Gedächtnisses hatte er seine große geistige Veranlagung umfassend nach außen und harmonisch nach innen entfaltet. Im Besitze außergewöhnlicher Kenntnisse, stand er als selbständiger Denker und Beurtheiler auf der Höhe der Zeit, welche er überblickte, und bewunderns-werth waren seine Erfahrungen, seine Neuerungen und seine Vorschläge in den großen und kleinen Fragen des Lebens. Zu den höchsten Höhen schwang sich sein kühner Gedankenflug empor, wenn es sich um nationale und patriotische Bestrebungen, um philosophische oder naturwissenschaftliche Probleme handelte. . . . Er war ein geistvoller und belesener Schriftsteller, ein begabter Dichter, ein geschätzter Componist. Nirgends bloßer Theoretiker, kannte er nicht nur mit ihren Lebensbedingungen alle Thiere, Pflanzen und Steine, sondern auch die zweckmäßigste Verwendung aller Erzeugnisse und Kräfte der Natur. In seinem Hause war alles bis auf die Geräthschaften von ihm selbst angegeben oder entworfen worden. Kein Stück seiner Einrichtung war Fabrikwaare. Alles trug das eigenthümliche Gepräge seines sinnigen symbolisirenden Geistes. Was er ergriff, erfüllte ihn ganz, er konnte in einer Sache aufgehen, und an Pflichttreue, Unbestechlichkeit und Gerechtigkeit wurde er von niemand übertroffen."

Diese Schilderung von Freundeshand ist durch den Werth des Mannes, dem sie gilt, wohlberechtigt. Schon die eine Thatsache, daß in dem bureaukratisch streng abgegrenzten österreichischen Beamtenthume und bei der Scheu und Abneigung gegen Ausländer ein Privatmann und Fremder sofort die hohe Stufe eines k. k. Sectionschefs erklimmen konnte, zeugt für die ungewöhnliche geistige und moralische Bedeutung dieses Mannes. Coch war vor allem ein Mann der That. Nur da, wo es sich um Schaffung neuer socialpolitischer Organisationen handelte, hat er zur Feder gegriffen und in einer Reihe nicht veröffentlichter Denkschriften seine genialen weitausschauenden Gedanken und Vorschläge auf dem Gebiete praktischer Socialpolitik, insbesondere über staatswirthschaftliche Organisation der Gesellschaft, zunächst des Creditverkehrs mit Hülfe genossenschaftlicher Verbände, eingehend begründet und dargelegt.

Die Hauptthat seines Lebens bestand jedoch in der Einrichtung der staatlichen Postsparkassen in Oesterreich. Hier zeigte er sich bei der Ausarbeitung der betreffenden Gesetzesvorlagen als hervorragender Staats- und Volkswirth, und bei der Durchführung des Gesetzes als ein ungewöhnlich thatkräftiger und umsichtiger praktischer Finanzpolitiker und Reorganisator. So, wie das k. k. Postsparkassenamt in Wien mit seiner Organisation seither betrieben worden, ist es, abgesehen von einigen spätern nachtheiligen Abänderungen, von den ersten Vorarbeiten nud Entwürfen bis zu den Gesetzen und Durchführungsverordnungen in allen Einzelheiten des organischen und selbst des blos mechanischen Dienstes bis zum unbedeutendsten Formular und bis zu den Handgriffen der Abfertigung ausschließlich das Ergebniß der schöpferischen Thätigkeit seines Begründers. Hierbei hatte Coch weder ebenbürtige Mitarbeiter noch ein geschultes Beamtenheer zur Seite, mußte sich letzteres vielmehr aus den verschiedensten Lebenskreisen der Bevölkerung erst heranziehen und ausbilden. In der Literatur über Post-

Digitized by Google

sparkassen werden Coch's Schriften stets eine hervorragende Stelle einnehmen.*

Von Anfang an hatte Coch höhere Ziele vor Augen und begnügte sich nicht mit der bloßen Einrichtung des Sparverkehrs, sondern schuf bald in eigenthümlicher, von ihm erdachter und durchgeführter Organisation die bedeutendste That seines Lebens: im Anschlusse an die Postsparkasse einen Checkverkehr, so zweckmäßig und bequem, dabei so allgemein zugänglich, wie ihn kein zweites Land nachzuweisen hat. Jeder Inhaber eines Postsparkassenbuches mit mehr als 100 Fl. hat das Recht, sich des Checkverkehrs zu bedienen, welcher infolge dessen 1889 gegen 12000 Mitglieder zählte. Coch hat den Vorwurf ertragen, daß er den Checkverkehr anfänglich ohne formell hinreichend gesetzliche Grundlage eingerichtet habe. Mit kühnem Griffe organisirte er den Checkverkehr, weil es auf der Hand lag, daß die Hochfinanz mit der ihr ergebenen Tagespresse Lärm gemacht und solche Ausgestaltung der Postsparkasse hintertrieben haben würde. Als man von dieser Seite den Checkverkehr zu bekämpfen begann, war derselbe bereits durchgeführt, bewährt befunden und in allen Geschäftskreisen dermaßen eingebürgert worden, daß an seine Beseitigung nicht mehr gedacht werden konnte. „Für eine kühne, selbständige, mit Erfolg gekrönte That", bemerkt Paul Dehn zutreffend, „erhält in Oesterreich ein Offizier den Theresienorden, und es hat der (österreichische) Abgeordnete Dr. Pattai gewiß vielen aus dem Herzen gesprochen, als er am 10. April 1889 sagte, daß Coch mit seinem Checkverkehr ein dieser Art zu belohnendes Verdienst sich erworben habe." Selbst manchesterliche Nationalökonomen, vor allem aber die angesehensten Kaufleute und Industriellen Oesterreichs zollten den gemeinnützigen Einrichtungen Coch's öffentlich ihre Anerkennung.

Nach der erfolgreichen Einführung des Check- und Clearingverkehrs gedachte Coch die Organisation und Wirksamkeit der Postsparkasse immer weiter auszugestalten. Diese sollte zur Sammelkasse und Verwaltungsstelle für alle in den verschiedenen Aemtern zeitweilig daliegenden Baarbeträge sowie der Steuern und Zölle vom Tage des Einganges derselben bis zu jenem ihrer Verwendung gemacht werden, damit auch nicht der geringste vermeidliche Zinsenverlust den Staat treffe. Es hätten durch eine internationale Regelung die Anweisungen der Postsparkasse die Bedeutung von Creditbriefen erringen können, welche von den Postämtern oder Regierungen der entferntesten Länder anstandslos honorirt worden wären. Im Plane Coch's lag es ferner, die Postsparkasse zu einer Spar- und Vorschußkasse für Beamte und Offiziere und später zu einer staatlichen Lebens- und Rentenversicherung zu erweitern. Endlich beabsichtigte Coch, durch die Postsparkasse Goldscheine mit entsprechendem Agio auszugeben und auf diese Weise durch die allmähliche Verminderung des Agios die Valutaregulirung durchzuführen im Einklange mit der österreichisch-ungarischen Staats- und Handelsbilanz. Zur Erreichung solcher hohen Ziele wäre es allerdings erforderlich gewesen, die Postsparkasse mit dem Ansehen einer selbständigen Staatsanstalt zu bekleiden, sie hierdurch von der Gefahr des Eingreifens besonderer Einflüsse in ihre Thätigkeit zu befreien und

* Man vergleiche namentlich seine anonym erschienene Schrift: „Die Postsparkassen in England, Belgien, Holland und Frankreich mit Hinblick auf Oesterreich" (Wien 1882).

Digitized by Google

ihr jenes hohe Maß von Vertrauen im In- und Auslande einzuflößen, dessen sich beispielsweise die Caisse des consignations et dépôts in Frankreich erfreut.

Wie rasch und allgemein beliebt die Einrichtung der Postsparkassen beim österreichischen Volke aller Schichten geworden war, das bezeugt die massenhafte und freudige Betheiligung an denselben, und zeigt der erhebliche Gewinn, welchen der Staat aus dieser Institution jetzt schon seit Jahren in zunehmendem Maße genießt. Belief sich doch im Jahre 1889 das Reinerträgniß der Postsparkasse auf 733000 Fl. Desgleichen spricht für die Güte und Zweckmäßigkeit der Coch'schen Einrichtungen auch der Umstand, daß Ungarn diese nachahmte und die leitenden Kreise der übrigen europäischen Postsparkassen wiederholt beifällig und neidlos die Vorzüglichkeit der österreichischen Postsparkasse anerkannt haben.

Trotzdem wurde inmitten dieser glänzenden Erfolge Coch plötzlich am 18. März 1886 zur allgemeinen Ueberraschung seines Amtes entsetzt. Was hatte der Mann verschuldet? Welches war die Ursache seines Sturzes? Ein liberalistisches wiener Börsenblatt, die „freiwillig" officiöse „Sonn- und Montagszeitung", gestand in einem unbewachten Augenblicke am 21. März 1886 Folgendes: „Wer die weitverzweigte Riesenmacht unsers gewaltigen Geldringes kennt, den braucht es nicht weiter zu wundern, daß diese im stillen wirkende Kraft einen Sectionschef zum Falle brachte; diese Macht hat auch schon Minister gestürzt, gerade so, wie sie solche schon geschaffen." Also die wiener Hochfinanz brachte den genialen Sectionschef zu Falle, und Oesterreichs Finanzminister leistete hierbei wenig erbauliche Handlangerdienste. Wie dies geschehen, das müssen wir noch in Kürze erzählen; denn es ist ein lehrreiches Kapitel aus Oesterreichs modernster Verwaltungsgeschichte.

In einer Denkschrift vom Januar 1886 hatte Coch auf den Umschwung in den Anschauungen der Hochfinanz über den anfangs bemitleideten Checkverkehr der Postsparkasse hingewiesen. Seitdem dieser Verkehr sich jedoch mehr und mehr entwickelt hatte, kamen auch die Finanzautoritäten von ihrer Geringschätzung zurück, und das „ging so weit, daß sie dem Amte die Ehre anthaten, es zu beneiden, und gern den Verkehr einrichten möchten, den es geschaffen hatte".

Bald war es aber nicht nur Neid, Misgunst und Mistrauen, welches diese Hochfinanz gegen die Postsparkasse erfüllte, sondern geradezu ernstliche Besorgniß, dieses Amt könnte bei seiner weitern Ausgestaltung, namentlich auf Grund des Clearingverkehrs, „den Verlust ihres Geld- und Creditmonopols herbeiführen" und die Möglichkeit schaffen, daß „die staatliche Anstalt durch die Discontirung von Geschäftspapieren Einfluß gewinnen könnte auf die Regelung des Zinsfußes im Interesse der Creditbedürfnisse des Mittelstandes". Diese Besorgniß wurde noch erheblich gesteigert, als mit dem Aufschwunge der Postsparkasse der Keim einer künftigen Staatsbank hervortrat, welche ihrer Natur nach das Uebergewicht der Hochfinanz auf den großen und kleinen Geldmärkten beseitigen mußte. Als vollends die k. k. Postsparkasse mit ihren stetigen Käufen von Staatspapieren die Börsenspeculation empfindlich einzudämmen begann: da strengte die Hochfinanz ihren ganzen großen und nur allzu weit reichenden Einfluß an, um den Mann zu beseitigen, auf dessen Leitung jene, vom Standpunkte des Staates so erfreuliche,

Digitized by Google

in den Augen der Hochfinanz aber gefährliche Entwickelung zurückzuführen war.

Sectionschef Coch wollte den Staat von der Herrschaft der ausbeuterischen Hochfinanz allmählich befreien und die Macht des Geldes dem Staate erhalten. Das hatte er in seiner Denkschrift vom Januar 1886 nicht nur klar ausgesprochen, sondern er begann auch die Verwirklichung des Gedankens sofort durch die Ernennung eines Börsendisponenten, den er mit der Vertretung der Postsparkasse in den Schranken der wiener Börse betraute. Ihn leitete hierbei die Erwägung, daß die Postsparkasse durch unmittelbare Einkäufe ohne Vermittelung einer Bank und ohne Bevorzugung einer Person nicht nur an Provision spart, sondern auch alle ihre Handlungen im Lichte der vollständigsten Oeffentlichkeit vollzieht, was für eine auf das Vertrauen der Bevölkerung angewiesene Anstalt nothwendig erschien, was aber befremdlicher Weise von den vom Finanzministerium beeinflußten Preßorganen angefochten wurde. Als stets bereite Käuferin von Staatswerthen erlangte die k. k. Postsparkasse bald eine erwünschte und entschieden gemeinnützige Einwirkung auf die schädlichen Praktiken der Börsenspeculation.

Dazu kam noch ein bezeichnender Conflict zwischen dem Finanzminister Dr. Dunajewsky und dem Chef des Postsparkassenamtes. Der Minister wollte unmittelbaren Einfluß erlangen auf die k. k. Postsparkasse als Rentenkäuferin; der Sectionschef aber erklärte, daß er zu solcher Verfügung sich nicht hergäbe, und namentlich lehnte er es ab, nach Verlangen des Ministers der finanzielle Diener der Oesterreichischen Creditanstalt, d. h. des „Weltbankhauses" Rothschild zu werden. Da nun der Minister erkannte, daß ihm der angestrebte Einfluß auf das Postsparkassenamt durch das bereits vom Kaiser genehmigte neue Organisationsstatut vom 24. Febr. 1886 ein für allemal entzogen würde, machte Herr von Dunajewski im Ministerrathe diese Angelegenheit zu einer Cabinetsfrage und setzte es mit dem Einflusse seiner Mission als Vertreter der unentbehrlichen polnischen Delegation im österreichischen Abgeordnetenhause durch, daß der Handelsminister Baron Pino am 15. März 1886 seine Entlassung nahm, und schon drei Tage später richtete der einstweilige Leiter des Handelsministeriums an den Sectionschef Coch eine Zuschrift, womit er demselben „bis auf weiteres" einen nicht erbetenen Urlaub ertheilte.

Damit war Coch ohne jedwede Untersuchung und Begründung seines Dienstes enthoben und von einer Stelle entfernt, in welcher er in kurzen vier Jahren Ueberraschendes geleistet hatte. Sein Nachfolger wurde natürlich ein edler Pole, ein Ritter von Borutzky, der neun Monate später wegen Stellenvermittelungscorruption pensionirt werden mußte. Sectionschef Coch begnügte sich mit seiner Beurlaubung nicht, sondern verlangte seine Entlassung; dadurch gewann Herr von Dunajewsky und seine befreundete Hochfinanz wieder freies Feld, welches der Minister auch bald auszunutzen wußte. In die Gesetzesnovelle über die Postsparkasse vom Jahre 1887 ließ er die Bestimmung aufnehmen, daß die Veranlagung der verfügbaren Gelder des Postsparkassenamtes „im Einvernehmen mit dem Finanzministerium" zu erfolgen habe....

Es ist ein häßlicher Zug von Undankbarkeit, Misgunst, Herrschsucht und Corruption, die aus dem Vorgehen gegen den verdienstvollen Schöpfer und Organisator der österreichischen Postsparkasse zu Tage tritt; wir wollen diesen dun-

Digitized by Google

keln Spuren einer übel beeinflußten Staatsverwaltung an dieser Stelle nicht weiter nachgehen. So viel steht fest: Sectionschef Coch ist nach wie vor der untadelhaft makellose Charakter geblieben, an welchem auch kein Schatten eines Verdachts haftet.

Wir lassen zum Schlusse das Wort noch dem Freunde des zu früh Dahingeschiedenen. Paul Dehn schreibt: „Was die Welt an Coch verloren, wird noch erkannt und gewürdigt werden. In dem k. k. Postsparkassenamte zu Wien hat er sich ein unvergängliches Denkmal seines Lebens und Wirkens geschaffen, es verkündet unverschweigbar seinen Ruhm. Zu Asche wird sein Leib, aber fortleben wird sein Name mit seinem großen, im höchsten Sinne staatsconservativen Werke, welches fortan maßgebend sein wird für die finanzielle und wirthschaftliche Entwickelung des österreichischen Staates. Wenn die Völker Oesterreichs nach Beseitigung der dunkeln Finanzgewalten zu dem Bewußtsein ihrer gemeinsamen wirthschaftlichen Interessen gelangen, wenn Volk und Staat in Oesterreich nach langer Stagnation wieder innerer finanzieller und wirthschaftlicher Kräftigung entgegenstreben, so wird der Name Coch's in vollem Glanze hervortreten, und der Gründer und Leiter der österreichischen Postsparkasse als derjenige weitblickende Mann bezeichnet werden, welcher zuerst mit Erfolg die neuen socialpolitischen Bahnen gewiesen und betreten hat, auf welchen allein das Heil, ja selbst die Zukunft Oesterreichs zu finden ist.“...

Das Rohrwalzverfahren der Gebrüder Mannesmann.

(Mit drei Abbildungen.)

Von **W. H. Uhland.**

Seit mehrern Jahren hat sich die Aufmerksamkeit nicht nur fachmännischer und industrieller, sondern auch weiter geschäftlicher Kreise einem eigenartigen Verfahren zur Herstellung von Röhren zugewendet, das in mehrfacher Beziehung außerordentliche Vortheile verspricht; erst seit kurzem sind jedoch genauere, ins Einzelne gehende Nachrichten über dasselbe in die Oeffentlichkeit gedrungen. Die wohlüberlegte Zurückhaltung, welche die Erfinder, Reinhard und Max Mannesmann in Remscheid, veranlaßte, mit der Darlegung ihres Verfahrens bis zur vollendeten Ausbildung desselben zu warten, hat auf manchen Seiten dazu geführt, daß die praktische Brauchbarkeit der Erfindung ernstlich in Zweifel gezogen wurde. Man nahm an, daß die neue, unverstandene Methode nur schlechte brüchige Waare, keine Röhren von technisch verwerthbarer Länge, von genügender Weite und gleichmäßiger Wandstärke, sowie von hinreichender Widerstandsfähigkeit zu liefern im Stande sei. Bei denjenigen Fachmännern, welche Gelegenheit hatten, einen tiefern Einblick in das Wesen des Arbeitsvorganges zu gewinnen, hat ein solches Mistrauen von Anfang an nicht bestanden; es stell-

Digitized by Google

ten sich aber, als man von kleinen Versuchen zur Ausführung im großen schreiten wollte, erhebliche technische, besonders constructive Schwierigkeiten heraus, an deren Ueberwindung die Erfinder bisher mit anerkennenswerther Ausdauer gearbeitet haben.

Um sich von den Vorgängen beim Mannesmann'schen Verfahren eine klare Vorstellung zu machen, empfiehlt es sich, vorerst die Wirkungsweise eines gewöhnlichen Walzwerks zu betrachten. Bei demselben wird der glühende Stab von den sich gegenläufig drehenden Walzen gefaßt und quer zur Ebene der beiden Walzenachsen durchgetrieben, wobei sich der Stab um so viel verdünnt und streckt, als der Abstand der entsprechend eingestellten Walzen bedingt. Die zwischen den Walzen und dem Arbeitsstücke stattfindende Reibung überwindet den Widerstand des letztern gegen das Strecken und bewirkt die Fortbewegung desselben. Auf diese Weise wird das Rohmaterial erst durch mehrmalige Walzung in Blech von bestimmter Stärke verwandelt, das dann durch entsprechende weitere Behandlung die Form eines Rohrs erhält. Die charakteristische Eigenthümlichkeit des Mannesmann'schen Verfahrens besteht darin, daß Röhren ohne Naht mittels entsprechend construirter Maschinen (Blockwalzwerke) aus vollen Blöcken, bezw. Stangen (Zainen), statt aus vorher durch Walzen erhaltenen Stäben, erzeugt werden. Fig. 1 ist eine schematische Darstellung des Mannesmann'schen Blockwalzwerks. Zwischen die beiden cylindrischen Walzen, welche zur Vergrößerung der Reibung auf ihrer einen Hälfte mit spiralförmigen Aufrauhungen (Treibwulsten) versehen sind, wird der erhitzte und in diesem Zustande dehnbare Block oder Zain gebracht, der durch seitlich aufgestellte Schienen am Herausfallen gehindert ist. Werden nun die Walzen in Umdrehung versetzt, so wird das Arbeitsstück mit angemessener Geschwindigkeit gedreht und zugleich in der Achsenrichtung verschoben. Die Walzen sind an ihrem hintern Ende kegelförmig abgestumpft und so nahe zusammengestellt, daß der Block oder Zain eine gewisse Verdünnung annehmen muß, ehe er zwischen sie gelangt. Hierdurch bildet sich an demselben ein wulstförmiges Stück, das sich gegen die erwähnten Abschrägungen der Walzen stemmt und dadurch sein Fortschreiten als Ganzes hindert. Die Folge ist, daß die Stofftheilchen der Oberfläche gegen diejenigen der Masse verschoben werden und sich demnach gerade an der Eingriffstelle des Walzenpaars eine becherförmige Oeffnung im Innern des Blocks bildet, welche sich immer mehr vertieft, je weiter der vordere Rand vorrückt. Der Boden der Oeffnung bleibt natürlich an der gleichen Stelle zwischen den Walzen, sodaß beim Nachrücken des Blocks eine beständige Verschiebung des Materials nach dem Umfange zu und somit die Rohrbildung stattfindet. Durch die glatten Umflächentheile der Walzen erhält das Rohr eine äußerliche Glättung. In Fig. 1 ist die

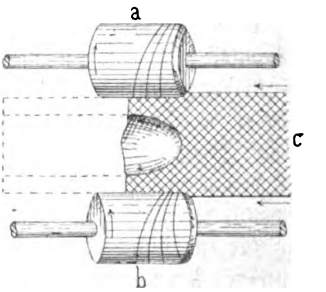


Fig. 1. Schematische Darstellung eines Mannesmann'schen Blockwalzwerkes.

Entstehung des Rohrs durch Punktirung angedeutet. Dem Blocke wird also bei dem neuen Verfahren gleichsam die Haut über den Kopf gestreift, und dies ge-

Digitized by Google

schieht so lange, bis er in seiner ganzen Länge den Walzraum passirt hat und, vollständig als Rohr gestaltet, vorn aus demselben heraustritt. Der beschriebene Vorgang muß äußerst rasch erfolgen, damit der Block sich nicht während der Arbeit abkühlt. Interessant ist für den Zuschauer der Augenblick, wenn das äußerste Ende des Blocks zwischen die Walzen gelangt. Man sieht einen Lichtpunkt aufblitzen, der sich in einen Kreis verwandelt, welcher sich dann ebenso schnell bis zur innern Rohrweite ausbreitet. Infolge der gleichförmigen Einwirkung von allen Umfangspunkten aus, eine gleichmäßige Erhitzung des Materials vorausgesetzt, müssen sich die verschobenen Stofftheilchen genau ringförmig, parallel zur Umfläche anordnen, sodaß die Innenfläche des Rohrs fast vollkommen glatt und sauber ausfällt. Um, wie es für manche Zwecke erwünscht ist, das Rohr an einem Ende geschlossen herzustellen, braucht man nur den Block oder Zain am hintern Ende zuzuspitzen, sodaß dieses nicht durch die Abschrägungen der Walzen gefaßt werden kann. Den gleichen Kunstgriff kann man am vordern Ende anwenden; alsdann entsteht auch vorn keine Oeffnung, und es gestaltet sich so ein an beiden Enden geschlossener Hohlkörper, der z. B. als Behälter für flüssige Kohlensäure verwendbar ist. Die Arbeitsweise, das Rohstück mittels der abgestumpften Enden der Walzen zurückzuhalten, ist nicht immer bequem, z. B. dann nicht, wenn die Schrägstellung der Walzen aus irgendwelchen Gründen sehr groß sein muß. Man bedient sich deshalb in solchen Fällen des Dorns, dessen Anwendung Fig. 2 zeigt. Der abgerundete Dorn d, welcher drehbar auf einer Stange sitzt, wird zwischen die Walzen eingesetzt und zwar gerade da, wo die Rohrbildung beginnt. Die Einstellung geschieht mittels Stellschraube und Handrad. Um ihn herum legen sich, während er sich dreht, ohne selbst eine Ver-

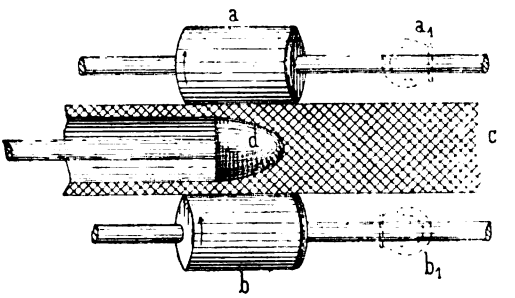


Fig. 2. Schematische Darstellung eines Mannesmann'schen Blockwalzwerkes mit Anwendung eines Dornes.

schiebung zu erleiden, die Stofftheilchen beim Vorschreiten des Blocks. Der Dorn, welcher nur lose auf der vierkantigen Spitze der Stange sitzt, fällt von selbst ab, sobald die Rohrbildung vollendet ist, worauf die Stange herausgezogen wird. Der Antrieb der Walzen wird bei a_1 und b_1 unter Vermittelung gelenkiger Kuppelungen bewirkt, welche gestatten, die Walzenachsen ganz nach Bedarf mehr oder weniger schräg, enger zusammen oder weiter auseinander zu stellen. Demnach hängen Wandstärke und Weite des zu erzeugenden Rohrs außer von der Dicke des Rohstücks wesentlich von der Walzeneinstellung, bezw. von dem Durchmesser des verwendeten Dorns ab.

Fertige Rohre kann man auf dem in Fig. 1 abgebildeten Schrägwalzwerke noch aufweiten, indem man sie nach abermaliger Erhitzung wiederum zwischen die Walzen, nach entsprechender Einstellung derselben, einführt. Stärkere Erweiterungen werden jedoch von den Erfindern vorzugsweise auf einer zweiten Maschine, dem in Fig. 3 dargestellten Scheibenwalzwerke, ausgeführt. Die gleichfalls schräg gestellten Walzscheiben a und b bestehen aus stumpfen Kegeln, welche, wie die Walzen in Fig. 1 und

Digitized by Google

2, mit schneckenförmigen Treibwulsten ausgerüstet sind. Diese Scheiben erhalten eine entgegengesetzte, aber gleich

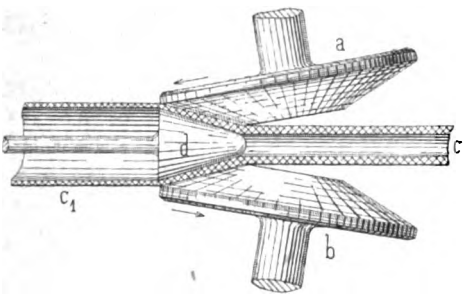


Fig. 3. Schematische Darstellung eines Mannesmann'schen Scheibenwalzwerkes.

schnelle Drehung, sodaß dieselben das zwischen sie gebrachte Rohr in Drehung versetzen und zugleich vorschieben. Hierbei kommt der kegelförmige Dorn d zur Mitwirkung, welcher derart zwischen die Walzen geschoben wird, daß er sich der Richtung des vorschreitenden Rohrs entgegenstellt und letzteres durch die Walzen über ihn hinweggestreift wird. Der Dorn, welcher sich mit dem Rohre dreht, wirkt hier gleichsam als dritte Walze.

Beim Bekanntwerden der Mannesmann'schen Patente wurde dem Verfahren der Vorwurf gemacht, daß es zu viel Betriebskraft erfordere. Es wurde berechnet, daß für die Herstellung eines 50—60 Millimeter weiten Rohrs etwa 2000 Pferdestärken aufzuwenden sein würden. Diese Berechnung ist zwar im allgemeinen richtig, doch darf nicht außer Acht gelassen werden, daß die zur Umwandlung eines massiven Blocks in Blech und zur nachherigen Rohrbildung nach alter Art erforderten Kräfte auf viel größerm Wege zu wirken haben, sodaß die Summe der für die Verschiebung der Stofftheilchen aufgewendeten Arbeit nahezu die gleiche ist, wie bei dem neuen Verfahren. Außerdem ermöglicht gerade die Kürze der erforderlichen Zeit (etwa 30 Secunden), eine übermäßige Stärke der Maschinen zu vermeiden, indem man die angesammelte Kraft in bekannter Weise mittels des Schwungrades aufspeichert, dessen Construction allerdings, um dem speciellen Zwecke zu genügen, im wesentlichen umgestaltet werden mußte. Die alten Schwungräder haben nämlich den Fehler, daß man nicht ohne Gefahr für ihre Haltbarkeit, wenn man ihnen nicht ungewöhnliche Maßverhältnisse geben will, ihre Umfangsgeschwindigkeit über ein gewisses Maß (40 Meter) steigern kann. Um diesem Uebelstande abzuhelfen, erhielt das neue Schwungrad für die Mannesmann'schen Walzwerke zunächst einen Armstern aus Schmiedeeisenstäben, welche sich tangential um die Nabe legen, sodaß sie nur auf Zug und Druck, nicht aber auf Biegung beansprucht werden. Sodann wurde der Radkranz aus Stahldraht in dichter Wickelung hergestellt, wodurch eine solche Festigkeit desselben erzielt wurde, daß die Umfangsgeschwindigkeit nunmehr unbedenklich bis auf 100 Meter erhöht werden kann. Auf diese Weise ist das Schwungrad befähigt, eine weit größere Arbeit als bisher aufzunehmen, bezw. abzugeben, und somit ist der erforderliche Aufwand an Betriebskraft bedeutend herabgesetzt. Die verhältnißmäßig kleine Dampfmaschine versorgt in den Arbeitspausen das Schwungrad gleichsam mit überschüssiger Kraft, ähnlich wie eine Pumpe den Accumulator eines hydraulischen Hebewerks mit Wasserdruck versorgt.

Ein anderes Hinderniß, das sich dem regelmäßigen Betriebe namentlich größerer Anlagen entgegenstellte, bestand in der Anordnung der Zahnrad-Uebersetzung. Um den Transport der erhitzten Blöcke vom Ofen nach dem Walzwerke, also möglichst schnell auf dem kürzesten Wege ausführen zu können, mußte man nämlich darauf verzichten,

Digitized by Google

das Schwungrad in der Längenrichtung der Walzenachsen oder parallel zu denselben aufzustellen, weil eben in dieser Richtung die Zuführung der Rohstücke zum Walzwerke zu geschehen hat, und sah sich somit zur Anwendung von Winkelrädern als Uebertragungsgetriebe genöthigt. Die gebräuchlichen Kegelräder, wenngleich aus bestem Stahlguß hergestellt, erwiesen sich jedoch bei den hohen Umdrehungszahlen (300 und mehr Touren in der Minute) nicht haltbar genug. Es gelang den Erfindern, durch ihre neuen „Flächendruckräder" — so genannt, weil bei ihnen die Zähne nicht geometrisch in einer Linie, sondern in einer beliebig großen Fläche aufeinanderpressen — die angedeutete Schwierigkeit zu beseitigen.

Von nicht geringerer Bedeutung war die Aufgabe, die Walzen und ihre Zuleitungswellen angemessen mit den festgelagerten Triebwellen zu kuppeln. Selbst bei dem einfachsten Blockwalzwerke waren vier Kuppelungen nothwendig, zwei für jede Walze, um eine weitgehende Verstellung sowol im Winkel als der Länge nach zu ermöglichen; dabei mußte, der großen Umdrehungsgeschwindigkeit wegen, die treibende Bewegung eine ganz gleichmäßige sein. Die mit Rücksicht auf diese Anforderungen hergestellte neue Kuppelung der Mannesmann'schen Walzwerke arbeitet mit vorzüglicher Genauigkeit, und nimmt nur so viel Raum ein wie eine gewöhnliche Klauenkuppelung.

Die nach dem Mannesmann'schen Verfahren erzeugten Rohre besitzen mehrere bemerkenswerthe Eigenschaften, welche sie für zahlreiche Anwendungen besonders geeignet machen. Unter dem Mikroskop erscheinen die Fasern des Materials schraubenförmig gelagert, wobei die innern eine stärkere Neigung als die äußern zeigen, wonach dieselben in Kreuzung übereinander liegen. Mit dieser Faserlagerung steht eine große Festigkeit des Rohrs in unmittelbarem Zusammenhange. In der That zeigen die Mannesmann-Röhren fünf- bis sechsmal soviel Widerstandsfähigkeit gegen innern Druck, wie gleichgroße geschweißte Rohre. Eine weitere Folge dieser günstigen Structurverhältnisse besteht darin, daß sich das fertige Rohr sehr gut weiter bearbeiten, biegen, bördeln, plattschlagen, auftreiben läßt, ohne im geringsten rissig zu werden. Andererseits bedingt die starke Verschiebung der Stofftheilchen, welcher das Arbeitsstück bei dem neuen Verfahren unterworfen wird, daß Fehler im Rohmaterial, insbesondere sogenannte unganze Stellen, Blasen und Querrisse, nicht zulässig sind, vielmehr zur Folge haben, daß das Stück bei der Durchwalzung zerbricht. Somit darf das Gelingen eines Rohrs zugleich als Probe auf die Güte des Rohmaterials gelten. Hieraus erklärt sich auch, warum Schmiedeeisen sich zu Mannesmann-Röhren nicht eignet; dasselbe hat in erhitztem Zustande zu geringe Festigkeit. Dagegen sind neben den verschiedenen Stahlsorten Kupfer, Deltametall, Heißmessing, auch Aluminium sehr wohl verwendbar. Begreiflicherweise hat die Beschaffung tadelloser Rohstücke für große Röhrenlieferungen ihre Schwierigkeiten. Die Unternehmer haben sich daher genöthigt gesehen, eigene Stahlöfen zur Erzeugung von Tiegel-, wie von Siemens-Stahl anzulegen, und erst nachdem dies geschehen war, konnte diejenige Regelmäßigkeit der Production innegehalten werden, welche für den Großbetrieb unerläßlich ist.

Gegenwärtig arbeiten nach dem neuen Verfahren vier Werke für Stahlröhren: das erste, die Mutterwerkstatt, in Remscheid, das zweite in Komotau (Böhmen), ein kleineres in Bous bei

Digitized by Google

Saarbrücken und ein sehr großes in Landore (Wales); ein fünftes, für Kupferröhren bestimmt, ist von Gebrüder Heckmann in Duisburg errichtet worden. Das Absatzgebiet dieser Werke reicht schon heute weit über Europa hinaus.

Was die Verwendung der nach dem neuen Verfahren hergestellten Röhren betrifft, so ist diese schon jetzt außerordentlich mannichfaltig. Dieselben dienen zu Wasserleitungen, Druckluftleitungen, Gasleitungen, ferner als Feuerrohre für Dampfkessel, als Heizröhren, als Telegraphenstangen, als Triebwellen und sonstige Maschinentheile, ja selbst im Brückenbau können sie sowol in runder als in rechteckiger Form praktische Bedeutung erlangen. Auch im Eisenbahnwesen können diese Röhren Anwendung finden als Wagenachsen oder indem man ihnen eine für Schienen geeignete Querschnittsform gibt. Da die neuen Röhren das Ausarbeiten auf der Ziehbank gut aushalten, lassen sich dieselben endlich noch als Gewehrläufe, Lanzen, Fuhrwerkstheile, welche sehr leicht und doch stark sein sollen, benutzen.

Unstreitig handelt es sich hier um eine Erfindung von weitgehender Bedeutung, welche in der gesammten Technik durchgreifende Wandlungen hervorzubringen berufen ist. Wie weit der Einfluß dieser Wandlungen auf die einzelnen Industriezweige sich erstrecken wird, ist vorläufig noch nicht abzusehen, doch darf als feststehend gelten, daß dieselben infolge dessen einen noch vor wenigen Jahren ungeahnten Aufschwung nehmen werden.

Todtenschau.

Bilders (Johannes Warnardus), holländischer Landschaftsmaler (geb. 1811), starb im November d. J.

Boucicault (Dion), englischer Dramendichter (geb. 1822), starb 18. Sept. d. J. in Neuyork.

Burton (Sir Richard Francis), Forschungsreisender, der Entdecker des Tanganyikasees, zuletzt englischer Consul in Triest (geb. 1821), starb daselbst 20. Oct. d. J.

Castelnau (C.), französischer Divisionsgeneral, theilte als Adjutant Napoleon's III. dessen Gefangenschaft in Wilhelmshöhe (geb. 1814), starb 2. Nov. d. J. in Paris.

Courtmans (Johanna Desideria), geb. Berchmans, vlämische Dichterin, (geb. 1811), starb 22. Sept. d. J. zu Maldeghem in Belgien.

Cox (Joh. Edmund), theologischer und historischer Schriftsteller (geb. 1812), starb 1. Nov. d. J. in London.

Drechsler (Gustav), seit 1889 Curator der Universität Greifswald, früher Professor der Landwirthschaft daselbst (geb. 1833), starb dort 14. Oct. d. J.

Ellis (Alexander John), berühmter englischer Philolog (geb. 1814), starb 28. Oct. d. J. in London.

Esterházy von Galantha (Moritz, Graf), österreichischer Staatsmann, Minister in den Cabineten Schmerling und Belcredi (geb. 1807), starb 8. Nov. d. J. zu Pirna.

Grävenitz (Hermann von), Reichsgerichtsrath a. D., früher freiconservatives Mitglied des Deutschen Reichstages (geb. 1815), starb 25. Oct. d. J. in Leipzig.

Hann von Weyhern (Otto Ru-

Digitized by Google

dolf Benno), General der Cavalerie und Chef des Husarenregiments Fürst Blücher von Wahlstatt (Pommersches Nr. 5), bis 1880 commandirender General des 2. preußischen Armeecorps (geb. 1808), starb in Frankfurt a. O. 2. Nov. d. J.

Hube (Romuald, Edler von), polnischer Rechtsgelehrter (geb. 1803), starb in Warschau im September d. J.

Napiersky (Leonhard von), bedeutender Forscher auf dem Gebiete des rigaschen Rechts, Vorsitzer der Gesellschaft für Geschichte der Ostseeprovinzen in Riga (geb. 1818), starb daselbst 23. Oct. d. J.

Nehrhoff von Holderberg (Gustav Erwin), sächsischer General der Infanterie z. D., früher Stadtcommandant von Leipzig (geb. 1808), starb in der Nacht zum 13. Nov. d. J. in Laubegast.

Nußbaum (Johann Nepomuk von), berühmter Chirurg, ordentlicher Professor an der Universität München (geb. 1829), starb daselbst 31. Oct. d. J.

Tschichatschew (Peter von), russischer Gelehrter, verdient namentlich um die geognostische und botanische Erforschung Kleinasiens (geb. 1812), starb 13. Oct. d. J. in Florenz.

Verlat (Charles), belgischer Historien- und Thiermaler, Director der Kunstakademie in Antwerpen (geb. 1824), starb 24. Oct. d. J. daselbst.

Vogelsang (Karl, Freiherr von), Chefredacteur des wiener „Vaterland" (geb. 1820), starb in Wien am 8. Nov. d. J.

Verzeichniß der Mitarbeiter

zum zweiten Bande des Jahrgangs 1890.

Alsberg, Moritz. 461.
Bendt, Franz. 191. 383.
Berdrow, W. 35.
Bienemann, Friedrich. 94.
Bormann, Walter. 51.
Diercks, Gustav. 352.
Ehrlich, E. 21.
Engelnstedt, N. von. 497.
Fleischmann, Adolf. 336.
Fränkel, Ludwig. 90.
Fuld, Ludwig. 287. 332.
Gottschall, Rudolf von. 376.
Gregorovius, Ferdinand. 134.
Henckel, Wilhelm. 399.
Hildeck, Leo. 385. 481.
Hirschfeld, Gustav, Professor. 1.
Kraepelin, E., Professor. 206.
Kurth, Paul. 225.
Lahn, A. von der. 524.
Lemmermayer, Fritz. 317.
Mahrenholtz, Richard. 265.
Martens, Heinrich. 65.
Maschke, Richard. 110.
Miaskowski, August von, Professor. 449.
Müller, Wilhelm. 237.
Münz, Bernhard. 558.
Muyden, G. van. 220.
Oberkamp, O. von. 97. 193.
Pernerstorfer, Engelbert. 80.
Petermann, Reinhard E. 366.
Petersen, Friedrich Carl. 543.
Rüttenauer, Benno. 289.
Schwicker, J. H., Professor. 166.
Seefeld, Karl. 180.
Spielmann, C. 275. 536.
Teutsch, Fr. 381.
Uhland, W. H. 567.
Vogel, Walther. 305.
Wolff, Emil. 417.
Zernin, Hauptmann. 434.
Anonym. 141. 173. 474. 562.

Digitized by Google

Register

zum zweiten Bande des Jahrgangs 1890.

Die mit * bezeichneten Namen befinden sich unter der Rubrik „Todtenschau".

*Abeken, Christian Wilhelm Ludwig von. 480.
Abessinien und die abessinische Frage. Von C. Spielmann in Wiesbaden. 275.
*Alecsandri, Basil. 96. 384.
Alpengrenze, Die französisch-italienische, und ihre Vertheidigung. (Mit einer Karte.) Von N. von Engelnstedt. 497.
Antike, Die, in der Gegenwart. Von Richard Maschke. 110.
Antisklaverei-Conferenz, Die brüsseler. Von M. 173.
Armenrecht, Das, und seine Verwirklichung in Deutschland. Von Adolf Fleischmann in München. 336.
*Arnold, Christian Friedrich. 96.

*Baccarini, Alfredo. 480.
*Barkly, Arthur Cecil Stuart. 480.
*Bauernfeld, Eduard von. 288.
Bauernfeld, Eduard von. Von Rudolf von Gottschall. 376.
*Bentheim, Ludwig Wilhelm, Fürst zu Bentheim-Bentheim und Bentheim-Steinfurt. 480.
*Bernstorff, Graf Bechtold von. 288.
*Bilders, Johannes Warnardus. 572.
*Boucicault, Dion. 572.
*Brassin, Leopold. 288.
*Buijs-Ballot, Christoph Heinrich Dider. 288.
*Bulmerincq, August von. 288.
*Bunge, Alexander von. 288.
Bürgerliches Gesetzbuch, s. Entwurf, Der, eines Bürgerlichen Gesetzbuchs.
*Burton, Sir Richard Francis. 572.

*Carnarvon, Henry Howard Molyneux Herbert, Lord. 192.
*Castelnau, C. 572.
*Charton, Edouard Thomas. 288.
*Chatrian, Alexandre. 384.
Coch, Georg Theodor, s. Postsparkasse, Der Begründer der österreichischen.
*Cope, Charles West. 480.
*Courtmans, Johanna Desideria. 572.
*Cox, Joh. Edmund. 572.
Darwin, s. Zur neuern Ausgestaltung der Lehre Darwin's.
Denkwürdiges. 94. 191. 287.
*Deppe, Ludwig. 480.
Deutschland, s. Armenrecht, Das, und seine Verwirklichung in Deutschland; Entwurf, Der, eines Bürgerlichen Gesetzbuchs; Krankenpflege, Die Freiwillige, im Kriege; Preußen und Deutschland in den Jahren 1887 bis 1890; Strafproceßordnung, Eine, für das deutsche Heer.
*Dinder, Julius. 96.
Dramatik, s. Wildenbruch's Dramen.
*Drechsler, Gustav. 572.

*Ebert, Adolf. 192.
*Edel, Karl von. 480.
Eisenbahnfahrpreise, Die. Von G. van Muyden. 220.
Elektrische Beleuchtung, Die, durch Centralstationen und die Unfallverhütung. Von W. Berdrow, Ingenieur. 35.
*Ellis, Alexander John. 572.
*Engel, Joh. Daniel Friedrich. 96.
Entwurf, Der, eines Bürgerlichen Gesetzbuchs und die socialpolitischen Bestrebungen der Gegenwart. Von Dr. E. Ehrlich in Wien. 21.
*Erbstein, Heinrich Albert. 192.
Erdkunde, Fortschritte in der mathematischen. Von Friedrich Bienemann. 94.
*Esterházy von Galantha, Moritz, Graf. 572.

Federzeichnungen aus Kölns Vergangenheit und Gegenwart. Von Paul Kurth. 225.
Fluch, Der, eines großen Namens. Von Dr. Bernhard Münz. 558.
Frankreich, s. Alpengrenze, Die französisch-italienische, und ihre Vertheidigung; Romane, Neuere französische; Rousseau, Jean Jacques.
*Fransecky, Eduard Friedrich von. 96.
Franzosen, die heutigen, s. Rousseau, Jean Jacques, im Urtheile der heutigen Franzosen.
*Frémont, John Charles. 288.

Digitized by Google

*Gentz, Wilhelm. 480.
*Gontaut-Biron, Vicomte de. 96.
Gosche, Richard. Ein Charakterbild von Ludwig Fränkel. 90.
Goethe, Wolf, s. Fluch, Der, eines großen Namens.
*Grad, Charles. 192.
*Grävenitz, Hermann von. 572.
*Grégoir, Edouard. 288.
*Gresley, Henri François Xavier. 96.
*Grieben, Hermann. 480.

*Hann von Weyhern, Otto Rudolf Benno. 572.
*Hansen, Heinrich. 288.
Heer, das deutsche, s. Strafproceßordnung, Eine, für das deutsche Heer.
*Hein, Franz, Freiherr von. 288.
*Henckel von Donnersmarck, Karl Hugo Lazarus Anton, Graf. 480.
*Hergenröther, Joseph von. 480.
*Heyfelder, Oskar. 96.
*Hiltensperger, Johann Georg. 96.
*Hirn, Gustav Adolf. 288.
*Hoff, Karl. 96.
*Hofmann, Konrad. 480.
*Hube, Romuald, Edler von. 573.
*Huß, Magnus von. 96.
Hypnotismus, Der. Von Professor E. Kraepelin in Dorpat. 206.

Italien, s. Alpengrenze, Die französisch-italienische, und ihre Vertheidigung.

*Kaffsack, Joseph. 384.
*Karr, Alphonse. 480.
*Keil, Christian. 192.
*Keller, Gottfried. 192.
Keller, Gottfried. Von Fritz Lemmermayer. 317.
Kennan, George, und die Nihilisten. Von einem Russen Ostsibiriens. 141.
*Kietz, Ernst Benedict. 96.
*Koller, Alexander, Freiherr von. 192.
Köln, s. Federzeichnungen aus Kölns Vergangenheit und Gegenwart.
Krankenpflege, Die Freiwillige, im Kriege. Von Walther Vogel. 305.
Kunstausstellungen, Ueber. Von S. 474.

*Leitner, Karl Gottfried Leopold, Ritter von. 192.
Lesseps, Ferdinand von. Eine biographische Skizze von Karl Seefeld. 180.
*Liebrecht, Felix. 288.
*Löwe, Feodor Franz Ludwig. 192.
*Löwig, Karl Jakob. 288.
*Lutz, Johann, Freiherr von. 384.

Mannesmann, Gebrüder, s. Rohrwalzverfahren, Das, der Gebrüder Mannesmann.
*Marbach, Gotthard Oswald. 288.
Marceau's Asche. Zur Klarstellung historischer Thatsachen. Von E. Spielmann in Wiesbaden. 536.
*Mazuranić, Iwan. 288.
Montserrat, Ein Ausflug nach dem. Von Professor Dr. Gustav Hirschfeld in Königsberg. 1.
*Müller, Andreas Joh. Jak. H. 96.
München, s. Schauspielreform, Die münchener.

*Napiersky, Leonhard von. 573.
*Nasmyth, James. 96.
*Nathusius-Neuhaldensleben, Heinrich von. 480.
*Nehrhoff von Holderberg, Gustav Erwin. 573.
*Neßler, Victor. 96.
*Newman, John Henry. 288.
Novellen:
Hildeck, Leo. Der goldene Käfig. 385. 481.
Oberkamp, O. von. Prinzessin Schneeflocke. 97. 193.
Rüttenauer, Benno. Die Urahne. 289.
*Nußbaum, Johann Nepomuk von. 573.

Offizierstypen, Russische. Mitgetheilt von Hauptmann Zernin. 434.
Oesterreich, s. Postsparkasse, Der Begründer der österreichischen; Zum zehnjährigen Bestande des Deutschen Schulvereins in Oesterreich.
*Otte, Christoph Heinrich. 384.

Passionsspiel, Das römische, im Mittelalter und in der Renaissance. Von Ferdinand Gregorovius. 134.
*Pejacsewicz von Veröcze, Nikolaus, Graf. 192.
Pessimismus, s. Zeitbetrachtungen, Pessimistische.
*Peters, Christian Heinrich Friedrich. 288.
*Pfizer, Gustav. 288.
Physik, Fortschritte in der. Von Franz Bendt. 191.
Temperaturmessungen.
Abnahme der Geschwindigkeit des Schalles bei sinkender Temperatur.
Entstehung der Luftelektricität.
Bodentemperatur, verglichen mit den Witterungsverhältnissen und ihren Schwankungen.
Physik, Fortschritte in der. Von Franz Bendt. 383.
Die Fortpflanzung des Magnetismus im Eisen.
Das Dalton'sche Gesetz.
Die Nasenvocale.
Das mechanische Aequivalent des Lichtes.
*Polignac, Jules Armand Jean Melchior, Herzog von. 96.
Postsparkasse, Der Begründer der österreichischen. Von Dr. —r. 562.
*Pressel, Gustav. 288.

Digitized by Google

Preußen und Deutschland in den Jahren 1887 bis 1890. Von Wilhelm Müller. 237.
*Putlitz, Gustav Gans Edler von und zu. 384.

Reichsgesetzgebung, Deutsche. Von Ludwig Fuld. 287.
*Reutern, Michael, Graf. 384.
*Riggenbach, Johannes. 384.
*Rodich, Gabriel, Baron von. 96.
Rohrwalzverfahren, Das, der Gebrüder Mannesmann. (Mit drei Abbildungen). Von W. H. Uhland. 567.
Rom, s. Passionsspiel, Das römische.
Romane, Neuere französische. Von Friedrich Carl Petersen. 543.
Rousseau, Jean Jacques, im Urtheile der heutigen Franzosen. Von Richard Mahrenholtz. 265.
Rußland, s. Kennan, George, und die Nihilisten; Offizierstypen, Russische.

*Saffi, Aurelio, Graf. 96.
Schauspielreform, Die münchener. Von Walter Bormann. 51.
*Schiffmann, Julius. 288.
*Schmidt, Ferdinand. 288.
*Schmidt, Oswald. 288.
Schnee, Der. Von Reinhard E. Petermann. 366.
*Schreiber, Friedrich von. 192.
Schulverein, Deutscher, in Oesterreich, s. Zum zehnjährigen Bestande des Deutschen Schulvereins in Oesterreich.
Schweden und seine neue Wirthschaftspolitik. Von Heinrich Martens. 65.
*Schweitzer, Philipp Eduard Wilhelm. 96.
Siebenbürger Sachsen, Das neue politische Programm der. Von Professor Dr. J. H. Schwicker, Mitglied des ungarischen Reichstages in Budapest. 166.
Siebenbürger Sachsen, Das „neue" politische Programm der. Von Dr. Fr. Teutsch, Seminardirector in Hermannstadt. 381.
Socialpolitische Bestrebungen, s. Entwurf, Der, eines Bürgerlichen Gesetzbuchs.
Spanien von 1887 bis 1890. Von Gustav Diercks. 352.
Ssaltykow-Schtschedrin, M. J. Von Wilhelm Henckel. 399.
*Steffeck, Karl. 288.
*Stein, Lorenz von. 480.
Stein, Lorenz von. Von Professor August von Miaskowski in Wien. 449.
*Stiernwall-Wallén, Emil Baron. 480.
*Stoll, H. W. 192.
*Stöpel, Franz. 192.
Strafproceßordnung, Eine, für das deutsche Heer. Von Ludwig Fuld. 332.

Todtenschau. 96. 192. 288. 384. 480. 572.
*Tschichatschew, Peter von. 573.

Unfallverhütung, s. Elektrische Beleuchtung, Die, durch Centralstationen und die Unfallverhütung.

*Verlat, Charles. 573.
*Vogel, Alfred. 480.
*Vogelsang, Karl, Freiherr von. 573.

*Wachsmuth, Rudolf. 288.
*Wagenmann, Julius. 384.
*Wassiltschikow, Alexander. 192.
*Wedell-Malchow, Friedrich von. 96.
*Wiener, Wilhelm, Ritter von. 192.
Wildenbruch's Dramen, Die Gestaltung der Handlung und die Technik in. Von Emil Wolff. 417.

Zeitbetrachtungen, Pessimistische. Von A. von der Lahn. 524.
Zum zehnjährigen Bestande des Deutschen Schulvereins in Oesterreich. Von Engelbert Pernerstorfer, Mitglied des österreichischen Abgeordnetenhauses. 80.
Zur neuern Ausgestaltung der Lehre Darwin's. Von Dr. med. Moritz Alsberg. 461.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Friedrich Bienemann in Leipzig.
Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

UNIVERSITY OF MICHIGAN
3 9015 07604 8209

Digitized by Google

Digitized by Google